Grec/Lit
B

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Bruno Hake

Band CLXI

(Oktober — November — Dezember 1914)

1643971
2918121

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Castor & Co. — Budapest, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Socec & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Co. — Lyon, H. Georg. — Madrid, Libreria nacional y extranjera. — Mailand, U. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Gesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — Petersburg, Gesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krahe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — Shanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — Yokohama, Geiser & Gilbert. Winckler & Co. — Zürich, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel & Wurzel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 161

Inhaltsverzeichnis

zum

Hunderteinundsechzigsten Bande (Oktober — Dezember 1914).

	Seite
An unsere Leser!	
Friedrich Lenz. Die geschichtlichen Voraussetzungen des modernen Krieges	1
Wilhelm Schäfer. Lebenstag eines Menschenfreundes. Roman. I	38
Bernhard Schwertfeger. Vom Wiener Kongreß. Briefe des Oberstleutnants v. Thile an den Kriegsminister v. Boyen während des Kongresses 1814/15. Nach den Originalen herausgegeben. I	64
Jakob Schaffner. Paris	90
Georg Minde-Pouet. Neue Briefe Heinrich v. Kleists	112
Hermann Burte. Das Wort des Prinzen zur Lippe	127
Graf Ilja Tolstoi. Meine Erinnerungen. I	129
Herman v. Petersdorff. Das Werk des Feldmarschalls Goltz über die Kriege Wilhelms I.	148
Carl Krebs. Neue Musikliteratur	152
Literarische Notizen	156
Literarische Neuigkeiten	160
Wilhelm Schäfer. Lebenstag eines Menschenfreundes. Roman. (Fortsetzung) II	161
Bernhard Schwertfeger. Vom Wiener Kongreß. Briefe des Oberstleutnants v. Thile an den Kriegsminister v. Boyen während des Kongresses 1814/15. Nach den Originalen herausgegeben. II (Schluß)	193
Hermann Gunkel. Was haben wir am Alten Testament?	215
Friedrich Lenz. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen des modernen Krieges. I	242
Adolf Strümpell. Körperliche und sittliche Kraft im Kriege	267
Graf Ilja Tolstoi. Meine Erinnerungen. (Fortsetzung) II	274
Wolfgang Michael. Englands Politik und seine Streitmacht zu Lande	297
E. W. Deutschlands auswärtige Politik	314
Literarische Notizen	318
Literarische Neuigkeiten	320

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

Hermann Hesse. Knulps Ende. Erzählung 321
Emil Ermatinger. Neue Briefe aus Gottfried Kellers Frühzeit. Mitgeteilt 342
Wilhelm Schäfer. Lebenstag eines Menschenfreundes. Roman. (Fortsetzung) III 373
Frederico Hermanin. Die neuesten Ausgrabungen und Entdeckungen auf dem Palatin 406
Friedrich Lenz. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen des modernen Krieges. (Fortsetzung) II 418
Mela Escherich. Lukas Cranach 446
Graf Ilja Tolstoi. Meine Erinnerungen. (Fortsetzung) III . . 462
Weihnachtliche Rundschau 473
Literarische Notizen 478
Literarische Neuigkeiten 480

Die geschichtlichen Voraussetzungen des modernen Krieges[1]).

Von

Friedrich Lenz.

Die umfassende Bedeutung, welche dem Kriege und der technischen Idee als zwei bestimmenden Faktoren jedes gesellschaftlichen Lebens zukommt, läßt sich unmöglich festlegen, solange nicht eine abschließende Einsicht in den geschichtlichen und philosophischen Zusammenhang beider gewonnen ist. An dieser aber fehlt es uns bislang, freilich in verschiedenem Maße und aus verschiedener Veranlassung. Die Wissenschaft der Technik hat auf die Erforschung ihres Stammbaums bisher wenige Mühe nur verwenden können, denn ihr unerhörter Triumphzug durch das vergangene Jahrhundert verbot müßiges Rückschauen und nutzloses Vergleichen, während die Wissenschaft vom Kriege zwar aus dem Fortschreiten der Technik Nutzen zog, doch ihre eigenen Siege und Überlegungen viel unmittelbarer an glorreiche Vergangenheit knüpfen konnte, so daß den meisten heute die militärische Laufbahn nach wie vor der älteste und vornehmste Beruf ist, wogegen der Ingenieur die Anerkennung seines Wirkens in der überkommenen Ordnung der Dinge noch nicht voll verwirklicht findet. Umgekehrt droht in einer künftigen Rangordnung des öffentlichen Bewußtseins der Krieg jene Wertschätzung einzubüßen, die ihm nach dem Grade seiner heutigen Wirksamkeit für immer zusteht; das Wachstum der technischen Idee dagegen scheint mehr und mehr mit dem Zunehmen ökonomischer und humanitärer Strebungen gleichgesetzt zu werden. Viele verdammen den Krieg der Opfer wegen, welche unsere wie jede Waffentechnik fordert, aber sie preisen nicht weniger unbedingt die Segnungen einer Friedenstechnik, welche dem neuen Deutschen Reich allein im Bergbau mehr der Söhne entrissen hat als jener Kampf, auf dem die Einheit und die Blüte des Vaterlandes ruht. Fielen doch im deutsch-französischen Kriege auf unserer Seite 28000 Mann, nicht weniger Todesopfer jedoch forderte unsere gesamte wirt-

[1]) Der vor dem Kriege niedergeschriebene Aufsatz will aus Krieg und Technik, als den zwei Grundformen und Hauptmitteln unserer Herrschaft über diese Welt, die geschichtsphilosophische Notwendigkeit des Kampfes ableiten; damit bildet die Abhandlung das erste grundlegende Kapitel eines größeren Werkes über Krieg und Wirtschaft. Ein zweites Kapitel behandelt die wirtschaftlichen Voraussetzungen des modernen Krieges.

schaftliche Arbeit allein in den drei Jahren 1909 bis 1911; seit 1886 zählen wir an 200000 in ihrem Beruf unmittelbar tödlich Verunglückte, gegen 41000 im Felde und an Krankheiten Gestorbene des letzten großen Krieges. Solcher Unsicherheit des Urteils gegenüber mag ein allgemeiner Überblick der Beziehungen zwischen Krieg und Technik einmal am Platze sein, wennschon die Kenntnis des einzelnen ihm fehlen sollte; bieten doch sämtliche Disziplinen der Gesellschaftswissenschaften Unterstützung und Kontrolle[1]). Wir fragen also: Welche grundsätzlichen Zusammenhänge bestehen zwischen Krieg und Technik? Wie hat ihr geschichtliches Verhältnis sich gewandelt? Welche Wirkung vermögen demnach beide auf unsere Gegenwart zu üben?

I.

Zunächst ergibt sich eine grundsätzliche Verwandtschaft beider Begriffe, die allerengster Art ist. Krieg und Technik sind die letzten Bestimmungsgründe, auf welche alles gesellschaftliche Werden sich beziehen läßt. „Das Naturgesetz, daß der Mächtigere herrsche," ist schon in einem Teil der älteren Rechtsphilosophie, sodann bei Carl Ludwig v. Haller zum Ausgang der gesellschaftlichen Entwicklung gesetzt worden; und wenn wir es seiner fälschlich nach innen gewandten, antisozialen Schroffheit entkleiden, können wir auch vom Standpunkt der modernen Staatsauffassung aus das Machthaben über Menschen als das im Kriege nur potenzierte dauernde Kennzeichen jeder Staatsbildung ansehen — wie denn Haller schon vor Ranke darauf den klassischen Satz neu geprägt hat: daß ein Staat „nur durch die Fortdauer derjenigen Kräfte erhalten wird, durch welche er geschaffen worden"[2]). Herrschaft des Menschen über die Natur und ihre Kräfte aber ist der Inbegriff alles technischen Vermögens; „die äußere Natur menschlichen Zwecken dienstbar zu machen", seit jeher das Streben technischer Wissenschaft. Gewiß entspricht jedem Herrschen ein Beherrschtwerden, und die bleibende Abhängigkeit auch des Herrschenden von fremder Menschen- und Naturkraft ergänzt notwendig das Bild des politisch-militärischen wie des ökonomisch-technischen Geschehens; wir können das Maß unserer Abhängigkeit von Klima, Lage und Beschaffenheit des Bodens nur begrenzen, nicht beseitigen, und sind in

[1]) Zum Folgenden vgl. Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, Bd. I. S. auch Breysig, Urgeschichte der Menschheit. Buckle, Geschichte der Zivilisation in England. Noiré, Das Werkzeug. Zschimmer, Philosophie der Technik. C. Matschoß, Staat und Technik (Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, 1911). Crain, Weltanschauung und Technik (Technik und Wirtschaft, 1914, Heft 7).

[2]) v. Haller, Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, 1808, Seite 179. Vgl. ferner Hegel, Die Verfassung Deutschlands (Philosophische Bibliothek, Bd. 144), Ranke, Die großen Mächte.

seiner Nutzung immer von dem guten Willen, den Interessen und der Kraftentwicklung unserer Mitarbeiter, Nachbarn, Freunde oder Feinde abhängig. Aber als gestaltendes Prinzip, das jene Abhängigkeiten zum Mittel eigener Zwecke nimmt, erscheint die Herrschaft über Natur und Menschen, die Dienstbarmachung ihrer Kräfte für gesellschaftliche Aufgaben als Anbeginn und Hebel jedes Fortschritts[1]). Herrschaft wird nicht erworben ohne den Nachweis zwingender Überlegenheit, die alle schwächeren Kräfte der eigenen überlegenen Leitung unterwirft; Kampf ist der Vater aller Dinge des gesellschaftlichen Lebens. Kampf und Sieg über die Naturkraft verdanken wir der Technik, Kampf und Sieg über die Menschenkraft dem Kriege. Auf diesen beiden Pfeilern ruht somit das ganze Gebäude unserer gesellschaftlichen Existenz. Die Gesellschaftswissenschaft, welche das Entstehen und die Fortbildung dieser Machtverhältnisse behandelt, schließt somit zu Unrecht die „bloße Technik" von ihren Betrachtungen vielfach aus, wenigstens diesseits der Urgeschichte. Technik ist gesellschaftlich angewandte Naturwissenschaft, im Unterschied zur unverwandelten Natur nur innerhalb des sozialen Zusammenhanges denkbar und sinnvoll; auch erschöpft die heute vorwiegende Beziehung der Technik auf das wirtschaftliche Bedürfnis keineswegs den ganzen Umfang ihrer Wirksamkeit und berührt die Selbständigkeit ihrer Ideen und Methoden keineswegs — die Dolmengräber und die Pyramiden wie die Zeppeline und Siemens' Schnelltelegraph bieten beliebige Belege.

Die ersten Werke monumentaler Technik in den Flußtälern Mesopotamiens und Ägyptens wie auf den Hochebenen Mittelamerikas sind nach dem Machtgebot der Könige und ihrer Fronvögte von Scharen unterjochter Arbeiter mit allereinfachsten Hilfsmitteln errichtet worden. Menschenbeherrschung in der patriarchalisch strengen Familienverfassung wie in einer despotisch strengen Staatsorganisation ist die Voraussetzung jeglicher Naturbeherrschung, ermöglicht die grundlegenden ersten Errungenschaften jeder häuslichen wie öffentlichen Technik. Entsprechend hat sich auch die jüngste große Epoche technischen Aufschwunges in der Herrschaftsform der freien arbeitsteiligen Unternehmung vollzogen, während die mehr genossenschaftlichen Zeiten der Gentil- und Zunftverfassung dem Wirksamwerden technischer Gedanken weniger günstig scheinen. Die Grundherrschaft, nicht die Dorfgenossenschaft hat in der Gutsherrschaft die erste für den Markt produzierende Unternehmung geschaffen und darum zunächst die bäuerliche wie später jede genossenschaftliche Verfassung eingeengt; nur eine hierarchische Ordnung vermochte durch Drill und Sub-

[1]) Vgl. Ed. Spranger, Lebensformen, über den „Machtmenschen" als subjektiven Typus des Herrschaftsstrebens. Nur unterschätzt auch Spranger den originalen, von der wirtschaftlichen Verwertbarkeit unabhängigen Eigenwert technischer Geistesarbeit; der Siemenssche Schnelltelegraph ist keine verfehlte Konstruktion, weil seine Leistungsfähigkeit heute noch dem Bedarf voraneilt, und ebenso steht es mit vielen Ergebnissen der technischen Chemie (Zucker aus Zellulose, künstlicher Kautschuk).

ordination das moderne Heer zu schaffen, die Schußzahl eines Vorderladers bis auf sechs in der Minute zu steigern. Ohne Unterwerfung, ohne eine primitive Arbeitsteilung keine entscheidenden Siege der Technik über die Natur; ohne Unterordnung, ohne eine noch so lockere Disziplin aber auch kein entscheidender Sieg der Kriegskunst über den Menschen[1]). Zugleich mit den Kriegerkasten des frühen Altertums treten die ersten sozialen Scheidungen der Gesellschaft auf. Noch die politische und die Wirtschaftsverfassung der griechischen Stadtstaaten wie des römischen Imperiums ruhen auf dem Unterschied von herrschenden und unterworfenen Klassen. Das Mittelalter kennt in Hörigen und Freien die feste Grundlage jeder wirtschaftlichen Tätigkeit. Erst das 19. Jahrhundert hat mit der formellen Freiheit des Arbeitsvertrages und des Arbeiters unserer Organisation der Naturbeherrschung grundsätzlich jede öffentlichrechtliche Beimischung entzogen und die wirtschaftliche Ausbeutung der nunmehr voll unterworfenen Naturkraft mit insoweit glänzendem Erfolge der privaten Unternehmung anvertraut. Was dabei im Innenverhältnis ungelöst geblieben und neuentstanden ist, bildet den Inhalt der sozialen Frage einschließlich der Wohnungsfrage. Die Organisation des Kriegswesens hat ganz im Gegensatz heute ihre letzten privatrechtlichen Bestandteile abgestreift[2]).

Dabei verlangt nach wie vor innerhalb der staatlichen Armee wie innerhalb der privaten Unternehmung die gesteigerte Herrschaftsgewalt ein analoges und der Unterwerfung entsprechendes Maß sozialer Fürsorge. Mit diesen Maßgaben besteht auch unser jetziges Reich und Volk dadurch, daß es im Kampfe wider seine Feinde, wie im Kampf mit der Naturgewalt, Sieger geblieben ist und diesen Sieg unter sich relativ verschlechternden Bedingungen nur behaupten kann durch fortgesetzte Anspannung aller seiner militärischen und technischen Energie.

Krieg und Technik sind somit die Schöpfer und Bürgen jedes Machthabens über die Umwelt; sie sind damit die Werkzeuge und Erhalter der spezifischen Machtorganisation des Staates und seiner Rechtsordnung nach ihrer öffentlichen und privaten Seite. Wohl gab es auch in unserer Geschichte eine Zeit, in der alles Recht an die Person gekettet war und ihr mit in die Fremde folgte, da Stamm und Volk den Schauplatz häufig wechselten und die Furche ihres Daseins nur leichthin in den Boden zogen. Es sind die Stufen schwächerer Kriegskunst und unvollkommener Naturbeherrschung, auf denen je nach Anlage und äußerer Bedingtheit die Ureinwohner Nord- und Zentralasiens, Nord- und Südamerikas sowie Australiens und der arktischen Regionen bis zum Zusammenprall mit stärkeren Nationen

[1]) Andeutungen des obigen Gedankens „über den Zusammenhang von Staats- und Maschinenwesen" finde ich bei dem im Technischen meist irregehenden Buch von Kapp, Philosophie der Technik, 1877. Vgl. S. 334 ff. über die „Disziplin" der Maschine wie des Heeres, über die „Unterordnung" als das Fundament aller staatlich-militärischen wie technischen Entwicklung.

[2]) Vgl. Sombart, Krieg und Kapitalismus, S. 27 33.

stehen geblieben, auf welche unter kriegerischer Drangsal die alten Halbkulturen der Nil- und Euphratländer zeitweise zurückgesunken sind. Wo aber immer Seßhaftigkeit jenen barbarischen Zustand des Nomadentums oder des primitiven Hackbaus abschließt, da vergehen die Spuren der älteren Bildungen, gewinnt das menschliche Beieinanderleben über Zeit und Ort hinaus dauernde Form. Der Boden wird in Eigentum und Erbe zum Träger jedes Haushalts und Erwerbes, er wird als militärische Grenze und als Verwaltungseinheit nicht weniger Träger des sich über jenen wölbenden Staatsgebäudes. Jetzt erst fesselt der Pflug den Ackerbauer für immer an die Scholle, finden die Gewerbe im Schutz der Siedelungen zunehmende Pflege. Herrschaft über den Boden, Seßhaftigkeit selbst des Handels statt notgedrungenen Umherschweifens, sie ist das Werk der Technik! Sie vergrößert und befestigt den Bereich der Schwertherrschaft, deren Wahrung nun einen dauerhaften Bezirk friedlich bürgerlicher Tätigkeit umhegt; sie wandelt den Wohnplatz zur Heimat um, und indem sie das bewegliche Haus dem Boden fest verbindet, diesen immer intensiver aus dem Gemeineigentum herauslöst und damit der Fahrnishabe wachsende Bedeutung sichert in Stadt und Land, schafft die Technik erst ein deutsches Land mit national umfriedeter Eigenart — Deutschland. Und gibt nicht heute, wo doch das „kapitalistische" Jahrhundert dem Mobiliarbesitz und dem Verkehr mit vertretbaren Dingen über Erwarten günstig sich erwiesen hat, der Boden und das Bodenrecht immer noch erhöhte soziale Macht den Klassen seiner Eigentümer oder Gläubiger, den „Junkern" wie den Konzernen der großen Banken? Bleibt nicht aller wirtschaftliche Fortschritt, den die Wissenschaft der Technik bieten kann, in Nahrung, Kleidung und Wohnung dauernd abhängig von dem vorhandenen Boden, dem damit das rechtliche und ökonomische Monopol gegenüber drei Vierteln des menschlichen Bedarfs zusteht?

Die technisch-wirtschaftliche Herrschaft über ein Stück Erdfläche, welche dessen Bewohner und Besucher der dort geltenden Rechtsordnung ohne weiteres unterwirft, ist also zugleich von staatsrechtlichem und politisch-militärischem Belang als ein wesentliches Kennzeichen wenigstens jedes modernen Staatswesens. Erst in der Verbindung eines Volkes mit einem abgegrenzten Stück Erdoberfläche ergibt sich der heute geltende Begriff des Staates, dem damit technische Voraussetzungen eignen. Krieg und Technik vereint sichern auch jene kolonialen Herrschaftsansprüche, welche ohne den nachhaltigen Erwerb wenigstens eines Teilgebietes völkerrechtlich eben Ansprüche bleiben müssen. Wie eine „effektive" Besitzergreifung die Entfaltung einer Herrschaft über das Gebiet und seine Bevölkerung voraussetzt, so gilt auch jede Bestreitung oder Blockade eines staatlichen Herrschaftsbereiches mangels entsprechender Handlungen notwendig als unwirksam. Bereits im Jahre 1494 wurde ganz Afrika vom Papst den Portugiesen zugesprochen, doch erst seit 1886 trägt der „dunkle" Erdteil die Farben seiner portugiesischen

und sonstigen Bezwinger: Araber wie Mongolen bilden heutzutage Staaten nur innerhalb der ihnen durch äußeren Druck gesetzten territorialen Grenzen.

Demnach geben Krieg und Technik den Traggrund auch aller kulturellen Arbeit, insofern deren Gelingen ein gesellschaftlich geordnetes Machthaben über Natur- und Menschengewalt bereits irgendwie voraussetzt. Auf Zustände, in denen nicht eine gesellschaftliche Unabhängigkeit, ein technisch-militärisches Herrschaftsvermögen über die Umwelt schon erreicht ist, wenden wir die Worte Kultur und Halbkultur überhaupt nicht an. Wahrscheinlich büßen auch die Neger mit der Unfähigkeit zu solcher Herrschaft ihre Gesittung und schließlich das Dasein ein. Die Feuerwaffe, im Bereich der europäischen Kulturen für die Kriegskunst ohne grundstürzende relative Wirkungen, erlangt ihre welthistorische Bedeutung in der Vernichtung der ihr technisch unterlegenen sibirischen Horden sogut wie der mittelamerikanischen Halbkulturvölker. Wo aber einmal die staatliche und ökonomische Entwicklung solchem Untergange durch ihr eigenes Schwergewicht oder durch die fortschreitende Zivilisierung der Eroberungsmethoden entgangen ist, da besteht die überkommene Kulturwelt fort, auch nach dem Zerbrechen der sie bergenden staatlichen Hülle, wie in Indien, und sie überdauert gleich der chinesischen auch ein vollständiges Versiegen der einst fruchtbaren technischen Idee. Ja, mochte sogar Stamm und Sprache der Römer, Griechen oder Babylonier vergehen, ihre des Gegenständlichen entkleidete *Kultur* lebt doch als Erbteil in unserer geistigen Welt darum nicht weniger als die religiöse Überlieferung der Juden fort; in der Einteilung unserer Wochentage wie in sittlichen Vorstellungen und Rechtsbegriffen bewahren wir unvergängliche Spuren jener ersten Herrschaftsepoche in der menschlichen Geschichte. Und steht nicht die vereinte Arbeit der großen Staatsmänner, Soldaten und Erfinder — der Burke, Pitt, Nelson und Wellington, der Watt, Hartgreaves, Arkwright und Stephenson — wiederum am Anfang einer durch Englands Vorherrschaft zunächst gekennzeichneten Periode machtvollster Weltumspannung?

Gewiß, es ist nicht so, daß auf dem vom Schwert und Pflug geritzten Boden notwendig oder nur mit überwiegender Wahrscheinlichkeit Saaten der Kultur, wohl gar Ewigkeitswerte aufsprößten; und zum mindesten für die religiöse und für die künstlerische Intuition des primitiven Menschen brauchen wir keinerlei Anknüpfung an bestimmte gesellschaftliche Zustände zu suchen. Aber hat nicht auch das Christentum, hineingestellt in die judäisch-griechische Umgebung und zur römischen Staatsreligion erwachsend, in seinem inneren Gehalt wie seiner kirchlichen Gestaltung an sich den Einfluß der militärisch-politischen und technisch-wirtschaftlichen Bedingtheit lebhaft genug erfahren? Was unterscheidet seine Verbreitung und wachsende Machtstellung in der modernen Welt von dem Aufschwung und Verfall des mohammedanischen Bekenntnisses? Doch nicht seine absolute Überlegenheit oder das Nachlassen des prophetischen Geistes bei seinem Mitbewerber; denn sonst hielte der Islam nicht bis jetzt die Ursprungs-

lande christlichen Lebens unter dem Kalifen fest, entfaltete in Afrika und Zentralasien nicht heute noch expansive Lebenskraft. Sondern mehr als dies bestimmt den Rückgang die Art feudaler Kriegsverfassung, in welche der arabische Stifter den religiösen Kern der Lehre eingebettet hat und deren Unnachgiebigkeit dem Fortschreiten der militärischen und technischen Erfahrung nicht standzuhalten wußte. Gewiß vermag die religiöse Idee im allgemeinen leicht das nationale Kleid zu wechseln und in der Mission selbst zu primitiven Zuständen den Weg zu finden; doch je stärker Religion und Kunst und alle Zweige kultureller Tätigkeit dem nationalen Stamm entsprossen, desto sicherer tragen sie den Stempel eben seiner in Staat und Wirtschaft zu ihrer Zeit gewonnenen Hoheit — mag auch diese Überlegenheit mehreren Völkern einer Epoche oder dem gleichen Volk durch mehrere Jahrhunderte hin eignen. Das Baltentum hat, gleichwie neuerdings die Deutschen in Japan, dem militärisch-technisch unterlegenen Ausland unsere Kultur vermittelt und steht mit der Erfüllung dieser Aufgabe am Ende seines Einflusses; technische wie militärische Ideen finden nunmehr auf der gleichen Herrschaftsstufe unschwer und ungezwungen Aufnahme; ihre leichtere Übertragbarkeit ermöglicht an verschiedenen Orten das Aufblühen insoweit gleichgearteter Nationen, deren kulturelle Wurzeln in der Eigenart tiefster Vergangenheiten liegen. Somit führt jede Betrachtung dieser allgemeinsten Wechselbeziehungen, welche sich von Willkürlichkeiten freihält, zurück zu dem Ausgangspunkt: daß Krieg und Technik die Elemente jeder gesellschaftlichen Ordnung und insoweit Former und Erhalter auch jedes, in seinem Ursprung und in seinem Fortleben von dem Herrschaftsgedanken unabhängigen Ideengehaltes sind. Selbst die religiöse und die künstlerische Idee gewinnen ihre Gewähr räumlicher Verbreitung wie zeitlicher Dauer erst durch den Eintritt in einen gesellschaftlichen Herrschaftsbereich, dessen kulturelle Struktur sie zum Lohn nun ihrerseits gestalten; erst in der geschichtlichen, auf ein Herrsein über die Umwelt gegründeten menschlichen Gemeinschaft erstehen jene zeitlosen Werte, deren Schöpfung dem Einsiedler wie dem Halbwilden stets versagt bleibt und deren Gewinnung allein uns an eine Entwicklungsfähigkeit des menschlichen Geschlechtes glauben läßt, wie sie dem Individuum und der Rasse als solchen unerschwinglich ist. Wird doch von „unseren" germanischen Vorfahren in Rasse, Sprache, Sitte, Religion, in Recht und Wirtschaft schwerlich mehr auf uns gekommen sein, als aus den tausend „fremden" Quellen sprudelte, die unseren Boden speisten: von den Römern, die am Rhein die ersten Städte bauten, den Rittern und den Mönchen, die das Slawenland im Osten rodeten, bis zu den feinsten Veräftelungen etwa unserer gegenwärtigen Literatur und Kunst.

Wir finden also als Antwort auf unsere erste Frage, daß Krieg und Technik die zugleich unentbehrlichen und unzertrennlichen Voraussetzungen jedes gesellschaftlichen Fortschrittes sind, die Pfeiler jeder objektiven Ordnung in Macht, Recht und

Kultur; vereint verleihen sie dem Menschen das Herrsein über Tod und Leben seiner Umwelt und mit der Herrschaft über Zeit und Raum dem geistigen Gehalt der Menschheit Schutz erst und Gestaltung. Gleich wie der religiöse Kern des Christentums in der Verhärtung romanisierter Herrschaftsformen aus der Auflösung des klassischen Kulturkreises, seiner militärisch-staatlichen wie technisch-wirtschaftlichen Komponenten, innerhalb des weströmischen Reiches zwar gerettet wurde, innerhalb des oströmischen Reiches dagegen mit dem Byzantiner Kaisertum zerspalten wurde. Nun führt das Anschauen des grundlegenden Zusammenhalts von Krieg und Technik uns zu der zweiten Frage: Wie ihr geschichtliches Verhältnis zueinander sich gestaltet in den gut hundertfünfzigtausend Jahren, die wir seit dem Vorkommen der ersten Steinwerkzeuge zählen, und welcher Art Abwandlungen es erfahren hat[1]).

II.

Unausgemessene Zeiträume der Ur- und Vorgeschichte bezeichnen ein mühsames Ansteigen des primitiven Menschen aus dem Dunkel erster tastender Versuche zu immer bestimmterem Ergreifen der Dinge um ihn wie des eigenen Selbst; kurz erst ist die Spanne Zeit, in der er das Ergriffene festzuhalten, es zu behandeln und zu begreifen lernt. Annähernd 150000 Jahre, von dem ersten Werkzeug seiner Hand bis an die Pforte der Halbkultur, begleitet ihn der stete Kampf mit seiner Umwelt, deren er noch nicht Herr zu werden weiß. Kampf mit der vielfach physisch stärkeren Tierwelt, Not um den dürftigen Erwerb der Nahrung treiben ihn in bergende Verstecke, zwingen ihn zum raschen Wechsel seines Platzes. Ein Gleicher unter Feinden gleicher Stärke, empfindet er die eigene Schwäche in der Furcht vor den bekannten und im Grauen vor den unerkannten Mächten, pflanzt die Sage von den Ungeheuern, von den Geistern, und verehrt in Wort und Tat den Heros wie den Fetisch. Solange der Mensch noch Knecht und Tagelöhner seines Daseins bleibt, fehlt ihm mit der Muße die Möglichkeit, den Kampf mit den Geschöpfen seiner Art von der Bekämpfung der Natur zeitlich zu sondern; Menschen- und Naturbezwingung sind in ihrem primitiven Stadium beim Fehlen jeder dauerhaften Arbeitsteilung ungeschieden. Wohl gibt es Werkzeuge für das Auflockern des Bodens und Waffen für den Nahkampf schon unter den urgeschichtlichen Steingeräten, aber ihre primitiven Formen eignen sich fast jede wechselweise für diese Zwecke[2]). Sie ahmen insgesamt die Funktionen der menschlichen Glieder nach und suchen die Fähigkeiten vor allem des Armes und der Hand mit Hilfe der Vernunft zu steigern.

[1]) Vgl. Pohlig, Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. — „Weltall und Menschheit", Bd. V: Die Anfänge der Technik (Eyth und E. Krause). — Bücher, Die Wirtschaft der Naturvölker.

[2]) v. Schmoller, Allgemeine Volkswirtschaftslehre I S. 192: „Waffen und Werkzeuge waren ursprünglich identisch, haben erst nach und nach sich differenziert."

Die Gefahren, welche den Urmenschen umgeben, verweisen ihn auf das unmittelbare Vermögen seiner Fäuste und Zähne, wie wir heute noch im Ring- und Faustkampf (pugna) es bewundern können, und darüber hinaus auf jede Steigerung dieses Vermögens, zu dem Steinblock des Zyklopen wie zum prähistorischen Feuerstein. Der Stein zerschlägt mit gleicher Leichtigkeit das Haupt des Feindes wie die Schale einer Nuß; der Schärfe einer Muschelspitze oder eines Raubtierzahns erliegen Tier wie Mensch; noch der Hammer Thors zerschmettert in weitem Wurf die Riesen wie das unfruchtbare Felsgestein. Knochen, Hirschhorn und Holzstücke ergeben behauen und zugespitzt gleichfalls Geräte zum Wurzelheben oder Hüttenbau; verbunden miteinander und poliert, werden sie zu Schwertern, Beilen, Lanzen, Pflugschar und Harpune. Das vorn gespitzte, dann gestielte urgeschichtliche Messer dient als Waffe wider Mensch und Tier, als Werkzeug auch beim Essen wie zum Tätowieren und als Meißel; zusammen vor allem mit der langgestielten Axt gehört es zum gleich notwendigen Rüstzeug noch des „Indianers" auf dem Kriegspfad, bei der Jagd, im Lager. In der primitiven Erwerbsart des ritterlichen Jägerhandwerks — weniger bei der Fischerei — hat sich jene Einheit von Werkzeug und Waffe bis auf unseren Tag bewährt. Teils Armbrust wie späterhin die Büchse und vordem Pfeil und Bogen, sowie Weidmesser oder Hirschfänger eignen dem Jäger und dem Scharfschützen; ein glücklicher Schuß gibt dem streifenden Schützen zugleich die rechtliche und wirtschaftliche Gewalt über sein Beutestück.

Aus diesem Kampfe, der um Nahrung und Notdurft täglich neu begonnen und ohne dauernde Entscheidung abgebrochen wird, führt den Menschen das „eiserne Zeitalter" zum Ziel des Herrschens, und der Sieger schmückt zum Dank den Tempel der nun verehrten und erkannten Gottheit mit den Gaben der Kultur. Kupfer, Bronze und Eisen werden im Lauf der letzten fünf Jahrtausende in Ägypten, Mesopotamien und Zentralamerika bekannt[1]). In den Reichen der Akkadier und Sumerier wohnen Krieg und Technik wieder eng beieinander, jedoch sind sie nicht mehr identisch; mit der Metallbereitung scheidet sich im vierten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung für immer die Waffe vom Gerät oder Werkzeug. Dauerhafte Herrschaft tritt an die Stelle des isolierten Angriffs und der bloßen Abwehr; sie zu bewahren, fordert ein genaues Kennen und Benutzen der Eigenart des einmal Unterworfenen, das jede Erweiterung des Herrschaftskreises erst ermöglicht. Die gesellschaftliche Organisation ist jeder Arbeitsteilung eigentümlich und notwendig; in ihr vollzieht sich jene Scheidung, welche über Menschen und Natur zum erstenmal in der Geschichte weitreichende und dauernde Gewalt verleiht. Der uralte Schöpfungstraum von den Menschen, „die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über

[1]) Vgl. Beck, Geschichte des Eisens, Bd. I.

die ganze Erde" — denen Gott alles unter ihre Füße getan, er beginnt Wirklichkeit zu werden. Der Mensch verwirklicht in einer sozialen Ordnung die Dauer und den Umfang der ihm zugesprochenen Herrschaft, seine Überordnung gewinnt in Krieg und Technik einen gesellschaftlichen, staatlichen Charakter; und er vertieft seine Herrschermacht durch einsichtige Organisation der räumlichen und zeitlichen Zusammenhänge, durch Einordnung des Unterworfenen in Regeln der Erfahrung und Erkenntnis. So gibt er der Naturüberwindung ihre eigene theoretische Fundierung in den Anfängen der Mathematik und der Naturwissenschaften; Schreiben und Rechnen, Münzen, Messen, Wägen, Erd- und Himmelskunde wirken befruchtend auf die Anlage von Städten, von Bewässerungswerken, auf den Ackerbau. Aber auch der Kampf erfährt in jenen Reichen der Halbkultur eine erste Durchbildung, die Notwendigkeit der Heereslenkung und des Völkerkampfes entwickelt die Anfänge der Strategie und Taktik. Und da der Krieg den Willen des Gegners durch Vernichtung seiner natürlichen Kräfte brechen soll, der Mensch aber diesem Wollen mit aller Anspannung der Vernunft entgegenwirkt, so entbrennt der technische Wettkampf um die Kenntnis der dazu geeigneten Werkzeuge, Maschinen und Naturkräfte zwischen Mensch und Mensch, steigert eine besondere Kriegstechnik letzten Endes die Ordnung und Organisation des Kampfes, ohne doch die Aussicht auf den Sieg zu sichern; während die aktive Bekämpfung der passiven Naturkraft und erst recht der schwächer werdenden Tierwelt den Sieg des Menschen nur unwiderruflich immer mehr ausbreitet. So daß der Mensch als schöpferischer Träger jedes Kampfs in Angriff und Verteidigung Person ist, das Tier hingegen und der fremder Herrschaft untertane Sklave Sache.

Ordnung und Organisation des Lebens durch Staat und Wissenschaft sind die Früchte jener ersten Halbkulturperioden; in ruhigere Bahnen lenkt der Mensch sein Schifflein, nachdem er einmal das Steuer in die Hand bekommen hat; wie der Schiffsführer jetzt den Sternen folgt im Gleichtakt der Ruder, so der Baumeister seinem Lot und Zirkel, und selbst der Feldherr übt ein Können aus, das trotz des ungewissen Ausganges mit der primitiven Menschenjagd von vordem nichts gemein hat. Wo einst Heroenkultus galt, da tritt nun die geschichtliche Persönlichkeit hervor, der Name großer Könige, Erfinder, Philosophen, Priester; mit der äußeren Herrschaft wachsende Naturerkenntnis gestattet den religiösen und künstlerischen Ideen ein Hinausgehen über die ersten primitiven Formen des Aberglaubens und des Schmuckbedarfs, gibt dem vom härtesten Druck befreiten Geiste mit der Muße zur Selbsterkenntnis innere Freiheit.

In den vielfach verschlungenen, oftmals im Kreise und selbst rückwärts führenden Gängen historischer Entwicklung vermöchte der Ariadnefaden eines derart allgemein gehaltenen Gedankens wie des der Machtgewinnung zwar schließlich uns dem gegenwärtigen Tage zuzuleiten; allein die notwendige

Beschränktheit jedes Prinzips verbietet, daraus die Gliederung und den Gehalt der älteren und mittleren Geschichte zu erschließen[1]). Einer entscheidenden und unwiderruflichen Erweiterung des menschlichen Herrschaftsbereichs begegnen wir erst wieder im Verlauf des letzten Halbjahrtausends, beginnend mit der Periode der Entdeckungen und endend im Zeitalter der Erfindungen — aufhörend dort also, wo der von jedem organischen, handwerksmäßigen Vorbild losgelöste Mechanismus der Maschine ihrem Leiter die schrankenlose Herrschaft über Raum und Zeit verleiht. Denn welche technischen Schranken binden, abgesehen von denen seines Organismus, einen Menschen, dessen Auge die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Erdballes umspannt, dessen Befehle in wenigen Zeitminuten zu den Antipoden dringen und dessen Ohr die Stimme längst verklungener Kulturepochen hört?[2])

Wie verhalten sich vor und in diesem Umschwung Krieg und Technik zueinander? Wir fanden im beginnenden Metallzeitalter Waffe und Werkzeug

[1]) Vgl. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, für den Rückgang der Kriegskunst von der Auflösung der römischen Geldwirtschaft bis zum Wiedererstehen einer zentralisierten Staatsmacht. Für den Rückgang des technischen Vermögens seit der asiatisch-ägyptischen Blütezeit vgl. Schmoller, a. a. O., S. 205/208.

[2]) **Nur einige Streiflichter:**

Ankommende Schiffe in den Vereinigten Staaten:
1786 . . . . . 509 mit 35500 Reg.-Tons.
1912 . . . . . 37000 „ 46158000 „ „

Roheisenerzeugung Preußens . . . . . 1800: 15000 t
„ des Zollvereines . . 1840: 170000 t
„ „ Deutschen Reiches 1910: 15 Millionen t.

Steinkohlenförderung des O.B.A. Dortmund in Millionen t:
1780 . . . . . 0,1 (Wert = 1/2 Million Mk.)
1860 . . . . . 4,4 „ = 28 Millionen Mk.
1910 . . . . . 86,9 „ = 849 „ „

Gesamter erfaßbarer Außenhandel der Erde:
1750 . . . . . 1 Milliarde Mk.
1800 . . . . . 6 Milliarden Mk.
1850 . . . . . 17 „ „
1899 . . . . . 76 „ „
1910 . . . . . 147 „ „

Gründungskapital der bestehenden Aktiengesellschaften exkl. Eisenbahnen:
in Preußen 1790—1850 inkl. . . . . 1/4 Milliarde Mk.
im Deutschen Reich 1910 allein . . . . 15 Milliarden „

100 kg Weizen gelangten für 12 Mk. auf der Landstraße . . . 100 km weit,
100 kg „ „ „ 12 „ „ „ Kunststraße . . . 400 km „
100 kg „ „ „ 12 „ nach neueren Bahntarifen 4500 km „
100 kg „ „ „ 12 „ nach desgl. Seetarifen . . 25000 km „

Kohlenverbrauch der Vereinigten Staaten:
1816—1825 . . . . . 1/3 Million t
1897—1905 . . . . . 2,8 Milliarde t

endgültig geschieden, doch ihre Anwendung wie den Bedarf nach ihnen beiden allgemein. Vielleicht, daß innerhalb der Grenzwälle des römischen Imperium oder in den Mauern des Reichs der Mitte das Waffenhandwerk unabhängig von dem Stand der Friedenstechnik auf den Schutz der Grenzbezirke sich beschränken durfte; typisch bleibt für den technischen Fortschritt in der europäisch-nordamerikanischen Geschichte doch die gegenseitige Durchdringung, bei der der Krieg bis an die Schwelle des Maschinenzeitalters Hauptinhalt und Förderer der technischen Entwicklung ist. Der Straßenbau des alten Rom diente so gut militärisch-staatlichem Bedürfnis wie der agrarische Feudalismus und die Eisenindustrie des Mittelalters; die Nachfrage nach Schwertern, Helmen, Panzern, der gegenüber der Verbrauch eiserner Werkzeuge nur gering war, belebte den steyerischen wie den harzer Erzbergbau, und der Schmied war den Germanen der Gehilfe schwertfroher Helden wie zugleich der Meister alles bürgerlichen Handwerks.

Die Post im Landverkehr, die große Fahrt nach Übersee verdanken staatlichen, meist militärisch-kolonialen Erwägungen das Leben; nicht weniger der Bau von Häfen und von Heerstraßen. Der Bauernschutz des absoluten Herrschers gilt der Rekrutierung, seitdem die kriegerische Bedeutung des Ritterguts geschwunden ist; die Eisenindustrie Ostdeutschlands ruht noch im 18. Jahrhundert vorwiegend auf dem militärischen Bedarf, dessen Deckung durch einheimische Industrien der Merkantilstaat überall erstrebte. So dürfen wir dem Kriege von vornherein das Hauptverdienst am technisch-wirtschaftlichen Vorwärtsschreiten noch des 15. bis 18. Jahrhunderts zuerkennen; und wenn, wie leicht zu zeigen sein wird, während des letztvergangenen Säkulums der Krieg zum erstenmal in der Geschichte nicht mehr den *Gehalt* der technischen Entwicklung ausmacht, so ist ihm doch die Rolle des *Anregers* bis in die Gegenwart hinein vielfach verblieben. Mag das Wort, daß unsere „ganze Qualitätsindustrie in der Hauptsache von der Begründung der neuen deutschen Kriegsmarine datiert“ [1]), übertreiben, für den deutschen Schiffsbau und seine wissenschaftliche Pflege trifft es zu; und haben nicht solche modernen Dinge wie die Technik des Luftschiffbaues, des Flugwesens, der drahtlosen Telegraphie oder der Bau von Lastkraftwagen aus militärischen Erfordernissen wertvollste Förderung gewonnen? Freilich, schon der Kanal- und Straßenbau Englands Ende des 18. Jahrhunderts ergibt trotz aller staatlichen Befruchtung keinen primären Einfluß des Kampfes auf die Technik, ebensowenig die Entfaltung etwa des Eisenbahnverkehrs im 19. Jahrhundert [2]). Die Kriegstechnik ist eben für Europa nicht mehr der Hauptteil aller Technik, der Dampf hat jene überlieferte Rivalität von Waffe und Werkzeug anscheinend ein- für alle-

[1]) Blume in „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure“ vom 22. Juli 1911.

[2]) Dagegen beruht das *russisch-asiatische Schienennetz* durchaus auf militärischen Erwägungen. Sekundär spielen im *deutschen* Eisenbahnwesen, das rund $^{3}/_{4}$ aller unserer Dampfkraft beansprucht, militärische Erwägungen keine geringe Rolle.

mal geschlichtet, indem er Zahl, Werte und Kräfte der Maschine über jeden Zweifel hinaus der Friedensarbeit dienstbar machte. Wohl hat das militärische Leben die zunehmende Erkenntnis und Anwendung der Naturkraft lebhaft ausgenutzt, wohl sind Krieg und Kriegsbereitschaft noch immer die Voraussetzungen unseres historischen wie aktuellen Daseins. Aber nicht dies ist das Charakteristische am Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, sondern, daß heute der europäisch-nordamerikanische Kulturkreis endgültig und ganz heraus ist aus jenen Zeiten, da jeder freie Volksgenosse waffenfähig, da jede größere Stadt ummauert und jedes Handelsschiff armiert war; daß wir gerade heute dem „Moloch des Militarismus" nicht mehr in unserem bürgerlichen Leben opfern müssen, sondern als Volksgesamtheit andere Götter haben dürfen!

Vorbereitet wird die verringerte Bedeutung der Kriegsmaschinen und Kriegswerkzeuge, die Freigabe wachsender Muße für die Friedensarbeit durch die Ausbildung eines Standes von technisch geschulten Berufssoldaten, insoweit er Folge einer komplizierteren Kampfesweise ist — mithin in der Periode der modernen Staatenbildung, welche gegenüber mittelalterlichen Anfängen sich auszeichnet durch die zunehmende Umgestaltung von Strategie und Taktik mittels des neuen Fußvolks und der Feuerwaffen und durch ein Wiederaufleben der militärischen Literatur[1]). Zwar hatte die Überwindung der disziplinlosen ritterlichen Geschwader durch die enggeschlossenen Gevierthaufen der Schweizer auf die militärische Verfassung zunächst umwälzender gewirkt als die seit Ende des 14. Jahrhunderts langsam einsetzende Verwendung des Schießpulvers; immerhin wurde die allgemeine Wirkung des kleinen und noch mehr des großen Geschützes bedeutsamer. Denn entgegen der Gemeinsamkeit des kriegerischen *Werkzeugs*, wie es noch der Schweizer und der Landsknecht führten, verlangte die *maschinelle* Waffe von vornherein nach Arbeitsteilung und nach größerem Aufwand, trennte Fachleute und Laien, schied die schwächsten Mitbewerber aus. Weil die Bildung der modernen Staaten die Subordination des Fußvolks wie die Präzision der neuen Waffe in den Dienst des Machtgedankens stellte, hoben sich mit ihr Kriegswissenschaft und Kriegstechnik zur Kunst der arbeitsteiligen maschinellen Massenwirkung, der gegenüber schließlich alle Reichskontingente, Stadtsoldaten, Bürgerwehren notwendig einen unwirksamen Typus der Kriegführung darstellten[2]).

Wir sehen: die Epoche der europäisch-nordamerikanischen Staatenbildung schafft sich in der Armee ein Instrument der Massenbeherrschung, das in seiner

[1]) Vgl. „*Technik des Kriegswesens*" in Teil IV, Bd. 12 der „Kultur der Gegenwart", demnächst auch Kapitel III meines Wertes „*Krieg und Wirtschaft*" für die spezielle Einwirkung des Maschinenzeitalters auf Kriegswissenschaft und Kriegstechnik.

[2]) Die *Keime* der modernen Kriegstechnik sind darum nicht weniger wertvoll, weil ihre *Entfaltung* erst dem 19. Jahrhundert angehört; mag der technische Fortschritt langsam sein, die im Text genannten *mittelbaren* Wirkungen gehören doch der ersten Epoche an.

Loslösung vom Werkzeug die Eigentümlichkeit der auf Masse und Maschine aufgebauten Friedenstechnik des 19. Jahrhunderts vorwegnimmt! Allerdings hat, wie ich andeutete, die Kriegsführung im letzten Säkulum von der Friedenstechnik lebhaften Impuls erhalten. Aber, da nach Richtung und Umfang im Zeitalter des Dampfes die Friedenstechnik, während der Alleinherrschaft des Pulvers hingegen noch die Kriegstechnik der führende Teil ist, so kann unser Vergleich ihrer Beziehungen sich hier auf diese Feststellung beschränken[1]). Noch Ende des 18. Jahrhunderts ist ja das stehende Heer ein von der kontinentalen Friedenstechnik unerreichtes Vorbild umfassendster Organisation und stärkster Wirkung, der weitaus erste Großbetrieb im Lande, wogegen heute unser Wirtschaftsleben an „militärischer" Disziplin und wissenschaftlicher Entfaltung dem nationalen Heerwesen nicht nachsteht, in der technisch-maschinellen Wirksamkeit aber es bei weitem übertrifft! So zwar, daß im Kriegsfall immer das gesamte Volk zur Waffe greift oder doch unmittelbare Wirkungen des Kampfs empfindet, im Frieden dagegen nur zum geringsten Teile vorübergehend seiner Arbeit fremd wird[2]). Und erst die verhältnismäßige Reife ihrer staatlichen Entwicklung, die Frucht eben jener vorangegangenen kriegerischen Machtentfaltung — sie gestattet nun der europäisch-nordamerikanischen Kulturwelt des 19. Jahrhunderts, die ungewohnte Friedensmuße dauernder und umfassender denn je, beflügelt von der treibenden Gewalt des Dampfes, der Überwindung der Natur zu widmen. Die ungeahnten Erfolge der theoretischen und angewandten Naturwissenschaften, ihre ebenso friedliche wie friedliebende Umsetzung in wirtschaftliche Werte rechtfertigt in der Tat die Bezeichnung des „technischen" Jahrhunderts, obgleich uns Deutschen gewiß unsere verspätete nationale Einigung bei der Betrachtung des letztvergangenen Säkulums zunächst vor Augen steht. Doch sind, falls wir die Neuheit einer Erscheinung zum epochalen Kennzeichen wählen wollen, die Einheitskämpfe Deutschlands und Italiens ja nur Nachzügler einer in Spanien, England, Frankreich oder Rußland bereits vollendeten Bewegung; indessen unser ins faktisch Unbeschränkte gesteigertes Herrschaftsvermögen über den Kosmos, allein begrenzt durch die natürliche Beschaffenheit des Universums und des Menschen, in dem Vergangenen kein Gegenbild besitzt und so zur Eigenart des letztvergangenen Jahrhunderts wird.

Neuestens hat Sombart auf die Erscheinungen hingewiesen, welche noch für das 16. bis 18. Jahrhundert den Krieg zum Lenker der europäisch-

[1]) Vgl. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, und Daniels, Geschichte des Kriegswesens für den um 1600 von den Oraniern vollzogenen Übergang vom „handwerksmäßigen" Kriegsbetrieb zur Gliederung des holländischen Heeres in Bataillone und Kompagnien, die unter einer Hierarchie gelernter Offiziere exerzieren und schanzen müssen; Anlaß war die gesteigerte Schußwirkung der Feuerwaffen, Vorbild das römische Heer der klassischen Zeit.

[2]) Über Krieg und Arbeitsteilung vgl. wieder Schmoller, Allgemeine Volkswirtschaftslehre, I, S. 331/333.

nordamerikanischen Geschicke, die Kriegstechnik zum Anreger und Förderer der merkantilen Wirtschaftspolitik berufen haben[1]). Die Einordnung dieses „frühkapitalistischen" Zeitalters in unseren historischen Gesamtverlauf habe ich soeben bereits versucht; das Tatsächliche läßt sich aus den Akten eines Handelsunternehmens der friderizianischen Zeit ergänzen[2]).

Daß die Nachfrage der Armeen und Flotten nach Unterhalt und Ausrüstung einen über die mittelalterliche Kundenproduktion hinausführenden Massenbedarf darstellt, kann auf die Bildung der „frühkapitalistischen" Erwerbswirtschaft und ihres Marktes schon nach dem Gesagten nicht ohne Einfluß geblieben sein; insoweit wirkt die Periode unserer Staatenbildung unmittelbar fördernd auf die ökonomische Gestaltung ein. Wenn aber die Beherrschung der Natur und die Reife des kapitalistischen Zeitalters für seine Genesis entscheidend ist, dann kann der Sieg der Dampfkraft und die Emanzipation der Friedenstechnik unmöglich aus der Organisation und dem Bedarf der Heere oder Flotten abgeleitet werden, welche ja nur die Instrumente sind in der Hand der Sieger wie der Besiegten im Kampfe um die neue Staats- und Wirtschaftsordnung![3]).

Preußen etwa ist der Militärstaat des 18. Jahrhunderts; aber seine Könige lassen die Lehrmeister des rationellen Landbaus wie die Maschinen für den modernen Bergbau und die Hüttenindustrie sich aus dem Söldnerstaate England kommen; nicht seine überlieferte Rüstung, sondern die allgemeine politische Konstellation schafft um die Wende des 18. Jahrhunderts jenen rapiden Aufschwung der norddeutschen Volkswirtschaft, dem mit dem politischen Zusammenbruch bei Jena eine wirtschaftliche Katastrophe und daher zunächst vermehrte Rüstungslasten folgen; und nur überaus langsam vollzieht sich auf dem Boden der von Preußens Heer und Bureaukratie geschaffenen nationalen Einheit und wirtschaftlichen Freiheit dann jener Übergang zur

[1]) W. Sombart, Krieg und Kapitalismus, 1913.

[2]) F. Lenz und O. Unholtz, Die Geschichte des Bankhauses Gebrüder Schickler, 1712—1912. Vgl. auch Moriz-Eichborn, Das Soll und Haben von Eichborn & Co. in 175 Jahren.

[3]) Sombart präzisiert sein Problem dahin: „Die Epoche, über die sich meine Darstellung erstreckt, ist die Zeit seit der Entstehung der modernen Heere bis etwa zum Ende des 18. Jahrhunderts. Es sind die für die Entwicklung des modernen Kapitalismus entscheidenden Jahre, in denen er Ziel und Richtung bekommt, seine Pubertätsjahre. Nur für diese frühkapitalistische Epoche behaupte ich die überragende Bedeutung des Militarismus. Später mischen sich tausend andere Bestandteile hinein, später wird der Gang des Wirtschaftslebens durch tausend andere Triebkräfte ebenso stark, wenn nicht stärker, bestimmt, wie durch die militärischen Interessen, die einen beherrschenden Einfluß nur bis zum Beginn der hochkapitalistischen Zeit ausüben: aber das ist ja gerade das Entscheidende, weil eben in dieser Zeit der Charakter des modernen Kapitalismus seine Grundprägung erfährt." — In weiteren Bänden hat Sombart noch das Judentum und den Luxus jeweils als die überragenden Bildner des kapitalistischen Geistes in jener früheren Epoche nachgewiesen.

kapitalistischen Volkswirtschaft, der nach dem Gesagten allein als die Emanzipation gerade von jedem militärischen Moment begreifbar ist[1]). Spaniens Infanterie ist die erste in Europa zu einer Zeit, da die spanische Volkswirtschaft schon im stärksten Niedergang begriffen ist. Großbritannien verdankt die technisch-wirtschaftliche Vormachtstellung, welche es in Handel und Fabriken (mills!) zu Ende des 18. Jahrhunderts einnimmt, nicht etwa dem in ganz Europa ziemlich gleichen Stande der damals sehr konservativen Kriegsschiffstechnik[2]), vielmehr den politisch-militärischen Erfolgen, die es über seine Gegner endgültig gewinnt[3]). Dort wie auf dem Kontinent bestimmt das Werden einer neuen Weltepoche und den Sieg der Friedenstechnik eben keineswegs der technische Stand und ökonomische Einfluß des organisierten Heereswesens, sondern entscheidend wird eine auf der Basis militärisch-politischer Neugestaltung sich vollziehende, das kapitalistische Bedürfnis erst erzeugende fruchtbare Verbindung staatlicher mit technischen Ideen.

[1]) Der Sieg der Dampfkraft wird erst um die Mitte des „technischen" Jahrhunderts vorbereitet, erst mit seinem Ablauf entschieden: um 1850 gab es in Deutschland etwa zehn gewerbliche Betriebe mit Wasserkraft auf einen mit Dampfkraft, 1895 etwa gleichviel; die gewerblichen Kraftquellen (außer Windkraft) erzeugten 1895 3½ Millionen PS, 1907 bereits 10½ Millionen PS. Vgl. auch die oben S. 11 in Anm. 2 gegebenen Daten. Brockhage, Zur Entwicklung des preußisch-deutschen Kapitalexports, 1910, charakterisiert die Jahre vom Befreiungskampf bis 1840 hin als „eine Zeit der wirtschaftlichen Erschlaffung" und erklärt den Rückgang des kapitalistischen Geistes aus der politischen Struktur des damaligen Deutschland.

[2]) Nach Schumacher entsprach noch 1855 der Durchschnittstonnengehalt der Hamburger Handelsschiffe fast genau der Größe der „Santa Maria" des Columbus (267 R.-T.)! vgl. Schumacher, Die Stellung der deutschen Seeschiffahrt im Weltverkehr (Technik und Wirtschaft VII, 7); vgl. auch unten Anm. 1 zu S. 23.

[3]) Nach Sombarts Beispielen entfallen nur 5 bis 10% des Kriegsschiffbaus im 18. Jahrhundert auf den Eisenbedarf, der ganze Rest auf Hölzer, Tau- und Segelwerk; die Baukosten eines Schiffes sind in Frankreich und England fast die gleichen, ebenso die Schiffszahl beider Länder; dagegen fehlt in England ein dem französischen entsprechender Armeebedarf. Diese Daten würden also Frankreichs Textil- und Eisenindustrie unbedingt um 1800 weit über die englische emporheben, während tatsächlich Großbritannien damals die Heimat technischen Fortschritts war. Nicht seinen Tauwerk- und Segeltuchfabriken, auch keiner technischen Überlegenheit im Geschützguß und Schiffsbau schreibt es seine Größe zu, die durch das rasche Aufkommen der Baumwollindustrie um 1800 gehemmt wird; sondern soweit Englands wirtschaftliche Weltstellung auf den Siegen seiner Flotten ruht, schuldet es diese anerkanntermaßen der größeren Geübtheit seiner Seeleute und der höheren Einsicht seiner Admirale, Vorzügen, welche Napoleon I. in der kurzen Friedenspause von 1802 wettzumachen nicht vermochte und die selbst wieder Folge der staatlichen Geschlossenheit dort, der revolutionären Zersetzung hier sind. Die Matrosenmeutereien auf der Themse wären der kapitalistischen Vorherrschaft Englands leicht um 1797 verhängnisvoller geworden als die Landungsversuche der feindlichen Geschwader; nicht die technische Überlegenheit, sondern der Geist seiner Volksheere und Napoleons läßt Frankreich gleichzeitig zu Lande siegreich sein, gibt seiner Volkswirtschaft die letzte Einheit und den stärksten Expansionszwang.

Was wir für die erste Herrschaftsepoche des menschlichen Geistes in jenen alten Nil- und Euphratreichen nur verschleiert wahrnehmen, das tritt in der Epoche der modernen Staatenbildung unverhüllt nach Ursache und Wirkung klar hervor. Der Weg von der Feuerwaffe zur fire-engine ist kein direkter; allein auf dem Grunde der gesamthistorischen Zusammenhänge und Ideen wird „die Entwicklungsgeschichte des modernen Kapitalismus" uns objektiv erkennbar. Sombart, dessen Problemstellung dem nicht gerecht wird, tut gut daran, daß er den Abstand zwischen seiner und der Arbeitsweise der „Historiker" selbst augenfällig unterstreicht.

Im einzelnen erweist die Chronik des ältesten und bis 1815 ersten Berliner Handelshauses an ihrem Teile deutlich, daß Aufkommen und Gestaltung des kapitalistischen Geistes im 18. Jahrhundert zwar durch den Armeebedarf geweckt und mit genährt wird, daß aber nicht die verschiedene Technik des nationalen Heereswesens, sondern die staatenbildende Abwandlung der großen Politik das Entfalten wie das Abblühen kapitalistischer Regungen bestimmt; wir sehen „frühkapitalistische" Erscheinungen teils daher wieder absterben, teils auch unabhängig von jedem militärischen Bedarf erwachsen und finden sie fortleben im 19. Jahrhundert, im Bannkreis der großen Mächte unserer Zeit. Hollands Wechselumsatz mit Berlin zum Beispiel weist am Vorabend wie gegen Ende des englisch-französischen Kolonialkrieges von 1756 spekulative Höhepunkte auf, deren insoweit kriegswirtschaftlicher Charakter unverkennbar ist; auch die Zusammenbrüche der europäischen Hausseſpekulation 1764 und 1799 sind nur im Rahmen der politisch-militärischen Ereignisse verständlich[1]). Aber nicht auf seiner Militärverfassung beruht die souveräne Stellung, welche des friedliebenden Holland Geldmarkt bis zum Einbruch der Franzosen 1795 hin behauptet[2]); und wieder der Krieg als Lenker des Staatengeschicks und Gestalter der politischen Gesamtlage, nicht aber Hamburgs Bürgerwehr oder Preußens Armeebedarf lenken den Strom des Welthandels und Wechselverkehrs seit 1795 nach Hamburg, das bis zu den Edikten von Trianon und St. Cloud der Haupterbe der Niederlande ist; das einzige Friedensjahr 1802 sieht sogleich Hamburgs Anteil am Wechsel-

[1]) S. die Kurve des Wechselumsatzes 1740—1840 in Gebr. Schickler zu S. 341.

[2]) Brockhage, Zur Entwicklung des preußisch-deutschen Kapitalexports, 1910, S. 11: „Einen Markt in ausländischen Wertpapieren besaß nur erst Holland. Amsterdam hatte sich in den letzten ein bis eineinhalb Jahrhunderten parallel und bis zu einem gewissen Grade in Wechselwirkung mit dem politischen und wirtschaftlichen Aufschwung des Landes zu einem starken Markte für den öffentlichen Kredit des Landes entwickelt. — Als dann das Volk von seiner Höhe herabsank, seine Schwungkraft erlahmte, sein Unternehmungsgeist einem Rentnergeist Platz machte, da wurde der Kapitalmarkt dieser Umwandlung gleichfalls dienstbar." - Zu dem Verkehr in den inländischen trat derjenige in ausländischen Kreditpapieren; um 1750 waren nach Sombart von 44 Amsterdamer Effekten 25 holländische, 6 deutsche; das militaristische Preußen aber kannte keine Anleihen!

handel sinken, den Hollands wieder steigen, bis dann das Befreiungsjahr 1813 den Tiefstand des europäischen Geldgeschäftes und zugleich den Beginn einer wesentlich friedlicheren Epoche unseres Staatenlebens bringt. Die spekulative Verbindung des Warschauer Platzes mit Amsterdam läßt jedes militärische Substrat vermissen; und nicht Berlin, die junge Residenz der Soldatenkönige, sondern das dem Osten nähere Breslau, die Empore einer alten Industrieprovinz, bleibt Preußens erster Börsenplatz im 18. Jahrhundert[1]).

Auf industriellem Gebiet verdankt das Preußen des 18. Jahrhunderts, dessen wohlgefüllter Staatsschatz zunächst der Anleihen nicht bedarf, zweifellos viel dem militärischen Grundzug seines Wesens; es ist kein Zufall, daß die Gebrüder Schickler durch Armeebestellungen ihre Laufbahn eröffnen. Wenn sie etwa Kupfer aus Sachsen, Schwefel aus Venedig oder Amerika, Erze aus Schweden, Salpeter aus Polen, Blei und Zinn aus England kommen lassen, so wird das militärische Bedürfnis hier zur Triebfeder des Warenhandels; bemerkenswert ist übrigens die Zahl deutscher Firmen, welche wir als Vermittler hierfür oder für Leinen oder Zucker von Cadix und Curacao bis Neapel und Moskau hin ansässig finden. Nur mit staatlicher Garantie unternahmen Gebrüder Schickler eine modern anmutende Vereinigung von Kupferhämmern, Eisenhütten, Messingwerk und Stahlwarenfabrik, deren Monopol zu einem Teil auf den Armeebedarf basiert war. Aber eben der Staat zerstörte unter Struensee wieder diesen Konzentrationsprozeß, dessen kapitalistischer Gehalt außerhalb der merkantilistischen Retorte sich verflüchtigt; wie fern steht doch unsere heutige Hüttenindustrie technisch und finanziell jenen militärisch-merkantilen Gründungen noch aus kurfürstlicher Zeit, deren Zentren Neustadt-Eberswalde, Neustadt an der Dosse, Zehdenick und Peitz gewesen sind![2]) Die staatliche Gewehrfabrik in Spandau freilich führt unmittelbar zurück auf die Schicklersche Schöpfung des Jahres 1722; jedoch waren Technik, Unternehmungsform und Arbeitermaterial keine Neuschöpfungen des jungen Militärstaats, sondern aus den alten Fabrikationsstätten Solingen und Lüttich importiert, um „das Geld im Lande zu erhalten". Auch sind dem krieg-

[1]) Doch liefern Gebr. Schickler 1789 für 370000 Taler Waffen nach Polen, die sie dem preußischen Arsenal entnehmen dürfen. Der Zusammenbruch des Warschauer Platzes 1793 geht teils auf spekulative Überziehungen des Amsterdamer Wechselkredits zurück, teils auf die politischen Ereignisse jenes für Polen so verhängnisvollen Jahres. — Die politische Umwälzung hebt London über Amsterdam, Berlin über Breslau.

[2]) Dabei steht es um die technische Qualität der Armeelieferungen vielfach schlecht; so leiten um 1770 ein ehemaliger Küchenjunge und ein gewesener Theologe den Schicklerschen Kupferhammer. Die Eisenwarenfabrik, deren Arbeit gleichfalls bemängelt wird, kann 1774 mit den westfälischen Fabriken nicht Preis halten, „welche die Hauptmaterialien als Stahl, Eisen, Blech, Draht usw. alle bei sich und aus erster Hand haben". Kein Wunder, daß die Beschwerden über den Schmuggel billigerer und besserer Auslandsware nicht abreißen.

gewohnten preußischen Staat des 18. Jahrhunderts Neubildungen nicht fremd, welche wohl kapitalistischem Geist und merkantilem Schutz ihr Aufblühen schulden, doch von dem Kriegsgedanken völlig unberührt bleiben. So die Berliner Zuckerindustrie, für die Gebrüder Schickler 1749 Konzession und Monopol erhalten; 1778 sind nur mehr Cleve-Mark und Ostpreußen von ihrem Zwangskonsum befreit; aber bald bringt der vom Staat geforderte „freie kumulative Debit" auch hier eine Auflösung des merkantilen Großbetriebes und das 19. Jahrhundert mit dem Zuckerrübenbau einen technisch völlig andersartigen Neubau. Nur die Konkurrenz der oberschlesischen Steinkohle mit der englischen um den Berliner Markt, einst von den Schicklers für jenen Zweck inauguriert, hat sich unabhängig von den Raffinerien erhalten[1]).

Dauerhafter als alle gewerblichen Versuche haben auf dem Sandboden der Mark sich die eigentlich merkantilen Gebilde des werdenden Großstaates erwiesen. So hat die Berliner Börse nach dem Dritten schlesischen Kriege Mäklerordnung und Kurszettel erhalten; zu jener Friedenszeit also, welche der Schicklerschen Gewehrfabrik die lohnende Beschäftigung nahm. Und allein im Frieden blühen Berlins Gewerbe und Handel auf; vor und nach dem Siebenjährigen Kriege zählt man 166 und 169 Berufszweige in der Residenz, um 1800 sind es 266; von 1801 bis 1816 sinkt der Geschäftsumfang der Hauptstadt im ganzen schätzungsweise auf ein Viertel oder Fünftel, wogegen der Gesamtumsatz — nicht der Gewinn — des an den Kriegsgeschäften beteiligten Bankhauses sich nicht unbeträchtlich hebt. Denn allerdings bringt 1764 wie 1806 der Krieg dem Markt der Staatspapiere entscheidenden Elan und wird als Nothelfer der Staatenbildung zum Schöpfer des Effektenhandels. Während der Breslauer Kurszettel 1786 neben Geld- und Wechselkursen als einziges Papier erst schlesische Pfandbriefe notiert, springt der Umsatz des einen Berliner Handelshauses in preußischen Kommunal- und Staatspapieren empor auf ½ Million Taler 1807, 1¼ Millionen 1811. Bereits die Katastrophe des französischen Königtums hatte der Handlung eine Million Livres gekostet, die sie auf Anleihebilletts des Ancien Régime abschreiben mußte; jetzt wird ihr, die aus dem preußischen Heeresbedarf industrielle Anregung geschöpft hatte, der Zusammenbruch eben dieses „Militarismus" zum finanziellen Ansporn[2]). Die politische Katastrophe, nicht der eigene oder fremde Militärbedarf führt Frankreich zur Assignatenwirtschaft, Preußen zur Ausbildung der langfristigen Staatsanleihe: die Salzrevenuen wurden 1807 und später mehrfach vom Staat verpfändet, die darüber von den Kaufleuten gegebenen Wechsel zuletzt fünfmal prolongiert; ein Zwangs-

[1]) Im Welthandelsverkehr ist der Zucker während des 18. Jahrhunderts und zu unserer Zeit die Kohle der wichtigste Artikel.

[2]) Die Firma gewann 1807 bis 1821 am Effektengeschäft rund 500000 Taler; so exorbitant diese Summe gegenüber der Friedenszeit ist, wird sie doch vom Gesamtverlust während jener Zeit weit übertroffen.

darlehn vom Februar 1813, für das die Berliner Steuern zum Pfande gesetzt waren, ward zweimal auf je ein weiteres Jahr verlängert; im übrigen hatte das Finanzedikt von 1810 für die Umwandlung der meisten Staatsschulden in den neuen Typ unkündbarer Schuldverschreibungen gesorgt.

Schwächer als das Heer ist die Verwaltung der großen Territorien an dem Entstehen kapitalistischen Geistes unmittelbar beteiligt; immerhin verdient dieser zweite Faktor der modernen Staatengründung eine Erwähnung. So, wenn 1724 die Abgaben der fernen Exklaven Tecklenburg und Neufchatel durch die Vermittlung des Berliner Bankhauses eingezogen werden, oder wenn 1737 ihm der Wiener Hof gegen Verpfändung der böhmischen Türkensteuer eine Anleihe von einer Million Gulden anträgt; die Revenuen des damals österreichischen Schlesiens hatte ein englisches Konsortium im Jahr des Wiener Friedens 1735 mit 250000 Pfund beliehen, der Rückkauf dieser Obligationen in London seitens Preußens geschah wieder durch Gebrüder Schickler.

Abschließend erscheint uns der Krieg, weil und soweit er Träger und Mittel der modernen Staatenbildung ist, zugleich als Träger und Treiber des technisch-wirtschaftlichen Fortschritts; ein wesentlicher Teil des geschichtlichen Lebens, unterliegt er auch in seiner ökonomischen Bedeutung den Regeln der geschichtlichen Betrachtung. Die „sehr genaue Ausrichtung des Problems" auf den „Militarismus" hin, welche Sombart im Gegensatz zu dem beschränkten Können der Historiker vorzunehmen glaubt, wird dieser variablen politischen Funktion des Krieges in keiner Weise gerecht; indem Sombart die Einordnung und Einwertung der spezifisch militärischen Entwicklung in das historische Gesamtbild der Epoche unterläßt, läßt er die eigene Problemstellung entschieden unscharf werden und beraubt hier wie sonst das in Einzelheiten Neuartige und Wertvolle an seiner Untersuchung der Gewähr einer objektiven und dauerhaften Würdigung[1]).

Heerwesen und Krieg, volkswirtschaftliche und erwerbswirtschaftliche Wirkungen haben wir vielmehr zu scheiden. Wie würde heute ein europäischer Krieg stärker denn jemals den stolzen Bau der deutschen Volkswirtschaft in seinen Grundvesten erschüttern, und wie gering ist im Vergleich dazu und zur Vergangenheit die Einwirkung des „Militarismus" auf unsere ökonomische Struktur! Wie eng verbunden ist der Aufbau der Schicklerschen Handlung all den Lieferungen, die ihr der kriegerische Bedarf des Königreichs einträgt, und wie verschieden fällt eben daher die volkswirtschaftliche und die private Bilanz der Kampfesjahre aus! Wenn die Regierung 1738 auf einmal 80000 Bomben, Kugeln und Granaten, 1740 zur Kriegseröffnung für 400000 Taler Getreide, 1757 je $1\frac{1}{2}$ Million Bargeld aus dem gleichen

[1]) Über Judentum und Kapitalismus s. Rachfahl in den Preuß. Jahrbüchern, über Luxus u. Kapitalismus s. Groba in Schmollers Jahrbuch. — Sombarts eigene „historische" Auffassung von der Geschichte als dem Kampf um Futterplatz und Futtermenge kommt in den besprochenen Werken zu charakteristischem Ausdruck.

Grunde für Ostpreußen und Schlesien braucht, wenn die Königl. Münze 1750 für die gleiche Summe Gold und Silber kommen läßt, dann wird der Einfluß der Staatenbildung auf die Warenkommission und das Bankiergewerbe augenfällig; betrug doch in denselben Jahren der Generalumsatz des Hauses zwischen 1/2 und 3 Millionen Taler, das Eigenkapital blieb unter einer Million Taler, der reine Geldverkehr war ganz gering. So verdienen aber die preußischen Bankiers mehr an den drei friderizianischen Kriegen, als ihnen die ganze fruchtbare Friedenszeit dazwischen und nachher einträgt. Erst die unerhörte Not der Napoleonischen Zeit zwingt die unserem Empfinden entsprechende Einheit des allgemeinen und des besonderen Geschehens herbei: Gebr. Schickler büßen bei gestiegenem Umsatz die Hälfte ihres Kapitals ein, verpfänden sein Doppeltes in Kriegsdarlehen und können unter dem Gesetz der großen Politik doch nicht schon an privaten Börsenmanövern sich erholen; denn während voller fünfzig Jahre — bis zur wirtschaftlichen Konsolidation der neugeborenen Staatenwelt durch die Umwälzung der Verkehrstechnik, bis zur ersten Eisenbahn-Aktie also hin — notiert der Berliner Kurszettel ausschließlich Staats- und Kommunalpapiere.

Wie anders stellen die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Beginn des 20. sich dem Beschauer dar! Das Soll und Haben unserer großen Handelshäuser, das Auf und Nieder der führenden Industrien hängt mit kurzen Unterbrechungen nicht mehr ab von der unberechenbaren höheren Gewalt des Krieges oder merkantiler Staatseingriffe; aus eigener Kraft im konstitutionellen Staat entwickelt die freie private Unternehmung jene Kräfte, welche heute Markt wie Produktion zu Friedensinstrumenten umgestaltet haben. Vom Staat geleitete Betriebe überwiegen nunmehr im Verkehr und allenfalls in der Versicherung; nur etwa die Hälfte aller Börsenzulassungen bezieht sich auf staatliche Papiere, zwei Drittel aller Börsensteuern wurden Ende 1913 allein für Aktien gezahlt. Woran läßt sich hier das Überhandnehmen der Friedenstechnik, das Zurücktreten des militärischen Elements im Wirtschaftsleben der letzten hundert Jahre messen?

Ein exakter Maßstab fehlt uns leider. Wir wissen beispielsweise, daß 1905 an 6 v. H. der in Preußen statistisch erfaßten Dampfkraft auf unsere Marine kam, während die Eisenbahnen 60 v. H., Bergbau und Industrie je die Hälfte des Restes beanspruchten; so daß vom Dampf, dem König heute noch des Wirtschaftslebens, wohl zwei Drittel staatlicher Kontrolle unterstanden, aber wohl kaum ein Zehntel kriegerischen Zwecken diente. Und gar nur 63000 Mann, gleich 1% unserer gewerblichen Arbeiterschaft, waren 1912 in den Betrieben der Armee und der Marine angestellt. Freilich decken sich Staatsbetrieb und Kriegsausrüstung nicht, so wenig wie die Zahl der Staats- und Kommunaleffekten mit der Summe kriegerischen Staatsaufwands verglichen werden darf; gerade aus der Verbindung privatwirtschaftlicher

„Rüstungsinteressen" mit der nationalen Kriegsvorbereitung erwächst ja jene bekannte sozialistische Verdächtigung des kapitalistischen Zeitalters, es treibe aus Erwerbsrücksichten mehr als jedes andere zum Kriege, „Panzerplattenpatrioten" machten die äußere Politik der Bourgeoisie. Da aber die Kriegstechnik zufolge und mit der kapitalistischen Durchdringung des Zeitalters ihre bisherige Vorherrschaft eingebüßt hat, so scheint dieser Vorwurf gegen die Bourgeoisie von vornherein am allerwenigsten berechtigt; tatsächlich wird auch von jener Seite die internationale und friedliche Gesinnung des „Kapitals" ernstlich kaum bestritten, nur eben den Kriegslieferanten ein verderblicher, weitreichender Einfluß zugeschrieben. Aber auch damit kann es in einem solchen Jahrhundert nicht mehr weit her sein; in der Tat bestätigt jeder wirtschaftsgeschichtliche Vergleich, daß der Kapitalismus rein als Wirtschaftsform nicht Förderer, sondern Feind des Kriegsgedankens ist.

Sind doch im kapitalistischen Jahrhundert die Kriege nicht allein seltener geworden, auch der ständige Kriegsbedarf hat mit dem relativen Abschluß unserer Staatenbildung nachgelassen, so daß der ökonomische Reiz des Kampfes sich zugleich nach Umfang und Intensität verringert hat. Umgekehrt ist im Frieden heute unendlich mehr zu verdienen als früher, sehr viel mehr auch als im Kriege. Die Reingewinne allein unserer Aktiengesellschaften 1913 betragen 1,3 Milliarden Mk., unsere gesamten Militäraufträge hingegen einige hundert Millionen Mk.[1]); sind da durch die Kriegstechnik mehr als ein paar Dutzend Millionen jährlich zu verdienen, mehr als wenige ein bis zwei Prozent der Friedensarbeit? Die Friedrich Krupp-A.-G. beschäftigt noch nicht ein Zehntel der Arbeiterzahl unserer Staatseisenbahnen; ihre Fabrikate sind ungefähr zur Hälfte Kriegsarbeit, von der wiederum die Hälfte in das Ausland geht. Von den 256 000 Patenten, die 1887 bis 1912 im Deutschen Reich erteilt wurden, entfallen 4646 oder 1,8 % auf die Klasse der Schußwaffen. Die Erzeugnisse aus Flußeisen im Deutschen Reich und Luxemburg werden für 1907 auf 8,8 Millionen Tonnen berechnet im Werte von 1325 Mill. Mk.; davon kommen auf Kriegsmaterial aller Art (Geschütze, Geschosse usw.) 47 000 t mit einem Wert von 66 Millionen Mk. oder nur 5 % des Gesamtwertes[2]).

[1]) Von dem 3/4 Milliarden ausmachenden Ordinarium (1912) entfällt über die Hälfte auf die Geld- und Naturalverpflegung der Truppen; auf Artillerie und Waffen kommen nur einige 70 Millionen Mark, auf Bekleidung und Ausrüstung einige 50. - Die preußisch-hessischen Staatseisenbahnen bestellten gleichzeitig für 1/4 Milliarde Mark Maschinen und Fahrzeuge und beschäftigten 3/4 Millionen Beamte und Arbeiter; die Gesamtausgabe unserer Eisenbahnen übertraf im Ordinarium diejenige des Deutschen Reichs für Kriegszwecke! Wo im 18. Jahrhundert oder auf der Schwelle des 19. hätte die Technik des Verkehrs für Land- und Wasserstraßen derartige Summen und Verhältniszahlen nur entfernt ergeben!

[2]) Von Deutschlands Qualitätsausfuhr 1911 entfielen u. a. auf:

	Mill. Mk.		Mill. Mk.
Maschinen	544	Kriegswaren	50
Elektrotechnische Erzeugnisse	163	Klaviere	50
Wissenschaftl. Instrumente	60		

Wir dürfen somit sagen, daß volkswirtschaftlich heutzutage die Kriegsvorbereitung nicht mehr als 1 bis allerhöchstens 10% unserer gesamten Mittel und Arbeitskraft mit Beschlag belegt — während sie bis vor hundert Jahren das wirtschaftliche Leben unserer Vorfahren zum größeren Teil beherrscht hat[1]).

Wer selbst diesen geringfügigen Anteil des Waffenwesens an der Gegenwart, angesichts der Entfaltung aller kapitalistischen Gewalten, voll dem Staate in die Hände geben und die Allgemeinheit vor Übervorteilung bewahren möchte, dem bleibt ja unbenommen, den Gedanken der Verstaatlichung auf diesem eng begrenzten Raume zu vertreten. Eine Emanzipation der Friedenstechnik, wie sie noch kein Jahrhundert sah, von dem „Druck des Militarismus" bleibt in jedem Fall bestehen als das wirkliche und eigene Kennzeichen dieses insoweit wahrhaft „antimilitaristischen" Jahrhunderts. Dagegen ist der Pazifismus als Tendenzbewegung mit seinen Forderungen nur ein verzerrter Reflex der objektiven, hier gezeichneten Bewegung von Krieg und Technik! Denn gerade die Fortentwicklung vom Kriege ab, nicht aber eine Militarisierung irgendwelcher Teile unseres Wirtschaftslebens ist ja die Signatur der Zeit, während allerdings der Krieg als Teilerscheinung der politischen Ideen geschichtliche Voraussetzung und immanente Bedingung auch des gegenwärtigen Staatenwesens ist und bleiben wird. Doch wird dieser aphoristisch gehaltene Gegengrund ja keinen Pazifisten überzeugen[2]); um so mehr muß der tatsächliche Verlauf betont und entgegen der populären Meinung festgehalten werden[3]). Ihm widerspricht nicht die Ausbildung einer gesonderten wissenschaftlichen Kriegstechnik, wie sie gleich der allgemeinen technischen Forschung und Lehre im 19. Jahrhundert großgeworden ist. Im Gegenteil: gerade die bewußte Anwendung genereller naturwissenschaftlich-technischer

[1]) Eine Ausnahme macht der Schiffsbau: Hier entfielen 1910/13 von 1 251 000 t, die auf deutschen Werften an größeren Schiffen (von 100 t aufwärts) gebaut wurden, 202 000 t oder 16% auf Kriegsschiffe; in Großbritannien wurden 1907/11 für 4 051 000 t Schiffe gebaut, davon 701 000 t oder 17% Kriegsschiffe. — Die deutsche Handelsmarine 1913 zählt 3 154 000 t Raumgehalt und 78 000 Mann Besatzung, die deutsche Kriegsmarine 889 000 t Wasserverdrängung und 73 000 Angehörige; die Neuheit und relativ zunehmende Wichtigkeit unserer Seerüstung ist bekannt. — Im 18. Jahrh. war, wie Sombart mit Recht betont, jedes Kauffahrteischiff gleichzeitig ein armiertes Kriegsschiff; erst die Technik des 19. Jahrhunderts hat in dem gepanzerten und schwer armierten Schlachtschiff auch auf diesem Gebiet die Trennung von Krieg- und Friedenstechnik erstmals vollzogen, damit die kleineren Seemächte von der maritimen Konkurrenz fast ausgeschlossen, eine Reihe interessanter und tiefgreifender Umwälzungen herbeigeführt.

[2]) Wegen der Begründung des Kriegsgedankens für die Gegenwart s. Kapitel III dieser Arbeit über „Krieg und Wirtschaft", wegen des bekannten Norman Angell daselbst Kap. II.

[3]) Für die relative Zunahme der nicht-kriegerischen Staatsausgaben seit 1881 vgl. L. Sevin, Deutschlands Kulturausgaben, 1912.

Normen auf den Spezialfall der Kriegstechnik enthält eine Anerkennung meines Satzes von der beherrschenden Position, welche der „Zivilingenieur" sich erstmals im abgelaufenen Säkulum errungen hat[1]).

Auch spiegeln die bekannten Zahlen des Staatshaushalts uns den gleichen Verlauf wieder, nur daß hier das Verhältnis zugunsten der kriegerischen Tätigkeit verschoben wird; ist doch der Krieg und seine Vorbereitung jetzt mehr als je Reichssache geworden, die technisch-wirtschaftliche Friedensarbeit hingegen grundsätzlich dem Fleiße und der Einsicht unser aller anvertraut. Mit dieser Einschränkung bestätigt das stete Abnehmen des militärischen Teils der Staatsausgaben meine These. In Spanien werden 1610 noch 93% des Budgets für Heer und Flotte aufgewandt, im Militärstaat Preußen 1730 noch 86%, beim Tode des großen Königs wie vor Jena 75%, 1840 nur mehr 50%[2]); 1912 gibt das Deutsche Reich für sich die Hälfte, zusammen mit Preußen aber ein Viertel bis ein Drittel seines Haushalts für militärische Belange aus. Das Zeitalter der Maschine ist somit dasjenige, in dem die Kriegsausgaben des modernen Staats den stärksten Rückgang zeigen; nicht umsonst gaben die zugleich politisch und wirtschaftlich unfertigen Balkanstaaten 1912 von ihren Budgets annähernd doppelt soviel als Deutschland für Rüstungszwecke aus[3]). — Die Wehrausgaben Deutschlands betragen schätzungsweise 1913, im Jahre des Wehrbeitrages, doch nur $3^1/_2$% des deutschen Nationaleinkommens[4]) und ergeben somit im Vergleich mit anderen Ländern wie zur eigenen Vergangenheit eine recht erträgliche „Blutsteuer"; ist doch unser Volkseinkommen von 1899 bis 1914 auf weit über das Doppelte gestiegen, unbedingt viel rascher, als die militärische Belastung in diesen krisenreichen Jahren[5])! — Rom stellte nach der Schlacht bei Cannae ausnahmsweise $7^1/_2$% seiner Gesamtbevölkerung unter die Adler der Legionen, Preußen 1813

[1]) Aus der ungeschriebenen Geschichte des technischen Unterrichtswesens sei erwähnt, daß Ingenieur- und Artillerieoffiziere die ersten Lehrer der Technik auf dem Braunschweiger Carolinum im 18. Jahrhundert gewesen sind. Heute besteht die Militärtechnische Akademie zu Berlin neben einem vollen Dutzend technischer Hochschulen, die auf das gewerbliche Leben vorbereiten. Nur in Zürich ist noch eine Militärschule mit dem Polytechnikum verbunden.

[2]) Nach Sombart a. a. O. S. 457. — Übrigens kommen auch geringere oder höhere Ziffern vor; so in Preußen unter Friedrich I. 55%, in Frankreich sind es unter Necker zwei Drittel, bei seinem Gegner Großbritannien gleichzeitig 94% der Staatsausgaben. Die politischen Ideen bestimmen eben das Ausmaß der militärischen Anstrengung nach Zeit und Ort verschieden; sollte eine Umgestaltung unserer internationalen Staatenlage nach Art der napoleonischen Epoche uns beschieden sein, so würde eine Renaissance des militärischen Elementes unabweisbar werden.

[3]) Der staatliche Schuldendienst ist den Kriegsausgaben voll hinzugerechnet worden.

[4]) So L. Sevin nach der „Wehr", Julinummer 1914.

[5]) Nach meiner Schätzung betrug die militärische Belastung des deutschen Nationaleinkommens Ende der 90er Jahre noch 4—5 Prozent.

und 1914 gar an 10%. Der normale Friedensstand wird zwar im nationalen Staat fast überall von den Landeskindern heute bestritten, hat dafür aber mit wenigen 1/2—2% der europäischen Bevölkerungen einen universalgeschichtlichen Tiefstand erreicht; die Friedenspräsenzstärke beträgt im friderizianischen Preußen noch 4%, im Deutschen Reich und Preußen seit Scharnhorst knapp 1% der Volkszahl. Nach Schmoller[1]) ist „der historische Fortschritt, welcher in der Einschränkung des Waffendienstes in den letzten 2000 bis 3000 Jahren liegt, etwa in dem Zahlenverhältnis auszudrücken: wo einst 25% der Bevölkerung, 35—40% der Erwerbstätigen zum kriegerischen Schutze nötig waren, da reichen heute etwa 0,4—1,12% der Bevölkerung, 1—3% der Erwerbstätigen aus."

Der welthistorische Fortschritt von Krieg und Technik vollzieht sich demnach in zwei Phasen, deren Schilderung die Antwort gab auf unsere Frage nach der geschichtlichen Abwandlung beider Faktoren. Die ersten Reiche der Halbkultur im dritten Jahrtausend vor Christo sehen den Kampf des primitiven Menschen mit seiner Umwelt entschieden zu seinen Gunsten; aus Zwang und Not geboren erhebt sich die Urform der gesellschaftlichen Ordnung, scheidet im eisernen Zeitalter nach Waffe und Werkzeug Krieg und Technik, Menschenbeherrschung von Naturbezwingung, und vermählt in beiden Kraft und Einsicht, Theorie mit Praxis. Bis zum Ausgang des europäischen Mittelalters zehren Krieg und Technik noch von dem Erbe jener ersten Herrschaftsepoche des menschlichen Geistes; die religiöse Idee des Christentums unterwirft sich Imperium wie Barbaren, ohne von dem gleichzeitigen Rückgang der technischen und militärischen Ideen innerlich berührt zu werden. Erst das Zeitalter der Entdeckungen erweitert den Herrschaftsbereich des Menschen in grundlegender Art; doch bleiben Krieg und Technik eng verwandt bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts, ja die Bildung der neuzeitlichen Staatenwelt gestaltet ihre Verbindung vielleicht vorübergehend enger als zu früheren Zeiten. Mit dem Sieg der Dampfkraft auf dem Boden dieser neuen Staatenordnung, mit der Überwindung von Raum und Zeit durch die heutigen Maschinen, Apparate, Instrumente und Verfahren erlangen Friedenstechnik und Friedensarbeit zum erstenmal die allgemeine und unbestrittene Führung des gesellschaftlichen Lebens; das Jahrhundert des Nationalstaats und der Technik bringt mit dem relativen Abschluß der europäisch-nordamerikanischen Staatenbildung die zweite große Herrschaftsepoche des menschlichen Geistes, wobei der Krieg als Urform stets nur latenter Menschenherrschaft sich neben der scheinbar endgültigen Naturbezwingung doch mit Notwendigkeit behauptet. Weltwirtschaft und Weltpolitik, deren Umriß die Entdeckungen, deren Ausgestaltung die Erfindungen gegeben, tragen die nun inhaltlich fast unumschränkte Herrschaftsgewalt des

[1]) A. a. O. S. 332.

Menschen in Krieg und Technik, Staat und Wirtschaft bis an die Grenze auch des äußeren Daseins — ohne daß doch diesem breiten Auswirken des technisch-militärischen Vermögens eine dauerhafte Vertiefung des geistig-sittlichen Gehaltes unserer Herrschaft notwendig entspräche!

III.

Den Sieg des Menschen über die Natur verwirklicht in dem Siegerstaate Englands Papins Gedanke in der Wattschen Dampfmaschine; bald drängt er auch im Deutschen Bunde der trägen staatlichen Entwicklung ungestüm voran. Geboren aus der um die Wende des 18. Jahrhunderts auslaufenden Epoche unserer Staatenbildung, wirkt das Zeitalter der Technik seinerseits zurück auf die gesellschaftlichen Machtverhältnisse. Diese Rückwirkung des technisch-wirtschaftlichen Aufschwungs auf das staatliche und internationale Leben steht heute überall zur öffentlichen Diskussion; ablehnend oder zustimmend wird bald die ökonomische Durchdringung von Regierung, Presse und Parteien, bald das Projekt eines Weltschiedsgerichtes oder Weltpennyportos dargelegt, die internationale Verflechtung und wirtschaftliche Bedingtheit der jetzigen Politik gefeiert oder angeklagt. Daß mehr als bloße Stimmungen dabei im Spiele sind, wenn auch das Bild der Gegenwart dem Auge des Beschauers noch zu nahe ist, um deutlich erkennbar zu sein, das zeigt zunächst ein Blick auf die umgestalteten Beziehungen der Weltwirtschaft zur Weltpolitik.

Solange die Periode unserer Staatenbildung dauert, bewahrt die wirtschaftliche Expansion der rivalisierenden Mächte eine intensive militärisch-koloniale Färbung. Vor und nach jener Teilung der Erde, welche der Papst 1493 aussprach, vollzieht sich der weltwirtschaftliche Fortschritt auf den Bahnen der hohen Politik: der Herrschaft unserer Hansa und des Deutschen Ordens über Nord- und Ostsee folgt die Zeit der Merchant adventurers und der holländischen Sundschiffahrt, folgt die Abhängigkeit „Hamburghs" von England, der deutschen Leinen- und Getreideausfuhr wie des Kolonialwarenbezuges von der Vermittlung und dem Gutbefinden der „Seemächte" [1]). Der Brite tritt als Machthaber zur See und ihrer fernsten Küsten über die Schwelle des 19. Jahrhunderts, London wird der Stapelplatz Europas, im letzten stärksten Aufschwung vereinigt England in seiner Hand Merkurs und Neptuns Attribute [2]). Doch eben dieses 19. Jahrhundert sieht die Emanzipation der Weltwirtschaft von jenen militärisch-maritimen Formen sich voll-

[1]) Vgl. C. Brinkmann, Der Beginn der neueren Handelsgeschichte und das Aufkommen der Seemächte. (Historische Zeitschrift III 16, Heft 2.) Vgl. auch Kapitel II dieser Arbeit.

[2]) Ein Beispiel statt vieler:

In Hamburg kamen 1801 Seeschiffe an:	im Deutschen Reich 1911:
überhaupt: 691,	31 500 000 Reg.-Tonnen
davon aus Großbritannien: 631,	6 000 000 „
„ „ Ver. Staaten: . . 16,	3 200 000 „

ziehen, die seit den Kolonien Großgriechenlands oder der Genuesen, von den Provinzen Roms oder Spaniens bis zur Erhebung Nordamerikas und zur Eroberung Indiens durch Großbritannien den Gehalt des ökonomischen Geschehens wesentlich bestimmt hatten. Jetzt erblicken wir auf beiden Hemisphären Völker, deren wirtschaftliches Können ihr politisches Vermögen übertrifft und die das Leben ihrer engen staatlichen Heimat auf einer unvergleichlich breiteren wirtschaftlichen Basis aufbauen, ohne daß ihrer politischen und weltwirtschaftlichen Selbständigkeit doch eine koloniale und maritime Expansion zur Seite ginge. Deutschlands Weltstellung, trotz der Flotte und unserer „Weltpolitik" nach wie vor durchaus kontinental fundiert, erstreckt sich in Schiffahrt, Handel, Industrie und Landwirtschaft über den Erdball. Offenbar wird das überkommene Gleichmaß weltwirtschaftlicher und weltpolitischer Entfaltung zunehmend gestört, je mehr das Wachstum der von Krieg und Pest verschonten Menschenmassen die intensivste Pflege ihres Nahrungsspielraums fordert und je mehr die Friedenstechnik den dafür nötigen Verkehrsradius erweitert[1]). Aus dieser internationalen Erfahrung, als welche das Auseinandergehen von Krieg und Technik sich zunächst erweist, entspringt heute jene latente Spannung innerhalb des europäisch-nordamerikanischen Staatenvereins, in deren Zentrum Englands überlieferter Anspruch auf die Suprematie der Meere im Krieg und Frieden steht. Denn einmal macht Englands insulare Lage und das Fehlen agrikolarer Eigenproduktion es gegen die wachsende bewaffnete Gefährdung seiner insularen Basis vorzüglich empfindlich; und droht doch auch seiner kampfgewonnenen Handelsvorherrschaft jedes Schiff und jede Tonne etwas abzubrechen, die im Frieden fremden Häfen sich zuwenden. Weshalb Großbritannien, im 19. Jahrhundert der letzte und daher reichste Erbe einer ganz überwiegend politisch-militärisch orientierten Wirtschaftsepoche, die mögliche Trennung beider Faktoren als Einbuße und zugleich Bedrohung seiner internationalen Bedeutung und nationalen Existenz empfindet und mit Anspannung aller seiner Kräfte auszugleichen sucht[2]). So

[1]) Von Deutschlands Außenhandel entfielen 1899: 4½% und bereits 1912: 10½% auf die außereuropäischen Länder; davon auf die deutschen Kolonien nur wenige ¼ bis ½%! Der geringfügige Gesamthandel unserer Kolonien geht zu vier Fünfteln ans Ausland!

[2]) Von 1862 bis 1912 stiegen:

die Fläche des britischen Weltreiches von	4 600 000	auf	10 800 000 engl. Qm.
die Bevölkerung d. brit. Weltreiches „	182 000 000	„	421 000 000 Einw.
der Außenhandel d. brit. Weltreiches „	688 000 000	„	2 465 000 000 £

Trotzdem also die Zunahme des Außenhandels das Wachstum der Bevölkerung sehr erheblich übertraf, nahm der Anteil am Welthandel ab; denn es stieg die Gesamteinfuhr Europas (exkl. Balkan und Türkei), russ. Asiens und der Vereinigten Staaten in den Jahren 1862 bis 1912: ..... von 602 860 000 auf 2 302 000 000 £

kämpfen und verbünden heute auf dem Welttheater sich die Macht und zeugungskräftige Tradition der alten Seemächte mit dem alle Grenzen überflutenden, vornehmlich technisch-wirtschaftlichen Vorwärtsstreben jüngster und kleinster Volkseinheiten; Absperrung und Prinzip der offenen Tür, Wettrüsten und Verständigung, Kolonialerwerb und friedliche Durchdringung vermischen sich, wo noch im 18. Jahrhundert das merkantile Staatsinteresse Umfang und Form jeglichen Anteils an der Weltwirtschaft bestimmte. Unmöglich hätten im Zeitalter der Aufklärung, das Friedrichs des Großen Handelskompagnien scheitern sah, Belgien und Holland ein volles Drittel des deutschen Außenhandels über ihre Häfen leiten und Belgien überdies halb Innerafrika sich ohne Seegeltung erwerben dürfen; niemals hätte der deutsch-englische Gegensatz ein ganzes Halbjahrhundert friedlich überdauert[1]). Und doch, täuscht nicht

die Gesamteinfuhr des Vereinigten Königreichs	von 257 000 000	auf 814 000 000 £
(in Prozenten:	= 42,6 %	= 35,4 %)
die Gesamtausfuhr Europas (exkl. Balkan und Türkei, russ. Asiens und der Vereinigten Staaten:	„ 595 497 000	„ 2127 867 000 „
die Gesamtausfuhr des Verein. Königreichs	„ 195 494 000	„ 664 143 000 „
(in Prozenten:	= 32,8 %	= 31,2 %)

Schneller als die kommerzielle wächst die maritime Bedrohung der britischen Vormacht. So stiegen von 1862 bis 1912 in der Gesamtausgabe

die Budgets der obengenannten Staaten:	von 400 409 000	auf 1 573 460 000 £
das Budget des Vereinigten Königreichs	„ 71 000 000	„ 179 000 000 „
(in Prozenten:	= 17,7 %	= 11,4 %)
davon waren Flottenausgaben der obengenannten Staaten	„ 43 347 000	„ 101 163 000 „
davon waren Flottenausgaben des Vereinigten Königreichs		44 085 000 „
(in Prozenten:		= 43,6 %)

Am raschesten geht Englands industrielle Vorherrschaft während des letzten Halbjahrhunderts zurück. So betrug die Kohlenförderung der Erde:

	1860	1910
überhaupt	137 Mill. t	1 152 Mill. t
davon England	81 „	269 „
„ Vereinigte Staaten	15 „	455 „
„ Deutschland	17 „	222 „

Die Roheisengewinnung der Erde	1860	1910
überhaupt	7,4 Mill. t	66,4 Mill. t
davon England	3,9 „	10,5 „
„ Vereinigte Staaten	0,8 „	27,7 „
„ Deutschland	0,5 „	14,8 „

[1]) Von der Wende des 18. Jahrhunderts bis 1910 hob sich

der britische Gesamthandel	von 1,2	auf 25	Milliarden Mk.
„ Gesamthandel der Erde	„ 6	„ 150	„ „
„ eingehende Seeschiffverkehr in London	„ 0,6	„ 13	Millionen t
„ „ „ „ Hamburg	„ 0,2	„ 11½	„ „

alles, so wird aus den internationalen Erfolgen der Handelsfreiheit und Verkehrstechnik letzten Endes eine neue Welt stärkster militärisch-maritimer Krafteinheiten aufsteigen, und der vom 19. Jahrhundert erst wirtschaftlich entdeckte und technisch aufgeschlossene Erdball wird, freilich unter teilweise neuartigen Formen und Verflechtungen, die Idee der Macht gewinnung als das kriegerische Agens realistischer wie kultureller Weltgeltung stärker denn je erweisen[1]).

Hat die Unterwerfung der Natur, der Sieg der Technik über Raum und Zeit $^{7}/_{10}$ der Erdoberfläche, $^{9}/_{10}$ aller Erdbewohner dem politischen Willen zehn einzelner Regierungen dienstbar machen müssen, dann lehrt schon diese in der Geschichte unerhörte Zentralisation staatlichen Wesens, welchen Kraftzuwachs die Träger des Schwertes den Dienern der Maschine heute verdanken! $1^{1}/_{2}$ Milliarden Menschen in ihrem erweiterten bürgerlichen Dasein wie in ihrem bewußt gewordenen nationalen Empfinden gelenkt von 20 oder 30 Kaisern, Königen, Ministern und Parteiführern, in deren Kabinetten die erdumspannenden Fäden der gesellschaftlichen Organisation zusammenlaufen — welcher wirtschaftliche Konzern möchte diesem modernen Schauspiel sich vergleichen, welches unter „den" wirtschaftlichen Zielen der Epoche sich seiner Leitung rühmen? Was sind die Träume von der Einigung des Erdballs durch die prästabilierte Seelen- und Interessenharmonie der Individuen oder Klassen, wo nicht die Einsicht und der Wille jener Wenigen dem eine Wirklichkeit gewährt? Die Schlagfertigkeit des Regierungsapparats

Von 1870 bis 1912 stieg der britische Gesamthandel von 11 auf 26 Milliarden Mk.
„ „ „ „ „ „ deutsche „ „ 6 „ 21 „ „
Der britische Gesamthandel betrug in Prozenten des Welthandels ..... $24^{1}/_{2}$ bzw. $16^{3}/_{4}$ %
Der deutsche Gesamthandel betrug in Prozenten des Welthandels ..... $13^{1}/_{3}$ „ $13^{1}/_{2}$ %

[1]) Heute gliedert sich, gegenüber 1862, das 52,3 Millionen englische Quadratmeilen mit etwa 1,6 Milliarden Menschen umfassende Gebiet der Erde in die folgenden Bestandteile:

	engl. Quadratmeilen 1862	1912	Einwohner 1910
Britisches Weltreich ...	4 600 000	10 800 000	421 000 000
Russisches Weltreich ...	7 600 000	10 200 000	167 000 000
Chinesisches Reich	4 300 000	2 900 000	431 000 000
Vereinigte Staaten....	1 500 000	3 700 000	103 000 000
Frankreich	400 000	4 800 000	86 000 000
Deutsches Reich	240 000	1 200 000	78 000 000
Japan	150 000	260 000	70 000 000
Österreich-Ungarn	239 000	241 000	51 000 000
Italien	100 000	700 000	36 000 000
Türkisches Reich	1 800 000	700 000	ca. 25 000 000
Gebiet der „Großmächte"	20 000 000	35 500 000	1 468 000 000
Gebiet der Erde	52 000 000	52 000 000	1 600 000 000

Einschließlich der Unabhängigen Mongolei mit 1 400 000 Qm. und 2,6 Mill. Einw.

in Krieg und Frieden scheut den Vergleich mit keinem Präzisionswerk, und dabei hat die Einheit der Entschlußkraft unter der Fülle möglicher, auch populärer Einwirkungen nicht gelitten; so sehr eine jede der Regierungen von tiefsten ideellen Strömungen sich tragen läßt, ist Krieg und äußere Politik doch mehr denn je Sache der Wenigen — abgesehen vielleicht von Frankreich. Mochten früher die Zügel mancherlei lebendigen Spielraum lassen, der Antrieb eines solchen Mechanismus fordert, daß alle Hebel des Krieges und der Politik dem kleinsten Druck des Schalters folgen.

Wir sehen, wie die einzigartige Bewältigung der Naturkraft durch die Technik des 19. Jahrhunderts der Machtgewinnung über Menschen wegweisend und kräftespendend dient, wie mit ihrer Hilfe der Machtgedanke — die Zentralidee also des Staates — die Umrisse des spanisch-portugiesischen Weltreichs erst mit Fleisch und Blut erfüllt. Hat somit das weltbürgerliche Sehnen der Aufklärungszeit durch die Maschine, die doch auch ein Kind des 17. und 18. Jahrhunderts, sich irgendwie erfüllt? Giganten gleich erheben sich von jeder Berührung mit der Mutter Erde neugestärkt die Machthaber der Welt; und wenn sie ihre Glieder langsamer regen als die kleineren Geschlechter, so trifft der lang erwogene Schlag um so vernichtender. Präzision und Masse des modernen Krieges unterscheiden sich in nichts vom Wirken der modernen Technik, ja beider oben angedeuteter Entwicklungsgang zeigt uns die gleiche Stufenfolge. Dort wie hier geht eine Epoche der Zusammenfassung einer überwiegenden Anwendung der Maschinenkraft voraus; wie die arbeitsteilige Manufaktur als Vorstufe der maschinellen Fabrikorganisation zu gelten hat, so schon der uniformierte Pikenier und Hellebardier als Vorläufer des schußgeübten Infanteristen. Und stärker als solche gelegentliche Übereinstimmung wirkt, daß Kriegs- und Friedenstechnik wohl einen Stromlauf einfassen und zu ihren Werken einfangen können, doch seine Quelle nicht und nicht die Mündung ihm bestimmen dürfen; daß im unerhörten Wechsel aller kriegerisch-technischen Formen doch die Einheit des geschichtlichen Geschehens gewahrt blieb, daß die politische Fragestellung und Zielsetzung im Schoße Europens selbst eine noch ungeschwächte Zeugungskraft der überkommenen Ideen heute erweist. Und wie sollte es auch anders sein? Nicht nur der tote Spielraum, auch das lebendige Objekt der Herrschaft bleibt ja das gleiche. Solange Menschen von Kopf und Herz, Völker voll vorwärtsdrängender Vergangenheit statt lebloser Mechanismen und unvermehrter Energien den Schauplatz der politischen Geschichte füllen, solange wird im Gegensatz zur Technik jede Menschenherrschaft nur latent, wird Kraft der Grund und Krieg das Mittel sein, dessen im Fortgang des Geschehens das Agens der politischen Idee bedarf.

Anders und doch wieder ähnlich wirkt der technisch-wirtschaftliche Aufschwung in der inneren Politik; auch hier eine Verselbständigung des wirtschaftlichen Elementes, aber keine Trennung von der Politik, vielmehr nur

neue Formulierungen auf alter Basis. — Die Ausdehnung des großstaatlichen Machtbereichs über den Erdrund weitet zugleich die innerstaatlichen Regionen, die Volkswirtschaft ist Korrelat der nationalen Einheit. In ihrem Reich gilt unbestritten die Macht und Friedensordnung jedes Staates, ein innerer Krieg ist damit unverträglich. Der innere Friede, dessen wir uns heute freuen, ist Frucht der Herrschaft über Welt und Menschheit, die uns Krieg und Technik gaben; was gab er uns, was ward er den innerstaatlichen Ideen seiner Schöpfer? Das Ideal der Freiheit von politischem und wirtschaftlichem Zwange, dessen Erfüllung das 19. Jahrhundert brachte, hat durch die ökonomisch-technische Entwicklung eine Umbildung erfahren, von der die Gegenwart anfängt sich Rechenschaft zu geben. Die politische Demokratie sowohl wie der wirtschaftliche Liberalismus sind Gegenstand eingehender Kritik geworden; jener Schimmer des Unerfüllten, der die weltbürgerlichen Ideale der Aufklärung heute noch umgibt, fehlt ihnen, wenngleich die Reaktion auf dem politischen Gebiete von jeher ungleich schwächer als auf wirtschaftlichem und sozialem war[1]). Aber die konkrete Schilderung dieser beiden Entwicklungsreihen liegt außerhalb meiner Aufgabe, schon weil der direkte Einfluß des Krieges auf die Technik hier ja ausgeschaltet ist; nur auf die ganz verschiedene Gestaltung beider Lebenskreise und auf die Färbung, welche das innerpolitische Geschehen vom wirtschaftlichen zunehmend erhält, sei hier zum Schluß der Blick gelenkt.

Die angeblich unaufhaltsame Demokratisierung unseres gesamten gesellschaftlichen Daseins hat nicht allein vor der äußeren Politik, sie hat auch vor dem wirtschaftlichen Leben Halt gemacht, einzig die innere Politik ist ihr Gebiet; während jedoch das internationale Leben — vom „Plebiszit" Napoleons III. abgesehen — auch in der Form Regierungssache ist, trägt die herrschende Verfassung unseres Wirtschaftslebens den Forderungen der liberalen Lehre scheinbar Rechnung: absetzbare Angestellte arbeiten unter der Kontrolle eines Aktionärausschusses und der Generalversammlung gerade in den wichtigsten Betrieben und Kartellen; jede Erblichkeit des Amtes ist geschwunden, der Zugang und das allgemeine Stimmrecht jedermann eröffnet. Doch wie weit bleibt der Einfluß jener gesetzgebenden und kontrollierenden Organe hinter der Wirksamkeit ihrer politischen Kolleginnen im konstitutionellen Musterstaat zurück, wie sehr überragt sie die ungeschriebene Macht der »captains of industry«! Wo in Demokratien reinsten Wassers wie in Frankreich der souveräne Wähler dem souveränen Aktionär an Einflußlosigkeit nicht nachsteht, da wächst die Macht der Wirtschaftsmagnaten empor, auch über die Klüngel der Berufspolitiker; und wenn in Rußland der Staat noch alles gesellschaftliche Wesen

[1]) Vgl. jetzt Hasbach, Die moderne Demokratie. Auch meine akademische Rede „Das technische Bildungsproblem in Rücksicht auf Staat und Wirtschaft" (Braunschweig, bei Vieweg).

regelt, so jedenfalls die innere Politik nicht weniger als das russische Wirtschaftsleben. Wo immer der ökonomisch-technische Fortschritt das Nationalvermögen schon mobilisiert und auf den Markt gebracht hat, da häuft er in den Händen Weniger umfassende und dauerhafte Macht. Welcher Fürst oder Präsident dürfte heutzutage noch seine Untertanen mit der Kunde ihrer Abtretung überraschen, wie der Schaaffhausensche oder irgendein anderer Bankverein den Großteil seiner Aktionäre? Wer sie ihnen vorenthalten, wie der Verlag Scherl seinen Abonnenten? Welche Regierung findet ein freiwilliges Offiziosentum, wie es den Stapellauf der neuen Hapagdampfer feiert? Welche nationale Katastrophe ließe gleich dem Untergang des Titanic sich tagelang vertuschen? Kann die Regierung oder die Finanz in Wien und in Paris auf ihre Presse sicherer zählen? Wer wird beim Bau des Großstadthauses weniger gefragt als seine künftigen Mieter? Welcher Minister kann in Preußen, konnte Bismarck selbst im Reich auf eine Dauer und Sicherheit des Amtes rechnen, wie sie den Namen Kirdorf oder Rathenau verbürgt ist? Wer darf gleich jenem Direktor der Deutschen Bank den Ausspruch auf sich nehmen, er sei „der mächtigste Mann in Deutschland"? Und wie vergleichen sich die eine oder zwei Millionen Mark Staatseinnahme der Fürstentümer Lippe oder Schwarzburg mit den Budgets unserer großen Werke, wie die Zahl ihrer Bürger mit den Arbeitermassen jener?

Gewiß, diese Vergleiche drücken nicht die volle Wahrheit aus; aber sie zeigen, daß die demokratische Umbildung unseres innerstaatlichen Lebens einer aristokratischen Umgestaltung unserer Wirtschaftsführung parallel geht, daß hier wie in der großen Politik eine Ära bis dahin unerhörter Machtentfaltung und stärkster Zentralisation das Resultat der neuen Technik ist, an deren Wiege doch fast kleinbürgerliche Ideen allgemeiner Gleichheit und Glückseligkeit neben weltbürgerlichen Idealen standen. Die innere Politik der europäisch-nordamerikanischen Kulturwelt, dem Walten des Kriegsgottes mehr denn je entrückt, sieht ihre Parteiungen sich füllen mit einem Geist der Zeit, der ihrem idealen Ursprung fremd ist; eingeklemmt zwischen die zwei großen Realitäten des Wirtschaftslebens und der äußeren Politik, droht sie Schablone zu werden in der Hand der neuen Meister. Denn die Größe der weltpolitischen Konstellation schlägt alle Flammen der Zwietracht in sich selbst zurück, bedingungslose Konzentration der inneren Kraft wappnet allein gegen die Schläge eines modernen Krieges, das Nationalbewußtsein duldet kein entgegenstehendes Parteigefühl; Lehnsmann wie Söldner, Stand wie Volksvertretung treiben in den letzten Dingen des modernen Staates keinerlei Opposition. Von der anderen Seite unterhöhlen soziale Zersetzung und wirtschaftliche Übermacht den gesellschaftlichen Traggrund der Parteidoktrinen, so daß die innere Politik nurmehr das Schaustück für die Menge ist, während die Lenker des Thespiskarrens und Pächter der tradionellen Requisiten hinter der Kulisse bleiben. Nicht immer klar und selten unvermischt, im Umriß aber

unverkennbar steht dies Bild vor uns. Verschieden aber, wie die Art der Umwandlung, ist unser Urteil. Während die Einwirkung der großen Politik in ihrer Napoleonischen und Bismarckschen Steigerung das innerstaatliche Eigenleben der Parteien wohl lahmlegen kann, vergiftet die ökonomische Durchdringung den staatlich-sittlichen Charakter der inneren Politik. Der Krieg wirkt, allen entgegenstehenden Behauptungen zum Trotz, zwar heute wie zur Urzeit im Dienst der Staatsidee, die Technik hingegen entbehrt der notwendigen Anknüpfung an dies gesellschaftliche Zentrum, ihr Machtstreben gelangt heute in wirtschaftlichen Werten der privaten Unternehmung vornehmlich zum Ausdruck. Welche sittlichen Sonderwerte verkörpern aber die Helden und Heiligen unserer Tage, eben die Führer unseres wirtschaftlichen Fortschritts? Was wäre bis heute das innere Leben der französischen Republik, wenn nicht der wahrhaft politische Glaube an die kriegerische Zukunft dieses Volks ihm Adel gäbe?

Eine radikale Gesundung unserer innerpolitischen Zustände wäre somit zu erwarten, sobald entweder eine wahrhaft große äußere Politik der staatlich-sittlichen Gewalt zum Siege hülfe, oder durch eine direkte Aufnahme des technisch-wirtschaftlichen Kraftkreises in die staatliche Regie, mithin durch Krieg und Sozialismus als die beiden gewaltigsten und reinsten Formen staatlicher Herrschaft über die Mächte der Gegenwart. So würden die Gefahren, welche der Fortschritt des Machtstrebens der Gesellschaft bringt, durch eine letzte ungeheure Anspannung eben desselben menschlichen Herrschaftsvermögens wieder übertrumpft und aufgehoben werden.

Die segensreiche Rückwirkung einer kräftigen auswärtigen Staatskunst, einer kräftigen Sozial- und Wirtschaftspolitik liegt auf der Hand; wer aber möchte um einiger sittlicher Schäden willen zu einem derart konsequenten Schritte raten? Die Technik unserer staatlichen und wirtschaftlichen Arbeit, die uns im 19. Jahrhundert eine Welt geschenkt hat, ohne daß unser innerer Zustand deshalb in Gärung oder Fäulnis überging, braucht solcher letzten, zäsaristischen Mittel nicht; sie würden Freiheit uns und Frieden rauben und damit die sittliche Idee der Herrschaft selbst in Frage stellen. Denn alle Herrschaft — wir sahen es bereits — ist ja nur Form und Hülle, Former und Erhalter des geistig-sittlichen Kernes der Menschheit und ihm dienstbar; die gesellschaftliche Ordnung, als deren Pfeiler wir Krieg und Technik kennen lernten, ist kein leeres Schmuckgefäß, sie bedarf des Inhalts. Der Kampf, aus dem alles Wertvolle der menschlichen Entwicklung täglich neu hervorgeht, ist kein bloßer biologischer „Kampf ums Dasein" wie im Tierreich[1]), er wird durch die dem Sieg entsprechende Abhängigkeit des Unterworfenen nicht ausreichend bestimmt; vielmehr bedarf er eines Korrelats, das ihn zur Übernahme

[1]) So das trotz falscher Verallgemeinerungen lesenswerte Buch von Schalk, Der Wettkampf der Völker (Natur und Staat, Bd. 7).

seiner weltgeschichtlichen Bestimmung fähig macht. Hat das Streben nach der Herrschaft über Menschen und Natur sittliche Gefahren im Gefolge, dann muß dem Imperativ des Herrseins eine ethische Selbstbeschränkung eignen, welche die Selbstheilung der ihm zur Last fallenden Schäden sichert[1]).

Zweifellos vollzieht sich die völlig unerhörte Unterwerfung der Natur, das Werk des 19. Jahrhunderts, nicht ohne nachfolgende Umwälzungen zuerst des wirtschaftlichen, sodann des gesellschaftlichen Wesens; sie werden dem 20. Jahrhundert vielleicht die Signatur verleihen. Der Expansionszwang, ein wesentliches Kennzeichen jeder Macht, fehlt nicht den Kräften unseres Wirtschaftslebens und stellt den Staat der Deutschen auf eine bislang kaum erkannte, darum nicht minder ernste Probe. Wenn erst die rund 300 Männer, welche heute das ökonomische Geschick von 70 Millionen Menschen leiten, auf etwa ihren zehnten Teil zusammengeschmolzen sind, denen gleich viel Führer der Masse gegenüberstehen, dann wird jener Konzentrationsprozeß, den wir in der äußeren Politik beobachteten und der in erster Linie Machtverstärkung ist, ebenfalls den ökonomisch letzten Ausdruck gefunden haben. Blindheit oder Selbstverblendung wäre es, dieser Entwicklung allein eine technisch-ökonomische Bedeutung zuzuschreiben, sie ihres notwendig gesellschaftlichen Charakters zu entkleiden. Denn wo immer soziale oder wirtschaftliche Interessen miteinander streiten, da suchen und finden sie den Preis des Kampfes in irgend einem Teil der objektiven, vom Staat geschaffenen und geschützten Ordnung ihrer rechtlichen Beziehungen; und lebendige Menschen, keine blutlosen Schemen, sind dort wie hier am Werke. Welch schweren Stand in Angriff und Abwehr hat demgegenüber unsere Bureaukratie, deren Wurzeln in den gesellschaftlichen Anfängen dieser Entwicklung liegen; hatte sie schon mit den agrarischen Mächten ihrer Jugendzeit den Kampf um ihre eigene Gestaltung und Gesinnung auszufechten, so wird das Ringen mit den von ihr selbst gerufenen Geistern des Handels und der Industrie ihr nicht erspart bleiben. Wer Augen hat zum Sehen, bemerkt in manchen neuesten Vorkommnissen unter anderen Formen den ökonomischen Einschlag einer sich rein politisch gebenden Rede oder Maßnahme.

Dem ökonomischen Interesse ist der direkte Weg zu unserer monarchischen Regierung freilich gesperrt; jedoch die Volksvertretung und die Selbstverwaltung, so weit sie von dem Mißbrauch anderer Nationen sich entfernt halten, bieten ihrer Natur nach doch keinen gleichen Schutz dem Staatsinteresse und haben die Formen eines ökonomischen Gerichtshofs bisher noch nicht für ihre Tätigkeit gefunden. Massenherrschaft gegen Interessentenherrschaft scheint die Parole gerade dort werden zu sollen, wo das innerpolitische Treiben der Belebung

[1]) Über die Sittlichkeit des Krieges werde ich im III. Kapitel dieser Arbeit über „Krieg und Wirtschaft" mich äußern. Vgl. A. Lasson, Das Kulturideal und der Krieg, 2. Auflage.

durch den kriegerischen Lebensodem der großen Politik entrückt ward. So arbeiten alle Schrittmacher des parlamentarischen Regimes und alle Gegner der „künstlichen" Staatseingriffe in das Wirtschaftsleben ungewollt nur an der Stärkung jener Gewalten, welche ihren liberalen Lehrern wie ihren parlamentarischen Vertretern je länger desto mehr über den Kopf gewachsen sind; ja auch die Freiheit der Selbstverwaltung wird hier und da zum Deckwort[1]).

Eine kräftige politische Zentralgewalt, eine allein den Staatsgedanken in sich tragende Bureaukratie ist demnach heute mehr denn je die Forderung des Tages. Wo alles zur konzentrierten Machtentfaltung drängt, da darf die innere Politik sich ohne Schaden nicht allein in wurzellose Koterien auflösen; zwischen Anarchie und Kommunismus, Plutokratie und Pöbelherrschaft gilt es das deutsche Staatsschiff hindurchzusteuern, soll es nicht den Wogen unserer wirtschaftlichen Hochflut und den sozialen Stürmen unserer Zeit ein willenloses Spielzeug werden.

Wer wird den Steuerleuten dieser Fahrt Beistand gewähren? Von den alten Ständen hat der Adel seinen Frieden mit den neuen Mächten meist geschlossen; Handelsverträge, Fürstentrust, Schutzverband für Grundbesitz bezeichnen den Abschluß einer Etappe, an deren Anfang die im Gegensatz zum „Mammonismus" der Gründerjahre geschaffene Adelsgenossenschaft und die Reformideen Kaiser Friedrichs standen[2]). Kirche und Wissenschaft zwar anderen, doch ebenfalls unwirtschaftlichen Ursprungs und gleich dem Adel kraft eigenen Rechts bestehend, sammeln wie vordem Gläubige und Jünger um sich. Was die Beherrschung ökonomischer Kategorien unter außerwirtschaftlichem Gesichtspunkt in Zeiten stärkster Neubildung zu leisten vermag, dafür ist der Katholizismus des 19. Jahrhunderts Zeuge. Um so weniger hat die evangelische Kirche als solche zu den ökonomischen Machtverschiebungen Stellung genommen und so mit dem Verzicht auf autoritatives Urteil und eigenes Tätigwerden viel Boden auch für geistliche Beeinflussung verloren, dessen Beackerung eben mit den überkommenen Werkzeugen nicht mehr anging[3]). Eng verwandt auch dem Ideengehalt nach erscheint die Staats-

[1]) Vgl. auch die in A. Webers Vortrag „Arbeitswilligenschutz?" gestreiften Gerichtsurteile und Gesetzentwürfe.

[2]) Über den Ausgangspunkt dieser Entwicklung s. u. a. meine „Agrarlehre und Agrarpolitik der deutschen Romantik."

[3]) Welche Stärkung erfuhren die evangelischen Landeskirchen aus ihrer Verbindung mit der nationalen Idee in jenen Tagen, da die zum Kampfe eingesegneten Freiheitshelden „mit Gott für König und Vaterland" zu ihrem Wahlspruch nahmen! Und doch ist die Verbindung zwischen Krieg und Christentum vielleicht problematischer denn jene von sozialem und christlichem Empfinden. Über die Verwandtschaft des Machtgedankens mit dem religiösen Gedanken s. die Kontroverse der „Deutschen Friedensgesellschaft" gegen den „Deutschen Wehrverein" und darüber hinaus jetzt die Hamburger Antrittsrede von Max Lenz, Vom Wesen der Macht in der Geschichte, im Septemberheft 1914 von „Velhagen & Klasings Monatsheften".

wissenschaft der Staatskunst; erst wenn Wissenschaft und äußere Politik, die im Erkennen und im Handeln sich selbst verwirklichende Idee des Staates also, wesensfremdem Einfluß unterworfen sind, erst dann wäre der Sieg der ins Gesellschaftliche übergreifenden technisch-wirtschaftlichen Umgestaltung unserer Existenz vollständig.

So weit aber ist es am Beginn des 20. Jahrhunderts nirgends gekommen. Wie sich die Grundideen etwa der neuesten französischen oder nordamerikanischen Außenpolitik unschwer als außerwirtschaftlich erweisen lassen, so folgt auch die Wissenschaft noch immer dem sie leitenden Prinzip. Aber verkennen läßt sich nicht, daß die Erkenntnis ökonomischer Zusammenhänge mit dem Anwachsen eben der Beobachtungsobjekte in ein viel helleres Licht gerückt worden, daß die Anwendungen und Folgerungen ganz anders als früher dem Urteil und dem Anspruch mächtiger Gruppen preisgegeben sind. Wenn die Wirtschaftswissenschaft den engeren Kreis ihrer Anhänger und sogar manche Dozenten heute in den Dienst der Erwerbswirtschaft entsendet, so steht nicht nur die geeignete akademische Vorbereitung auf die Praxis, sondern ebenso die Rückwirkung dieser Praxis auf die Theorie dabei in Frage. Wenn in überwiegend religiösen Zeiten die Kirche den sie berührenden Meinungen, wenn in der Epoche unserer Staatenbildung die Obrigkeit der Literatur den eigenen Maßstab anlegte, wie sollten da nicht die Mächte unserer Zeit mit ihren Mitteln den Zensor über Wissenschaft und Presse spielen wollen? Index und Zensurverbot haben ihren materiellen Schrecken eingebüßt, aber dafür ist die Gewährung und Entziehung von Inseraten keine unwirksame Waffe[1]). Sind die Dozenten „freier" Stiftungshochschulen tatsächlich freier als ihre von „reaktionären" Regierungen eingesetzten Fachgenossen? Welche Regierung schreibt Feuilletons und gibt wissenschaftliche oder Finanzzeitschriften heraus zur Propaganda ihrer Absichten? Nicht zu Unrecht stehen die Paläste unserer Banken und Industriebetriebe im modernen Stadtbild an den Stellen ehemaliger feudaler oder fürstlicher Palais.

So sollen Staatskunst und Staatswissenschaft das Zentrum des gesellschaftlichen Lebens bilden und jedem Herrschaftsanspruch seine Schranken weisen, in denen er dem allgemeinen Wesen dienlich wird. Sind selbst sie aber nur Schöpfungen von Menschenhand und mit den anderen außerwirtschaftlichen Mächten dieser Erde dem Irren und Verderben ausgesetzt, dann kann das mäßigende Gegenprinzip allein in dem gestaltenden Prinzip der Herrschaft selbst gelegen sein. Beruht die notwendige religiöse oder ethische

[1]) Die Einnahme der Zeitungen und Zeitschriften im Deutschen Reich aus Abonnement- und Einzelverkauf wurden für 1910 auf 350 Millionen M. geschätzt, ihre Einnahme aus Inseraten auf das Doppelte dieser Summe.

Bindung jeder freien Persönlichkeit auf schlechthinniger Abhängigkeit von der Autorität des Sittengesetzes oder religiöser Normen, ohne welche die innere Souveränität und Geistesfreiheit des Menschen der Ausartung verfällt, so muß mit gleicher Notwendigkeit sein Herrsein in der äußeren Sphäre, die souveräne Freiheit in der Gestaltung seiner Umwelt, in eben jener Sphäre ihre Selbstbeschränkung finden. Herrschaft technisch-wirtschaftlicher oder kriegerischer Art als Form und Mittel einer geistig-sittlichen Entfaltung ist Dienst. Niemals und nirgends sind Krieg und Technik als die Mittler der gesellschaftlichen Machtgewinnung schon ihrer selber willen wertvoll; stets bedürfen sie eines Werte setzenden Zieles, das die Erlangung und Ausnutzung der Herrschaft regelt[1]). Mag diese Abhängigkeit jeweils inhaltlich bestimmt sein wie sie wolle, sie bleibt Bestandteil unseres geistig-sittlichen Daseins und stellt dadurch die Selbstbeschränkung unseres äußeren Herrseins, die ethische Selbstbeherrschung auch in unserer äußeren Sphäre, gewollt und bewußt in den Dienst der unser Inneres lenkenden Gesetze. So wird sie zur Rechtfertigung auch unseres gesellschaftlichen Daseins. In diesem Postulat und diesem Glauben einer sittlichen Ordnung fließen die äußere und die innere Herrschaft des zu ihrer Verwirklichung allein berufenen Menschen in eins zusammen.

[1]) Die objektive Geltung ethischer Normen und ihre Einführung in das Gebiet der Sozialwissenschaften ist neuerdings im Anschluß an Rickert und A. Weber bestritten worden u. a. von Weyermann in seiner „Grundlegung einer wissenschaftlichen Privatwirtschaftslehre" und von Diehl, Die Nationalökonomie als Teil der Sozialwissenschaft (Zeitschrift für Rechtsphilosophie, Bd. I). Das Geltensollende werde immer willkürlich und wandelbar bestimmt, jeder Standpunkt de lege ferenda sei rein subjektiv und unbeweisbar; Herrenmoral und Sozialgefühl ständen beide als gesellschaftliche Ideale auf der gleichen Stufe! Dagegen s. jetzt Spranger, Die Stellung der Werturteile in der Nationalökonomie (Schmollers Jahrbuch XXXVIII, 2) und schon Herkner, Das Werturteil in der Nationalökonomie (Schmollers Jahrbuch XXXVI, 2) und meinen Aufsatz „Neubildungen in der Wirtschaftswissenschaft (Preuß. Jahrbücher September 1912). Unsere Klassiker haben nicht vergeblich eine jedem geschichtlichen Geschehen wie der Idee des Staates eigene Immanenz der sittlichen Idee aufgezeigt; freilich bedeutet sie keine inhaltliche Festlegung, kein konkretes Programm der Geschichtsschreibung oder Staatslehre. Besitzt doch die Sozialwissenschaft überhaupt keine „Allgemeingültigkeit im Sinne einer gesetzmäßigen Wahrheit", ihre Gesetzmäßigkeiten lassen sich niemals „wissenschaftlich beweisen"; somit bietet sie selber keinerlei Handhabe noch logische Berechtigung, den Ethos aus dem geschichtlichen Geschehen oder der Idee des Staates zu verbannen. Form und Inhalt gewinnt diese sittliche Idee erst im konkreten Geschehen, im konkreten Staat; es kann je nach dem für sittlich gelten, Eltern und Kinder zu töten oder zu alimentieren. Über Wesen und Entwicklung des Sittlichen s. wieder Schmoller, Allgemeine Wirtschaftslehre I, S. 42 ff. Stammlers Theorie scheint mir in diesem einen Punkte zu fehlen, daß sie eben im Sozialbewußtsein etwas bereits inhaltlich Bestimmtes einsetzt; ob ich dem Bettler die Tür weise, ihm Geld oder Naturalien verabfolge, kann alles drei die verschiedene Bewährung des gleichen Bewußtseins sozialer Verantwortlichkeit sein.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Lebenstag eines Menschenfreundes.

Roman

von

Wilhelm Schäfer.

Morgen.

1.

Als die Menschenseele in Heinrich Pestalozzi erwacht, liegt sie in einer Stube am Hirschengraben, wo sich jenseits der alten Stadtmauer bis zu den neuen Bastionen am Zürichberg hinauf die Landhäuser der Reichen sonnen. Sie selber spürt nicht viel von dieser Sonne, sie haust mit Kleinbürgersleuten im Gedränge hoher Steingebäude, die nur finstere Gäßchen zwischen sich lassen und mit dunklen Treppen in beengte Wohnungen führen. Außer der Mutter und einer Magd, die Babeli gerufen wird, sind noch drei Geschwister in der Stube, ein Knabe Johann Baptista und zwei Mädchen, von denen das kleinste in der Wiege liegt. Das wird eines Tages von schwarzen Männern fortgetragen, über die dunkle Treppe hinunter in die Stadt, die draußen mit beschneiten Dächern liegt. Im Sommer aber ist es wieder da, schläft in der Wiege und heißt Bärbel, wie es vorher auch geheißen hat. Doch weint die Mutter immer noch, und der Vater, der sonst mit großen Schritten durch die Stube gegangen ist, liegt in der Kammer nebenan, nicht anders als das Bärbel in der Wiege; seine haarigen Hände ruhen auf dem Leintuch, und die Augen forschen an der Zimmerdecke. Eines Tages muß das Babeli hinein zu ihm — allein und lange, während die Dachtraufe vor dem Fenster einen langen Strahl zerstäuben läßt; als es wieder heraus kommt, fällt es der Mutter um den Hals und weint. Die hat, das Bärbel säugend, auf der Ofenbank gesessen; nun tut sie das Kind schnell von der Brust und läuft in die Kammer. Nachher muß Heinrich Pestalozzi mit den Geschwistern auch hinein; der Vater bemerkt sie schon nicht mehr, seine Augen aber forschen noch immer an der Zimmerdecke, nur die eine Hand ist von der Bettdecke abgerutscht, und die Mutter hängt daran, als ob sie ihn festhalten wolle.

Am andern Tag liegt er in einem Sarg, die Hände sind auf der Brust gefaltet, und die Lider haben wie zwei Deckel aus Wachs die Augen zugemacht, sodaß sie nicht mehr forschen können. Heinrich Pestalozzi und sein

Bruder bekommen die Sonntagskleider an und müssen — als fremde Männer in schwarzen Röcken und Hüten kommen, ihn zu holen — mit hinunter über die dunkle Treppe und hinter dem Sarg her durch die Gassen nach dem Großmünster gehen, wo gesungen und gebetet wird, bevor sie den Sarg mit dem Vater auf den Kirchhof bringen und bei Wind und Regen in ein frisch gegrabenes Loch versenken. Seitdem Heinrich Pestalozzi die hohen Münsterhallen mit dem Donnerschall der Orgel gesehen hat, weiß er, wo die Schwester Bärbel so lange gewesen ist; der Vater aber kommt nicht wieder, bis er ihn fast vergißt und nur noch manchmal gleich ihm mit langen Schritten die Stube messen will.

Als wieder Winter wird, nimmt ihn das Babeli eines Abends schnell bei der Hand, einen Arzt zu suchen; sie finden den ersten nicht und müssen den zweiten erst aus einem Wirtshaus holen, wo viele Männer bei der Lampe in einer qualmigen Stube sitzen. Der läuft gleich mit, doch geht er bald wieder kopfschüttelnd fort von dem Bettchen der Schwester Dorothea, und andern Morgens ist sie gestorben an der Bräune. Die schwarzen Männer kommen zum drittenmal, aber diesmal tragen sie das Dorli fort, mit dem er jeden Tag gespielt hat. Seitdem ist ihm das Großmünster ein furchtbares Geheimnis, und so oft er die Glockenschläge hört, läuft er zur Stubentür, den Riegel vorzuschieben. Manchmal aber kommen doch Menschen über die Treppe herein, die mit der weinenden Mutter sprechen und denen er die Hand geben muß; er tut es gehorsam, doch immer in der Furcht, daß sie ihn mitnehmen könnten in das Großmünster. Auch wenn die Mutter oder das Babeli ihn selber an der Hand hinunter führen, ist er nicht froh, bis er endlich durch die Haustür hinein schlüpfen kann und oben die Heimeligkeit der Stube wiederfindet. Und nur dadurch, daß seine seltenen Ausgänge meist den gleichen Verlauf nehmen, durch die steilen Gassen und über Treppen zum Markt hinunter, wo die Limmath unter den Holzbrücken hindurch ihr reißendes Wasser drängt, oder Sonntags bis an den gleißenden See hinaus, wo die Schiffe und Schwäne schwimmen und die Wolken auf den fernen Bergen Rast machen, die mit ihrem weißen Zackenrand den blauen Himmel begrenzen: bahnt sich seine furchtsame Seele allmählich Straßen in die fremde Unermeßlichkeit, darin die Türme des Großmünsters drohend stehen. Sonst aber bleibt die Stube die einzige Sicherheit seiner Welt.

2.

Einmal macht Heinrich Pestalozzi auch eine Reise an den See mit seiner Mutter; mittags nach dem Markt fahren sie hinaus, unaufhörlich am Seeufer hin durch Dörfer mit weißen Kirchen, durch Weinberge und Matten, wo die Bauern lustige Haufen Heu zusammenbringen, bis nach Richterswil, wo der Onkel Johannes wohnt. Es ist dort ein großes Haus mit einem

prächtigen Garten und vielen fremden Menschen, die seiner schwarzen Mutter um den Hals fallen und denen er die Hand geben muß. Auch einen Knaben gibt es, älter als er und wie ein Soldat mit einem stolzen Federbusch gekleidet; der führt ihn auf den großen Speicher, wo Korn in Haufen liegt, durch die Ställe mit unheimlich behörnten Kühen und stampfenden Pferden, in die Weinberge hinauf zu einer Bank, die unter einer Linde einen Ausblick auf den See gibt bis tief in die blauen Bergschlüfte hinein, und endlich an das weiche Ufer hinunter, wo das Ried mit hohen Halmen aus dem Wasser wächst und seine Büschel vor dem Wind neigt. Da haben Jünglinge gerade ein Schiff los gemacht, und weil der eine ein Bruder des Knaben mit dem Federhut ist, sollen sie mit einsteigen. Die Mutter aber kommt gelaufen, todblaß, und trägt ihn auf den Armen, obwohl er sich dessen schämt und schreiend wehrt, durch den Garten zurück ins Haus.

Sie bleiben zwei Tage dort, bis sie am dritten Morgen noch in der Dunkelheit abfahren auf demselben Bauernwagen und in der Morgenfrühe zurückkommen in die Stadt und die Stube, wo der dicke Kachelofen mit der kühlen Steinbank und das Babeli mit den Geschwistern auf sie warten. Er denkt später nicht gern an diese Reise; es ist ihm alles fremd geblieben, als ob er nur geträumt hätte.

3.

Lieber hat Heinrich Pestalozzi die Ausflüge nach Höngg, wo der Großvater Pfarrer ist. Sie brauchen keinen Bauernwagen dahinaus, sie gehen durch die Niederdorfporte auf die Schaffhauser Straße und dann am Käferberg sacht hinauf durch Weinberge bis auf den Hügelrand, wo nach einer Stunde das Dörfchen mit der sauberen Kirche und dem Pfarrhaus erscheint. Unten zieht die Limmath ihren Silberstreifen durch das breite Tal, und hinten zeigt der Albisrücken die steile Schmalseite; wo seine Kante gegen den See verläuft, steht vor der Helligkeit der Berge und gegen das blanke Wasser die Stadt Zürich mit ihren Mauern und Türmen dunkel wie ein Haufe reisigen Kriegsvolks da.

Jedesmal, wenn er mit seinem Bruder Johann Baptista angekommen ist und sie sich in dem unteren mit spitzen Feldsteinen gepflasterten Flur von dem Staub des Marsches gereinigt haben, dürfen sie zu dem alten Herrn in die Studierstube hinauf. Sie liegt ganz oben und ist in der Ecke des Pfarrhauses so eingebaut, daß durch die breiten Fenster von Süden und Osten die Helligkeit der weiten Landschaft hereinsieht und den würdigen Greis mit Heiterkeit umspielt. Er steht nicht auf, wenn die Buben zu ihm hereinkommen, auch dürfen sie nicht anders als einzeln gerufen zu ihm an den Tisch treten. Jeder muß sein Sprüchlein sagen, wie sie die Mutter verlassen haben und wie lange sie unterwegs gewesen sind; und niemals fällt es ihnen bei, hier oben die Ehrwürdigkeit durch eine Zärtlichkeit zu verletzen. Erst unten,

wenn er mit am Tisch sitzt, wo die Großmutter mit den gütigen Zwickelfalten ihres alten Gesichtes den Ton angibt, wird er der Großvater, der sie auf den Schoß nimmt und Scherze mit ihnen treibt. Aber wenn sich allmählich aus dem Donnergott des Großmünsters das Bild Gottes als eines himmlischen Vaters in Heinrich Pestalozzi umbildet, sind es die Züge des Großvaters in der Studierstube, die dem Bild ihr Wesen geben.

Stärker wird dieser Eindruck, als er am Gottesdienst teilnehmen darf. Das Pfarrhaus ist an die Kirche so angebaut, daß es mit dem Totenacker seitlich vom Dorf und am äußersten Rand des Hügels eine Art Gutshof vorstellt, der wie ein solcher auch durch einen Torweg zugänglich ist. Durch den sieht Heinrich Pestalozzi Sonntags die Kirchgänger kommen, sauber gekleidet in ihrer bäuerlichen Tracht. Die Glocken klingen heller, und auch die Orgel hat nicht den brausenden Schall wie im Großmünster. Wenn sie anfängt zu spielen, ist es nicht anders, als ob sich die dunkleren Stimmen der Männer mit denen der Frauen und Kinder mischen, und wenn das Lied dann wirklich einsetzt, ist alles nur der Gesang der Gemeinde.

Weil er die Stimme und das Wesen des Großvaters kennt, bleiben ihm auch die Worte seiner Predigt nicht gar so fremd, so wenig er im einzelnen davon versteht. Es ist fast der himmlische Vater selber, der zu seinen Kindern spricht, in dem feierlichen Ton der Studierstube, aber der gütige Klang in seiner Stimme bleibt; und weil er niemals poltert, niemals auf den Rand der Kanzel schlägt wie die Prediger in der Stadt, bekommt die Predigt auch nichts von ihrem gottfremden Haß. So trägt Heinrich Pestalozzi jedesmal einen warmen Glanz von der Empore mit hinunter; und weil er die Kirchgänger nachher nicht gleich den Zürchern in die dunklen Schlüfte der Gassen verschwinden, sondern langsamen Schrittes sich rundherum in die Gehöfte zerstreuen sieht, zweifelt er nicht daran, daß sie überall etwas von dem Glanz hinbringen. Um so stolzer ist ihm zumut, daß er selber danach im Pfarrhaus bleiben und mit dem Träger dieser feierlichen Macht zu Tisch sitzen darf — wo der Pfarrer freilich am Sonntag außer dem Gebet niemals ein Wort spricht, wie er auch an diesem Vormittag das Frühbrot in seiner Studierstube nimmt und sich vor der Kirche niemandem zeigt. Erst wenn er seine Mittagsruhe gehalten hat, sehen ihn seine Enkel als Großvater wieder, der gern fröhlich ist und sie manchmal noch bis vor das Tor der Stadt zurück begleitet; hinein geht er nach dem Tod seines einzigen Sohnes nicht mehr gern.

So bewirkt der Großvater in Höngg durch die weise Trennung amtlicher Würde von seiner gütigen Menschlichkeit, daß sich für den Knaben das Grauen von den kirchlichen Dingen hebt.

4.

Auch außerhalb des Pfarrhauses findet Heinrich Pestalozzi im ländlichen Leben zu Höngg vertrautere Wege aus der engen Stube als in der finsteren

Stadt. Wo jeder den andern kennt und die Großmutter wohl weiß, mit welchen Kindern sie den Enkel spielen läßt, ergibt sich viel leichter ein Kamerad. Er heißt Ernst Luginbühl und wird ihm bald ein sehnsüchtig erwarteter Führer in die hügeligen Gebiete bis in den Wald am Käferberg hinauf oder gar in die steinichten Limmathwiesen hinunter, wo Samstags die Schiffe der geputzten Zürcher eilfertig mit der Strömung nach Baden schwimmen und Sonntags von dem Landvolk an Stricken mühsam stromauf gezogen werden. Er trägt keinen stolzen Federhut wie der Vetter in Richterswil, er läuft barhaupt und barfuß wie die andern Landbuben auch und hat prallrote Backen mit wasserhellen Augen; aber er weiß, wo man am sichersten einen Specht bei seiner Klopfarbeit belauscht oder wo ein Ameisenberg ist. Sein Vater arbeitet als Baumwollenweber, der erste und einzige in Höngg; einmal geht Heinrich Pestalozzi mit dem Ernst hinein und sieht den bärtigen Mann gebückt in dem Gestänge sitzen. Er hat nichts Ähnliches von menschlicher Arbeit gesehen; Küfer, Schmiede, Bäcker und Schreiner und erst recht die Bauern: alle schaffen mit den Händen und bleiben für sich selber frei; dieser Weber aber sitzt im Gestänge seiner Arbeit als ein Teil von ihr, der wie die Spinne ans Netz gebunden ist. Er bleibt eine Stunde lang mit dem Knaben dasitzen und hört dem unablässigen Geklapper zu, das aus dünnen Fäden Stoff macht. Als er nachher beim Abendessen ausgefragt wird, wo er gewesen ist, und anfängt, von dem Baumwollenweber zu erzählen, will der Großvater stirnrunzelnd nichts mehr hören von dem städtischen Unglück — dies ist das einzige, was Heinrich Pestalozzi von seinem Unwillen versteht.

Er ist einmal eine ganze Woche lang in Höngg geblieben und kommt sich selber schon wie ein Landkind vor, als ihn die Mutter wieder holt. Auch diesmal geht der Großvater mit, aber nur bis Wipkingen, von wo er sich geärgert gegen den Berg zurückwendet. Er ist böse auf das geputzte Stadtvolk in den Schiffen, das sich am Sonntag von den Dorfleuten heimziehen läßt, ihre schwere Arbeit mit übermütigem Geschrei begleitend, und Heinrich Pestalozzi hört wieder, wie er von dem städtischen Unglück zu der Mutter spricht. Es geht schon gegen die Dämmerung, und so wendet sich der alte Mann von ihnen fort in einen dunkelroten Abendhimmel hinein, der den Häusern glühende Augen macht. Heinrich Pestalozzi weiß nicht warum, aber die Traurigkeit überkommt ihn so, daß er herzbrechend hinter dem Großvater her weint; es dauert lange, bis die erschrockene Mutter herausbekommt, daß es die dunkle Stadt ist, vor der er sich fürchtet, und daß er alle Tage mit ihr und den Geschwistern und dem Babeli auf dem Land wohnen möchte. Da gesteht sie ihm, daß die Verwandten in Richterswil ihr das schon damals bei dem Besuch vorgeschlagen hätten, daß sie es aber nicht möchte der Stadtschulen wegen. In Richterswil möchte ich auch nicht, sagt er fast trotzig, lieber in Höngg! und weiß nicht, warum nun seine Mutter herz-

brechender weint als er vorher; sodaß sie beide mit einer verlorenen Traurigkeit durch die Niederdorfporte in Zürich eingehen.

5.

Nach diesem Abend verlangt Heinrich Pestalozzi sehnsüchtig in die Schule. Seitdem die Schwester Dorothea gestorben ist und der Johann Baptista, um ein Jahr älter als er, täglich sechs Stunden zu den Schulmeistern am Neumarkt geht und nachher bei den Schularbeiten sitzt, ist er tagsüber allein mit dem Bärbel, das immer noch in der Wiege liegt und ihm kein Gespiele sein kann. Für die deutsche Schule scheint es der Mutter noch zu früh, und so bringt ihn das Babeli eines Morgens in die Hausschule.

Es wird aber kein schönes Erlebnis für ihn: als sie in den schmalen Raum eintreten, der eigentlich nur einen breiteren Gang vorstellt, ist der alte Lehrer gerade dabei, einen Buben zu walken; es sieht aus, als ob er ihm die Haare in Büscheln ausreißen wolle; zugleich vollführt er ein weinerliches Geschrei, über das die andern Kinder, Buben und Mädchen durcheinander, schadenfroh lachen. Erst als das Babeli den Zornigen anruft, hört er auf. Hinten ist noch eine Bank frei, dahinein wird Heinrich Pestalozzi mit seinen Sachen gesetzt; das Babeli droht ihm noch einmal mit dem Finger und überläßt ihn den Kindern, von denen er nicht eines kennt, und dem weißköpfigen Schulmeister, der — als er den Namenszettel gelesen hat — die Magd für die Frau Pestalozzi selber hält und sie mit vielen Komplimenten an die Tür bringt. Der Lärm, der durch die Neugier gestockt hat, hebt wieder an: die Kinder haben neben den Büchern ihre Eßwaren, und was sie sonst mit sich führen, auf den Pulten ausgebreitet; ein jedes liest laut oder schreibt für sich wie zuhause, der Lehrer ist nur eine Art Unhold, der eines nach dem andern vornimmt und die andern schwatzen und balgen läßt. So hört das Geklatsch seiner Prügel und sein Geschrei ebensowenig auf wie der Lärm der Kinder, die meist gar nicht hinsehen, wenn sich sein Zorn beim nächsten Opfer neu entzündet. Auch Heinrich Pestalozzi kommt endlich an die Reihe, als er eine Stunde lang verängstigt dagesessen hat; er wundert sich fast, als es diesmal noch ohne Prügel abgeht, malt danach Buchstaben, wie er es von seinem Bruder gelernt hat, und ist noch fleißig dabei, als die andern auf einmal mit eiligem Geklapper ihre Sachen zusammenraffen.

Auf der Gasse wartet das Babeli; und wenn ihm das schon diesmal Spott einträgt, so wird ein paar Tage später ein wahres Schicksal daraus: es macht sich gerade so, daß ein Platzregen losgeht, und das handfeste Babeli will ihn unter die Schürze nehmen; da er sich vor den andern schämt, rafft sie ihn kurzerhand als Bündel unter den Arm und rennt mit ihm heim, so sehr er schreit und strampelt, sogleich verfolgt von einem Rudel der Kinder, die sich nun alle aus dem Regen nichts mehr machen und die Tropfen in ihre Gesichter klatschen lassen.

Seitdem haben sie ihren Schabernack mit ihm, wo sie nur können. Seine Vorfahren sind Italiener gewesen, davon hat er die schwarzen Haare und die dunklen Augen behalten, und von den Blattern ein Gesicht voll Narben: so sieht er eher einem Savoyardenknaben ähnlich als einem Stadtzürcher und ist für sie ein fremder Vogel. Obwohl er nichts lieber gemocht hätte als mit ihnen spielen, macht ihn die Erfahrung scheu, sodaß er nun erst recht ein einsames Stubenkind wird.

6.

In der deutschen Schule tritt Heinrich Pestalozzi statt mit dem Babeli mit seinem Bruder Johann Baptista auf; der ist beweglicher als er und hat Bekanntschaften; dadurch kommt er mit den Knaben anfangs besser zurecht, um so leidvoller wird die Schule selber für ihn. Obwohl die Lehrer nicht solche Zornickel sind wie der in der Hausschule, bleibt auch ihr Unterricht eine fortgesetzte Streitigkeit mit dem einzelnen Schüler; hierbei wissen sie die Schwächen eines jeden mit geübter Schulmeistergrausamkeit zu finden: Heinrich Pestalozzi, dem es niemals völlig gerät, sich selber und seine Bücher in Ordnung zu halten, der bald ungekämmt in die Schule kommt, bald seine Schreibsachen oder Hefte vergessen hat, der aus den Spaziergängen seiner Gedanken aufgeschreckt die törichtsten Dinge zu sagen vermag und dem die richtigen Antworten meist erst auf dem Nachhausewege einfallen, ist ihnen bald nur eine Gelegenheit, die herkömmlichen Schulwitze anzubringen. Daß er im ganzen eifriger als die meisten ist und sich leicht geschickter anstellt als ihre Späße, stört sie nicht in ihren Hänseleien.

Und weil die Lehrer es so halten, widerstehen auch die Mitschüler der Verlockung nicht, ihren Witz an diesem Neuling zu üben, der nichts von ihren Spielen kennt und sich gutgläubig zum Narren halten läßt. Ihm steht diese Gutgläubigkeit gleichsam schon im Gesicht geschrieben, und seine linkischen Arme scheinen nur geschaffen, für ihr Gelächter fehlzugreifen. So weiß ihn eines Tages einer mit Äpfeln begehrlich zu machen, die er im Sack hat: er würde ihm den schönsten schenken, wenn er ihm damit auf sechs Schritte in den Rücken werfen dürfe. Mehr um der Tapferkeit als um des Apfels willen geht Heinrich Pestalozzi auf den Handel ein; der Knabe aber trifft ihn so hart zwischen den Schultern, daß er wie von einem Büchsenschuß hingestreckt wird unter dem steinernen Brunnenmann und — als er sich mit einer Übelkeit kämpfend an dem nassen Steintrog aufrichtet — nur noch sehen kann, wie ein Flinker unter dem Hallo der andern den Apfel aufhebt und davonrennt.

Heinrich Pestalozzi fühlt damals schon, daß es die Absperrung seiner häuslichen Erziehung ist, die ihn so fremd und linkisch unter den andern Knaben macht; er ginge trotz solcher bösen Späße gern nach der Schule zu ihren Spielen auf die Gasse; aber das Babeli, das immer mehr wie ein

handfester Weibel die Stubenwelt der Witwe Pestalozzi regiert, duldet dergleichen schon aus Sparsamkeit nicht: Warum wollt ihr unnützerweise Kleider und Schuhe verderben? Seht eure Mutter, wie sie wochen- und monatelang an keinen Ort hingeht und jeden Kreuzer spart, euch zu erziehen! Und um dem Grund praktische Kraft zu geben, nimmt sie ihnen nach der Schule sogleich die Schuhe weg.

Heinrich Pestalozzi vermag nicht wie sein Bruder Johann Baptista den gutgemeinten Zwang mit allerlei Listen zu umgehen; er hat unterdessen durch die Mutter erfahren, was damals am Sterbebett des Vaters geschehen ist: da hat die Magd dem todkranken Wundarzt um ihrer Christenheit willen versprochen, die Frau nicht zu verlassen, da seine Kinder sonst womöglich in fremde und harte Hände kämen! Das Babeli in seiner Einfalt, damals dreißigjährig, hat es dem Sterbenden in die Hand gesagt, an ihrem Platz zu bleiben, bis sie stürbe; auch hat sie tapfer Wort gehalten, als sie den Antrag eines ehrlichen Stadtbürgers ausschlagen mußte, und ist dem bedrängten Haushalt ohne Lohn durch alle Schwierigkeiten treu geblieben. Seitdem Heinrich Pestalozzi das weiß, kann er das faltige Sorgengesicht der guten Magd ehrfürchtig ansehen; und wenn der Großvater in Höngg dem Bild des himmlischen Vaters für seine Vorstellung die Züge herleiten muß, so vermag er die biblische Erzählung von Christus und den Schwestern in Bethanien nicht zu hören, ohne daß ihm seine Mutter zur still vertrauenden Maria und das Babeli zur schaffenden Martha wird. Soviel innige Gläubigkeit er aber damit auf die zarte Gestalt der Mutter legt, die — als Susanna Hotze in Richterswil bei den wohlhabenden Brüdern aufgewachsen — ihre bescheidene Lage niemals als Armut fühlt und auch den Kindern das Gefühl ihres guten Standes erhält: so wenig vermag er aus dem Evangelium eine Verachtung für die treue Magd zu ziehen, deren Stunden nichts als schaffende Sorgen kennen; ja, so oft er die abweisenden Worte Jesu liest, drängt ihn sein Gefühl, für die schaffende Martha aufzustehen.

7.

Heinrich Pestalozzi ist acht Jahre alt, als ihm eine Veränderung der äußeren Lebensumstände die Gedanken der Armut dennoch aufdrängen will. Seine Mutter, die immer noch die alte Wohnung gehalten hat, sieht sich genötigt durch die wachsenden Ausgaben für die Kinder, den Haushalt in der kleinen Stadt jenseits der Limmath bescheidener einzumieten. So lustig die Knaben mit dem Bärbel, das nun schon aus der Kammer in die Stube laufen kann, den äußeren Aufwand des Umzugs finden: so schmerzlich ist der Augenblick, als sie hinter dem Wagen mit ihrem Hausrat her — das Babeli trägt die Schwester auf dem Rücken, und die Mutter führt die Brüder an der Hand — am steinernen Rathaus hinübergehen auf die breite Bretterbrücke und in die

kleine Stadt. Die ist freilich um den hohen Lindenhof herum gebaut, von dem die Schriften sagen, daß er schon in römischen Zeiten befestigt und der eigentliche Ursprung der Stadt gewesen wäre; aber darum lassen sie doch das Großmünster mit dem Haus Zwinglis drüben, von wo der Zürcher Glaubensheld für seinen Gott in den Krieg und Tod gezogen war. Überdies will ihr Mißgeschick, daß am Hotel zum Schwert gerade ein fremder Herr mit drei Rossen vorfahren will und bei der Wendung in die Deichsel ihres Gefährtes gerät. Der Ruck ist heftig und bricht dem Tisch, der hinten mit abgesperrten Beinen aufgebunden ist, eins davon ab, das schief herunterhängt. Gleich gibt es zwischen den Fuhrleuten ein Geschimpfe, und weil der ihrige zu Fuß geht, der andere aber in einer stolzen Uniform auf dem Bock sitzt, auch der Wirt zum Schwert gleich seinem vornehmen Gast zu Hilfe kommt, bleibt der mit den drei Rossen Sieger, indessen sie mit ihrer Habe, verbellt von Hunden, demütig um die Ecke gehen.

Es ist kein großer Schaden; sie müssen den Tisch nachher in eine Wandecke stellen, damit er ihnen beim Abendbrot nicht umfällt; doch liegt die Stimmung des verschimpften Auszugs aus der großen Stadt so jämmerlich auf ihnen, daß sie miteinander in eine Heulerei geraten. Die neue Wohnung ist sichtlich beengter als die alte; außer der Küche mit einem Alkoven für das Babeli und der gemeinsamen Kammer für die andern hat sie nur einen Raum, der fortab Besuch- und Wohnstube in einem sein muß: es ist die Lebensluft verschämter Armut, in die sie nun eingezogen sind, und es hat auch mehr das praktische Babeli als die Mutter auf den Umzug gedrängt.

Die Mutter will auch da noch die geborene Hotzin bleiben; und wenn in der Folge eine Bekanntschaft aus den besseren Zeiten, da der Wundarzt Pestalozzi noch auf die Jagd oder fischen ging, oder gar aus der vornehmen Verwandtschaft vom See den Weg in die kleine Stadt findet, wird die Stube jedesmal mit allem Staat aufgemacht, den sie aus ihrer Mitgift gerettet hat. Auch hält die einsam verhärmte Frau ängstlich darauf, was sie als Stadtbürgerin an Ehrengaben zu leisten ihrem Stande schuldig ist; und ob sie manchmal dem letzten Gulden mit Ehrenfestigkeit zu Leibe geht, und ob das Babeli danach die Kreuzer zusammenkratzen und auf dem Markt das Billigste erfeilschen muß: nach außen soll alles den Anschein eines unabhängigen Bürgerhaushalts behaupten.

8.

Für Heinrich Pestalozzi wird der Abstieg in die Armut dadurch gemildert, daß er gleich am andern Tag nach Höngg hinauskommt. Er ist mit der deutschen Schule zu Ende, und bevor er in die Lateinschule am Fraumünster eintritt, will der Großvater seinen Kenntnissen noch etwas nachhelfen. Er holt ihn diesmal ab; die Übersiedelung hat ihn besorgt gemacht, doch findet er alles recht und hat auch eine Kalesche untergestellt, um gegen Abend wieder

hinauszufahren. Vor der Stadt darf Heinrich Pestalozzi selber kutschieren; er zupft aber unablässig an den Zügeln, als ob es an ihm läge, daß die vier Beine sich bewegten, sodaß der Gaul am Ende wild wird und sie in einem unfreiwilligen Galopp nach Wipkingen bringt. Der Großvater liebt solche Vorfälle nicht; als er ihm kurzerhand die Zügel abgenommen und das Pferd zur Ruhe gebracht hat, sagt er strafend, das würde einem Knaben vom Land nicht begegnen; es wäre ein rechtes Stadtbubenstück. Er bleibt aber nicht unfreund mit ihm, und als er vor der Wegsteile gegen Höngg aussteigt und das Pferd am Zügel führt, nimmt er ihn gütig an der Hand, als ob trotzdem noch etwas Rechtes aus ihm werden könne.

Der Großvater hat den armen Kindern der Gemeinde erlaubt, hinter der Kirche zu spielen, wo neben dem Kirchhof ein sonniger Rasenplatz auf neue Gräber wartet. Obwohl manche von den Kindern nur mit Hudeln bekleidet sind, tadelt er es nicht, wenn seine Enkel an ihren Spielen teilnehmen. So ist Heinrich Pestalozzi eines Tages mit ihnen dabei, das Wasser aus einer Pfütze, die sich neben der Kirche gebildet hat, in einer Rinne bergab zu leiten, wo es gerade den schönsten Wasserfall macht, als auf einmal einige der Kinder, dann alle auseinander laufen und sich unter der alten Steinbank, hinter Gräbern oder wo sie sonst einen Schlupfwinkel finden, verstecken: ohne Geschrei und sichtbar in Angst, nicht anders, als ob Hühner einen Habicht in der Luft gespürt hätten. Er hält alles zunächst für eins von ihren Spielen, aber so still es auf dem Kirchhof ist, so laut wird es auf der Landstraße: die Gestrengen Herren in Zürich haben allmonatlich eine Betteljagd verordnet, und nun kommen die Landreiter von ihrer Pirsch mit einer verlumpten Schar, Alten und Kindern, an einem langen Strick wie eine Schafherde eingehürdet.

Heinrich Pestalozzi besinnt sich nicht, er läuft nach vorn um die Kirche an den Torweg, und obwohl die Holzflügel schwer mit Eisen beschlagen sind, bringt er sie mit allen Kräften doch in die Riegel. Die Landreiter sind unterdessen schon durch das Dorf geritten, sie hätten sich auch schwerlich durch das Tor abhalten lassen: irgendwie aber muß der Großvater das eilige Geschäft seines Enkels bemerkt haben; denn als der eben dabei ist, den Verschüchterten anzusagen, das Tor wäre zu und kein Landreiter könne herein, kommt er um die Kirche herum neugierig nach. Er tut nicht weiter dergleichen, aber wie er ihn nachher an der Hand mit ins Pfarrhaus genommen hat und der Knabe in dem dämmrigen Hausflur schon denkt, er werde ihn strafen: hebt er ihn auf den Arm, als ob er ihm sagen wolle, bist ein tapferer Bub! Doch setzt er ihn wieder ab, und erst als sie miteinander oben in dem Studierzimmer sind, wo er nun lernen soll, wendet er sich zu ihm hin, als ob er ein Großer wäre: Ich wüßte den Herren in Zürich andere Mittel als Landreiter und Betteljagden, der Armut auf dem Lande abzuhelfen!

9.

Als Heinrich Pestalozzi diesmal von Höngg zurück kommt, trägt er einen Schatz bei sich, mit dem er sich stolz und vieler Dinge mächtig fühlt. Um ihm den ungewissen Weg in die lateinische Wissenschaft vertrauter zu machen, hat ihn der Großvater das Vaterunser lateinisch gelehrt. Auf dem ganzen Weg nach Zürich hinunter, den er diesmal tapfer allein geht, sagt er die fremden Worte vor sich hin, ängstlich, daß ihm eins davon entfallen könnte. Es ist aber nicht die Schule, der zuliebe er sorgsam mit ihnen ist; dahinter steht das Bild des Großvaters als Lebensziel auf: auch einmal so in einem Dorf Seelsorger zu werden — womöglich in Höngg selber — den Armen ein väterlicher Freund; das scheint ihm alle kommenden Mühsale der Schule wert zu sein.

Er wird auch im Fraumünster kein Schüler, wie ihn die Schulmeister brauchen können. Zu sehr gewöhnt in seiner behüteten Stubenwelt, die Dinge von sich aus zu erleben und eigene Wege in das Geheimnis der Augenwelt zu suchen, sieht er sich in der Schule vor ein unaufhörliches Vielerlei von leeren Worten gestellt. Bloß auswendig Gelerntes herzuplappern, wie es die meisten tun, vermag er nicht; und selbst, wenn er etwas verstanden hat, wird es ihm schwer, Worte daraus zu machen, weil er sich damit leicht wie ein Komödiant vorkommt. Damit er etwas sagen kann, darf es nicht schon ausgedacht sein, es muß ihm aus den Gedanken selber, nicht aus dem Gedächtnis kommen: Weil aber die Fragen der Lehrer selten in seine Gedanken treffen, findet er bei dem besten Willen und innerer Lebendigkeit wenig Gelegenheit, sich als guten Schüler zu zeigen; ja, weil er gerade dann, wenn ihn eine Sache des Unterrichts wirklich beschäftigt, leicht für Minuten und länger von dem unwiderstehlichen Fluß seiner Gedanken fortgetragen werden kann, stellt er nicht nur selten den guten Schüler dar — der er doch ist —, sondern er wird als schlechter Schüler oft gerade dann gescholten, wenn er vielleicht mehr als ein anderer bei der Sache ist. Am selben Tag kann er in einem Fach der Beste und gleich darauf doch wieder der Schlechteste sein; so kommt er bei allem Eifer auch in der Lateinschule bald wieder in ein feindseliges Verhältnis zu den Lehrern, das mit zornigen Strafen über seine Zerstreutheit anfängt und mit der Verspottung seiner absonderlichen Art ausgeht, ihn nach wie vor dem Gelächter der Klasse bloßstellend.

Obwohl das Babeli ihn stets ordentlich herausputzt, steht er doch in der Kleidung gegen die gepflegten Herrenbuben zurück, und was er von der mühsamen Ordnung heimbringt, ist manchmal übel genug. Auch hält das Babeli immer noch strenge Hauszucht, sodaß er auch jetzt nicht zu den Spielen der andern auf die Gasse darf und für die lateinischen Mitschüler der gleiche fremde Vogel bleibt, der er auf der deutschen Schule war. Als der erste Sommer zu Ende geht, hat er bei ihnen schon den Spottnamen, der ihm von da ab durch die ganze Schule bleibt: Heiri Wunderli von Torliken.

10.

Trotzdem hört Heinrich Pestalozzi allmählich auf, ihr unfreiwilliger Spaßvogel zu sein; er lernt, sich zu wehren, und kommt durch einen Vorfall sogar in den Ruf einer besonderen Tollkühnheit:

Er ist ein Jahr lang Lateinschüler gewesen, als sein zeitweiliger Spielgenosse Ernst Luginbühl aus Höngg in die untere Klasse eintritt. Dessen Vater ist herkömmlich ein verarmter Stadtbürger, der sich in sein dörfliches Anwesen hineingeheiratet hat, aber bis in seine Baumwollenweberei ein unruhiger Kopf bleibt, weshalb ihn auch der Großvater nicht gern in seiner Dorfgemeinde sieht. Ihm selber ist es mit allen möglichen Anschlägen fehl gegangen, darum will er seinem Buben eine bessere Bildung mitgeben und bringt ihn — der einen klaren Kopf hat und gern lernt — in die Lateinschule, wo er, zwar älter, in die untere Klasse aufgenommen wird. Er hat noch immer seine roten Backen und die wasserhellen Augen, aber er trägt Schuhe an den Füßen und ist auch sonst für die städtische Schule zurecht gemacht, in einer ländlichen Art, die den Stadtkindern von selber zum Gespött wird. Heinrich Pestalozzi weiß längst, wie die Bürgersöhne den Knaben vom Land die Schule verleiden, als ob sie Eindringlinge in ihre Vorrechte wären; ihn selber lassen sie deutlich genug merken, daß seine Mutter nur eine Landbürgerin ist; nun aber trifft es seinen Freund, der, wo er geht in dieser fremden, feindseligen Welt, mit den Bauernaugen um Mitleid zu flehen scheint. Jeden Morgen kommt er den mühsamen Weg von Höngg herunter, manchmal, wenn es geregnet hat, naß bis auf die Haut; und mittags, wenn die andern heimgehen, fertigt er seinen Hunger im Klassenraum mit einem Stück Brot ab. Er gerät in ein hartes und verstocktes Dasein, und wenn ihn Heinrich Pestalozzi anspricht, ist es fast, als ob er etwas von seinem Haß gegen die hochmütigen und grausamen Bürgersöhne auf ihn übertrüge, so daß es hier in der Stadt keine rechte Fortsetzung der ländlichen Freundschaft geben will.

Eines Mittags kommt Heinrich Pestalozzi zufällig als der Letzte aus der Klasse und hört unter dem Gang im Hof ein Hetzgeschrei. Einige größere Knaben haben den mißliebigen Webersohn in eine Ecke gedrängt und hauen auf ihm, der sich kratzend und beißend wehrt, mit Linealen herum; einer muß ihn am Kopf getroffen haben, denn aus dem weißblonden Haar laufen ein paar Zickzacklinien von Blut herunter. Heinrich Pestalozzi weiß nichts von dem Anlaß des Streites, er sieht nur das Blut, und wie sie ihren Übermut und Hohn an dem Knaben auslassen; darüber faßt ihn augenblicklich der zornige Eifer so, daß er blindlings aus der offenen Halle über die Steinbrüstung hinunterspringt. Es ist eine kleine Stockwerkshöhe, und er hätte sich leicht zu Tode stürzen können, als er für einen Augenblick selber erschrocken an der Steinbrüstung hängt. Er purzelt aber einem, der sich gerade bückt,

auf die Schultern, daß der bäuchlings hinfällt und ihn wie einen Igel abkugeln läßt, ist vom Zorn besessen gleich wieder auf und springt auf die andern ein, die im ersten Schrecken davon rennen. Auch der von seinem Sprung Betroffene will fort, kann aber nicht auf und kriecht auf Händen und Füßen eilig davon. Darüber erheben die andern, die schadenfroh der Prügelei zugesehen haben, ein solches Hohngeschrei, daß ein Lehrer dazukommt, ehe die Überfallenen ihrem kuriosen Angreifer heimzahlen können. Es gibt nun zwar ein strenges Verhör, bei dem Heinrich Pestalozzi, weil er trotzig schweigt, als der allein Schuldige übrigbleibt und auch in Strafe genommen wird: aber mit seinem tollkühnen Sprung ist er doch Sieger geblieben, und die Schande einer feigen Flucht vor dem schmächtigen Heiri Wunderli von Torliken bleibt auf den andern sitzen. Das Babeli, als es durch den Johann Baptista davon hört, will ihn strafen, weil auch die Hosen zerrissen sind; aber die Mutter leidet es nicht.

11.

Im Dezember des gleichen Jahres sind sie in der Klasse von Heinrich Pestalozzi gerade aufgestanden, ein Weihnachtslied zu üben, als es einen Erdstoß gibt, wie wenn Pferde einen Wagen anzögen, auf dem sie ständen. Sie hören in derselben Sekunde auf zu singen und halten sich an den Bänken fest; dann ist der Lehrer der erste, bei dem sich die Erstarrung auf die Gefahr besinnt. Mit langen Beinen springt er zur Tür, die Geige und den Bogen noch in den Händen; aber ehe er dort ist, drängen sich schon die nächsten Knaben vor. Draußen quillt die Schreckensflucht aus den andern Räumen ebenso zur Treppe; und ist es zuerst totenstill gewesen, so erhebt sich nun das Geschrei; erst derer, die hinfallen und getreten werden, dann der andern, die davon angesteckt die letzte Besinnung verlieren. Es gibt keinen Einzelnen mehr, nur noch eine Herde mit einem einzigen Herzen, in das die Todesfurcht gefahren ist; und die am ehesten Kaltblütigkeit bewahren sollten, die schulmeisterlichen Hirten, gehen mit langen Beinen über die Köpfe und abwehrenden Hände der Knaben hinweg.

Auch Heinrich Pestalozzi ist wie die andern von der Panik gepackt worden und hat Arme und Beine gebraucht, sich in dem Strudel oben zu halten: aber darum haben seine Augen doch das unwürdige Beispiel der Lehrer aufgefaßt; und als er unten auf dem Hof steht, wo rundherum die Stücke von Dachziegeln in dem schwärzlichen Schnee liegen und die Nachzügler kommen, die von den andern überrannt wurden und teilweise bluten — einer liegt leichenblaß seitwärts allein, weil er aus dem Fenster gesprungen ist und den Fuß gebrochen hat —, muß er weinen vor Zorn. Die meisten drängen auf die Gasse hinaus, wo die Bürger unterdessen aus den Werkstätten gelaufen sind und in den Himmel starren. Die zurückbleiben, möchten

zum Teil gern ihre Bücher und Hüte herunterholen, aber keiner wagt sich hinein; obwohl nach der ersten Erschütterung, die ein langes Gerolle von unterirdischen Wagen gewesen ist, nichts mehr geschieht und die leeren Gebäude gleichsam verwundert auf die ängstliche Menschheit heruntersehen. Der Widerspruch zwischen dieser lächerlichen Flucht und dem alten Heldentum, davon sie täglich durch dieselben Lehrer hörten, macht, daß ihm sein Knabenherz trotzig aufspringt, sich selber und den andern ein Beispiel von Tapferkeit zu geben. Während einige Bürger in den Schulhof gekommen sind und den Jungen mit dem zerbrochenen Fuß aufheben, geht er in das verlassene Schulhaus zurück; obwohl es unheimlich ist auf der leeren Treppe und oben im Gang, wo alle Türen offen stehen, kommt er bis an die Klasse und holt seine Sachen heraus; auch einigen andern bringt er mit, was er rasch greifen kann; und nachher zwingt er seine Furcht, daß er die Treppe nicht hinunterspringt, Schritt für Schritt die Stufen nimmt und triumphierend zu den Wenigen hinauskommt, die da noch warten.

Als er danach heimkommt in die Stube, ist der Johann Baptista schon längst dabei, dem Bärbel das Abenteuer zu erzählen, indessen das Babeli verzweifelt durchs Fenster sieht und ihn scheltend empfängt, daß er so spät käme; nun wäre die Mutter aus Angst um ihn schon auf die Gasse gelaufen! Er könnte ihr anders antworten; doch wirft er nur die Sachen verächtlich auf einen Stuhl und springt hinunter, den Schrecken der Mutter abzukürzen. Er findet sie auch gleich, wie sie mit blassem Gesicht zurückkommt und ihn erblickend nichts anderes vermag, als ihn hastig am Arm zu nehmen, wie wenn sie ihn jetzt noch retten müßte.

Bei den Genossen aber gilt der Heiri Wunderli seit diesem Erdbebentag als einer, der sich aus Großmannssucht für etwas Besseres hält, und ihrem Spott ist fortab deutlich der Haß beigemischt, der für das Ungewöhnliche das sicherste Erbteil unter den Menschen ist.

12.

Mit zwölf Jahren kommt Heinrich Pestalozzi wieder hinüber in die große Stadt, wo seine Mutter im Haus zum Roten Gatter an der Münstergasse eine billige Wohnung gefunden hat. Er tritt nun in die Lateinschule am Großmünster über und verliert dadurch seinen ländlichen Freund aus Höngg ganz aus den Augen. Um so betroffener wird er, als er beim Großvater in die Ferien einrückt und dort erfährt, dem Baumwollenweber sei es zu teuer geworden mit der Schule, auch habe der Ernst Luginbühl selber die Plage mit den Stadtsöhnen nicht mehr gemocht. Er benutzt den ersten Ausgang, ihn zu besuchen; schon draußen vor dem kleinen, windschiefen Haus hört er den Webstuhl klappern, aber als er hineinkommt, sitzt statt des bärtigen Baumwollenwebers der Sohn im Gestänge. Es ist so laut in der Stube, daß

der ihn nicht gleich bemerkt; als er sich nachher umsieht, dauert der Streifblick nicht länger als eine Sekunde, dann sitzt er wieder in seinem Webstuhl.

Heinrich Pestalozzi denkt, daß es die Arbeit so erfordere, und wartet geduldig eine Pause ab; als sich nach einer Viertelstunde immer noch nichts ändert an dem gleichförmigen Takt, ruft er ihn an, erst leise, dann mehrmals lauter: der andere aber zieht nur trotzig die Schultern ein. Da merkt er, daß ihn der Ernst Luginbühl nicht mehr ansehen will, und in einer tief rinnenden Traurigkeit verläßt er die Stube. Draußen sieht er gerade noch, wie die mattrote Sonnenscheibe in dem Wolkengerinnsel am Horizont versinkt; was ein warmer Glanz mit lustig langen Schatten war, als er herauf kam, ist nun eine rote Glut, die sich brandig in den Himmel einfrißt. Nur am Ütliberg läuft noch eine feurige Kante hinauf, und unten starrt das Kriegslager von Zürich vor dem See, als ob es dunkel auf eine bläßliche Glasscheibe gemalt wäre. Er fühlt mit seinen zwölf Jahren, daß alles, was bisher in seinem Herzen gewesen ist, Zorn und Empörung, Mitleid und Freude, mit den Stunden gekommen und verronnen ist, wie dort das Sonnenlicht verrinnt und morgen wiederkommt: aber, was da am Webstuhl angeschlossen ist, kam nicht mehr los, da ist die Unabwendbarkeit.

Heinrich Pestalozzi vermag nicht ins Pfarrhaus zurückzugehen; bis zur Dunkelheit sitzt er am Rain und versucht, aus dem Knäuel dieser Gedanken herauszukommen. Das einzige, was er gewinnt, ist ein Gefühl, daß bis zur Stunde alles eitel und selbstsüchtig in ihm war: nur, weil er die reichen Verwandten am See und hier den Großvater im wohlbestallten Pfarrhaus hat, durch kein anderes Vorrecht, ist er vor dem gleichen Schicksal behütet. Je tiefer er sich da hinein denkt, um so mehr schämt er sich vor dem Knaben und um so glühender wird sein Wunsch, ihm wenigstens ein Pfand der Liebe aus seinem Herzen hinzulegen, da er ihm sonst nicht helfen kann. Und als er das Pfand gefunden hat — es darf nur das Liebste sein, was er besitzt — hindert Heinrich Pestalozzi nichts mehr, sein Herz zu erfüllen:

Vor der Tür des Pfarrhauses, aus dem ein Licht der Wohlhabenheit in den Abend leuchtet, zieht er die Schuhe aus und schleicht auf Strümpfen in die Kammer. Der Ranzen ist noch nicht ausgepackt, und seine Hände wühlen im Dunkeln nach dem silberbeschlagenen Testament, das seine Mutter noch von ihrem Vater zur Konfirmation erhalten und ihm kürzlich am Grab des eigenen Vaters in die Hand gegeben hat. Er fühlt das Unrecht, das er damit tut: es gehört ihm selber gar nicht, es ist ein Vorrecht vor den Geschwistern, es zu haben. Aber gerade das bestimmt ihn mit einer unbezwinglichen Ahnung, es herzugeben; denn nur darum ist er wie alle übermütigen Stadtbürgersöhne in Zürich gegen den Weberknaben im Vorteil, weil sie in den Reichtum solcher Familienstücke hineingewachsen sind! Und daß es ein Liebespfand von seiner Mutter ist? Hat Christus nicht selber zu Maria gesagt: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?

Als er zitternd und mit einem schmerzenden Knie, weil er im Eifer gefallen ist — auch die Schuhe wieder anzuziehen, hat er vergessen —, zu dem Knaben in die Stube kommt, ist von dem Lichtspan an der Wand ein trübes Licht darin, das die Schatten des Webstuhls wie Ratten in dem halbhellen Raum hin und her laufen läßt. Diesmal hört der Ernst Luginbühl gleich auf zu weben, so sehr scheint er erschrocken, wie einer aus der Dunkelheit mit bittend hingestreckten Armen in sein Licht kommt. Vor den heißen Augen weiß Heinrich Pestalozzi keins von den Worten zu sagen, mit denen er hergelaufen ist; weil die Hände des Knaben am Webstuhl hängen bleiben, legt er ihm das silberbeschlagene Testament darauf. Wohl eine Minute lang ist es still um die Atemzüge der beiden Knaben, wie wenn dieses Liebespfand sie wirklich vereinen könnte; dann reißt der Webersohn die Hände fort, als ob ihn mit dem kalten Metall des Buches ein widerliches Tier berührt hätte. Es fliegt klappernd gegen das Holz und fällt seitwärts auf den Lehmboden; doch darf es auch da nicht liegen, der Dämon in dem Knaben fährt auf und speit danach; und als Heinrich Pestalozzi schützend seine Hände über sein Heiligtum breiten will, tritt er darauf mit beiden Füßen, bis es in den Lehm eingestampft ist. Erst dann bricht er schluchzend aus und läuft durch die offene Tür in die Nacht.

Heinrich Pestalozzi meint, seine Mutter laut mit sich weinen zu hören, als die zitternden Finger das Buch aus dem Boden graben; mit einem Grauen, darin das Großmünster aus seiner ersten Jugend über ihm einstürzt, geht er aus der Stube. Am Zürichberg wird unheimlich das Signal der Mondscheibe aufgezogen; so rot ist sie, als hätte sie das Blut des Himmels getrunken. Und wenn Heinrich Pestalozzi auch erst nach Jahren die Verzweiflung verstehen soll, die ihm sein Liebespfand bespien und zertreten hat, eine Ahnung trägt er schon an diesem Abend ins Pfarrhaus hinunter: alles andere, nur nicht das gedruckte Evangelium hätte er dem Knaben auf die Hände legen dürfen, der sich von einer auf dieses Evangelium geordneten Welteinrichtung verraten fühlt.

13.

Seitdem geschieht es Heinrich Pestalozzi häufig, daß er unversehens an den Webstuhl in Höngg denken muß; er meint dann, das unaufhörliche Geklapper zu hören, und kann, wenn er sich auf die Schulgegenwart besinnt, staunend in eine neue Anschauung der Wirklichkeit versinken: die sonst nur als der Kreis seiner Sinne um ihn gewesen ist oder in seiner Erinnerung ein Bilderbuchdasein geführt hat, je nachdem er zufällig an etwas dachte, wächst sich zur Weite ihrer unabhängigen und ungeheuren Existenz aus. Es wird ein leidenschaftliches Spiel seiner Einbildung, sich auszudenken, was alles in der gleichen Stunde geschieht, da er dasitzt mit seinen Büchern: wie der Großvater in Höngg den Pfarrerhut in seiner Studierstube aufsetzt und

hüstelnd — er geht nun schon an die siebzig — die Treppe hinuntersteigt, die Kranken der Gemeinde zu besuchen; wie die Großmutter unterdessen mit ihren runzeligen Händen im Garten schafft, manchmal ein Viertelstündchen mit einer Nachbarin plaudernd; wie rund herum in den Weinbergen und Feldern die Bauern sich nach ihrer Arbeit bücken; wie auf der Straße die Kaufmannswagen, mit runden Tüchern überspannt, ihren Trott dahingehen, oft überholt von den Staubwolken eiliger Reisenden; wie bald ein Sonnenstrahl, bald ein Wolkenschatten hinläuft über das breite Limmathtal, über die reisige Stadt Zürich und die Großmünstertürme daneben er selber im Schulhaus sitzt und dies alles denkt — über den langen See hin bis Richterswil und weiter hinauf gegen den blaudunklen Wall der Berge, die sich nicht so leicht überrennen lassen, über ungezählte fleißige Menschen hin, welche, die fröhlich singen, und andere, die um einer Not willen verzweifelt sind. In der Weite und unausdenkbaren Vielgestaltigkeit dieses Lebens fühlt er sich und seine Pfarrerpläne kaum anders als den Vetter am See, der mit seinem Federhut den Soldaten spielt. Die Welt ist nicht mehr so, daß einer mit seiner Knabeneinfalt hineingehen und ihre Dinge umgestalten kann, die Dinge selber sind es, die mit ihrem unübersehbaren Zustand den Einzelnen festhalten und nötigen. Wie die Unheimlichkeit des Großmünsters drohend gegen die Stubenwelt seiner frühen Knabenjahre aufgestanden ist, so kommt jetzt der Lebenskreis der Dinge; nur, daß er diesmal die wirklichen Zusammenhänge fühlt und demütig die Überhebung seiner Knabenpläne einsieht.

Dazu kommt etwas Zufälliges, das freilich mit dieser Art, die Dinge zu empfinden, zusammenhängt, ihn völlig verzagt zu machen: Wenn einer im Examen der Erste gewesen ist, trifft es ihn, daß er das Gebet vor der Klasse sprechen muß. So feierlich für ihn die Worte des Vaterunsers sind, als er sie selber zum erstenmal öffentlich sagen soll, überfällt der komische Zwiespalt zwischen seiner in tausend Täglichkeiten verbrauchten Knabenstimme und dem feierlichen Aufwand, den er damit treiben soll, sein verscheuchtes Selbstgefühl derartig, daß er einem unwillkürlichen Zwang zu lachen nicht widerstehen kann und dadurch zu einer ernstlichen Vermahnung kommt. Auch in der Folge verliert sich dieses Hindernis nicht; so oft er in der Schule oder gar in der Kirche etwas öffentlich aufzusagen hat, ist auch das lächerliche Gefühl dabei, vor den anderen Knaben als ein Harlekin dazustehen, und er braucht dann nur seinen Blick mit einem andern zu kreuzen, um auch schon auszuplatzen. Es ist ihm sicher, daß er niemals als Pfarrer seine Stimme in der Kirche wird erheben können, ohne diesen Zwang zum Lachen. Die erste Erkenntnis der Weltzusammenhänge hat ihm die Unschuld seines Knabendaseins unsicher gemacht, und ängstlich fragt er, ob sie ihm jemals wiederkommt.

14.

Als Heinrich Pestalozzi mit dem fünfzehnten Jahr aus der Lateinschule übertritt in das sogenannte Collegium Humanitatis, das auch beim Chorherrngebäude des Großmünsters liegt, ist von seinen Knabenplänen nichts geblieben als die Verzagtheit, überhaupt einen Platz mit seinem Dasein in der Wirklichkeit zu finden. Da hilft ihm zum erstenmal seine Vaterstadt; indem er anfängt, die Dinge zu beobachten, wie sie außer dem Kreis seiner Sinne ihre eigenen wechselvollen Zustände haben, sieht er sich unerwartet vor die Vergangenheit gestellt. Diese Bastionen und Stadttürme, Kirchen und Brücken: das alles ist nicht immer so gewesen, wie es nun für seine Augen dasteht. Es ist die Erbschaft der Jahrhunderte — wie die öffentlichen Einrichtungen der Zünfte, der Lehrschulen und Gottesdienste auch — von Menschenhänden in den ewigen Kreislauf der Natur gestellt und von Menschen in der unaufhörlich ablaufenden Frist ihrer irdischen Gegenwart unablässig verändert. Noch bevor er Schüler vom alten Bodmer wird, der seit Jahrzehnten in Zürich helvetische Geschichte lehrt, verfällt er mit Eifer auf die Geschichte der stolzen Heimatstadt. Gerade weil sie ihm mit ihren finsteren Gassen nie so heimelig geworden ist wie das Land, und weil sein Gefühl sich so schwer zurechtfindet mit den Einrichtungen, die überall Ehrfurcht fordern und ihn bedrücken: sucht er hitzig nach der Herkunft aller dieser Dinge und Sitten, als ob es ihm so gelingen müßte, sein eigenes Gefühl aus der drohenden Ungewißheit in eine sichere Übereinstimmung mit der Heimat zu bringen.

So liest Heinrich Pestalozzi, der zwischen den Bürgersöhnen immer noch ein schmächtiges Gewächs und der Heiri Wunderli von Torliken ist, die mehr als tausendjährige Geschichte seiner Stadt: wie schon zu römischen Zeiten der Lindenhof ein befestigtes Kastell war und in den Märtyrern der thebäischen Legion, Felix und Regula, seine christlichen Schutzheiligen gewann; wie Karl der Große ihm seine geistlichen Stifte, das Großmünster und das Fraumünster, gab und eine Reichsvogtei das römische Kastell auf dem Lindenhof ablöste; wie es lange vor dem Eintritt in die Eidgenossenschaft reichsfrei und ein mächtiges Stadtwesen war, bis es durch Zwingli der Vorort der reformierten Christenheit wurde. Er liest von den berühmten Bürgermeistern der Stadt: von Bruns, dem ränkevollen Aufrührer der Innungen, der die Regierungen der Zünfte gegen die Geschlechter begründete und in der Züricher Mordnacht die von Rapperswil eingebrochenen Adeligen grausam unterwarf; von dem riesenhaften Stüssi, der um das Toggenburger Erbe den Krieg mit den Eidgenossen aufnahm und vor dem Stadttor an der Sihlbrücke fiel; von Hans Waldmann, dem Helden zu Murten, unter dessen Hand Zürich zum Vorort der ganzen Eidgenossenschaft wurde, bis er, von seinem eigenen Glanz verblendet, seinen Gegner, den Volkshelden Fischhaus Theiling, hinrichten ließ und bei der Empörung der Seebauern selber den stolzen Hals aufs Schafott

legen mußte. Er liest, wie sich die Bürgermeister um Geld an mächtige Fürsten verkauften, wie Zürich um seines Vorteiles willen mehrmals die Eidgenossen an die Österreicher verriet, und wie durch den Bundesvertrag mit Frankreich das Reislaufen der Eidgenossen ein bezahltes Handwerk wurde. Aber dann kam Zwingli, der gegen diese wie andere Unsitten in Zürich ein Regiment schweizerischer Mannhaftigkeit aufrichtete und, obwohl er selber bei Kappel kläglich umkam, Zürich zur evangelischen Glaubensburg machte. Aus dem ränkevollen Spiel der Jahrhunderte wächst die Gestalt dieses Glaubenshelden zu einer Größe heraus, daneben die Figuren der Bürgermeister in den schwankenden Schatten böser Leidenschaften versinken.

Alle diese Dinge liest Heinrich Pestalozzi, wie ein anderer Zürcher Knabe die Geschichte seiner Vaterstadt auch gelesen hätte; aber dann kommt er an eine Begebenheit, die seine eigene Herkunft angeht und danach lange den heimlichen Schlüssel seiner vaterländischen Gefühle abgibt: Zwingli ist seit vierundzwanzig Jahren tot, und überall haben die Evangelischen mit der katholischen Gegenreformation zu kämpfen; da kommen an einem Mittag des Jahres 1555 einhundertsiebzehn Flüchtlinge in Zürich an, ziemlich die ganze reformierte Gemeinde aus Locarno, die mit ihrem Pfarrer Beccaria über den schneebedeckten Bernardino und den Splügen, durch Lawinengefahr und die Frühjahrsschrecknisse der Via mala gewandert sind und in dem Nachfolger Zwinglis, dem Münsterpfarrer und eigentlichen Regenten von Zürich Heinrich Bullinger, einen mannhaften Beschützer finden. Heinrich Pestalozzi weiß vom Großvater, daß seine Familie ursprünglich italienisch und um des Glaubens willen eingewandert ist: nun erkennt er die Umstände und wie tief er — mütterlicherseits ein direkter Abkömmling jener Flüchtlinge — der Stadt Zürich verpflichtet ist. Zum andernmal wächst das Großmünster mächtig auf vor einem Gefühl, aber es ist kein Grauen mehr; er sieht die beiden Türme als reisige Wächter seines Glaubens die Stadt behüten, und wenn nun Sonntags die mächtigen Glocken darin läuten, ist es der Schlachtgesang Zwinglis und seiner Getreuen, die für das Evangelium hinausreiten in den Tod.

15.

Seitdem sich Heinrich Pestalozzi selber als einen Schützling dieser mächtigen Stadt erkannte, mag er einsam durch ihre Straßen gehen und sich allein von solchem Gang beglückt fühlen: Es braucht nur ein Hufschmied zu hämmern, und schon hört er Schwertschlag auf stählerne Panzer, und wenn er Sonntags mit der Gemeinde in den hohen Münsterhallen singt, beim Donnerschall der Orgel, wenn er den Prediger das Buch vom Altar nehmen sieht, wie es Zwingli an derselben Stelle genommen hat, mischt sich mit dem ehrfürchtigen Grauen der Stolz und Dank seiner von unbändigen Erinnerungen erfüllten

Seele. Er weiß nun, was es bedeutet, daß der steinerne Karl außen hoch am Münsterturm das Schwert flach auf den Knien hält und warum auf den Brunnen die reisigen Männer stehen. Als er einmal mit in die Zwölfbotenkapelle unter dem Großmünster hinunter darf, läuft er nachher wohl eine Stunde lang weinend vor Glück an der Limmath hin.

Es ist, als ob er nun die Stadt erst sehe, in der er aufgewachsen ist; und wenn er durch eine der alten Porten hinausgeht, die noch immer wehrhaft dastehen, obwohl draußen die wohlgerüsteten neuen Bastionen sind, kann es ihm ängstlich werden, aus ihrer schützenden Nähe hinauszugehen. Der schwarze Pfahlwall im See am Grendel, der mit der Dunkelheit die Schiffahrt absperrt, der Wellenbergturm mitten in der Strömung, das mit mächtigen Quadern ins Wasser vorgebaute Rathaus, die stattlichen Zunfthäuser und der breitbedachte Rüden am Stücklimärt, wo immer noch die Constafel, die Geschlechter, tagen, das Haus zum Königstuhl mit seinem derb vorgebauten Erker, darin der Bürgermeister Stüssi gewohnt hat, oder das Haus zum Loch, mit seltsamen Sagen dem großen Kaiser Karl verknüpft: jeder Stein der Stadt wird mit dem Bewußtsein der Geschichte lebendig, die daran gebaut hat.

Auch empfindet er nun, daß es etwas anderes ist, ob der Antistes von Zürich durch die Straßen geht, oder ob sein Großvater von Höngg zu einer Besorgung hereinkommt; und als er erst einmal in der Wasserkirche gewesen ist, wo die alte Bibliothek der Stadt in zwei Galerien eingebaut steht und mit den alten Ölbildern an den Wänden gleichsam das Uhrwerk ihrer geistigen Geschichte darstellt, wird der stille Saal für ihn ein Raum mancher heimlichen Feier. Von hier aus beginnt er mit Stolz nach den Männern zu sehen, die zum Ruhm und Vorbild der Bürgerschaft leben, und wenn er nun den greisen Bodmer daherkommen sieht, fühlt er: es ist mehr als ein Professor der helvetischen Geschichte, es ist der Geist dieser tapferen Geschichte selber, der unter seinen buschigen Augenbrauen in der Gegenwart blitzt.

16.

In dieser Zeit fängt Heinrich Pestalozzi auch an, Kameraden zu bekommen; er ist den Wunderlichkeiten des alten Babeli entwachsen, und so sehr die Gute schilt, wenn seine Kleider bei einer unnützen Kletterei an der Stadtmauer oder sonst Schaden genommen haben: er ist zu lange in ihrer Stubenhaft gewesen, um nicht mit Ausgelassenheit die Freiheit solcher Streifereien zu genießen. Sogar reiten lernt er, als wieder einmal der Vetter Weber aus Leipzig für einige Zeit in Zürich auf Geschäften ist und ihm eins von seinen Rossen leiht. Es geht ihm immer noch wie damals bei dem Großvater in der Kalesche, er kann nicht mit dem Gaul übereinkommen, hält sich

an den Zügeln fest, als ob es Rettungsseile wären, und macht das arme Tier einmal am Hottinger Pörtchen so wild, daß es auf der Holzbrücke anfängt, Männchen zu machen, und ihn beinahe über das Geländer in den Stadtgraben hinunterwirft. Schon läuft der Torwächter erschrocken hinzu, und die Spaziergänger flüchten sich; irgendwie aber bleibt er doch noch im Sattel hängen, das Pferd zieht es vor, den Stall zu suchen, und er widerstrebt ihm nicht, obwohl er dabei seine Mütze verliert und nicht gerade eine Reiterfigur macht.

Schlimmer geht es ihm jenes Mal, als er an einem Sonntagnachmittag mit einigen Kameraden in einem Weidling nach Wollishofen hinausgerudert ist und nachher wieder heim will. Sie sind nach Knabenart laut gewesen, haben Schweizerlieder gesungen und in dem schwanken Schiff ihre Katzbalgereien gehabt, als ob ihnen garnichts Schlimmes begegnen könnte. Beim Einsteigen aber, als sie noch mitten im Gelächter sind, kommt er mit dem einen Fuß nicht vom Landungssteg los, während er den andern schon auf den Rand gesetzt hat. Durch den Ruck weicht das Schiff unter ihm fort, bis seine Beine zu kurz für die Spannung sind und er kopfüber in den See kippt. Er kann nicht schwimmen; das Wasser ist ihm immer unvertraut gewesen, und nur dadurch, daß die andern ihm schnell das Ruder hinhalten, als er mit zappelnden Armen hoch kommt, ertrinkt er nicht. Sie schleppen ihn daran wie einen gefangenen Fisch gegen das Ufer zurück, wo sie ihn diesmal mit größerer Vorsicht ins Boot holen wollen. Er mag aber nicht mehr, verschlägt sich unter den Scherzen der andern seitwärts an eine durch Büsche geschützte Uferstelle und trocknet da seine Kleider in der Sonne. Das dauert einige Stunden, während die andern wieder ihre Tollheiten in dem Kahn machen und ihn schließlich, geärgert über seine Halsstarrigkeit, im Stich lassen. Daß seine Kleider naß geworden sind, macht ihm nichts aus bei der Sonne; auch ist er so rasch wieder oben gewesen, daß er mit den andern gleich wieder gelacht hat: nun er aber allein so an dem Wasser sitzt, das auf eine gierige Art ans Ufer schwappt, fängt die Scham über das Erlebnis an, ihn schwermütig zu machen. Er hat, als er unterfank, für einen Augenblick die Augen der Mutter dicht vor den seinen gesehen, und den Großvater dahinter, wie er ihm die Hand auf die Schulter legte: nun hört er das Geschrei der Knaben vom See und kann nicht begreifen, daß er selber dabei gewesen ist. Es wäre nichts als ein unnützer Knabe gewesen, den das Wasser an ihm verschluckt hätte; weil aber nichts so heftig in seiner Seele aufbegehrt als der Ehrgeiz, sich selber wert zu halten und es den großen Männern seiner Stadt einmal gleich zu tun, werden für Heinrich Pestalozzi die beiden Nachmittagsstunden, während er am See bei Wollishofen in der Sonne sitzt, zu einem Selbstgericht, wo ein Jüngling die Kleider halbtrocken wieder anzieht, die sich der Knabe naß vom Leib gerissen hat.

Stärker als damals in Höngg vor der Tür des Ernst Luginbühl ist das

Gefühl eines eitlen und selbstgefälligen Daseins in ihm. Mit all seinem Selbstbewußtsein, mit seinen Vergangenheitsträumen und spintisierten Taten ist er doch nur ein Schüler, nach dem niemand fragt als die, denen er mit seinen Großsprechereien zuleide ist. Seine Auflehnung gegen die Ungerechtigkeit der Lehrer, wenn der Kantor betrunken in die Singstunde kommt oder der Provisor Weber — derselbe, der sich einmal eine Laus vom Kopf nahm und ihm auf dem Papier zerknickte — dem Ludwig Hirzel vom Schneeberg ein paar Fehler übersieht, weil dessen Eltern ihm eine Metzgeten ins Haus geschickt haben: sein ganzes Weltverbesserertum setzt er nun gegen die Unfähigkeit, mit sechzehn Jahren sich selber und seine Kleider in Ordnung zu halten oder einen Heller zu haben, den er seiner Mutter nicht abgebettelt hat, als ob die ganze Schöpfung nur da wäre, einem Schulknaben nach seinen Einfällen und Sinnen gefällig zu sein.

Freilich, als er dann sucht, wie er seine unnützen Beine unter dem Tisch der Mutter fortbringen könne, findet er nichts als die Kaufmannschaft, dahinein sie schon im Frühjahr nicht ohne Tränen den Johann Baptista getan hat. Ihr zuliebe muß er die Schule durchhalten; so ist es unvermutet doch wieder der Zirkel solcher unnützen Schülerschaft, darin er seine Jugend gebunden sieht. Trotzdem, als er im späten Nachmittag allein gegen Zürich geht, fröstelnd von den nicht völlig trockenen Kleidern, ist es ihm, als ginge er nun wirklich in den großen Schritten des Vaters, die er als kleiner Knabe so gern versuchte. Er hat sich kein Gelöbnis getan, und auch diesmal sind die Kreise seiner Gedanken wieder gleich dem Ringelspiel um die Steine verlaufen, die er draußen in den See warf: doch geht eine Sicherheit mit ihm, als habe er sein Knabentum nicht wieder angezogen, als läge es noch mit den Kleidern auf einem Häufchen im warmen Ufersilf. Weil aber doch für einen Augenblick der Tod an seine Natur gerührt hat, ist die heimliche Lust des Lebens in ihm, die — wie er danach noch tiefer erfahren sollte — durch nichts so sehr als durch das Grauen des Todes angeregt wird.

17.

Heinrich Pestalozzi ist im Januar siebzehnjährig geworden, als er zum Frühjahr ins Collegium Carolinum übertritt. Er weiß, daß er für keinen schlechten Kopf gilt, wenngleich er bis zuletzt als ein unordentlicher und zerstreuter Schüler gescholten worden ist: nun liegt die Zeit der Abrichtung hinter ihm, und er steht als Student zu Hause wie vor den Mitbürgern mit dem Stolz da, endlich auf die Wissenschaften selber zu zielen. Wo Bodmer helvetische Geschichte lehrt und Breitinger außer den alten Sprachen Philosophie, da hat die Schulmeisterei ihr Ende; das sind Männer, um die er Zürich von halb Europa beneidet weiß, und zu denen weither die Berühmt-

heiten angereist kommen. Namentlich Bodmer mit seiner vaterländischen Begeisterung, der auch als Mitglied des großen Rates in Zürich selber in die Regierung eingreift, ist das Ziel seiner Verehrung. Der ist damals noch nicht der schrullenhafte Greis, trotz seiner fünfundsechzig Jahre noch behend und rasch mit der trefflichen Rede. Unter seinen Zuhörern zu sitzen, bedeutet für Heinrich Pestalozzi, in die geistige Gemeinschaft seiner Stadt eingetreten zu sein; und als es ihm zum erstenmal gelingt, einige Worte mit ihm zu sprechen, erzählt er nachher der Mutter und dem Bärbel glückselig von der Begegnung. Die Mutter, wie immer, hört mit leiser Trauer zu; das Bärbel aber, das nun schon vierzehnjährig mit seinen Italieneraugen ein zärtliches Kind vorstellt, ist stolz auf den großen Bruder.

Heinrich Pestalozzi spürt seit dem ersten Tage, daß ihm die Zeitumstände einen günstigen Wind in sein Studium bringen; tagtäglich kann er neue Segel aufziehen, und wenn er sein Lebensschiff in dieser ersten Studentenzeit aufmalen könnte, wäre es von der Mastspitze bis zum Steuer bewimpelt.

Aus Frankreich ist die Nachricht von einem Buch gekommen, das einen Schweizer, den Genfer Uhrmacherssohn Jean Jacques Rousseau, zum Verfasser hat und im Auftrag des Parlaments in Paris vom Henker zerrissen und verbrannt worden ist; auch der Magistrat in Genf hat das Buch verdammt, und so gibt es wenige, die seinen Inhalt wirklich kennen. Aber als ob aus den Flammen des Henkers Funken fortgeweht wären, nistet sich der Brand allerorten ein, sodaß die Wirkung des „Emil" — wie das Buch heißt — ihm in hitzigen Gesprächen vorausläuft, besonders da, wo die übrigen Schriften des welschen Schweizers seine Naturreligion schon verbreitet haben. Heinrich Pestalozzi kann nicht daran denken, sobald ein Exemplar des Buches zu erhalten, wohl aber bekommt er seine Wirkung zu spüren. Er war eben aus der Lateinschule gekommen, da haben die neun Schweizer, durch Iselin in Basel gerufen, ihre Freundschaftsfahrt nach Schinznach gemacht, die helvetische Gesellschaft zu gründen. Auch ein Zürcher, Hans Kaspar Hirzel, ist dabei gewesen, und obwohl die Gestrengen Herren im nächsten Jahr die Teilnahme an den Verhandlungen in Schinznach als staatsgefährlich verboten haben, weiß er wohl, daß ihrer sieben heimlich dort gewesen sind; und er entsinnt sich noch, mit welchen Augen selbst die Knaben in der Schule davon sprachen, als ob Schinznach ein neues Rütli für die Eidgenossenschaft wäre gegen den gewalttätigen Herrschaftsgeist der einzelnen Kantone. Und nun kommt der Tag, wo der alte Bodmer das Licht öffentlich aufsteckt, das bis dahin nur mit Tüchern verhüllt heimlich von Haus zu Haus getragen worden war; wo er als der einzige in Zürich, der die Geltung und den Freimut zugleich besitzt, dergleichen zu wagen, die helvetische Gesellschaft zur Gerwe einrichtet.

Als Heinrich Pestalozzi sich mit andern Studenten vor den Anschlag drängt, der den Arbeitsplan der Gesellschaft kundgibt, kommt zufällig Bodmer mit zwei jungen Männern daher, die schon die Kleidung der zukünftigen

Geistlichen tragen und aus Respekt vor dem Professor, obwohl er freundschaftlich mit ihnen spricht, die Hüte in der Hand halten. Die beiden sind ziemlich allen bekannt als die Predigtamtskandidaten Bluntschli und Lavater, die dem alten Herrn eifrig zu Diensten und auch bei der Gründung der neuen Gesellschaft seine Handlanger sind. Sie verziehen keine Miene ihrer feierlichen Gesichter, als sie vorübergehen; Bodmer aber bleibt seiner scherzhaften Laune folgend stehen, und weil er zufällig an Heinrich Pestalozzi gerät, tippt er ihm mit dem Zeigefinger leicht auf die Brust: ob er Lust mitzuarbeiten habe? Die Frage scheint nicht weiter gemeint, er wartet auch gar keine Antwort ab und geht mit den schwarzen Pagen zur Münstertreppe hinunter: aber darum hat er ihm doch mit dem Finger ans Herz gerührt. Er wäre auch sonst glücklich gewesen, mit bei dieser Sache zu sein, die aus seinen glühenden Wünschen gemacht scheint; nun aber sind seinem Ehrgeiz Hoffnungen gemacht, die er sich selber wie eine Fahne aufrollt.

Der schwarze Pestaluz wird Tambour! höhnt ein Bürgersohn, den die Bevorzugung ärgert, und die andern lachen dazu, als ob sie ihn schon trommeln hören; er aber ist viel zu erregt, darauf zu achten, und noch als er zu Hause die Treppe hinaufgeht, spürt er die Stelle, wo ihm der Bodmer genau auf das Herz getippt hat.

18.

Die Gesellschaft heißt zur Gerwe, weil ihre Versammlungen im Zunfthaus der Gerber abgehalten werden, das unterhalb des Rathauses über die Limmath hinaus gebaut ist. Als Heinrich Pestalozzi zum erstenmal hinkommt, ist noch niemand da, weil seine Ungeduld sich verfrüht hat; so wird er von einigen Männern, die nach ihm eintreten, um eine Auskunft angesprochen und gerät dadurch gleich anfangs in die Stellung eines Vertrauten, der mehr von dieser Sache weiß, um so mehr als Bodmer nachher der Versammlung scherzhaft ankündigt, daß sie es einmal mit der umgedrehten Welt versuchen und der Jugend das Wort lassen wollten, indessen sie, die Alten, diesmal nur das Parterre im Theater wären. Es mögen an die hundert Personen in dem getäfelten Saal sein, wie Heinrich Pestalozzi an der Begrüßung merkt, zumeist Schüler Bodmers, der seit vierzig Jahren vaterländische Geschichte in Zürich liest und schon der Lehrer einiger Graubärte gewesen ist, die nun als begeisterte Eidgenossen in seine Studiengesellschaft eintreten. Den ersten Vortrag hält der Kandidat Bluntschli; er liest ihn mit einer Stimme, die beinern vor Erregung ist, und das Papier zittert ihm so in den Händen, daß ein Blatt mitten durch reißt. Auch seine Worte sind so, sie handeln von den Grundsätzen der politischen Glückseligkeit, und wie Heinrich Pestalozzi den blassen, schon durch die Schwindsucht gezeichneten Menschen von den

politischen Einrichtungen Zwinglis sprechen hört, glaubt er den Reformator fast selber zu sehen, so erfüllt ist dieser Kandidat von der unbeugsamen Sittlichkeit seiner Gedanken.

Nachher gibt es eine Aussprache, und nun spürt Heinrich Pestalozzi, daß dies mehr sein soll und ist, als eine Studiengesellschaft der vaterländischen Geschichte. Einer der Männer, die ihn zu Anfang angesprochen haben, nimmt auch das Wort, und es ist schon ein Zeichen selbständiger Gesinnung, wie er mit seinem braunen Vollbart gegen die rasierten Gesichter der modischen Herren steht. Er bringt die Rede auf den Landvogt Grebel in Grüningen, der in seiner sechsjährigen Amtszeit mehr ein Räuber als eine Obrigkeit im Sinne Zwinglis gewesen sei und nur deshalb seinen Raub trotz aller Klagen des Landvolks behalten könne, weil er der Eidam des Bürgermeisters wäre. Obwohl der alte Bodmer sichtlich erschrocken die harten Worte mit erhobenen Händen abwehrt, muß er sie wieder sinken lassen; denn aus der Versammlung bricht die Empörung über die allbekannten Greuel des leichtfertigen und bösen Mannes in solchen Zurufen aus, als ob sie sich alle nur deshalb in der Gerwe vereinigt hätten. Bodmer weiß zwar die Erregung mit klugem Bedacht wieder auf eine Aussprache zurückzulenken, aber die Worte, die nun kommen, sind anders, als die vorher waren: als ob sie auf einem Wasser hingerissen würden, so vergeht der einzelne Schall, aber die stark strömende Flut der Erregung bleibt.

Heinrich Pestalozzi fühlt sich aus seinem jünglinghaften Träumerdasein mitten ins Leben versetzt; er könnte die Worte des bärtigen Mannes aus dem Gedächtnis sagen, so sind es Hammerschläge auf sein Herz gewesen, und als es zum Schluß noch ein erregtes Zwiegespräch mit dem Bluntschli gibt, steht er im Rausch dabei: Der Kandidat ist mit der Anwendung seiner Grundsätze nicht einverstanden; weil er aber nur abzulesen, nicht frei zu sprechen vermag, hat er dem braunen Mann vor der Versammlung nicht entgegnen können; nun, wo die meisten, auch Bodmer, schon gegangen sind, gerät sein zu lange verhaltener Widerspruch in Zorn, so daß es fast einen Streit gibt. Der andere aber, der vorher so scharf gewesen ist, weiß nun den Älteren humoristisch herauszukehren, so daß sie zuletzt noch friedlich miteinander auf die Gasse kommen. Heinrich Pestalozzi hätte längst heim gemußt, er kann sich aber nicht von den andern lösen, solange derartige Dinge in den Worten sind. So geht er treulich noch am nächtlichen Limmathufer mit den andern hinauf und befindet sich, als es unvermutet eine Abschiedsecke gibt, zu seiner eigenen Verwunderung mit dem Kandidaten allein.

Der in seiner gereizten Stimmung ist augenscheinlich froh, noch einen Zuhörer für seine zornigen Gedanken zu haben. Vielemal läuft er mit ihm disputierend am Wasser auf und ab, auf dem der Mond sein Silberlicht in einen ruhelosen Abgrund schüttet: Er habe die Grundlage der sittlichen Bürgerordnung, nicht den Aufruhr stipulieren wollen, sagt der Kandidat, und

obwohl Heinrich Pestalozzi seine Freude an dem braunbärtigen Manne gehabt hat, folgt er dem Aufgeregten in seine Welt. Es tut ihm wohl, von dem Älteren so gewürdigt zu werden, und als er endlich allein — vom Nachtwächter verscheucht — zum Roten Gatter hinaufgeht, geben die einstürmenden Erinnerungen aus der Stadtgeschichte nur noch die Begleitung zu seiner fast trunkenen Melodie, daß er nun mit beiden Füßen in das Gemeinleben der Stadt eingetreten ist, und daß er an dem Kandidaten einen Bekannten gewonnen habe, von dessen entschiedenen Meinungen er sich manches für seine eigene Zukunft erhofft.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Wiener Kongreß.

Briefe des Oberstleutnants v. Thile an den Kriegsminister v. Boyen während des Kongresses 1814 15.

Nach den Originalen herausgegeben von
Bernhard Schwertfeger.

Als Major von Boyen infolge des preußisch-französischen Bündnisses am 11. März 1812 den erbetenen Abschied erhielt, um mit unbestimmtem Urlaube ins Ausland zu gehen, übernahm Major Louis Gustav v. Thile seine wichtige Stellung als Direktor der ersten Division des Allgemeinen Kriegsdepartements, die dem heutigen Militärkabinett entsprach. Diese Division hatte seit der durch Scharnhorst erfolgten Neuordnung des Kriegsdepartements vom 1. März 1809 einen sehr wesentlichen Einfluß auf sämtliche Angelegenheiten des Heeres. Alle Eingänge kamen an dieser Stelle zusammen und wurden von dort aus weiter verteilt. Ihr Leiter bearbeitete die persönlichen Angelegenheiten der Armee und durfte sie — nach Einigung mit dem Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements — dem Monarchen selbständig vortragen. Diese Dienststellung setzte daher persönlichen Takt voraus; und von der Art, wie der mit ihrer Wahrnehmung beauftragte Offizier sie auffaßte, hing das Wohl und Wehe des preußischen Offizierkorps zum wesentlichen Teil ab.

Da war es denn eine glückliche Wahl, daß König Friedrich Wilhelm III. nach dem durch die Verhältnisse notwendig gewordenen Ausscheiden Boyens den Major v. Thile, einen Offizier, der dem General v. Scharnhorst geistig und menschlich nahe stand, an die wichtige Stelle berief [1]).

v. Thile war am 11. November 1781 geboren, im Juni 1795 als Gefreitenkorporal in das Infanterie-Regiment seines Vaters [2]) (Nr. 46) eingestellt, 1797 zum Sekondeleutnannt, 1805 zum Stabskapitän, 1806 zum Kapitän, am 10. Februar 1812 zum Major befördert worden. Am 14. März 1814 wurde er zum Oberstleutnant, 1815 zum Oberst, 1818 zum Generalmajor, 1820 zum Kommandeur der 6. Landwehr-Brigade, 1829 zum Generaladjutanten des

[1]) Vgl. hierzu: Großer Generalstab, kriegsgeschichtliche Abteilung II, Das Preußische Heer der Befreiungskriege, Bd. I (Berlin 1912), S. 16 u. 435.

[2]) Der Vater, Alexander Heinrich v. Thile, starb 1812 als Generalleutnant z. D.

Königs, 1830 zum Kommandeur der 6. Division, 1832 zum Generalleutnant ernannt, 1835 von seinen Dienststellungen als Divisionskommandeur und als erster Kommandant von Torgau entbunden. 1838 erfolgte seine Ernennung zum Mitgliede des Staatsrates und zum Präses der General-Ordens-Kommission, 1841 die zum Staatsminister (Staatsschatz und Münzen), 1844 seine Beförderung zum General der Infanterie. Nachdem Thile am 27. März 1848 von seiner Stellung als General zurückgetreten war, starb er am 21. November 1852 zu Frankfurt a. O. Sein jüngerer Bruder Adolf ist durch seine Tätigkeit im Generalstabe des Korps Yorck 1812 bekannt geworden und brachte es bis zum kommandierenden General (VIII. Armeekorps).

Die Anregung dazu, mich mit der Persönlichkeit des älteren Bruders eingehender zu beschäftigen, ergab sich aus der Rolle, die er in Preußens kritischen Tagen um die Wende der Jahre 1812/1813 als Ratgeber des Königs oder vielmehr als ein ihm durch seine Dienststellung besonders nahestehender Offizier gespielt hat. Die schöne Denkschrift Thiles vom Dezember 1812, die im zweiten Bande des Generalstabswerkes über das preußische Heer der Befreiungskriege[1]) wörtlich abgedruckt ist und in der er den König zur „schnellen und ungesäumten Aufstellung einer Armee von 20000 Mann" zu veranlassen sucht, sowie die wichtigen Anregungen, die er am 9. August 1813 dem Staatskanzler Hardenberg unterbreitete[2]), ließen darauf schließen, daß Thile ein besonders zuverlässiger Beurteiler der in ihren innersten Zusammenhängen recht schwierig zu erforschenden preußischen Heeresgeschichte jener Zeit sein müsse. In dieser Ansicht wurde ich bestärkt durch folgende Auslassung in dem Buche des Regierungspräsidenten a. D. Gustav v. Diest (Aus der Zeit der Not und Befreiung Deutschlands in den Jahren 1806 bis 1815, Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1905) S. 204:

„Was er (L. G. v. Thile) in jenen Jahren in Berlin, im Felde 1813/14, in Paris, 1814/15 beim Wiener Kongreß erlebte und mit angesehen, wie die ungeheuere Geschichte der Zeit bis in ihre geheimsten Einzelheiten und Motive vor ihm sich abgewickelt, alles dies zu berichten, wäre ein geradezu unschätzbarer Gewinn für die Geschichtschreibung geworden. Wir müssen es tief beklagen, daß er, der während jener Jahre freilich keine Zeit zur Führung eines Tagebuches haben konnte, nicht wenigstens später seine Zeit zu nachträglichen Aufzeichnungen benutzt hat."

Dem Umstande, daß der am 3. Juni 1814 zum Kriegsminister ernannte General v. Boyen während der ersten Monate des Wiener Kongresses in Berlin zurückgeblieben war, Thile aber den König nach Wien begleitete, verdanken wir eine zusammenhängende Berichterstattung Thiles an seinen in Berlin weilenden Minister. Sie liefert uns ein fast lückenloses Bild von

[1]) Bd. II, Berlin 1914, S. 371 ff.
[2]) Ebenda, S. 409 ff.

den wichtigsten politischen und fast allen militärischen Verhandlungen jener Zeit, die dann durch das plötzliche Erscheinen des Gefangenen von Elba auf dem Festland ihren jähen Abschluß fanden.

Nahezu sämtliche Schriftstücke werden im Familienarchiv des Herrn W. v. Tümpling zu Thalstein bei Jena im Original aufbewahrt und sind hier in etwas modernisierter Schreibweise und mit gelegentlichen Kürzungen wiedergegeben, die vor allem wegen des intimen Inhalts der mit Personalfragen zusammenhängenden Schreiben geboten waren. Wir dürfen dem Besitzer des wertvollen Boyenschen Nachlasses, Herrn Legationsrat a. D. v. Tümpling, Dank wissen, daß er die Veröffentlichung dieser Briefe, die Friedrich Meinecke bereits für seine Biographie des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen benutzte, gestattet und damit eine Jahrhundert-Erinnerung von Preußens Verhandlungen auf dem Wiener Kongreß ermöglicht hat, deren Eindruck durch die Zuverlässigkeit des Briefschreibers wesentlich erhöht wird. Die Briefe erklären sich gegenseitig so weit, daß wir von einem Kommentar glaubten absehen zu können.

I.

Die hiesigen Verhandlungen, die zwischen den Ministern nun schon vierzehn Tage fortdauern, scheinen noch nicht so weit vorgerückt zu seyn, daß sich recht bald etwas definitives erwarten ließe. Feste und Etiquetten unterbrechen die Geschäfte leider viel mehr als es heilsam ist, und die Gegenstände, auf die es ankommt, lassen sich nicht flüchtig behandeln; es ist also wohl darauf zu rechnen, daß wir in vier, vielleicht selbst in sechs Wochen noch hier seyn werden; — indeß ist es doch unverkennbar und muß Hoffnungen und Vertrauen heben, daß alle Hauptmächte von dem Willen durchdrungen sind, vor allem die Einigkeit zu erhalten.

Der Staats-Kanzler [Hardenberg] hat mit mir von der Nothwendigkeit gesprochen, Truppen zwischen der Elbe und der Oder zur Disposition zu haben, um die erste Besitznahme der uns zufallenden Provinzen durch selbige bewirken zu können, und mich zu einem Vortrage bey des Königs Majestät darüber veranlaßt, wonach die Cabinets-Ordre erfolgt ist, welche Euer Excellenz heute erhalten[1]). Zugleich ist der General Graf Kleist noch beauftragt worden, die Brigaden von Jeanneret und Tippelskirch an Euer Excellenz unmittelbare Ordre zu verweisen, für den Fall, daß in der Folge auch einzelne Theile dieser Brigaden zu gleichen Zwecken gebraucht würden. Auf die Brigaden von Thümen und Zielinski ist die Wahl darum gefallen, weil sie ihre Cantonirungen am meisten hierherwärts bey Cölln und Neuß haben, und weil ihre

[1]) Kabinettsorder vom 30 Sept. Vgl. hierzu F. Meinecke, Hermann von Boyen II, 10 ff.

alten Regimenter aus Preußen sind, mithin durch den für sie beabsichtigten Marsch keinen bedeutenden Umweg machen. . . .

Die Vorschläge zu Benennung der Festungswerke in Danzig, Wesel u. s. w. hat der König vollzogen, und ich habe, weil die Benennung der Lunette Vallonym offen gelassen war, den Grund davon vorgetragen, worauf der Beschluß gefaßt wurde, daß die Benennung dieses Werks überhaupt noch ausgesetzt bleiben möchte, weil dem Könige von den Namen, die ich ihm nannte, keiner recht passend erschien.

Sobald ich etwas mittheilenswertes erfahre, werde ich es Euer Excellenz gleich schreiben. — Unser Gesetz für die Dienstpflichtigkeit in der Armee [1]) hat hier große Wirkung, aber keine nachtheilige für uns, sondern die eines großen Beyspiels gemacht, dem man nachzufolgen sich genöthigt sieht. Nur wird im Oesterreichischen diese Nachfolge so sehr durch Gewohnheiten, Vorurtheile und Verfassung erschwert, daß die Einsicht ihrer Nothwendigkeit wohl nicht zureichen wird, sie durchzuführen.

Wien den 1. Oktober 1814.

II.

Mit dem Abgang jedes Couriers war es meine Absicht, Euer Excellenz vom hiesigen Stande der Sachen Nachricht zu geben, aber dieser Stand selbst hat mich daran gehindert. Bis heute haben wir noch kein Resultat als das, daß die Partheyen sich ohne Ausnahmen davon überzeugen, nur Einigkeit sei unser gemeinschaftliches Palladium. So verschieden also die Interessen seyn mögen, so wird doch diese Basis alles Heyls nicht erschüttert werden. Nur ein Fürst der Finsternis treibt hier sein Wesen, und dieser hinkende Teufel [2]) wird das Reich der Eintracht nicht beeinträchtigen.

Die Sächsische Frage liegt jetzt zum Schluß vor und wird in wenigen Tagen hoffentlich abgethan seyn. Die übrigen, namentlich die polnische, stehen noch weiter im Hintergrunde. Es geht hier wie in Paris und London. Feste verdrängen die Arbeitszeit, und die Wochen laufen schneller ab, als sie sollten. Doch sind die Minister viel beysammen, und solange wie am Westphälischen Frieden wird an diesem nicht gearbeitet werden.

Unsere Angelegenheit steht im Ganzen so, wie Euer Excellenz sie schon von Berlin kennen; die Wahrscheinlichkeit ist dafür, daß sie keine wesentliche Abänderung erleiden wird.

Das Müfflingsche Memoire mit den Anmerkungen habe ich sehr aufmerksam gelesen, und sodann daraus dem Staatskanzler und dem Könige einen gedrängten Vortrag gemacht. Beide sind mit Euer Excellenz Ansichten

[1]) Das „Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste", vom 3. September 1814.
[2]) Talleyrand.

darüber einverstanden. Vielleicht gelingt es, das Theater dieses Memoires ganz in eine Hand zu vereinigen.

Es ist jetzt die Rede von einem Durchzug des Bennigsen'schen Armee-Corps durch unsre Staaten. Der Kaiser v. R.[1]) hat, um es uns so wenig als möglich lästig zu machen, und bei der Unmöglichkeit, jetzt noch an einen Seetransport zu denken, uns selbst überlassen, die Art und Richtung des Marsches zu regulieren, und es ist dabey nur bevorwortet worden, nicht die ganze Masse auf dem kürzesten Wege nach dem Herzogthum Warschau zu schieben. Die Sache liegt noch in der Geburt, und General Schöler[2]) hat mich nur vorläufig darauf vorbereitet. — —

Der General Graf v. Kleist hat Sr. Majestät angezeigt, daß er den mit Portepee-Fähnrichs Gehalt dienenden Offizieren zu ihrer Subsistenz die Feldzulage habe bewilligen müssen. Bevor die Entscheidung darauf erfolgte, habe ich den Herrn Staats-Kanzler gefragt, ob die Wahrscheinlichkeit da sey, daß der jetzige Zustand der Ungewißheit, und mithin der Feld-Etat für die Armee noch länger als wir anfangs glaubten, dauern könne; und nur auf die Erklärung desselben, daß die Armee bestimmt in Kurzem heimkehren und vom Feld-Etat würde gesetzt werden können, hat der König die Maßregel des Gen. v. Kleist, die eigentlich wohl außer der Befugniß lag, für die aber doch viele Billigkeitsgründe sprechen, genehmigt. Eben diese Wahrscheinlichkeit einer baldigen Heimkehr war es, die es den König vorziehen ließ, gleich jetzt einige Brigaden vom Rhein heranzuziehen, um sie künftig zur Besetzung des Warschauischen Anteils zu benutzen und dagegen das neue Zusammenziehen der Landwehren zu ersparen, durch welche allein diese Besetzung sonst zu bewirken wäre, wie Euer Excellenz Vorschlag es auch angiebt, der indeß eingieng, als der Befehl an den General v. Kleist wegen der Brigaden Thümen und Zielinski schon abgegangen war.

Heute ist die Verabredung zwischen den beiden Kaisern und dem Könige getroffen worden, daß sie sich wechselseitig Regimenter in ihren Armeen verleihen wollen, um dadurch einen öffentlichen Beweis mehr von der engen Vereinigung abzulegen, in welcher sie bleiben wollen. Aus diesem Gesichtspunkt hat die Sache ihren Wert vor der Welt; ich benachrichtige Euer Excellenz bis jetzt nur hiervon als von einer vorläufigen Abrede, der also immer noch die definitive Bestimmung fehlt.

Wien den 10. Oktober 1814.

III.

Die Sache mit der Verleihung der Regimenter an die beiden Kaiser hat sich bis jetzt dahin entwickelt, daß der Kaiser von Rußland schon gegen den

[1]) von Rußland.

[2]) Der preußische Vertreter bei Kaiser Alexander.

König den Wunsch geäußert hat, ein Infanterie-Regiment zu erhalten, wogegen dem Könige das Petersburgische Grenadier-Regiment angetragen ist. Obwohl diese Verabredung immer noch nicht offiziell bekannt werden soll, so hat sie doch den König veranlaßt, die Formation der beiden Grenadier-Regimenter schleunig ins Werk zu richten und darum erhalten Euer Excellenz die heutige Cabinets-Ordre deswegen. Der König wollte nicht die beiden ältesten Majors dieser Regimenter zu Kommandeurs derselben ernennen, und so ist die Wahl auf zwei andere Stabsoffiziere der Armee gefallen. Ich wünsche sehr, daß Euer Excellenz mit dem, was in dieser Sache schon ausgesprochen ist, einverstanden seyn mögen. Sie kam zu unerwartet, um darüber vorher an Sie schreiben zu können, und mir ihre Ansichten zu erbitten. Dem Kaiser von Rußland hat der König eins dieser Regimenter angetragen, und er ist mit vieler Liebhaberey auf diese Idee eingegangen; der König wünscht daher, daß die Formation womöglich bis zur Ankunft des Kaisers beendigt sein möchte. Das zweite Regt. wird nun dem Kaiser von Österreich angetragen werden. Ich habe gesucht, alle Bestimmungen in der Cabinets-Ordre so allgemein wie möglich zu fassen, um für die noch zu treffenden Anordnungen den größten Spielraum zu behalten.

Soeben erfahre ich durch den Staats-Kanzler, daß die Besetzung von Sachsen auf dem Punkt der Ausführung ist. Ich gehe jetzt zu ihm und kann Euer Excellenz vielleicht noch mit dem heutigen Courier darüber etwas näheres mitteilen.

Wien den 17.[1]) Okt. 1814.

IV.

Der Kaiser von Rußland hat unter Zustimmung von Österreich und England die provisorische Besetzung und Verwaltung des Königreichs Sachsen, welche bisher durch ihn geschehen ist, an uns übergeben, und der Staats-Kanzler erwartet noch heute die offizielle Benachrichtigung hiervon aus dem Kabinet des Kaisers.

Ich eile Euer Excellenz diese wichtige Botschaft zu senden. Es ist dabey noch nicht die Rede von der künftigen Bestimmung von Sachsen, aber es setzt uns für alle Fälle in den Vorteil des Besitzes, und stillschweigend liegt doch auch schon in der Zustimmung der Uebrigen zu diesem Schritt eine Bürge für ihre Zustimmung zu dem folgenden.

Der Staats-Kanzler war der Meinung, die erste Besetzung und die Ablösung des Fürsten Repnin, durch den General Graf Tauentzien und einstweilig von Seiten des Civils durch den Minister Reck bewürken zu lassen. Aus Gründen, die dem entgegengesetzt wurden, hat sich das dahin geändert, daß jetzt die vom Könige auch schon bestätigte Absicht dahin geht, sogleich

[1]) Korrigiert aus 16.

die Bestimmung des General v. Kleist für Sachsen, auszusprechen, — besonders haben Miltiz und Krüger[1]) diesen Wunsch in Beziehung auf die Stimme in Sachsen unterstützt; — weil aber der General Kleist in diesem Augenblick die Armee nicht füglich verlassen kann, so soll in seiner Statt die Ablösung des Fürsten Repnin durch den General Gaudi geschehen, der dann das Geschäft des General-Gouverneurs bis zur Ankunft des General Kleist verwalten würde. Da für Dresden und Leipzig zwei fähige Kommandanten gewünscht werden, so habe ich die Generale Dobschütz und Bismark dazu vorgeschlagen — versteht sich auch nur für den Augenblick — und in Antrag gebracht, daß man die Art der Besetzung von Sachsen Euer Excellenz in Übereinkunft mit dem General von Gaudi anzuordnen überlassen möchte. Vielleicht wird die Sache schon morgen oder übermorgen in Ausführung kommen. Bis dahin darf ich die vorstehenden Mitteilungen nur noch unoffiziell und als politisches Geheimnis geben.

Der Feldjäger welcher abgehen soll, wartet schon lange auf seine Abfertigung, ich behalte mir also alles weitere bis morgen vor, wo ich, wenn es gut geht, Euer Excellenz wieder einen Courier schicken zu können hoffe.

Wien den 17. Oktober 1814.

V.

Seit meinem letzten Briefe steht hier noch alles auf demselben Punkt. Die politischen Verhandlungen sehen wie Disputir-Uebungen aus, bey welchen die Partheyen in Eintracht und Gemütsruhe beharren, wobey aber keiner seinen Satz aufgiebt. Die Gründe hierzu scheinen so tief zu liegen, daß sich schwer auf eine Aenderung in dieser Weise rechnen läßt. Wir werden also wohl in vier Wochen auch noch hier seyn.

Die Besetzung von Sachsen ist nun offiziell bekannt geworden; wir gewinnen dadurch um desto mehr, je länger der Zustand der Ungewißheit noch dauern wird.

Der vorige Courier wird Euer Excellenz schon die Cabinets-Ordre wegen Formation der Grenadier Regimenter überbracht haben. Ich habe dazu nur noch die Nachricht zu fügen, daß der König eine goldene Stickerey auf den Offizier-Uniformen beider Regimenter geben will, wozu der Umstand die Veranlassung gegeben hat, daß der Kaiser von Rußland eine ähnliche Auszeichnung dem Petersburgschen Grenadier-Regiment verliehen hat, welches dem Könige als Chef verliehen worden ist.

VI.

Der Königliche Befehl wegen der Besetzung Sachsens ist nach der Vollziehung, vom Herrn Staatskanzler noch zurückbehalten worden, um die

[1]) v. Miltiz, sächsischer Oberst; Krüger, preußischer Geheimrat; beide Mitglieder der provisorischen Verwaltung Sachsens.

Russischen darauf Bezug habenden Ausfertigungen abzuwarten, und geht also heute erst ab, da ich Euer Excellenz schon vorgestern davon geschrieben hatte, als ob er abgegangen wäre.

In Rücksicht der Stärke der besetzenden Truppen ist die Cabinets-Ordre so gestellt, daß sie allen Spielraum nach der Beurteilung des Bedürfnisses läßt, und General Gaudi hat noch besonders die Anweisung durch den Staats-Kanzler erhalten, über Berlin zu gehen, um mit Ihnen diesen Gegenstand erst selbst zu besprechen. Der König und der Staats-Kanzler theilen die von Miltiz und Krüger unterstützte Meinung, daß es in Sachsen die beste Wirkung machen würde, eine nur nach dem unmittelbaren Bedürfnis berechnete Besatzung dahin zu schicken.

Von Euer Excellenz Briefe vom 17. an mich, habe ich mich also nur beschränkt, dem Staats-Kanzler noch Mittheilung zu machen, der Ihnen heute selbst noch schreiben wollte.

Der König ist auf 6 Tage nach Ofen gereist; diese Zeit werde ich zu nutzen suchen, mit dem St. K. die Gegenstände, welche der Müfflingsche Brief und Euer Excellenz Bemerkungen dazu enthalten, überhaupt alles was auf Sachsen in Beziehung steht, recht ausführlich zu besprechen, und Ihnen dann darüber berichten. Die meisten der in Ihrem letzten Briefe berührten Gegenstände stehen — soweit sich der König darüber bisher geäußert hat, mit seinen Ansichten in sehr glücklicher Übereinstimmung. Mit dem Kanzler habe ich weniger davon sprechen können, weil die Momente zur Mitteilung in seinem Geschäftswirbel gar zu selten aufzufassen sind. In diesen Tagen, wo mir mehr Freiheit bleibt, den Augenblick abzuwarten, hoffe ich glücklicher zu sein. Deshalb behalte ich mir zum nächsten Courier über dieses Thema meine vollständige Relation vor.

Die Wahl von Dobschütz und Bismark nach Dresden und Leipzig wird, wie ich hoffe, Euer Excellenz Zustimmung haben, weil ich den Vorschlag mit in Bezug auf Ihre frühere Äußerung gemacht habe, daß diese beiden Generale mit ihren Brigaden nach Sachsen zu senden wären, und weil man hier wünschte, womöglich Generale auf diese Posten zu erhalten.

Die Aussicht zur Abreise von hier zieht sich immer mehr ins Weite; wir können wohl noch auf vier Wochen rechnen. Das hiesige Volk glaubte wie das unsrige, es käme bey dem Kongreß nur auf die Vollziehung einfacher, schon verabredeter Tractaten an. Der Augenschein lehrt sie jetzt ein anderes, und das vermindert das öffentliche Vertrauen hier so sichtbar, daß der Cours des Papiergeldes statt zu steigen, täglich fällt. Dazu kommt die Überzeugung, daß die ungeheuren Summen, welche unser Aufenthalt in die Länge dem hiesigen Hofe kostet, nur durch mehrere Millionen neues Papier erschwungen werden können. Man darf also wohl um des öffentlichen Credits willen schon erwarten, daß Österreichscher Seits zur schnellern Entscheidung der Angelegenheiten alles mögliche geschehen wird.

Der hinkende Teufel wird in dem Maß dreister wie die übrige Welt unsicherer wird. Das ist die alte Natur dieses Geistes durch alle Weltalter gewesen. Glücklicher Weise sind wir so aufgeklärt geworden, daß wir ihn am Schwefelgeruch erkennen gelernt haben, und das heutige Geschlecht sich vor ihm hütet.

Wien den 24. Oktober 1814.

VII.

In fünf Wochen unseres Aufenthalts sind wir in den Geschäften, die hier abgethan werden sollen, noch immer nicht weiter gerückt. Die Aussicht sie abzuschließen, bleibt immer gleich entfernt, und wir sind mit der Ansicht vertraut, in vier Wochen noch hier zu seyn. So liegen die Dinge. Jede der Partheyen beharrt auf dem ersten Satz; und wenn man um den Süden und Westen einig ist, so will man es um den Norden und Osten nicht werden. Details lassen sich bey der Möglichkeit, daß einem Courier ein Unglück begegnen könnte, doch nicht leicht geben. Da wir aber wohl noch vier Wochen vor Anker liegen werden, so schlage ich Euer Excellenz vor, ob Sie nicht einen Mann, dem man mündlich nähere Ihnen gewiß interessante Notizen über den Gang der Dinge mittheilen und Ihnen zurückfenden könnte, hierher schicken wollen. Sie würden dadurch wenigstens um 14 Tage früher als durch unsere Ankunft, von der allgemeinen Natur der hiesigen Verhandlungen au fait gesetzt werden, und ich habe es schon mehrmals bedauert, mich nicht von Hause aus mit einem solchen vertrauten Boten versorgt zu haben. Sollte Ihnen niemand dazu recht als brauchbar beyfallen, so nenne ich Greulich[1]), der wenigstens zuverlässig ist, wie keiner sonst. Da jeden zweyten Tag ein Courier hierher geht, so kann eine solche Sendung ja nicht auffallend seyn.

Unter den Stadtgesprächen, welche das Publikum jetzt unterhalten, cursirt vor allem die Geschichte einer sehr heftigen Unterredung, welche Kaiser Alexander mit Fürst Metternich gehabt haben soll; auch von einer Explication zwischen beiden Kaisern über diesen Fürsten. Das sind aber Stadtgespräche, auf die also kein Wert zu legen ist.

Von Ofen sind die Monarchen zurück; dagegen spricht man von einer Reise nach Graetz, die wieder eine Woche hindurch die Langeweile der Herren tödten wird.

Der Staats-Kanzler ist sehr gedrängt von Arbeiten und gedrückt durch die Verhältnisse, die sein Gemüth angreifen; indeß hält doch seine Gesundheit und seine gute Hofnung aus; das erstere wenigstens ist ein großes Glück.

Gott gebe daß wir bald heimziehen könnten, jeder von uns hat es satt bis zum Ekel.

Gott besser's, sagte der alte Groß Comthur.

Wien den 4. November 1814.

[1]) Der bekannte Feldjäger des Generals v. Scharnhorst.

VIII.

. . . Unser Congreß wird immer verwickelter, und Europa wird wohl noch lange auf der Folter der Ungewißheit über sein Schicksal liegen.

Talleyrand hat neulich eine sehr heftige Scene mit Alexander gehabt; man will wissen, über Sachsen, mir scheint dies aber doch sehr problematisch. Gewiß ist nur, daß beide sich stark erhitzt haben. Gleiche Kämpfe, wiewohl über andere Gegenstände hat Metternich und Castlereagh bestanden. Der Staats-Kanzler hatte vor wenig Tagen eine dreistündige Unterredung mit dem Kaiser in Gegenwart des Königs. Dieser Kaiser von Rußland erscheint also überall als der Central Punkt der Verhandlungen und Geschäfte. Gestern ist Großfürst Constantin nach Warschau abgegangen. Man augurirt daraus verschiedenartig, aber gewiß voreilig.

Eben erhalte ich die Briefe von Euer Excellenz mit der Nachricht des nun angetretenen Marsches von Bennigsen, von der Truppenvertheilung in Sachsen und auch den Entwurf zur künftigen Armeeformation. In Rücksicht Bennigsens muß ich bemerken, daß ich außer Schuld bin, wenn durch die hier verabredeten Marschrouten Irrungen entstehen, weil ich von dieser Verabredung, welche durch den General Schöler und den Geheimrath Krüger mit dem Fürsten Wolchonski im Auftrag des Staats-Kanzlers geschehen ist, nicht eher etwas erfahren habe, als bis mir die schon vom Kaiser acceptirten Marschrouten zur Uebersendung an Euer Excellenz in die Hände gegeben wurden.

In Antwort auf Ihr letztes Schreiben kann ich heute nur noch in der Eile so viel zur Beruhigung sagen, daß von der Abtretung von Memel *gar nicht mehr* die Rede ist, und der Besitz von Thorn wenigstens noch in der Unterhandlung liegt. Die Befestigungen am Rhein, und auch namentlich die Erhaltung von Antwerpen und Namur werden in den Verhandlungen gewiß nicht versäumt werden; der Staats-Kanzler hat mir noch heute aufgetragen, Ew. Excellenz dies zu versichern.

Wien den 11. November 1814.

IX.

Ich eile vor Abgang des Couriers Ew. Excellenz nur noch einige Worte auf Ihren letzten Brief zu antworten.

Den Entwurf zur Armeeformation habe ich Sr. Majestät noch nicht vorlegen können; ich hatte ihn mit Ihrem Schreiben dem Herrn Staatskanzler zur Durchsicht gegeben, und diesen suche ich seit 4 Tagen vergebens zu sprechen, weshalb ich auch heute über die meisten Ihnen zu beantwortenden Gegenstände nur so viel sagen kann, als ich *im Allgemeinen* weiß.

Die Zeitungs Nachricht, welche Euer Excellenz besorgt gemacht hat, ist

nur eine Zeitungsnachricht. Man hat zwar einmal von einer solchen Commission über die Bewaffnung oder vielmehr über die strategischen Vertheidigungs-Anstalten von Deutschland gesprochen, es ist aber noch gar nichts in der Sache geschehen, und ich würde es gewiß nicht versäumt haben, Ihnen Nachricht davon zu geben, wenn man sie näher aufgefaßt hätte. Sobald ich den Kanzler sprechen kann, werde ich ihn aber noch besonders auf den Gegenstand aufmerksam machen, damit auch nicht durch die ersten Einleitungen in der Folge vielleicht uns eine Fessel erwächst. Ueber die Fahnen-Verleihung an die Regimenter behalte ich mir die Beantwortung Ew. Excellenz letzten Schreibens nach geschehener Anfrage über einige Punkte bey des Königs Majestät vor.

Die Dinge im Großen stehen hier, wie sie standen, — nur werden sie mit verdoppelter Geschäftigkeit getrieben, wohl eben so sehr als Folge des Wunsches bald aufs Reine zu seyn, als wegen zunehmender Verwickelung. Des Kanzlers Gesundheit hält zu unserem Glücke auch diese Probe aus. Den Faden zum Ausgang aus dem Labyrinth scheint in diesem Augenblick niemand zu haben, indessen glaubt noch ein jeder, daß es einen Ausgang gebe, und sucht danach. Das ist das treue Bild der Sache, soweit ich sie übersehe, und ich glaube ich sehe nicht zu schwarz.

Wien den 14. November 1814.

X.

Greulich[1]) ist bey mir angekommen, und hat mir Ew. Excellenz letzten Brief gebracht; er sagte mir, daß er von Ihnen beauftragt sey, so schnell als möglich zurückzukehren. Ich muß es deshalb bevorworten, wenn er wenigstens in den nächsten zwey bis drey Tagen noch hier festgehalten wird; ich wünschte ihm mehr mitzugeben, als womit ich ihn morgen schon absenden könnte, die nächsten Tage werden mir, wie ich hoffe, dazu Stoff geben. Alles was ich Ihnen sonst sagen könnte, ist in dem hier gemachten Bonmot enthalten: le congrès danse, mais il ne marche pas. Es sind täglich Bälle und Redouten, aber keine Resultate.

Den Aufsatz über die Armeeformation erhalte ich erst heute vom Staatskanzler zurück. In Rücksicht der Offizier Beförderungen wäre es mir sehr wichtig, Ew. Excellenz Meinung zu wissen, ob der Finanz Etat es zulassen wird, die sämtlichen Infanterie Regimenter auf fünf Offiziere per Compagnie im Frieden zu setzen, und die Cavallerie auf sechs Offiziere per Escadron, oder ob wir den Kriegs Etat von vier u. resp. fünf werden beybehalten müssen. Der König scheint aus Oekonomischer Rücksicht für das letzte geneigter zu seyn, oder vielmehr er glaubt, daß das erstere, welches den großen Vortheil

[1]) Vgl. S. 72.

gewährt, daß man, sobald man will, die Cadres der Ersatz Bataillone aus den Regimentern selbst bilden kann, nicht wird durchführen können. Bey der Entscheidung, ob noch Offizier-Beförderungen überhaupt in der Armee stattfinden können, ist es aber zuvörderst nothwendig, jene Frage zu erörtern. Um nicht zu weit zu gehen, hat der General v. Kleist schon seit mehreren Monaten den Befehl, keine Vorschläge zu Offizier-Beförderungen bey der Armee machen zu lassen, bis die Zahl der jetzigen Überzähligen aufgeräumt ist; doch kommen noch immer so viel einzelne Gesuche der Art nach, daß sie in der Summe eine nicht ganz unbedeutende Differenz gäben, wenn sie alle berücksichtigt würden.

Von der Landwehr kommen sehr zahlreiche Abschieds Gesuche ein; im Durchschnitt mögen sie sich per Regiment auf zwanzig belaufen. Nach der früheren Uebereinkunft wird ihnen dabey kein Hindernis in den Weg gelegt; es ergeht aber jetzt von Sr. Majestät dem Könige ein Befehl, daß jedes Regiment dafür zu sorgen hat, daß es von dem Aufenthalt der von ihm verabschiedeten Offiziere unter vierzig Jahren benachrichtigt bleibt, oder vielmehr daß diese Nachrichten bey den General Komandos vereinigt werden, damit man es in der Hand hat, sie im Fall des Gebrauchs in der kürzest möglichen Zeit wieder einzuziehen, da ihre fortgehende Dienstverpflichtung allgemeine Bedingung der Verabschiedung ist. So hat man es in der Folge in der Hand, mit Zuziehung der Conduiten-Listen diejenigen wieder als Offiziere einzubeordern, welche dazu qualificirt sind, und die übrigen ihrem guten oder bösen Gestirn bey dem Wiedereintritt zu überlassen.

Wien den 17. November 1814.

XI.

Das Memoire über die Armeeformation ist Seiner Majestät dem Könige sehr angenehm gewesen[1]). Er hat es mit vieler Sorgfalt gelesen und gestern eine sehr lange Unterredung mit mir darüber gehabt, deren Resultate ich in eine Uebersicht habe zusammenstellen und dem Könige heute wieder vorlegen müssen. Da alle diese Bemerkungen nur die Folgen des ersten Gespräches über den Gegenstand waren, so wird sich vielleicht noch manches drin abändern, und überhaupt sollen sie auch nur als Ansichten gelten, die darum noch nicht ausgesprochene Beschlüsse sind. Um indeß Ew. Excellenz doch so schnell als möglich vorläufig mit dem Gesichtspunkte des Königs bekannt zu machen, übersende ich Ihnen in der Anlage die Abschrift dessen, was ich Sr. Majestät vorgelegt habe, da die Absicht des Königs, noch detaillirtere Bemerkungen dazuzusetzen, leicht mehrere Tage sich verzögern könnte. Im wesentlichen ist der König fast überall ganz in Ew. Excellenz Vorschläge

[1]) Vgl. hierzu Meinecke, Boyen, II, 32 ff.

eingegangen, die einzige Abweichung von Bedeutung macht meines Erachtens die Absicht, das Canton-System (in der Ausdehnung von Brigade Cantons), beyzubehalten. So weit ich es überseh störte dieselbe nichts im Geist des ganzen Systems, ich habe also auch den Gründen des Königs nichts von Wichtigkeit entgegen zu setzen vermogt.

Sobald ich die Bemerkungen von Sr. Majestät mit den etwa noch dazukommenden Abänderungen oder Zusätzen zurück erhalte, werde ich sie Ew. Excellenz zu übersenden mich beeilen.

Wien den 24. November 1814.

XII.

Ich füge diesem Briefe nur noch dies besondere Blatt wegen der Bemerkung bey, daß ich gewünscht hätte, der König wäre nicht auf den Gedanken gekommen, die Organisations-Vorschläge schon jetzt sich einsenden zu lassen. Er ist so fleißig mit dem ersten ihm jetzt vorgelegten Entwurf beschäftigt gewesen, daß ihm dies die Lust zur Bearbeitung der übrigen geweckt hat; ich glaube daß Ew. Excellenz es lieber gesehen hätte, sie ihm in Berlin selbst vorzulegen; indeß habe ich nichts in der Sache weiter abändern können. Nur dieserwegen diese kurze Notiz.

November 1814.

XIII.

Seit mehreren Tagen ist man hier allgemein der Meinung, Österreich, England und Frankreich sey der Acquisition von Sachsen durch uns entgegen, und habe Dresden mit einem bedeutenden Landstrich, der an Böhmen angrenzen soll, für den König von Sachsen und seine Familie als bleibendes Besitzthum bedingt, wenn es den Besitz des Überrestes von Sachsen für uns garantiren solle. Dies wäre eine so böse Clausel, daß darin eigentlich der Nichtbesitz von Sachsen — moralisch wenigstens — ausgesprochen würde. Oberst Miltitz, der eben hier war, als diese Sache bekannt wurde, hat ein von ihm und dem ebenfalls hier anwesenden Herrn v. Oppel [1]) unterzeichnetes Promemoria an den Staats-Kanzler eingereicht, worin er im Geist und Sinn des Sächsischen Volks die Erklärung giebt, daß die Vertheilung von Sachsen unter zwey Herrscher ihnen als ein unberechenbares Unglück erscheinen würde, und daß er sich persönlich verbürge, daß so wie er das ganze Volk denke, daß es also dringendst wünschen müsse, ungetheilt in den Händen dessen zu bleiben, dem der größere Antheil bestimmt sey. Ob es nöthig seyn wird, von dieser Erklärung einen Gebrauch zu machen, vermag ich nicht zu übersehen; ich habe Ew. Excellenz aber die Sache erzählen wollen.

[1]) Sächsischer Geheimer Finanzrat.

Der Staats-Kanzler war einige Tage unwohl, er erliegt unter der Arbeits Last; indessen hat ihn diesmal noch seine gute Natur wieder herausgezogen, eine ernsthafte Krankheit in diesem Moment wäre uns gewiß sehr nachtheilig gewesen.

Greulich behalte ich noch immer hier, theils weil er mir bey den wenigen Personen, die ich zur Arbeit hier habe, höchst nötig ist, um einige Sachen abarbeiten zu helfen; theils aber und besonders, weil ich ihn aufspare, um ihn mit etwas gutem absenden zu können.

(Wenn auch einige Wolken am Himmel stehen, die der Wind wohl zerstreuen wird, so ist das Wetter im ganzen doch besser als vor einigen Wochen)[1].

Wien den 2. Dezember 1814.

Folgendes Bekenntnis unter vier Augen wird Euer Excellenz nicht unangenehm seyn;

General Knesebeck hat mich immer mit Vertrauen behandelt, gegenseitige Offenheit wird dies gewiß dauernd erhalten; ich darf also mit Zuversicht darauf bauen, daß mir aus Dingen in denen er arbeitet nicht absichtlich ein Geheimnis gemacht wird, wo ein solches, Nachtheil erzeugen könnte. Ich muß ferner dem General es rühmend bezeugen, das ich ihn nie lau oder mit halber Thätigkeit in einer Angelegenheit sah, von deren Wahrheit er ergriffen war. Die entgegengesetzten Vorwürfe dürften ihn eher treffen. Daß er aber für die reinste Wahrheit erkennt, was Euer Excellenz Aufsatz enthält, und daß er Ihre Ansichten nicht blos von Außen, sondern durch und durch, theilt, dafür verbürge ich mich. Diese Versicherung wird Sie auch über den Fortgang der Sache, welche wohl von ihm weiter bearbeitet werden wird, beruhigen können, und deswegen lege ich sie hier bey.

Mit des Königs Gesundheit geht es täglich besser, und in einigen Tagen wird er wohl wieder ausgehen.

XIV.

Was Rühle[2] Euer Excellenz von der Angelegenheit des Deutschen Vertheidigungs Systems gesagt hat, ist wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, eine falsche Allarmirung gewesen, und ich mögte fast glauben, daß er, wie es oft Leuten geht, die für einen Gegenstand lebhaft ergriffen sind, Ihnen nur seine eigenen Ansichten statt der hier herrschenden, vorgetragen hat.

Ich kann Euer Excellenz mit Zuverlässigkeit versichern, daß das Werk, von welchem die Rede ist, gerade an der entgegengesetzten Krankheit leidet

[1] Zusatz am Rande des Schriftstücks.

[2] Der im Herbst 1813 an die Spitze des Generalkommissariats für die deutsche Landesbewaffnung gestellte Major Rühle v. Lilienstern traf im November 1814 in Wien ein, um an den Beratungen über die Militärverfassung des Deutschen Bundes teilzunehmen. Er war inzwischen zum Oberstleutnant befördert worden.

als die, vor welcher Rühle Ihre Besorgnisse erregt hat; denn weit entfernt, an irgend eine Übereinstimmung der Militärorganisation zu denken, ist man nicht einmal geneigt, sich über die Hauptgrundlagen eines gemeinschaftlichen Vertheidigungs Systems zu vereinigen. Die Ernennung von Kreis-Obersten und ihr Einfluß auf die Kreise, die Annahme eines zusammenhängenden Festungs Systems, ein allgemeines Verhältnis der für den Bund von jedem einzelnen zu stellenden Truppenzahl, das waren bis jetzt die zur Frage gebrachten Punkte, und andere haben, so darf ich Euer Excellenz es versichern, und so bin ich auch vom H. Staatskanzler und dem General Knesebeck beauftragt, Ihnen zu versichern, nie zur Frage gebracht werden sollen. Rühle hat also, wo von Modifikationen unserer Armee-Verfassung nach seiner Meinung die Rede gewesen, durchaus misverstanden oder aus falschen Quellen geschöpft.

Schon früher schrieb ich Euer Excellenz, daß die ersten aufgeworfenen Fragen bereits viel Widerspruch gefunden haben, und daß deshalb die Commission, welche dafür ernannt werden sollte, nicht zustande gekommen ist. So ist es auch heute noch; und General Knesebeck ist jetzt beschäftigt mit einem Aufsatze, der dahin zweckt, die verschiedenen Ansichten nur auf die vorgenannten ersten Basen eines Deutschen Bundes zu vereinigen; ich werde ihn Ew. Excellenz schicken, sobald er fertig ist. General Knesebeck ist übrigens so wie der Staatskanzler, ohne Einschränkung mit dem Inhalt Ihres letzten Aufsatzes einverstanden, und ersterer hat sich eine Abschrift davon genommen, um die am Schluß desselben gemachten Vorschläge für seine jetzige Schrift unmittelbar zu benutzen.

Aus dieser Lage der Sache werden Ew. Excellenz sich überzeugen, daß uns hier nicht der Vorwurf trifft, unser bestes Interesse aus Nichtachtung oder falscher Ansicht hingeopfert zu haben; es würde uns treffen, wenn Rühle recht gehabt hätte; ich habe ihn noch nicht gesprochen, seit er wieder hier ist, und daher weiß ich nicht einmal, woher ihm seine Notizen gekommen sind.

Soweit liegt die Sache also gut; aber zugleich hat mein Brief auch eine mistönende Saite berühren müssen, denn er enthält das Zeugnis, wie schlimm es noch mit dem deutschen Sinn in Deutschland steht. Die Völker kann dieser Vorwurf nicht treffen, das beweisen die Feuerzeichen auf allen Deutschen Bergen ohne Ausnahme, am Leipziger Jahrestage; aber von den Vorstehern hätte gewiß mancher sie gerne erstickt. Daß ein Werk, wofür 20 Millionen Menschen durchs Unglück gereift sind, an einem dutzend unreifer Menschenseelen zerschellen sollte, ist nicht zu denken, aber viel Mühe und Sorge werden diese Unreifen uns noch machen.

Wien den 8. Dezember 1814.

XV.

Seit acht Tagen liegen die Dinge hier in einer Krisis, die wenigstens allem Anscheine nach auf ein Resultat führen wird. Wenn dieses auch nicht das bestmögliche seyn wird, so dürfen wir doch noch mit Recht auf ein gutes rechnen. Ich wollte vom Staatskanzler etwas bestimmteres zur Mittheilung an Euer Excellenz erhalten; ich bin aber damit bis zum Ausgang der nächsten Conferenzen vertröstet, und er hat mir nur eine herzliche Empfehlung aufgetragen. Unterdeß halte ich Gr —[1]) auf dem Sprunge, und habe die Hoffnung, ihn Ihnen mit einem fröhlichen Gesichte zu übersenden.

Wien den 21. Dezember 1814.

XVI.

Grollmann ist vorgestern hier angekommen, und wird heute schon, wie ich glaube, Euer Excellenz einige Worte darüber schreiben. Er ist völlig orientirt von den Angelegenheiten, und hat auch uns in dem, was er brachte, orientirt. Hoffentlich werden wir beide in kurzem mehr schreiben können.

Da es das Ansehen hat, daß wir noch mehrere Wochen hier bleiben dürften, so wäre es mir wünschenswerth, wenn ich die Zeit dazu nutzen könnte, noch vor der Armee-Organisation mich mit den Conduiten Listen der Offiziere bekannt zu machen, und ich würde Euer Excellenz deshalb bitten, mir wenn es möglich wäre, wenigstens einen Theil der bei Ihnen eingegangenen vorerst hierher mittheilen zu wollen, wogegen ich Ihnen hierbey ein Exemplar der von dem General von Bülow unmittelbar hierher eingesandten, übergebe. Nach dem Maaßstabe dieses kleinen Theils kann ich ungefähr auf ein Zimmer voll bey Ihnen vorräthig, wohl rechnen.

Der König ist wohl, und unsere Sachen stehen nicht schlimmer als bisher.

Wien den 28. Dezember 1814.

XVII.

Gen. Grollmann[2]) wird erst in einigen Tagen mit den hier gesammelten Resultaten wieder abreisen können.

Es sieht hier stürmisch aus, und die Gemüther sind und werden immer mehr erhitzt. Das ist nicht gut, weil bey solcher künstlichen Erhitzung das richtige Maas schwer gehalten wird, und oft die Flamme aufschlägt, auf die man es anfangs gar nicht angelegt hatte.

Vielleicht spricht wirklich bey dieser Operation die Leidenschaft und Eifer-

[1]) Greulich.

[2]) Karl v. Grolman, damals Chef des Generalstabs; über seine Sendung nach Wien vgl. v. Conrady, C. v. Grolman, II, 261 fl.

sucht lauter als die Würdigung des Standpunkts für die Weltgeschichte, die über den Wiener Congreß richten wird; vielleicht ist dies aber auch nur politischer Schein. (Das letztere ist mein Glaube). In kurzem muß hierüber die Meinung feststehen. Vielleicht bringt Grollmann darüber schon den Aufschluß mit, so nahe liegt er. Sollte die Coalition in Unfrieden zerfallen, und so der moralische Glanz von 1813 u. 14 mit dem folgenden Jahr wieder verlöschen, so wird die Schuld davon nicht auf uns fallen. Mit Vertrauen hoffe ich indeß, diese böse Möglichkeit wird überhaupt nie wirklich werden; bis jetzt ist sie in der Tat weiter nichts als eine Möglichkeit.

Wien den 31. Dezember 1814.

XVIII.

Wien den 28. November 1814.

Der in Dresden im Gouvernementsrath ausgebrochene Zwist hat die Hersendung des Obersten Miltitz zur Folge gehabt, welcher mit vieler Wärme versuchte die Zurücknahme der Instruktion zu bewürken, durch welche jener Zwist entstanden ist. Die Sache ist gleichzeitig von sehr verschiedenen Seiten dargestellt worden, doch scheint mir die Art, wie die Herrn Miltitz, Carlowitz[1]) und Oppel dabey verfahren sind, immer nicht zu rechtfertigen, weil der Anfang nicht mit Niederlegung ihrer Aemter gemacht werden durfte. Das wahre Verhältnis der Sache ist, daß würklich durch eine hier von dem Staats-Kanzler vollzogene — vom Geheimen Rath Krüger entworfene — Instruktion, jeder Sektion des Gouvernements Raths ein preußischer Rath beygeordnet worden ist. Der Grund davon ist zum Theil der Wunsch gewesen, mehrere preußische Staatsdiener schon jetzt mit dem Innern der Provinz vertrauter zu machen und zugleich den Sachsen die Kenntnis unsers Geschäfts Ganges zu verschaffen, theils aber hat auch das eigene Eingeständnis, welches namentlich der Oberst Miltitz hier früher ablegte, daß er durchaus unerfahren in der von ihm verwalteten Partie (der Justitz und des Innern) sey, eine solche Anordnung nothwendig gemacht. Miltitz, der ein wahrhaft redlicher Mann ist, hat sich jetzt selbst, bey Auseinandersetzung dieser Gründe, damit einverstanden erklärt, und wird wie ich höre, schon heute wieder abreisen, um sein Geschäft sofort anzutreten. Es ist zu erwarten, daß die andern eben so vernünftig seyn werden. So weit die gute Seite der Sache. Ob es übrigens nicht eine bessre, und dabei in der Form schonendere Geschäftsorganisation hätte geben können, muß ich dahin gestellt seyn lassen, weil besonders nach diesem Zwist die neben einander stehenden Räthe eines Departements nach aller Wahrscheinlichkeit sich das Leben immer eher schwer als leicht machen und das Geschäft weit mehr verwickeln als vereinfachen werden ...

[1]) Generalmajor v. Carlowitz.

Nach einigen Wochen Regen und nebligem Wetter, haben wir seit ein paar Tagen Sonnenschein, und weil es spät im Jahr ist, so darf man hoffen, daß der klare Himmel ausdauern wird. Der Barometer ist indeß, wie bey jeder Wetter Veränderung noch in Bewegung; wenn er sich fixirt, werde ich die näheren Beobachtungen Ew. Excellenz mitzutheilen suchen.

Der Kaiser von Rußland war einige Tage an einer Fußrose krank, und ist heute erst wieder ausgegangen. In der Zwischenzeit hat der Staatskanzler eine lange Conferenz mit ihm gehabt, von der er dem Ansehen nach, heiter zurückkehrte . . .

XIX.

Euer Excellenz bin ich noch Bericht über nachstehende Gegenstände zu geben schuldig.

1.) Die Anfrage wegen stärkerer Beurlaubung der Landwehr ist noch auf Befehl Sr. Majestät zurückgelegt worden, die Verhältnisse werden erst bestimmen, wie bald sie beantwortet werden kann.

2.) Ein heute vom Obersten Schöler erhaltenes Schreiben erinnert mich an eine Vergessenheit; ich hatte die Absicht, Euer Excellenz persönlich noch einiges über die Abänderung zu schreiben, welche der Vorschlag wegen Bespannung der Batterien im Frieden, durch die Königl. Cabinets Ordre erlitten hat, und es ist mir über andere Gegenstände entgangen.

Die Absicht, die reitenden Batterien ganz bespannt zu haben, und doch nicht den Total Bedarf an Pferden zu mehren, hat nämlich die Herabsetzung der Bespannung der 6pfündigen Fuß Batterien auf 4 Geschütze veranlaßt.

Die beym Vortrag gemachte Bemerkung, daß die reitende Artillerie in den Ausbildungs-Mitteln vielleicht dadurch zu sehr auf Kosten der Fuß Artillerie begünstigt werden möchte, und daß die Bespannung von 6 sechspf. Geschützen nötigenfalls auch zur Uebung für eine halbe 12 Pfünder Batterie dienen könne, wozu die jetzige nicht ausreiche, ist dadurch widerlegt worden, daß beim Zusammenstehen reitender und Fuß-Batterien die gegenseitige Aushilfe für die Exerzierübungen gegeben werden müsse.

Dem Obersten Schöler habe ich auf seine Anfragen geantwortet; das vorstehende glaubte ich nur gegen Euer Excellenz allein erwähnen zu müssen, mit meiner Bitte um Entschuldigung, daß es erst jetzt geschieht.

3.) In meinem letzten Schreiben wegen der Fahnenverleihung, habe ich der Absicht Sr. Majestät, daß alle Infanterie Bataillone der stehenden Armee künftig statt der bisherigen 2 Fahnen nur eine führen sollen, nicht besonders erwähnt, weil ich als Gewißheit voraussetze, daß der König mit Euer Excellenz selbst schon in Berlin mehrmals über diesen Gegenstand sich besprochen hat. Nur für den möglichen Fall, daß ich mich darin irren könnte, führe ich dies also hier als eine sonst überflüssige Vorsicht noch an.

Wien den 8. Dezember 1814.

XX.

Des Königs Majestät beabsichtigt gleich nach der Rückkehr in Berlin das gewöhnliche Armee Avancement vorzunehmen, welches sonst immer mit dem neuen Jahre stattfand, wozu aber diesmal unstreitig die Zurückkunft des Königs der passendste Moment ist. Der König will alsdann den Vorschlägen zu einer solchen Beförderung entgegensehen, und deswegen säume ich nicht, Euer Excellenz davon zu benachrichtigen.

Die Sache selbst erhält diesmal vielleicht eine schwierige Seite. Im Kriege ist das Anciennetäts-System bei Seite geschoben worden, weil ein höherer Anspruch sich da geltend machte, und weil das Gesetz der Nothwendigkeit lauter sprach als die Widersacher; die Zurückgebliebenen schreien aber heute dafür doppelt laut, und es kommt vielleicht darauf an, sie jetzt durch eine strikte Befolgung der Reihen Ordnung für diesmal still zu machen; wird aber in Zukunft dann nicht das neueste Gesetz wieder als das einzige gelten sollen, und uns den alten Mängeln wieder zuführen? Im Frieden wird es immer schwerer seyn, die Beförderung außer der Tour zur Regel zu machen, weil es an dem einzig wahren Maasstab für die Beurteilung fehlt; aber den einmal erkämpften Sieg über das Vorurtheil nicht wieder zu verlieren, ist gar zu wichtig, und vielleicht ließe er sich dadurch bewahren, daß keine große Beförderung ganz rein nach der Reihe vorgenommen würde, oder doch kurz darauf wieder einige außer der Tour die Leute in der Erinnerung des Nothwendigen erhielten . . .

Die Stabsoffiziere der Landwehr sind sehr alt, und wenn die Beförderung der Armee auf sie in dem Maas, als sie darauf nach ihren Patenten Anspruch haben, ausgedehnt werden soll, so wird sie bey den Majors sehr weit führen; ich würde indeß doch nicht vermögen, dagegen zu stimmen. Diejenigen die es trifft, haben alle mit der Armee und gleich ehrenwerth gefochten, und der Grad vom Major bis zum Oberstlieutenant, auf den es hier hauptsächlich ankömt, ist in Rücksicht des Wirkungskreises und in pekuniärer Beziehung so unwesentlich, daß der König um leichten Preis der Landwehr diese Anerkennung ihres Verdienstes und einen großen Sporn für die Folge gewähren könnte.

Unter den jüngern Stabsoffizieren der Landwehr sind auch noch einige, die einer besonderen Empfehlung würdig sind. Darunter gehört der Major Gröben, Komandeur des Westphälischen Landwehr Infanterie Regiments, und der Major Sydow, Comandeur des Neumärkischen Cavallerie Regiments. Der erste war Westphälischer Oberst, verließ Cüstrin vor der Uebergabe, und ist uns dadurch schon nützlich geworden. Er mußte auf Befehl des Königs, da er früher bei uns nur als Stabscapitain gedient hatte, als Major wieder eintreten; die übrigen später aus Westphälischem Dienst aufgenommenen Offiziere haben nur einen Grad zurücktreten müssen.

Der Major Sydow ist als ein sehr tüchtiger Soldat mehrmals im Lauf des Krieges gerühmt worden, dient lange, und ist darum zurück, weil er mehrere Jahre außer Dienst war. Der General Tauentzien hat ihn vor kurzem zum Oberstlieutenant vorgeschlagen; es sind indeß viele Majors noch vor ihm, die Klagen erheben könnten, der König hat ihn daher mit der Zukunft vertröstet.

Dies sind die Umstände, die ich glaubte hier zur Sprache bringen zu können, indem ich Ew. Excellenz bitte, sie nur als Fragepunkte zu betrachten, und so zu entschuldigen.

Wien den 23. Dezember 1814.

XXI.

[Januar 1815.]

General Grollmann ist noch immer nicht abgereist; das wird Ew. Excellenz wenigstens beweisen, daß seine Rückkehr nicht für dringend gehalten wird. Als er hier ankam, sprach man eben sehr lebhaft von Krieg im Publiko, und darum machte seine Erscheinung doppeltes Geräusch. Jetzt ist die Stimmung seit einigen Tagen so beruhigt, daß ich überzeugt bin, man wird seine Abreise mit weniger Sorge sehen. Ihm wird übrigens die Zeit hier sehr lang . . .

Wegen der Denkmünze für den Feldzug hat der König vor einigen Tagen die General-Ordens-Commission zu einem Vorschlage aufgefordert, wie dieselbe vielleicht durch eine Veränderung der Zuschrift oder auch selbst des Metalls für die Chirurgen, Comissariats Beamten u. s. w. in Anwendung zu bringen sey; weil es auch nicht die Absicht gewesen ist, daß die Chirurgen sie früher erhalten sollten. Erst nachdem diese Cabinets Ordre abgegangen war, erhielt ich Ew. Excellenz zweites Schreiben, aus dem ich sehe, daß eigentlich gegen die Strenge des Wortsinns im Statut, wonach nur die Soldaten, welche wirklich gefochten haben darauf Anspruch hätten, die Vertheilung der Denkmünzen auch auf die Chirurgen ausgedehnt worden ist; ich halte es deshalb für das Zuträglichste, die Antwort der General-Ordens-Commission abzuwarten, wobey, wie es mir scheint die Sache, da die Leute die Denkmünzen nun einmal tragen, nur dadurch abgemacht werden kann, daß der König sie ihnen läßt.

Uebermorgen werde ich Ew. Excellenz durch den Geheimen Rath Scheel, der sehr dringend um die Vergünstigung nachgesucht hat, auf 14 Tage nach Berlin zu gehen, weil seine beiden Töchter in der künftigen Woche ihre Heirath vollziehen, einige neue Tableaus, die Seine Majestät der König über die Armeeformation entworfen hat, und auch die Grundzüge des vom General Knesebeck entworfenen, noch nicht ganz beendigten Plans zu dem deutschen Vertheidigungs-System übersenden. Die zuerst erwähnten Tableaus weichen nicht eigentlich von den Ihnen bereits früher übersandten, ab; sondern sind nur in Rücksicht der Benennungen und Uniformirung der Regimenter weiter ausgeführt.

Das Ende unseres hiesigen Treibens ist noch schwer abzusehen; es kann wohl noch vier Wochen dauern; indessen ist zu hoffen, daß es möglichst gut seyn wird. Wo das beste nicht erreicht wird, muß man mit dem möglichst guten sich bescheiden. Das beste scheint für die gesamte Menschheit noch andern Jahrhunderten vorbehalten zu seyn.

XXII.

Der Entwurf des General Knesebeck[1]) zu einem Deutschen Vertheidigungs Sistem ist nach mehreren Unterbrechungen jetzt so weit gediehen, daß ich Ew. Excellenz heute wenigstens die Hauptpunkte davon mittheilen kann. In wenig Tagen hoffe ich ihn (vielleicht durch General Grollmann selbst) in Abschrift zu übersenden. Sobald er ganz fertig ist, will General Knesebeck ihn an General Grollmann und an Euer Excellenz ebenfalls mittheilen, und Sie um Ihre Gutachten bitten.

Die Hauptpunkte sind:

1) Deutschland wird in Vertheidigungsbezirke (Kreise) getheilt.

2) Der mächtigste Fürst im Bezirk ist Kriegs Vorstand, (Kreis-Oberst).

3) Nur die Fürsten, welche 30000 Mann ins freye Feld und über ihre Grenzen stellen, können Vorstände seyn (also Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover, und Würtemberg.)

4) Der Kriegs Vorstand disponiert für den Krieg unbedingt über die Streitkräfte des Bezirks oder Kreises.

5) Die Fürsten welche 15000 Mann ins Feld stellen (in unserem Bereich nur Hessen allein) dürfen ihre eigne Militair Verfassung haben. Der Vorstand wacht nur auf die stete Streitfertigkeit des Landes und Heeres.

6) Wer nicht 15000 Mann Feldtruppen stellt, muß die Militair Verfassung des Kreisobersten annehmen.

7) Wer 10000 Mann stellt, kann eigene Generale haben und ernennen, und formirt im Kriege eigne Brigaden.

8) Wer nur 5000 oder weniger stellt, hat keine Generale. Der Kreisoberst setzt die Generale ein, und diese haben die Beförderungsvorschläge für die übrigen Offiziere zu machen; die Fürsten behalten das Bestätigungsrecht.

9) Diejenigen Fürsten, welche weniger als 100000 Seelen Bevölkerung haben, dürfen gar keine Truppen halten, sondern stellen Rekruten zum Heer des Kreis Obersten.

10) In Fällen, wo Bundes Heere vom ganzen Reich komponirt werden sollten, ernennt der Rath aller Kreis Obersten den Ober Feldherrn und den ersten Offizier des Generalstabes; von diesen beiden werden dann die übrigen Personen des Staabes ausgewählt.

[1]) Vgl. Pertz, Stein, IV, 712 ff.

11) Um ein Befestigungs-System zu entwerfen, wird eine Commission von den Kreis Obersten ernannt.

12) Die Zahl der Truppen, die jeder Fürst für die Vertheidigung des Reichs stellen muß, ist auf 30000 Mann Feld Truppen von der Million normalmäßig angenommen.

Dies die Hauptpunkte. Von geringerer Wichtigkeit sind nun noch die, welche von der Ausgleichung der Kriegskosten, der Vertheidigungs Arbeiten u. dergl. sprechen. Im ganzen habe ich nur zu bemerken, daß mir der Plan so begünstigend für uns in Bezug auf unsere Lage in Deutschland erscheint, daß ich keine andere Sorge dabey habe, als den Widerspruch der übrigen; dem muß man indeß schon die Stirne zeigen solange man kann. Es wird vielleicht noch 14 Tage dauern, ehe dieser Gegenstand zur Sprache kömt, weil bis dahin noch andere Angelegenheiten die Zeit des Berathens ausfüllen dürften.

Wien den 11. Jan. 1815.

XXIII.

... Den Militair-Kostenetat habe ich erhalten, und werde, wenn ich damit hervortreten muß, was gewiß nur im äußersten Fall geschehen soll, die Sache möglichst zum Guten zu treiben bemüht seyn. Auch in dieser Rücksicht ist es mir sehr lieb, daß General Grollmann noch hier bleibt, der als Organisations Mitglied wenn es nöthig würde, ein neues Treffen ins Feuer führen kann. In den nächsten Tagen wird, so viel ich übersehen kann die Sache überhaupt noch nicht dringend werden, und vielleicht verzieht sie sich noch länger.

Das Ziel unserer Heimkehr ist noch immer wenigstens auf 4 Wochen hinausgesetzt; so langsamen Gang gehen die Dinge.

Wien den 18. Januar 1815.

XXIV.

Heute erhalten Euer Excellenz allerdings etwas spät, den Beschluß über den Zurückzug eines Theils der Truppen unter dem General von Kleist, womit um die Gelegenheit zu benutzen, die Ablösung des General Hünerbein verbunden worden ist.

Absendungen von Ersatz- und Garnison-Bataillonen nach dem linken Weser-Ufer, sowie der Ersatz-Escadronen, sind noch nicht genehm gehalten; die Gründe werden Euer Excellenz leicht auffinden. Auch die Zurückziehung der Truppen von dorther wäre vielleicht noch unterblieben, hätten nicht dringende Klagen von den dortigen Provinzen über nicht zu steuernden Mangel, die Absicht gereift, dort etwas Luft zu machen.

General Grollmann ist vom Fürsten Hardenberg noch hier zurückbehalten. In der Diplomatik herrscht seit acht Tagen äußerer Stillestand, der zur Anfertigung von Projekten und Gegenprojekten angewendet wird, welche jedoch heute oder morgen zur Sprache gebracht werden sollten.

An General Kleist schreibe ich heute, bey der Uebersendung der Cabinets Ordre, um zu verhüten, daß sie ihn nicht in eine kühlere Stimmung versetzt als nothwendig ist. Von Absendung von Train-Kolonnen ist in dem Königl. Befehl nichts gesagt; indeß habe ich vermutet, daß Euer Excellenz darüber mit dem Herrn General von Kleist besonders Rücksprache nehmen würden, und werde zu mehrerer Bestimmtheit darüber noch die Genehmigung Sr. Majestät einholen und Euer Excellenz davon benachrichtigen.

Wien den 18. Januar 1815.

XXV.

Den von Euer Excellenz mir übersandten Etat für das Kriegs Ministerium habe ich vorgestern erhalten und ihn gleich dem General v. Grollmann zur Vervollständigung übergeben. Für die in den Etat des dritten Departements aufgenommenen Verbesserungen bin ich Euer Excellenz auf das dankbarste verpflichtet, und habe denselben durchaus nichts hinzuzufügen.

Sobald ich den Etat für das zweite Departement erhalte, werde ich die General-Übersicht formiren, und dem Herrn Staats-Kanzler das Ganze vorlegen.

Ob der allgemeine Militair Kosten Etat hier in Wien noch zur Sprache kommen wird, scheint mir bis jetzt ungewiß, ich halte deshalb damit noch zurück, und habe nur dafür gesorgt, daß er mir abgefordert wird, wenn man ihn bedarf.

Am politischen Himmel völlige Windstille bis heute. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man Oesterreichischer Seits Notizen aus Friedrichsfelde [1]), und Englischer Seits Antwort auf Berichte von Castlereagh erwartet und darum hinhält, solange man kann, ehe man uns auf unsre letzten Anträge antwortet.

Was ich von dem Knesebeckschen Plan zum Deutschen Reichs-Verbande neulich vorhersagte, ist nur zu früh eingetroffen, er war zu günstig, um unangefochten zu bleiben, und er ist schon so gut als verworfen, obwohl er noch nicht einmal zur Debatte gebracht worden ist; (so schließe ich aus Aeußerungen des Staats-Kanzlers und Humboldts).

So wie man uns im Felde die Ehre des Vorfechtens gönnte, so überläßt man uns hier die der Entwürfe, und behält sich nur die Rolle des Beurtheilens und Verwerfens vor, damit aller Undank und alles Verhaßte der ganzen Angelegenheit auf uns zurückfalle. Dieser unfruchtbaren Ehre müde, werden wir indeß die andre Partey einmal ergreifen, wie ich gewünscht hätte, daß es schon früher hätte geschehen können, und nun erwarten, daß man uns Pläne vorlege. Der kürzeste Weg, von hier wegzukommen, ist es freilich nicht, und darum wurde der andre bisher vorgezogen; aber es ist

[1]) Friedrichsfelde bei Berlin, wo der König von Sachsen als Gefangener sich aufhielt.

wenigstens bey weitem der bequemere und der unsrer Convenienz am bestimmtesten zusagt.

Ueber die Beendigung der Geschäfte ist, wie Euer Excellenz hieraus ersehen, noch gar nichts mit Wahrscheinlichkeit vorherzusagen, und ich werde in Bezug auf die Offizier-Angelegenheiten in der Armee immer fort vorarbeiten, Anstellungen und Versetzungen, die bisher suspendirt blieben, jetzt zum Vortrag bringen und immerhin diesen Theil des bevorstehenden Werks jetzt schon in Bewegung setzen, woran ich bisher höchst ungern gehen wollte; weil es zuletzt besser ist, doppelte Arbeit zu machen und nach zwey Monaten noch einmal umzuwälzen, als den unseeligen Zwischenzustand fortdauern zu lassen, der alle Menschen zur Verzweiflung bringt. Ich werde mit dem, was den Stamm-Regimentern fehlt, den Anfang (von unten hinauf, bis zu den Majors) machen, und was überzählig und in diesem Augenblick noch ohne feste Bestimmung ist, so lange bey denselben zur Vertheilung vorschlagen, bis künftig auch das aufgeräumt werden kann.

Wien den 23. Januar 1815.

XXVI.

. . . Den mir von Euer Excellenz übersandten allgemeinen Militair Kassen Etat habe ich auf dringendes Verlangen des Ministers von Bülow [1]) demselben mitgetheilt und erst eine flüchtige Unterredung mit ihm darüber gehabt, in welcher er über die Unerschwinglichkeit der geforderten Summe klagte, und in welcher es schon zur Sprache gekommen ist, einen Theil der für Fourage und Brotverpflegung angesetzten 2,900,000 Rthlr. in Natural Lieferungen zu verwandeln.

Der Minister will seine Bemerkungen mir schriftlich mittheilen, und ich werde sie dann Ew. Excellenz ungesäumt übersenden, inzwischen aber die Sache hier auf das beste zu verfechten bemüht seyn. Ehe ich den Etats Entwurf an den Minister v. Bülow mittheilte, habe ich ihn auch dem Staatskanzler vorgelegt, um ihn schon davon in Kenntnis zu wissen.

Gott gebe, daß die Dinge hier, die einen um Geduld und um alle Zufriedenheit bringen, recht bald ihr Ende erreichen mögen.

Mit großer Freude werde ich Ihnen unsre Abreise aus diesem Wien — wenn es dereinst so weit seyn wird — melden, und mit steter Scheu an das hier verlebte halbe Jahr zurück denken.

Wien den 25. Jan. 1815.

XXVII.

Vorgestern ist wieder ein Schritt im langsamen Gange der Sächsischen Verhandlungen geschehen. Man hat uns eine Theilung angetragen, nach

[1]) Finanzminister v. Bülow, ein Verwandter Hardenbergs.

welcher wir nur die nördliche kleinere Hälfte des Landes (mit Torgau) und die Thüringischen u. Neustädtischen Kreise; aber ohne Görlitz, Bautzen und Leipzig (also ohne die Seele des Landes) bekämen. Unsere Gegenerklärung wird in wenig Tagen erfolgen, und um so kürzer seyn, als der Kaiser von Rußland anfängt, von der Nothwendigkeit seiner baldigen Abreise zu sprechen, und deshalb auf baldigen Abschluß wartet. Daß wir eine solche Teilung nicht annehmen werden, weiß man wohl gegentheils, und das Angebot ist also im eigentlichsten Sinn ein Gebot, wir werden wohl keines dagegen machen, sondern nur kurz und bündig unsere Entschließungen mittheilen, denen man hoffentlich auch Gehör geben wird.

G. Grollmann hat mir eben Euer Excellenz Schreiben an den Staatskanzler mitgetheilt[1]); es kömt nach obigem ebenso zur gelegenen Zeit, wie die Meldung des General Kleist, daß die angeordneten Märsche ausgeführt werden, welche heute früh eingegangen ist. Man hat unläugbar erwartet, daß wir jede Bedingung um des Friedens Willen annehmen würden, und man wird sich in dieser Rechnung getäuscht finden, wenn man es drauf ankommen läßt, und auf Forderungen besteht, die unser Interesse so geradehin verletzen, während alle andern Staaten das ihrige aufs beste zu pflegen verstanden haben. Daß man nicht drauf bestehen wird, läßt sich von den Leuten erwarten, wenn sie ihre eigne Lage in Erwägung ziehen, die wahrlich nicht trostreich ist, und sie füglich zur Billigkeit stimmen muß.

In wenig Tagen hoffe ich Ew. Excellenz mehr über den Gegenstand sagen zu können. Im allgemeinen wissen Sie schon durch General Grollmann früher, wie unsre Erklärung ausfallen dürfte, ich habe es daher, umsomehr da noch wohl einige Aenderungen hinein kommen könnten, hier nicht wiederholen zu dürfen geglaubt.

Wien den 31. Januar 1815.

XXVIII.

Seit alle Stimmen in Europa sich gegen unsern Alleinbesitz von Sachsen erhoben haben, nimmt diese Streitsache eine täglich widerwärtigere Wendung. Vor Paris galt unser Recht an Sachsen als unbestritten; Heute sehen wir es in himmelschreyendes Unrecht verwandelt, und nachdem es sich schon nicht mehr um diesen Alleinbesitz, sondern um eine annehmbare Theilung handelt, wächst der Widerspruch noch täglich, und namentlich über den Besitz von Leipzig, auf welchem von beiden Seiten in diesem Augenblick mit Heftigkeit bestanden wird. Wir verfechten unsern Anspruch an diesen Punkt in Deutschland, mit Gründen des Rechts, der Billigkeit und der Nationalehre; die andern fechten mit Gründen der Spekulation, des kaufmännischen und ver-

[1]) Es wird das Schreiben Boyens an Hardenberg vom 24. Januar 1815 sein, vgl. Meinecke II, 24.

wandtschaftlichen Interesses, verkleidet in die Maske von Gerechtigkeit, Gleichgewicht, und dergl. Noch liegen die Würfel; die nächsten drey bis vier Tage müssen aber die Entscheidung herbeyführen. Wir haben bis jetzt nachgegeben auf Bautzen, und Zittau; die Gegner auf Görlitz, und Naumburg an der Saale. Torgau war uns früher schon abgetreten.

Am Streit über Leipzig nimmt Rußland in sofern als Vermittler Antheil, als es uns für Leipzig die Abtretung von Thorn als Entschädigung anbietet. —

Diesen letzten Umstand bitte ich Euer Excellenz aber noch als ein diplomatisches Geheimnis zu betrachten, das ich nur zur vollständigen Beurtheilung der wahren Lage der Sache hier erwähne.

Unsere künftige Stellung wird so werden, daß wir am Rhein und in Westphalen gegen 2500000 Seelen und in Sachsen 1 Million erhalten. (unter den erstern unsre alten Provinzen mitgerechnet, aber ohne die mediatisirten Fürsten, die uns dort zufallen.) Gleichzeitig mit der Sächsischen Theilung wird auch die Bestimmung von Mainz und Luxemburg entschieden werden — damit diese nicht der Gegenstand einer abgesonderten Verhandlung werden könne.

Höchst wichtig ist in diesem Augenblick die Sorge für das Eigenthum und den persönlichen Schutz aller Personen, welche in Sachsen uns anhängen, und es wird nichts versäumt werden, was sie betreffen kann . . .

Den von Euer Excellenz geforderten Aufsatz über die Befestigungen am Rhein vom G. Müffling mit den Bemerkungen vom G. Gneisenau und Grollmann hat der G. v. Knesebeck bis jetzt gehabt, und wird sie mit dem nächsten Courier an Euer Excellenz überschicken; er behält nur einen Auszug der wichtigsten Punkte daraus zurück.

In Rücksicht der Sächsischen Armee dürfte es bey der bevorstehenden Theilung wohl am geratensten seyn, allen Offizieren die freie Wahl des Uebertritts in einen oder den andern Dienst zu lassen, die Gemeinen aber nach der Heimat abzusondern. Die Beurlaubung habe ich jedoch bis jetzt nicht mit Erfolg in Anregung gebracht; und werde sie unter den jetzigen Umständen noch einmal erneuert zur Sprache bringen.

Mit recht betrübter Seele sehe ich dem Ende des hiesigen Aufenthalts entgegen. Die Deutsche Bundes Angelegenheit bleibt unentschieden wie bisher. Bey den undeutschen Gesinnungen, die sich allenthalben offenbaren, ist auch wenig davon in der Folge zu erwarten.

Wien den 6. Februar 1815.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Paris.

Von

Jakob Schaffner.

Für eine Reihe von Jahren wird dem deutschen Künstler nun die französische Hauptstadt unzugänglich sein. Um nicht aus den Händen zu verlieren, was ein Vierteljahr redliche und mitlebende Aufmerksamkeit eingebracht hat, will ich lieber einen Torso meiner ursprünglichen Absicht zustande bringen, als ganz darauf verzichten. Bedeutende Gebiete des sozialen Daseins der berühmten Kapitale sind nur gestreift oder gar nicht berührt; sie sollten erst betreten werden. Was aber gesehen ist, kann geradeaus dargestellt werden und hat seine Wirklichkeit.

Der erste Eindruck, den der deutsche oder amerikanische Großstädter bei seiner Ankunft in Paris empfängt, ist eine Enttäuschung. Er stellte sich eine Weltstadt modernen Stils vor und kommt statt dessen in ein altes Nest mit engen Straßen und verbogenen Aspekten, schlecht beleuchtet und mit allen Anzeichen von Verbrauchtheit. Nun beginnt er sich mit dem Bädeker in der Hand wie ein Hamster in das historische Paris hineinzugraben, und bald eröffnet sich ihm die Größe der Vergangenheit; mit diesem Eindruck reist er gewöhnlich ab, ohne viel anderes vom gegenwärtigen gesehen zu haben, als Folies Bergere, den Eiffelturm und ein modernes Drama im Odeontheater. Eine gewisse Kategorie kennt nur das amüsante Paris.

Man muß das tote vom lebendigen Paris scheiden, wenn man einen brauchbaren Gewinn von der Bekanntschaft haben will. Die Frage des Modernen vor dem Ding: „Wie nutzt man's?" „Wie bringt's weiter?" hat ihre gesunde und strenge Ethik. Was im Verlauf glückbegünstigter Jahrhunderte auf dem Boden des römischen Lutetia geworden ist, hat sein genugsam bekanntes und unwidersprechliches Ansehen; Notre Dame, Sainte Chapelle, Louvre, Dutzende von Palästen, Kirchen, öffentlichen und Hunderte von schönen privaten Gebäuden belegen eine rühmenswerte architektonische Vergangenheit. Die neueren Platzanlagen, Concorde, Champs Elysées bis Etoile und das Marsfeld, zeugen von einer eminenten Gesinnung; wer so selbstherrlich über den Raum verfügt, hat zum mindesten viel Welt, eine gute Tradition und Geld. Dem schönsten Platz, de la Concorde, hat ein Kölner Baumeister die Gestalt gegeben, Hittorf. Was das neue Paris architektonisch herausbrachte, ist mehr sichtbar als bewundernswert. In dem berühmten Gehäus ist das

Volk bürgerlich geworden; in die Perlmuschel hat sich eine Auster einquartiert. Von der Renaissance, die nicht mehr genug Pathos aufzubringen schien, glitt man in die klassischen Stile hinüber, die man ohne schöpferische Phantasie kopierte: Madelaine, Palais Bourbon, der öde Maulwurfshügel des Pantheon. Darauf entdeckte man den Pariser Schmiß und bildete sich die dazu geeignetere Renaissance neufränkisch um. Von den nachgotischen Kirchen sind alle häßlich und leer. St. Sulpice ist ein bejammernswerter Trümmerhaufen. Gegenwärtig hat auch das Wohnhaus seine Tradition aufgegeben; man baut modern, patzig, kindisch, zufällig. Noch hat jede Gasse wenigstens ein Privathaus mit den alten, guten Verhältnissen, hohen Fenstern, klugen Simsen und einem vernünftigen und sehenswerten Portal. Das traditionelle Pariser Haus fällt nicht auf; es schreit nicht; es will nicht überbieten. Es hat einfach guten Geschmack, und sei es auch nur, indem man nichts tat, um es zu verderben. Das neue Haus soll blitzen, knallen, Reklame machen. Es hat gewaltige Balkone, brüllende Erker, Pavillone, klotzige Natursteine, zu kleine und zu wenig Fenster, gleichgültige Portale, die nichts sind als große Löcher, und so liederliche Verhältnisse, daß man sie in einer Stadt, die von guten Beispielen noch wimmelt, nicht begreift. Ich weiß einen babylonischen Neubau auf dem Montparnaß, der etagenweise zurückspringt, so daß jede Etage eine Art hängenden oder schwebenden Garten der Semiramis bildet, und das Ganze ist mit weißen Kacheln verkleidet, die in Ewigkeit nicht patinieren.

Das Erste, was den Fremden in Paris empfängt, ist ein fürchterlicher Lärm. Durch enge, alte Straßen knattern tausende von Automobilen, rattern schwere Autobusse, donnern Lastfuhrwerke, mit Dampf betrieben, auf breiten, eisenbeschlagenen Rädern über fossiles Steinpflaster, wie man es in der deutschen Mittelstadt kaum mehr trifft, und kreischen und rumpeln die neuen elektrischen Wagen; an den Weichen sind die Schienen gerippt; die sinnreiche Einrichtung vervierfacht den Lärm, der ohnehin den Übergang eines Wagens ins andere Geleis begleitet. Jeder tutet, pfeift, knallt, schreit, klingelt nach Kräften. Die Lärmfreudigkeit des Parisers ist über jeden Begriff erhaben; wenn wir mit Schopenhauer glauben wollen, daß der Grad des verursachten Geräusches ein Merkmal für den Kulturzustand eines Gemeinwesens sei, so hat diese Stadt außerordentlich wenig Kultur. Es ist nicht möglich, daß ein Ausrufer, und ihrer sind tausende, ohne einen ausgebildeten gründlichen Kanon seine Ware oder Beschäftigung in den Straßen bekannt macht. Wer Gemüse zu verkaufen hat, bringt die Tatsache in eine gefällige und artig rhythmisierte Melodie, die sehr oft einen wirklichen Reiz hat. Jeden Vormittag durchzieht ein Kerl schalmeiend das Quartier Latin; er flickt zerbrochenes Porzellan. Ihm begegnet ein anderer, der noch schöner schalmeit; er treibt eine Ziegenherde zwischen Autobussen und elektrischen Bahnen sicher hin und melkt jedem, der danach verlangt, stehenden Fußes sein Quantum

Milch ins Töpfchen. Der Bursche bringt einen Naturzug in das widersinnige Treiben; es gehen wahrhaftig zu seinen Seiten grüne Berghalden mit; seine Ziegen duften echt und unverfälscht, und einen Moment meint man sogar etwas Bergluft zu riechen. Über den Boulevard stelzt mit den Schritten des Storches ernsthaft der wandernde Glaser; er hat eine Last Scheiben auf dem Rücken und schreit von Zeit zu Zeit mit durchdringender Stimme sein: „Vitres!" jedem Unglücklichen in die Ohren, der gerade sein Nächster ist. Wer Hosenträger und Strumpfhalter auf der Straße feilbietet, braucht dazu absolut eine Trompete; meist sind es ihrer zwei; einer trompetet, und der andere bläst eine Vogelpfeife. Jetzt kommen fünf leere Mörtelfuhrwerke den Boulevard herab; die Pferde traben und werfen die Köpfe, und die Fuhrleute knallen mit der Peitsche, alle fünf um die Wette, jeder mit voller Kraft vom Wagen herunter seitwärts unten heraus, daß die Flocken von den Zwicken fliegen und die Straße bis an die Dachrinnen hinauf voll Gedröhn ist. Übrigens hat jeder Wagen fünf Schimmel oder Braune oder Rappen vorgespannt, prächtig aufgeschirrt, schwere Brabanterhengste, und immer einen hinter dem anderen.

Aber es sind noch Steigerungen möglich. Um die Mittagszeit läßt der Teufel plötzlich ein ganzes Heer neuer Schreier los, von denen jeder mit voller Kraft der Lungen und Kehlen: „Paris Midi!" brüllt. Später brüllen sie: „La Patrie!" „Paris Sport!" „Figaro!" „La Presse!" Sie kreischen, blöken, schmettern, trillern, singen, röcheln, klagen, jammern, frohlocken mit absoluter Hingebung und vollkommener Nichtachtung der Nachtruhe; noch um Mitternacht, wenn eine besondere Aktion im Gange ist, durchdringt das Geheul der Zeitungsausträger die Straßen. Sie umfassen alle Lebensalter und eine ansehnliche Skala von moralischen Kategorien, Kinder, alte Frauen in Häubchen, Weiber in zerrissenen Röcken, Kerle, die wie Halsabschneider aussehen, alte Burschen in langen Locken, junge Burschen, die Mütze schief auf dem Schädel und die Zigarette im Mundwinkel. Sie laufen, als gälte es das Leben, schwenken wie Schiffbrüchige auf dem Wrack ihr Blatt Papier über den Kopf und gehen gestikulierend und mit wahnsinnigen Gebärden bereitwillig in ihrem eigenen Geschrei unter. Jeden Mittag setzt die Zeitungsflut ein, steigt bis zum Abend unaufhaltbar, unerbittlich, umbrandet und überflutet in den ersten Nachtstunden alles Leben und organische Sein der Riesenstadt und sinkt um Mitternacht mit einem letzten Hilferuf in irgendeiner verlorenen Straße in sich zusammen. „La Presse! Dernière Édition!"

Aber auch damit ist die Möglichkeit nicht erschöpft. An jeder Straßenecke versammelt ein Scharlatan sein Publikum um sich; er verkauft Ringe oder Messer oder Wahrsagungen oder Konditorei, und solange er nicht verkauft, solange schreit er. Dort steht vor einem Trottoircafé ein Pistonbläser und bringt hervor, was das Instrument hergibt. Zwanzig Schritte weiter jodelt ein Savoyer. Drüben näselt ein Dudelsackpfeifer. Auf dem nächsten

Platz bemüht sich ein Artist, halbnackt und göttlich frisiert, die weltgeschichtliche Einmaligkeit seiner Leistungen begreiflich zu machen. Dann tut er auch wirklich große Dinge. Der Clou ereignet sich mit einem schlanken Schlingel, den er mit einer Hand hochstemmt und der dort oben im Schatten der Bäume lebendiges Feuer frißt; er verrichtet noch mehr: er tut einen großen Zug aus einer Petroleumflasche und speit das Mineralöl in weitem Bogen nach einer brennenden Fackel, die er, der schwebende Engel, in der andern Hand hält. Der Effekt ist phänomenal, aber er wird dutzendfach profaniert; in allen Straßen schleichen die Plagiatoren um, um vor einem Cafépublikum, wenn gerade kein Schutzmann um den Weg ist, den Trick nachzumachen; die stehen dann ganz unheroisch in zerrissenen Schuhen auf dem Boden, sind blaß, verrußt, mager und sichtlich verhetzt, aber sie suchen durch doppelt so große Schlucke Petroleum die mangelnde Herrlichkeit zu ersetzen, und die brennenden Fackeln stecken sie sich bis an die Gürtelgegend in den Hals; übrigens geht der zweite nur mit, um der Polizei aufzupassen und einzusammeln.

Vom Paris bei Nacht weiß man im allgemeinen viel mehr zu erzählen als vom Paris bei Tag, dem arbeitenden Paris. Es arbeitet nicht heftig, dies Paris, und es plagt sich nicht mit Gründlichkeit und Akkuratesse. Was man wirklich macht, das hat Schick, und man ist großzügig. Man ist auch praktisch. Die Wagen der elektrischen Bahnen haben in der Mitte einen großen Wanddurchbruch, so groß, wie beide Einsteigetüren der Berliner zusammengenommen. Durch diese Mittelhalle, die zugleich als Stehplatz dient, stürzt der Verkehr offen und ungehindert hinein und heraus. Man sieht sofort ein, daß die Erleichterung von den besseren klimatischen Verhältnissen profitiert; hingegen bei der Untergrundbahn wird sie ganz persönliches Verdienst. Diese Wagen haben drei große Schiebetüren, die wie über Tag in Stehhallen münden; die Türen sind doppelflüglig und bewegen sich korrespondierend. Mit jedem Wagen fährt ein Begleiter, der bloß die Türen bedient; die mittlere Tür schließt sich von außen beinahe vom Begleiterplatz aus mittels einer Schiebestange; bei den neueren Wagen werden beide Endtüren von der Mitteltür aus bedient. Die Zugaufenthalte dauern bei gutem Verkehr vierzig Sekunden, bei schwächerer Frequenz dreißig bis zwanzig; das Publikum hilft selber zur Abfertigung. Die Gemächlichkeit auf der Berliner Untergrundbahn ist nach Paris auffällig. Bei der Annäherung eines Zuges wird der Zugang zum Perron gesperrt; es gibt also keine Aufenthalte durch Nachzügler. Die Metro hat viel mehr und viel kompliziertere Umsteigbahnhöfe als die Berliner Untergrundbahn; manche davon sind wahre Labyrinthe. Das Rauchverbot ist auf allen Linien absolut durchgeführt; hier ergibt sich also eine kulturelle Überlegenheit des Pariser über den Berliner. Die Wagen der Nordsüdbahn und die neueren der anderen Linien sind aus Eisen und innen angenehm weiß gestrichen; der Aufenthalt darin könnte geradezu erfreulich sein, wenn die Pariser Untergrundbahnen nicht eine so entsetzliche

Luft hätten. Auch die Wagen der Autobusse und der Straßenbahnen befriedigen ästhetisch mehr als die in Berlin; eine unnötige Komplizierung ist darin die Teilung in erste und zweite Klasse. Die Autodroschken sind klein und unansehnlich; sie fahren waghalsig, wenn sie können; allgemein scheinen sie aber unter sehr strengen Polizeivorschriften zu stehen; es kann einem passieren, daß man fünf Minuten lang hinter einem und demselben Straßenbahnwagen herschleicht, ohne daß der Chauffeur vorzufahren wagt. Ihre Zahl ist Legion; auf den Boulevards stehen sie fahrbereit in kilometerlangen Doppelreihen hintereinander, während links und rechts ohne Unterbrechung der Strom der Fahrenden hinbrandet. Berlin ist eine stille, ruhige Stadt, an Paris gemessen. Und ein stets aufgeräumter Salon.

Das Volk lebt gut. Auf einem fruchtbaren und günstig plazierten Land baut sich eine reichliche Volkswirtschaft auf. Man hat sich während der günstigen Konjunktur der vergangenen Jahrhunderte daran gehalten und sich etwas unter die Hand gebracht. Die Lebensmittel sind billig. Der Wein fließt wohlfeil. Man hat eine eingehende und zärtliche Tradition, mit Gemüse umzugehen. In allen, auch den kleinsten Gemüseläden, die übrigens öffentlich auf dem Trottoir ausstellen, findet man vorgekochte Kartoffeln, Artischocken, Kohlarten, Spargel und Oliven, um der kleinen Bohemewirtschaft Mühe zu ersparen und rasche Gelüste sofort zu befriedigen. In den Delikatessegeschäften kauft man kalten Braten in Sauce, gekochte Zunge, Hummern, Lachs, Schinken, gebratene Hammelkoteletts, gekochte Krevetten, fertige Fleischsalate. Die Frühkartoffeln werden in Maschinen mit leichten Stahlbürsten geschält und zum Braten bereit ausgewogen. Man ißt ein hochgepflegtes Brot, durchweg Weizen. Die Art, wie der Pariser verproviantiert zum Wald auszieht, ist von der des Berliners grundverschieden. Statt der Stullenpakete trägt er ein armlanges, breites, durch die Mitte aufgeteiltes, goldgelbes Weißbrot unter dem Arm. Dazu hat er schöne Naturparks, wo er sich auf die weiten Wiesen zwischen Baumgruppen und Seen familien- und sippenweise lagert und immer gut aussieht. Und er hat in jeder Lage Manieren. Nie sah ich, daß, wie in deutschen Anlagen, verschlungene Liebespaare auf den Bänken belästigt und beschämt wurden. Ein natürlicher Takt bestimmt den Verkehr auf den Vergnügungsstätten. Die Liebenden selber geben sich natürlich, wie es ihnen in einem schönen Land bei guter Gesundheit zumute ist; keine Öffentlichkeit hindert sie, einander so zärtlich zu küssen, als sie können, aber keine Freiheit verführt sie, den Anstand zu verlieren. Betrunkenen begegnet man seltener als in Deutschland, und sie sind liebenswürdiger. Einen betrunkenen Ehemann in der Arbeiterbluse sah ich in der Untergrundbahn mit seiner kleinen Frau so adrett und zierlich umgehen, daß aus seiner launigen Werbung und ihrer etwas verschämten Glückseligkeit über seinen Geist und seine Talente eine unvergeßlich hübsche Szene wurde. Dagegen gibt der Pariser gar nichts auf körperliche

Reinlichkeit; wenn schon die atmosphärische Luft in der Untergrundbahn besser wäre, so würde doch der Pariser Arbeiter in jedem Fall eine Reise in den Hauptverkehrszeiten zu einer peinlichen Qual machen. Zu seiner leiblichen Ausdünstung fügt er dann noch einen durchdringenden Knoblauchduft hinzu; alle Räume, in denen er sich bewegt, sind davon voll.

Wer die Gipser und Flachmaler während ihrer Mittagspausen vor ihren Wirtschaften sitzen und sich restaurieren sieht, bekommt einen klaren Begriff von der Differenz zwischen dem Status des deutschen und des französischen Arbeiters. Unser Arbeiter sitzt an einem Holztisch und trinkt zu einer mitgebrachten Butterstulle ein Glas Weißbier; der Anblick ist uns vertraut. Der Pariser Arbeiter speist vom weißgedeckten Tisch ein richtiges Menü, bestehend in Suppe, Fleisch, Gemüse, Fisch oder Huhn, Salat, Käse und Nachtisch, alles in allem die Menage eines gutsituierten Bürgers, immer noch abgesehen vom Wein. Er hat auch zur Vesper sein Glas Rotwein neben seinem wählerischen Weißbrot. Daß ihm die Zigarette nie ausgeht, ist selbstverständlich. Das Versprechen Heinrichs IV. scheint dem französischen Volk so ziemlich in Erfüllung gegangen; da alles auf der Straße geschieht, so kann sich jeder Vorübergehende davon überzeugen. Die Arbeit ist ebenso viel auf Selbsterhaltung als auf Leistung angelegt, und keinesfalls heftiger als bei den deutschen Bauhandwerkern. Auch auf dem Gerüst glimmt die Zigarette unausgesetzt. Diese Gerüste sind übrigens kurzweilig und sehr handlich. Erst werden Sicherheitstaue von Kaminen und Giebeln herabgelassen. Dann legt man Winkel aus Brettern als Verstärkung gegen das oberste eiserne Balkongeländer, verbindet sie mit den Tauen und knüpft an diese Flaschenzüge, welche ihrerseits die Standgerüste tragen, je zwei Flaschenzüge ein Gerüst. Nun schwebt der Maler leicht und beweglich an dem Haus auf und ab, indem er den Handstrick anzieht oder nachläßt. Gerüststangen werden, wo man sie braucht, aufs Trottoirpflaster aufgestellt und dort mit einer Art Klumpfuß aus Gips umgeben. Auffällig ist, was der Pariser Hausbesitzer auf das äußere Ansehen des Hauses gibt. Nicht nur die Fassade wird herunter gemalt, sondern überall wird der Naturstein gewaschen und zum Teil mit dem Steinhobel aufgefrischt. In jeder Straße hängen einige Gerüstreihen, oft an drei, vier Häusern nebeneinander. Es scheint, daß der Pariser Staub die Fassaden rasch einschmutzt; was die Stahlbürsten und Handbesen von Simsen und Sockeln herunterschaffen, ist ansehnlich, und der Kontrast zwischen gewaschenen und ungewaschenen Portalhälften springt in die Augen.

Eine andere Art von Arbeit, die der Fremde beobachten kann, ist die Straßenreinigung. Paris ist eine schmutzige und staubige Stadt; jedes Motorfuhrwerk zieht eine graue Wolke aufgewirbelten Unrats hinter sich her, und in gewissen Straßen ist bei windigem, trocknem Wetter das Atmen beinahe unmöglich. Nur da, wo die Asphaltpflasterung das Holz und den Stein

verdrängt hat, finden sich bessere Verhältnisse, aber das ist der kleinere Teil der Stadt. Jeden Morgen sieht man Männer mit langen Besen ausziehen; wo sie hinkommen, sprudeln gleich Quellen aus den Trottoirhydranten, die durch Lumpen abgedämmt und nach einer bestimmten Richtung gelenkt werden. Nun beginnt der Mann mit seinem Besen in dem Bach zu rühren und zu plantschen; er wischt Kehricht, Zeitungen, Lappen, Frucht- und Gemüseabfälle hinein, daß darin sofort ein vielgestaltiges Wimmeln entsteht, sorgt dafür, daß die Sache in Fluß kommt und nichts zurückbleibt, spült gerade die nächsten Pflastersteine ein wenig herunter und bewegt sich so stillvergnügt in fünf Minuten etwa hundert Meter weit, wo sich ein Einlauf zur Kanalisation befindet; dort steht er die nächsten fünf Minuten Wache, daß nichts vorbeischwimmt. Beginnt der Bach klar zu laufen, so nimmt er weitere hundert Meter in Angriff. Durch die ganze Stadt plätschern jeden Vormittag tausend Dorfbäche den Trottoirsteinen nach, und die Anwohner kommen und holen sich Wasch- und Putzwasser daraus, weil das Leitungswasser teuer ist. Unter Tags sieht man auch einmal ein sonderbares Auto durch die Straße sausen, das besonders viel Staub aufwirbelt; wenn man näher hinguckt, ist es eine Kehrmaschine, die trocken im vollen Tempo mit wirbelndem Besen über den Boden fegt und eben macht, was erhaben war; daß eine von ihnen etwas mitgenommen hätte, hat noch niemand bemerken können.

Ein besonderes Kapitel ist die Wasserversorgung. Das Seinewasser ist ein Brei von Typhusbazillen und Kloakenabfuhr; aber auch vor dem filtrierten Leitungswasser warnt die Stadtbehörde jeden Sommer und bittet, es der Vorsicht halber doch lieber zu kochen. Man weiß von jener famosen hygienischen Ausstellung, die gerade in dieser Hinsicht Aufklärung schaffen sollte; man stellte Leitungen von Seine- und von filtriertem Wasser her, um den sanitären Fortschritt zu demonstrieren; leider verwechselte der Arbeiter die Anschlüsse, und viele Personen, die von dem filtrierten Wasser tranken, erkrankten am Typhus. Auch die Erfolge, die der Chef eines der großen Krankenhäuser mit seinem Typhusserum hatte, sind noch in Erinnerung; er impfte sein Personal damit und war genötigt, sich bald darauf mit Ersatz zu versehen, weil Wärter und Schwestern eilig an Typhus starben und andere ein langes Krankenlager durchzumachen hatten und selber gepflegt werden mußten. Doch kann man das filtrierte Wasser, wenn nur reinlich damit umgegangen wird, unbedenklich genießen.

Eine amerikanische Studiengesellschaft hatte sich durch die berühmtesten Pariser Krankenhäuser führen und sich schweigend alles zeigen lassen, worauf die Franzosen stolz sind. Beim Abschiedsbankett sagte der amerikanische Redner, es sei ja alles hübsch und sehr interessant gewesen, indessen sei man in Amerika auch schon ungefähr so weit, von Deutschland jedoch ganz anderer Dinge erinnerlich, und bei der nächsten Visite hoffe man etwas mehr Reinlichkeit anzutreffen.

Die englische Freundschaft hat leider noch nicht das englische Wasserklosett populär gemacht; außer in den neueren Hotels behilft man sich in allen Häusern mit jenen Klappverschlüssen, die wir aus den D-Zügen kennen. Dagegen konnte die deutsche Feindschaft nicht verhindern, daß das Bier seinen Einzug in Paris hielt; in allen Cafés steht diese treuherzige Flüssigkeit in schmalen Zweidezi- oder in runden Kelchgläsern auf den Tischen; bei den deutschen Maßen ist man noch nicht angekommen. Es gibt auch französische Brauereien; der Kaffee und der Wein sind schon aus sehr bedeutenden Gebieten verdrängt. Die französischen Zimmer sind klein, und was ich davon sah, war durchweg verwahrlost und schmutzig. Aber an den Schmutz gewöhnt man sich besser als an den Lärm. Man nimmt sich nur vor, bei den ersten Anzeichen einer ernsthafteren Erkrankung eine Fahrkarte nach Köln oder Straßburg zu lösen, um nicht französische Spitäler und Spitalärzte kennen zu lernen; sonst aber geht man bald schweigend darüber weg, wenn in einem Restaurant die Serviette nicht frisch aussieht, wenn man in einem Lehnstuhl liegend während des Plauderns unter sich greift und eine schwarze Hand hervorbringt, oder wenn auf öffentlichen Treppen der Kehricht fingerdick liegt. Man findet es nachahmenswert, daß die Pariser auf den Boulevardcafés ihre Apéritifgläser mit einer Untertasse decken, und was man nicht anfassen muß, das läßt man unberührt. Und endlich hat man sich soweit, daß man überhaupt keinen Staub mehr sieht, sondern nur noch die hübschen alten Möbel, auf denen er liegt. Davon ist nach wie vor ein großer Bestand vorhanden. Jede Wohnung hat zwischen modernem Kitsch wenigstens zwei, drei schöne alte Stücke, dazu noch ein paar japanische Holzschnitte und türkisches Kunstgewerbe, das nun friedlich oder verlegen neben neufranzösischer Konditorplastik und süßlichem Gepinsel in Goldrahmen seine Wirkung zu vollbringen sucht. Ohne Zahl sind die großen und kleinen Altwarengeschäfte, in denen man Möbel und Kunstgewerbe aller Zeiten und Zonen findet. Ist irgendwo im Bebauungsplan ein Winkel geblieben, flugs setzt sich ein Antiquitätenladen an; selbst im hohen Norden des Montmartre findet sich diese Gattung, und jeder hat ein paar exotische Raritäten auf Lager. Neben den Geschäften der Gastwirtsbranche sind sie und dann die Buchläden die häufigsten Erscheinungen an den Straßen, aber die Cafés, Bouillons und Bars scheinen wirklich die Basis zu sein, auf denen sich das ganze übrige Leben der Stadt aufbaut; beinahe jedes zweite Haus enthält eine solche Unternehmung.

Die Läden im allgemeinen sind klein, ihre Auslagen nicht oft bemerkenswert. Das Plakatwesen in den Untergrundbahnhöfen und den Litfaßsäulen schreit vor Geschmacklosigkeit; sobald man besonderen Eindruck machen will, wird man erotisch und pikant. Das meistgesehene Plakat, ich weiß nicht, welcher Firma oder Branche, der letzten Zeit zeigte ein riesengroßes Ohr, vor welchem ein Dämchen in durchsichtigem Hemd steht, um durch die hohle

Hand irgend etwas hinein zu rufen. Hier ergibt sich eine starke deutsche Überlegenheit. Die Geschäfte führen vielerlei echte Ware, aber der vielberufene Pariser Schick beschränkt sich auf einige wenige Gebiete, die man aus der Tradition gut kennt, Mode, Gärtnerei, Parkpflege und Platzanlage; die Schaufenster sind gleichgültig oder kindisch mit wenigen Ausnahmen, am kläglichsten die Schaustellungen der Fleuristen. Die Blume braucht der Pariser nur zum Putz; ein innigeres Verhältnis dazu hat er nicht; er geht damit um wie die afrikanischen Naturvölker, die er beherrschen hilft. Gute Tradition hat noch das Buchgewerbe; man bindet nach wie vor Halbfranz oder Ganzleder. Das broschierte Buch kauft man sehr billig. Die Dekorationskunst dagegen ist infantil und zurückgeblieben. Der Fetzen, die Falte und die Trottel triumphieren noch unbestritten. Ohne Plüschsamt kann nichts sein; selbst die Simse der berühmten Kamine müssen ihre Verkleidung durch irgendeinen golddurchwirkten Lumpen haben. Dagegen gibt es wenige Schaufenster, hinter denen nicht eine hübsche Katze sich's bequem gemacht hätte. Paris ist eine Katzenstadt, wie Berlin eine Hundestadt. Läßt sich in Berlin eine Katze sehen, so sind sofort die Straßenbengel und die Köter dahinter her; in Paris kann die Redensart: wie Katz und Hund leben, nur ein gutes Einvernehmen bedeuten. Die Katze hat auf der Straße dieselben Rechte und Sicherheiten wie der Hund; dafür ziert sie mit ihrer grazilen Allgegenwart tausend Plätze und Räume. Ich fand sie in Vasen sitzen und im Mondlicht spinnen, zwischen Spitzen und Porzellan sich putzen; und einen schönen weißen Angorakater sah ich lang auf den Rücken gestreckt in der Sonne auf einem Bett von künstlichen roten Rosen, die hinter einem Schaufenster ausgelegt waren.

Paris ist auch die Stadt der Mäuse und Ratten, und nach wie vor der schönen Demoiselles. Was aber jene Mädchen angeht, von denen man nicht ohne Not spricht, so sind sie in Berlin plumper und geschmackloser, in Paris dagegen für den natürlichen Begriff infolge der Schnürleiber und der massenhaften Schminke ebenso widerlich. Auch der Erscheinung der Pariser Frau schadet dieser romanische Schönheitsbegriff; sie ist anziehend und ihre Bewegung über jedes Lob erhaben; sieghaft ist ihre Erscheinung nicht; das Weibchen ist nie sieghaft. Wahrhaft sieghafte Frauengestalten gibt es scheint's nur noch im europäischen Norden; die europäische Zivilisation hat mit Korsett und geteiltem Kleid den Wuchs der Frau gründlich verhunzt; mit fünfunddreißig Jahren ist sie eine Ruine; derselbe Pariser Geschmack, der sie dazu gemacht hat, muß dann auch helfen, darüber hinweg zu täuschen.

Ich lebte im entscheidenden Vierteljahr vor dem Ausbruch des Krieges in Paris und will darstellen, wie sich die Ereignisse vor sehenden Augen aufbauten. Die erste Anschauung der dortigen politischen Betriebsamkeit gab der Besuch des Königs von England. Etwas wissen und etwas sehen ist immer noch ein Unterschied. Die Entente war längst keine Sensation mehr, aber in jenen Tagen geriet alles, was deutsch war, in den glühenden Hände-

druck hinein, den die französische Nation mit der englischen wechselte. Unter zehntausend Fahnen und Girlanden hindurch, von Kürassieren geleitet und mit Blumen beworfen fuhr jener englische Gentleman mit dem glattgescheitelten Bürgerkopf, dem bärtigen, ausdruckslosen Gesicht und den verschleierten yeux de veau, an der Seite des kleinen, pfiffigen Gernegroß, des Präsidenten der Republik, durch die Straßen von Paris, zum Frühstück nach dem auswärtigen Amt, zur Parade nach den Champs Elysées, zum Rennen nach Auteuil, zur Galavorstellung in die Große Oper und zum Diner wieder nach den Champs Elysées. Wo das Zeichen durchkam, schwamm es in brausenden, brandenden Doppelströmen unendlich begeisterten Volkes. Jeder Laternenpfahl trug einen schreienden und heftig winkenden Pariser. Wie Gewehrsalven flog zehntausendfaches Händeklatschen die Straßen entlang. Der Pariser fühlte sich heute ganz glücklich und ganz geborgen; jedermann trug seine englische Flagge am Rockkragen als das Zeichen, in welchem er einmal zu siegen hoffte. Die Engländer bewegten sich verehrt, ernst, steif und undurchdringlich wie immer durch die tausend Erscheinungen, und ihre kurzen Pfeifen dampften keine Spur lebhafter als sonst. Die Deutschen fühlten sich an jenem Tag mit gutem Grund erzfremd in der bekannten Stadt; sie saßen verschattet und, wenn sie deutsch sprachen, von vielsagenden Blicken rasch gestreift an den Tischen der Boulevardcafés und nahmen Augenmaß. Die Zeitungen brachten detaillierte Berichte über deutsche Zustände und Mißstände, Revuen über die Mißerfolge oder Übergriffe der deutschen Politik, und fanden tausend Gründe, ihren Landsleuten sowie den angebeteten Gästen die deutsche Inferiorität und die französische Superiorität glaubhaft zu machen. Viel und gern besprochen wurde die Taktik, die man vermutlich einmal anwandte, um Deutschland gemeinsam zu Boden zu werfen. Es ging ein liebenswürdig und grandios kindlicher Zug von Erwartungsglück durch die ganze Nation, der vielleicht rein zu genießen gewesen wäre, wenn es sich nicht doch um ziemlich gefährliche Kinder gehandelt hätte und man angesichts des hübschen Feuers, mit dem sie spielten, nicht für sein eigenes Haus besorgt sein mußte.

War so der rote Faden einmal grell sichtbar geworden, so verlor man ihn nicht mehr aus den Augen. Jeden Morgen tischte der Matin seinem großen Publikum drei, vier leicht vergiftete Notizen über Deutschland auf, und jeden zweiten Tag einen ausführlicher durchseuchten Aufsatz. Die Neuwahlen waren im Gang und sollten für und gegen das Dreijahrsgesetz geschlagen werden. An allen Mauern und Zäunen hingen Abbildungen der Pickelhaube und Karikaturen des deutschen Soldaten, begleitet von unfaßlich verdrehten Hetzaufrufen. Diese galante Nation wird von keiner anderen in Leistungen der Gehässigkeit und der bewußten, leidenschaftlichen Lüge übertroffen. Schon die alten Schweizer klagten: verruchteres, unbarmherzigeres, verlogeneres Volk habe man nie gesehen. Der Matin aber wußte wieder die gefährlichste Neuigkeit: ein deutscher Postobersekretär in Berlin schraffiere

auf einer eingeteilten Landkarte die Wahlergebnisse für und wider die Dreijahrsdienstzeit.

Erheiterten Blickes erlebte man sodann die Masseneinstürze von Ministerien und Straßen. Die neue Kammer schien neue Orientierungen nötig zu machen; sie balanzierte sich aus, und die Regierung schwankte und hüpfte eine Zeitlang wie die Zunge an der Wage nach links und rechts. Eine russische Drohung brachte sie dann zum Stehen. Die ungehemmte Submissionswirtschaft, die das öffentliche Bauwesen beherrscht, überraschte die Pariser mit einer Sensation eigener Art. Im Umfang eines mäßigen Bauplatzes brach nach einem Gewitterregen das Pflaster einer Straßenkreuzung ein und riß Passanten und Fuhrwerke kellertief mit sich hinunter. Dreizehn Menschen verloren dabei das kurzweilige Leben; aber nun jagte ein Einbruch den anderen. Zeitungskioske verschwanden im Boden. Ganz Paris war wochenlang in einen schillernden See von guten und schlechten Witzen eingeschwemmt. Man lachte; ein Wunder war's, daß man nicht Deutschland für die Unglücke verantwortlich machte.

Es scheinen übrigens viel mehr deutsche Betriebe in Frankreich zu arbeiten, als man weiß oder für gut hält bekannt werden zu lassen. Man verschreibt sich als deutsche Firma einen Senator zum Patron und Aufsichtsrat. Der bezieht dann seine Tantiemen und läßt sich das ganze Jahr nie sehen; sein Name bringt derweil automatisch Staats- und Gemeindeaufträge ein. In jeder Branche besteht eine offizielle große französische Firma; die Konkurrenzunternehmungen sind meist englisch oder deutsch. Die einsichtigeren Franzosen sagen denn auch, daß nach einem neuen siegreichen Feldzug gegen Frankreich die Deutschen gar nicht nötig haben würden, auch nur einen Quadratfuß französischen Bodens zu annektieren; ja es wäre ein großer Fehler, wenn sie es täten, denn sie würden Frankreich viel sicherer und geräuschloser wirtschaftlich unterjochen können.

Der erste deutsche Sieg dieses Jahres wurde übrigens nicht bei Mülhausen erfochten, sondern bei Lyon anläßlich des Automobilrennens. Man fuhr, so gut man konnte, und half sich nachher nach Vermögen aus der Verlegenheit. Dabei hat niemand, jedenfalls nicht in Pariser Zeitungen, gelesen, daß der Sieg des deutschen Favoriten übel aufgenommen worden wäre, und wenn der französische nicht noch in letzter Stunde ein Pneu hätte wechseln müssen und nicht vorzeitig die Contenance verloren hätte, so wußte man ohnehin nicht, wie die Sache sonst abgelaufen wäre. Auch fand man heraus, daß bei diesem Rennen weniger Stundenkilometer gemacht wurden, als bei irgend einem anderen, vermutlich weil das Gelände besondere Schwierigkeiten verursachte; also lag die Sache so: bei hundertzwanzig Kilometern (ich weiß die Ziffern nicht genau) siegten die schnellen Franzosen, bei hundertzehn natürlich die Deutschen. Ein resignierter Witzkopf sagte: „Kunststück, das Rennen zu gewinnen, mit so guten Maschinen!" Und der Matin hatte einen Trost; in

der gleichen Nummer, in welcher er den deutschen Sieg meldete, teilte er mit, daß zum Glück in Deutschland die Ehescheidungen zunähmen. Den armen französischen Favoriten, der sich ganz nebenhinaus gefahren hatte, empfing man in Paris als den eigentlichen Sieger, denn bis zur zehnten Runde war er's wirklich gewesen; so konnte jeder einsehen, daß er's bis zum Schluß nur aus Zufall nicht geblieben war, und je mehr Deutsche ihn überholten, desto plausibler wurde diese Erklärung.

In allen diesen Frieden hinein schlug wie ein Blitz die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers. Merkwürdigerweise scheint man in Paris die Tragweite dieses Ereignisses nicht sofort erkannt zu haben, oder die Presse hatte genug politische Schule, so zu tun, als ob sie sich nichts dabei dächte. Die wenigen politischen Köpfe wußten bereits, daß mit dieser Tat der europäische Krieg auf die Bahn gebracht war; es ist der Weltgeschichte gleich, ein neues Kapitel durch einen Heldenkaiser oder durch einen mörderischen Schlingel einzuleiten. Gustav Landauer witzelte in Berlin: „Der serbische Prinzip hat den österreichischen Principe (Fürsten) umgebracht," und glaubte damit der Bedeutung des Augenblicks gerecht geworden zu sein. Die Pariser Journale hatten so viel Haltung, ihre Befriedigung über den Fall des stärksten Mannes in Österreich zu verbergen; sie faßten ihre Empfindungen in ungünstige Charakteristiken des erlegten Fürsten und erhofften sich von der Frömmigkeit des blutjungen Nachfolgers goldene oder zum mindesten silberne Früchte.

Indessen schickte man sich an, das Nationalfest zu feiern. Schon wieder — vor kurzem hatte man den Dänenkönig empfangen — hing man die Fahnen heraus, errichtete Triumphbogen und spannte Girlanden. Außerdem baute man auf alle Plätze und Kreuzungen Podien für Musikkapellen, und schon am Samstag rückten die Cafés und Restaurants ihre Tischreihen auf die Straße hinaus, so daß nur eine schmale Fahrrinne für Fuhrwerke und Autos übrig blieb. Der vierzehnte fiel auf einen Dienstag; da es sich nicht lohnte, am Montag zu arbeiten, so begannen die Festlichkeiten bereits Sonnabend nacht. Nun glühten zehntausend Lampions auf und hunderttausend farbige elektrische Birnen. Die Kapellen bestiegen die Podien, und mit dem ersten Walzer wurde die Straße zum Tanzboden; die elektrischen Bahnen und Autobusse stellten den Verkehr ein, und wo getanzt wurde, mußten auch die Automobile warten. Nächtelang war Paris in einen leuchtenden, klingenden, rotierenden Nebel von Daseinsfreude und Wohlbehagen gehüllt. Das Volk beherrschte unbedingt den Plan; außer Volk war nichts da. Samstag, Sonntag, Montag wurde gegessen, getrunken, getanzt, geliebt, gelacht, gesungen, gepfiffen, gedudelt, geblasen. Man tanzte Walzer, Tango, Onestep, Polka, Marixe, Schottisch, hüpfte, schliff, schob, hopste, schlingerte, rannte, drehte gefühlvoll oder schwang sich feurig durch den Weltraum. Morgens kam man nach Hause, nach Vermögen gesellig, und nach allen er-

füllten Wünschen schlief man sich aus, um am Abend das Spiel von vorn zu beginnen.

Wo nicht Musikpodien standen, da hatte man Kaufbuden errichtet. Türkischer Honig, Hosenträger, Vögel in Bauern, Kuchen aus hundert Resten geknetet und unsäglich billig, Nougat, Kollektionen von Ansichtskarten, die zusammengesetzt Napoleon zu Pferd zeigten, vereinzelt Episoden aus seiner Siegesbahn nebst einem Arm oder einem Auge des Heldenkaisers oder dem Hinterteil seines Schimmels, Brillantringe für einen Franken fünfzig Centimes, Statuetten der Mamsell von Orleans, Schuhbänder, Spitzen — das war das wenigste, was man kaufen konnte. Man konnte sich wahrsagen lassen. Man konnte sich bronzieren, ja vergolden lassen. Und wer nicht durchaus allein sein wollte, der war nicht dazu gezwungen. Die Seine spiegelte alle holden Farben des Lebens wider. Die hundertjährigen Häuserreihen resonierten wie Geigenböden in dem vibrierenden Meer von Musik, das sie bestürmte. Und Abend für Abend feierten die Straßenbahnen und Autobusse.

Am Montag brannte der Senator Humbert einen vollgeladenen Böller ab; es krachte, daß es die ganze Welt vernahm. Daß der französischen Armee zwei Millionen Paar Schuhe fehlten, war eine rein französische Angelegenheit; aber die Wut jener Leute, die schon so viel Geld für das Heer bewilligt hatten und nun einen Tag vor dem Nationalfest vernahmen, daß es am nötigsten fehlte, war zu begreifen. Humbert hatte nicht übersehen, daß das Volk für diese Ernüchterung eine vollgemessene Dosis Stimulanz bekommen mußte. Er griff auf den vielbewährten alten Bestand an nationalen Idealen zurück, und indem er zwar auch noch die kriegstechnische Bereitschaft der Republik für die Forcierung des deutschen Rheines und der Mosel in Frage stellte, ließ er doch an der taktischen Herrlichkeit der Idee und an der moralischen Wucht der Armee, sie durchzuführen, keinen Zweifel übrig. Erglühend hörte es die ganze Nation, daß man aus tausend Feuerschlünden Metz beschießen und dann mit unwiderstehlichen Heeresmassen in das mittlere Deutschland einbrechen werde; zugleich rannte man durch einen Vorstoß von Belfort her die deutsche linke Flanke über den Haufen und war so im großen Ganzen mit der Aufgabe eigentlich schon fertig; man konnte sich nicht denken, was die Deutschen nachher noch groß unternehmen wollten. Nun, es fehlte dazu also nichts, als die Kleinigkeit von zwei Millionen Paar Schuhen und einiges Brückenmaterial für den Rhein.

Infolge dieser Eröffnungen blieb der Senat zu einer permanenten Sitzung zusammen, die auch in der Nacht dauerte und am Vormittag des Nationalfestes fortgesetzt wurde. Die Presse betrachtete in der Zeit den gegenwärtigen historischen Augenblick, in dem das außerordentliche Erwachen Rußlands glänzend zutage trat und die Russen sich der furchtbaren Macht ihres Landes bewußt wurden. Der „Matin" versprach der Nation, daß im ersten Monat des Jahres 1916 Rußland und Frankreich zusammen infolge der Heeres-

vermehrungen eine niederschmetternde Überlegenheit über alle europäischen Armeen haben würden.

So eingeläutet brach am Dienstag die hohe Nacht ein. In einem gespannten Wetterdunst dämmerte es; es war den Tag über heiß gewesen. Vereinzelte Raketen zischten in den blaßroten Nebel hinauf und verpafften einsam. Die Seine spielte mit ihren Kähnen und Dampfbooten. Die Linden, die ihr Ufer säumen, standen mit hell durchleuchteten Kronen und rauschten leise im Vorgewitterwind. Notre Dame ragte in geisterhafter Schöne von ihrem illustren Platz auf. Der Louvre trug einen aufgereihten Sternhimmel von Lichtern dem Gesims entlang. Plaudernd stand und saß das Volk auf den Straßen: es wartete auf sein Feuerwerk.

Die erste offizielle Rakete stieg und überschüttete die Gegend mit einem leuchtenden Samen von Farbenfunken; die zweite erfüllte den Raum mit einem jähzornigen Geknatter von hundert Blitzen. Dann brannten Sonnen auf, explodierten mit universalen Gebärden Pulvertonnen, wanderten mit stillem Schein blaue Monde vorüber, stürzten Sternennebel nieder, jagten sich glühende Schlangen, öffneten sich donnernde Vulkane, brach der Himmel auf und stieß furchtbar schöne Dämpfe der Urschöpfung hervor. Weit am Horizont zuckte der fahle Schein eines fernen Gewitters. Und über dem toten Mann in Österreich braute sich ein dunkles Geschick herauf, welchem das französische Volk mit Feuerzeichen seine leidenschaftliche, sehnsüchtige Bereitschaft entgegenschleuderte. In den prächtigen Vorgängen der Illumination sah jeder Mann seine Begriffe von nationaler Größe und wiederkehrender Herrlichkeit versinnbildlicht. Über der allgemeinen Sinnen- und Festfreude erschien auf einen Moment der zuckende Hintergrund alles nationalen Lebens: der eine, unstillbare, brennend nagende Wunsch nach Revanche, nach Sättigung. Dies ehrgeizige Volk ist so gestellt, daß es nicht mehr selbstherrlich geradehin seine Gegenwart feiern darf: es muß, um sein Positives zu spüren, jedes Fest zu einer Art Vergeltungs- und Auferstehungsschlacht machen. Das war die Drohung, die aus dem feurigen, heißhungrigen Spiel der Blitze und der dreifarbigen, rot-weiß-blauen Sternenfälle leuchtete. Der deutsche Fürst im Osten lag still und furchtbar ernst in seinem Sarg; aber der Präsident der Republik rüstete sich nun lächelnd zur Reise nach Petersburg an den Hof des Zaren, wo man die schlimmen Ränke spann und wo man ihn, ebenfalls lächelnd, empfangen würde, um weitere Schläge gegen deutsche Fürsten und Völker auszusinnen.

In einer blutroten Rauchwolke erstickte der letzte Effekt des Feuerwerks. Der Wind legte sich darein und führte sie langsam die Seine hinauf nach Notre Dame. Die Kapellen strichen den ersten Tanz an, und die Paare traten prüfend und sich wiegend auf die Straße. Nach kurzer Zeit waren sie wieder zu den harmlosen Kindern geworden, als die sie Gott der Herr und ein günstiger Himmelsstrich geschaffen haben, und keiner dachte mehr

weiter als zu seinem Glas und zu seiner scharmanten Nachbarin, die mit daran nippte.

Gegen Morgen brach ein Gewitter über Paris los und trieb mit achtbaren Donnerschlägen die letzten Schwärmer von der Straße. Ein ausgiebiger Regen reinigte die Luft von Staub und Pulverdampf. Eine Morgenfrühe voll Duft und kühlem Wohlgeruch wehte über die alte, abgenutzte Stadt herein. Verdrießlich kroch der Werktag aus seinen gewohnten Löchern.

In den Ruhepausen zwischen den Zeitereignissen lockte die französische Landschaft. Man weiß zu wenig von ihr; vom Feldzug 1870 auf 71 scheint nicht viel Sehnsucht danach zurückgeblieben zu sein. Das ist begreiflich; die deutschen Stämme hatten zunächst genug zu tun, sich im neuen Reich einzurichten, und es fehlte durchaus nicht an Platz, sich weiter auszubreiten. Diesmal wird es vielleicht anders werden; man kommt aus einem überfüllten Staat in ein bequemes, freundliches, offenes Land, wo alles gedeiht und wo man einer aussterbenden Bevölkerung viel schöne Frucht ohne Mühe in die Scheune fahren sieht. Der Romane hängt weniger am Vieh als der Germane; die Bodenkultur wird ihm unter dem günstigeren Klima leichter und bringt mehr ein als die Milchwirtschaft. Dem Germanen dagegen ist das Rind unter seinem trüberen Himmel das einzig Sichere; darum sieht man ihn auch in Gegenden, wo er es nicht nötig hätte und vorteilhafter Bodenkultur triebe, den größten Teil seines Landes in Grasbau anlegen, und es wird noch eine Weile dauern, bis die alte Tradition durchbrochen ist. Diese Verhältnisse sind es aber, welche den Unterschied zwischen dem Gesicht einer deutschen und einer französischen Landschaft bewirken. Deutschland hat grüne Täler und Hügel, und das übrige ist dunkelgrüner Wald. Das braune Feld tritt in der Betrachtung wie in der Erinnerung zurück; das einzig Braune sind die Herbstkühe, die läutend zwischen Zeitlosen umgehen und das letzte Gras weiden. In Frankreich tritt der Acker und das Gartengelände in den Vordergrund; ich vermag mich nicht an eine einzige Wiese zu erinnern, womit nicht gesagt ist, daß es keine gibt; sie bestimmt nur nicht das Landschaftsbild. Weizen, Gemüse, Oliven, Obst, Maulbeer, Hafer, wieder Weizen, Melonen, römischer Salat, Lattich, Artischocken, Spargel, Karotten, Pfirsiche, etwas Blumen und viel Wein: das ist die Physiognomie. Dazwischen Wälder, schiffbare Flüsse mit Schleppkähnen und Dampfern, Inseln, Hügelzüge mit Städten, Herrensitze, Schlösser; reiche Dörfer, deren Kulturen herrenmäßig durch Mauern von der Straße abgeschlossen sind; ab und zu erlaubt ein offenes Tor einen Blick über fette, abwechslungsreiche Pflanzungen, Pavillons, Treibhäuser, Zisternen. Nie sah ich so königliche Bäume wie in Frankreich, in den Forsten, in den Parks, auf freiem Feld, in entzückenden Gruppen, in unbegreiflich vollkommenen Einzelindividuen, als Paladine neben niederen Hütten, als Alleen zu fürstlichen Portalen. Sie sind nicht nur reicher an Formen, sondern auch an Arten, und die malerischen Wirkungen, die davon ausgehen,

sind hinreißend. Über allem blaut der glückliche französische Himmel, und dazwischen geht ein kluges, geschicktes, höfliches Volk um, das nicht mehr gern umlernt und das man mit allen Sorten von Drill und Schulung in Ruhe lassen soll.

In den tiefen Frieden dieser Landstriche fiel wie ein wunderlicher Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht vom Ultimatum Österreichs an Serbien. Den Meuchelmord hatte man längst vergessen. Vor der sehr lebendigen Madame Caillaux, deren Prozeß eben anhob, war der tote Fürst im fernen Österreich zu Nebel verblaßt; verwundert und etwas unbehaglich spürte man, daß ein Toter ins Leben eingriff und vielleicht sogar das Wohlbehagen vieler guter Leute stören konnte, wenn er dazu stark genug war. Aber niemand mochte begreifen, was Österreich eigentlich wollte, und über dieser inneren Sinnlosigkeit, so erwartete man, stolperte sich die Unternehmung von selber zu Boden.

Madame Caillaux redete, und ganz Frankreich hörte ihr atemlos zu, denn sie sprach gut und sprach von der Ehre einer verfolgten Frau; darüber konnte man nie genug vernehmen. Labori sprach, und Caillaux selber trat auf. Jeder tat sein möglichstes, um die Erwartungen, die Frankreich auf die rhetorische Begabung seiner Söhne setzte, wenn möglich noch zu übertreffen; jede Sekunde darüber im klaren, daß der Telegraph die kleinste wie größte Gebärde und das wuchtigste wie das feinste Wort in alle Welt hinaus verkündete. Vom Recht war schon nicht mehr die Rede. Das Tribunal wurde im Handumdrehen zur Szene, das Gericht zur Bühne, zum Theater der Hunderttausende, zum Weltschauspiel. Man gab das Stück: „Die Rächerin ihres Gatten", und gab es mit aller Kulisse, die zu bekommen war, und mit Aufgebot der letzten Routine und Raffinesse. Frankreich schluchzte, Frankreich zitterte mit einer schwachen Frau, Frankreich hungerte nach immer neueren und immer intimeren Enthüllungen, Frankreich sah sich im Spiegel und gefiel sich, Frankreich liebte und Frankreich glaubte und Frankreich hoffte. Nachts suchten verlockende und erschütternd schöne und traurige Träume Frankreich heim, und tags las Frankreich die stenographischen und wirklich interessanten Zeitungsreferate. Wieder war der Tote im Osten aus der Welt gedrängt; statt seiner hielt die Zeitungsleiche des Calmette einen letzten Tag lang die Welt westlich der Vogesen in Atem. Nein, es war unmöglich, daß eine zarte Frau mit dem düsteren Hintergrund, wie ihn der skrupellose Halunke Calmette ihr verlieh, schuldig gesprochen wurde; aber auf eine gelinde Strafe rechnete man immerhin, um sein Rechtsbewußtsein zu berücksichtigen. Ein Dutzend Leute verlangten unerschütterlich ihren Tod. Die ihr von Anfang aus menschlichem Empfinden den Freispruch gegönnt hatten, wandten sich im Laufe des Prozeßhandels angeekelt von ihr ab und überließen sie dem französischen Pathos. Eine Woche war schon totgeredet; die zweite wurde angebrochen. Bereits hatte Serbien sein Nein in die Welt gekreischt. Die

Donaumonarchie mobilisierte; das weite, dunkle Rußland rührte sich. Der Präsident der Republik fuhr Seite an Seite mit dem Zaren durch die blutigen Straßen von Petersburg, der kleine, heimlich feiste Silen im Zylinder mit dem großen, leeren Niemand aus dem Hause Romanow. Und während die Gewehre gegen die streikenden Arbeiter krachten, wurden hinter dem Rücken des kaiserlichen Statisten Nikolaus Zwirne gesponnen, um die deutschen Nationen wie eine Herde darin zu fangen. Immer noch focht man im Gerichtssaal vor dem Spiegel pathetische Rededuelle aus, fiel Madame Caillaux in Ohnmacht, verhüllte ihr Gatte in tiefer Bewegung sein Gesicht und knipsten die photographischen Apparate.

Nüchtern und auf dem Posten waren nur die Syndikalisten. Der Montag Abend brachte auf den großen Boulevards, die sonst dem leichten Getändel des Lebens gehören, eine tief ernste, eindrucksvolle Demonstration gegen den Krieg, gegen diesen Krieg. Der Staat, der bereits wußte, daß er ihn wollte, ließ seine Bajonette los. Die Gefängnisse füllten sich mit Arrestanten; das Gewissen Frankreichs war hinter Schloß und Riegel oder sonst zum Schweigen gebracht; der bürgerliche Esprit hatte weiter das Wort, und er führte es mit bemerkenswerter Kunstfertigkeit. Sachte war inzwischen in den Zeitungen der Caillauxprozeß an die zweite Stelle gerückt; an erster Stelle führte man die Mission aus, dem französischen Volk Zeit zu verschaffen, seine schöne Trunkenheit sonntäglich auszukosten. Nachdem bisher keine Jauche schmutzig genug gewesen war, um deutsches Wollen und deutsches Sein damit zu begießen, kam plötzlich der deutsche Kaiser in den Pariser Blättern zu einer Bedeutung, die seit der Erschaffung der Welt kein zweiter Mann gehabt hat. Es stellte sich nun heraus, daß die Erde auf seinen Befehl um die Sonne kreiste, daß kein nackter Spatz aus seinem Ei schlüpfte, wenn er es nicht wollte, daß Österreich sofort in Belgrad um Verzeihung bitten mußte, sobald er mit der hohen Braue winkte, und daß er ja überhaupt für den Frieden war; da sollte er seinen christlichen Feinden doch Zeit geben, um für den Vernichtungskrieg gegen die deutschen Völker einen etwas anständigeren Vorwand zu finden, als den Schutz der Belgrader Verbrecherzunft. Da er doch so für den Frieden war! Und dann: Deutschland mobilisierte in zehn Tagen, Rußland brauchte mindestens doppelt so lange; das war keine Gleichheit. Wenn es Wilhelm irgend machen konnte, so wollte man überhaupt am liebsten bis zum Jahr 1916 warten. Aber auch jetzt: wozu wollte Deutschland so bereit sein! Diesmal ging es ihm in jedem Fall schlecht; je mehr es sich wehrte, um so härter strafte man es nachher. Man hatte einen Kulturauftrag vom höchsten Gott: Mit Rußland gegen Barbarei und Völkerknechtschaft! Und für Fortschritt und Völkerglück, versteht sich! Solchermaßen sangen die Journale auf ihrer ersten Seite Friedenspsalmen, verherrlichten den deutschen Kaiser und erbauten sich an ihren eigenen schönen Stimmen. Auf der zweiten liebten sie

Frau Caillaux, lobten den Schnitt ihrer Kleider und beschrieben ihre Reize. Auf der dritten meldeten sie den Fortgang der russischen Mobilisation. Auf der vierten kamen Inserate der Pariser Hebammen und der Vertriebsstellen artistischer Photographien. Dienstag war die Mobilisation von vierzehn russischen Armeekorps sicher und wurde Madame Caillaux freigesprochen.

Die Atmosphäre war bereits mit Zündstoff geladen, obwohl niemand wußte, was eigentlich vor sich ging. Vielleicht war eine ungeheuerliche Attacke auf die französischen Rechtsverhältnisse gelungen; man wußte es nicht sicher. Vielleicht hatte sich inzwischen ein europäischer Krieg zusammengebraut; man konnte es sich nicht denken, denn man war seelisch gar nicht darauf vorbereitet; man stand doch jetzt vor dem Katzenjammer. Caillaux dinierte mit seiner Gattin im intimsten Kreis seiner Freunde; da hätte man doch eigentlich dabei sein müssen. Wahrscheinlich gab es heute auf den Boulevards wieder einen Spektakel; die Camelots du Roi wollten protestieren. Man war großmütig und ging, auch als ausgepichter Republikaner, jedenfalls die Sache ansehen. Haben wir nicht während der Wahlen mit aufrichtigem Interesse den Stil jener Plakate studiert, die in riesengroßen Lettern die Überschrift: „A bas la république! Vive le Roi!" trugen? Hochverrat? Wie komisch! Die Camelots protestierten wirklich, und die Pariser waren glücklich. Erst war's ein Zug von zwanzig Jünglingen im Gänsemarsch, Studenten und vielleicht ein paar pauvere Künstler. Sie drängten sich mager und unansehnlich durch die Straßen und riefen im raschen Takt ihrer Schritte: „Cail-laux, Assassin! Cail-laux, Assassin!" scharf skandiert, einstimmig, unermüdlich! Welche von ihnen hatten den Rocktragen hochgeschlagen; der Pariser friert leicht. „Cail-laux, Assassin!" Nach einer Viertelstunde waren's vierzig, nach einer halben hundert. Das Publikum begann Beifall zu klatschen und wie im Zirkus durch Zurufe zu animieren. Tische und Stühle verschwanden auf Befehl der Polizei von den Trottoirs; aus Tischen und Stühlen baut man Barrikaden. Vom Montmartre her zogen düstere Elemente zu; auf den Fortifs, der Pariser Umwallung, trieben sie sich schon seit Tagen um. Zwischen ihnen und der Polizei zettelte sich endlich das so sehnlich erwartete Geplänkel an. Die Ordnungstruppe schwärmte aus und unternahm, wie man es wünschte, taktische Manöver. Sie machte Laufschritt, schwenkte links und schwenkte rechts, ohrfeigte, boxte, nahm aber keine Verhaftungen vor, denn dazu war es vielleicht doch nicht mehr die rechte Zeit, und überhörte geschickt einiges Johlen und Pfeifen, das sich aus dem Publikum erhob. „Cail-laux, Assassin!" Die Camelots liefen noch immer; der Gänsemarsch war kleiner geworden; man fing bereits an, sich zu langweilen. Als man einsah, daß die Polizei wirklich keine Affaire aus der Sache machen wollte, verzog man sich in die Cafés oder nach Hause. Die Camelots gingen nach dem Quartier latin, um sich zu feiern. Um Mitternacht waren die Boulevards leer.

An einer Straßenkreuzung hatte übrigens ein flinker Dichter mit einigen sehr schönen, schweren alten Möbeln eine Art Schranke oder Kanzel errichtet, von welcher er ein selbstverfaßtes Chanson auf den Freispruch der Madame Caillaux sang. Seine kleine Frau verkaufte es gedruckt für drei Sous, und zwei Musikanten, ein Geiger und ein Lauteniſt, begleiteten den ganzen Vorgang.

Der Mittwoch ſtand im Zeichen des Katzenjammers, an dem die ganze Nation einmütig teilnahm. Ein Krieg drohte am Horizont herauf, und man war nicht darauf gefaßt. Gewiß, man wollte ihn, aber doch nicht jetzt. Und wer ſagte überhaupt, daß man ihn in Wirklichkeit wollte? Man hatte es oft geſchrieben und hunderttauſendfach geſungen, geſchrien, auch witzig variiert; aber wer nahm denn Franzoſen ſo ſcharf beim Wort? Der Ton der Zeitungen wurde weinerlich, zänkiſch. Man wünſchte, ſeinen Kater zu pflegen, und ſollte denken, rüſten, gefaßt ſein. Und der Vater des ratloſen Landes ſaß in Petersburg, toaſtierte, aß offizielle Menüs herunter, die man in den Zeitungen haarklein verfolgen konnte, und hatte eine weite Heimfahrt vor ſich. Zum Troſt veröffentlichte man wieder das oft veröffentlichte Porträt des Generalſtabschefs Joffre. Immerhin hatte man einen Generalſtabschef. Die Ruſſen hatten ſechs Millionen Soldaten, die Franzoſen vier Millionen. In Öſterreich ſah es bunt aus und würde gleich kunterbunt zugehen; man druckte Sprachenkarten ab, auf denen das ſerbiſche Sprachgebiet bis vor die Tore Wiens reichte. Alſo ohne Sorge, denn das gute Recht lag auf der Seite Rußlands, das mitten im Frieden meuchlings überfallen wurde. Der deutſche Kaiſer wollte ſcheint's den Krieg, denn er machte nicht gegen Öſterreich mobil, um es zum Raiſon zu bringen: ſo mochte er den Krieg haben. Denn inzwiſchen hatte man ſich gottſeidank ſchon ein bißchen in den Gedanken eingelebt. Schon meldete die Berliner Börſe einen Kursverluſt von zwei und einer Milliarde, aber Frankreich hatte vier Milliarden baren Kriegsſchatz in hartem Gold. Und dann hatte man zehn Millionen ſchöne Soldaten gegen ſieben eine halbe Million ordinäres Militär der Gegenpartei; Öſterreich ſchätzte man beſcheiden auf fünfviertel und Italien wenig höher. Außerdem gab es Bildchen von den Marineverhältniſſen der Feinde. England ſtellte einen hübſchen prompten Rieſen dar, Frankreich einen wohlgewachſenen Mann, Rußland einen hoffnungsvollen jungen Mann. Deutſchland konnte mit einem ganz gewöhnlichen Erwachſenen aufwarten, Italien mit einem Konfirmanden, und Öſterreich brachte einen Säugling bei. Darüber wurde es wieder Nacht. Die Ordnungen der Sterne zogen wie von alters her am Himmel herauf. Die Sichel des erſten Mondviertels erſchien, ſeltſam und fraghaft.

Wir unternehmen eine letzte Rundfahrt durch die ſchöne Feindesſtadt. Noch einmal laſſen wir uns das königliche Paris und nebenher das kaiſerliche und das Paris der dritten Republik durch die Augen gehen, die Stadt der hundert Brücken und ſtolzen Plätze, die Stadt der hunderttauſend berühmten Gemälde,

die Stadt Balzacs, Molières, Dantons, Robespierres, Baudelaires, Rabelais', Viktor Hugos, des letzten Gothikers Rodin, der Enzyklopädisten, der Bourbonen, Pfaffen, Maitressen, Bonapartes, Jakobiner, den ausgebrannten Westkrater der Weltgeschichte. Noch einmal erschüttert uns die ewige Schönheit von Notre Dame; damals war Paris jung und wahrhaft königlich. Während der Revolution zelebrierten die Affen der Göttin der Vernunft darin; jetzt versammelt sich dort eine letzte versprengte Schar französischer Katholiken allsonntäglich um diskreditierte Symbole. Dies stolze Gebäude ist uns Motiv höchster Erhebung; ein klassischer Hellene hätte sich davor geschüttelt. Weiter. Die dunkle Masse des Louvre lagert stumm vor Erinnerungen die Seine hinunter. Die Höfe phosphoreszieren im blassen Mond und hallen vor Geschichte. Gespenster gehen um oder stehen in Gruppen: Franz I., der Begründer des Louvre, Katharina von Medici, Karl IX., der Bräutigam der Pariser Bluthochzeit, Heinrich IV., Ludwig XIV., Ludwig XVI., der Sündenbock der Revolution, Napoleon I., Napoleon III. Die Ruine der Kaiserin Eugenie hofft unter der Rührung des ganzen bürgerlichen Frankreichs nun die Revanche für ihren Krieg von 1870/71 zu erleben. Noch am Nationalfest kolportierten die Journale eine Anekdote von ihr. Sie hatte eine Blume im Tuileriengarten gebrochen und war darüber von einem Polizisten zur Rede gestellt worden. „Wie heißen Sie?" Eugenie! „Eugenie ist kein Name." In dem historischen Bau residierte eine Zeitlang der Gatte einer anderen Frau, die gerade dieser Tage der Mittelpunkt der nationalen Erregung gewesen war: Caillaux, der Finanzminister jenes Kabinetts, das die Heeresvermehrung beschloß. —

Aber schon tut sich das offizielle Paris auf; der Platz de la Concorde öffnet den Ausblick in Welten. Im Rücken schlafen die Tuilerien hinter vergoldeten Staketen, geradeaus schimmern silbern im Mondlicht die Bäume der Champs Elysées; am fernen Ende des sphärischen Durchblicks erhebt sich massig der hohe Triumphbogen des Etoile. Links, jenseits der Konkordienbrücke, ruht der griechische Bau der Deputiertenkammer, rechts beim Beginn der Großen Boulevards das Gegenstück, der christianisierte Tempel der Madeleine. Ringsum sitzen die Statuen der französischen Städte; die Straßbourg trägt ihren ewigen Trauerflor; Kränze welken zu ihren Füßen. Elegant gleiten die Automobile der dritten Republik über den ehemals kaiserlichen Platz; Uniformen, Fräcke, Zylinder, Roben, Pelze, Seiden, Wangen, Blicke leuchten auf und sind vorüber. Wer herrscht hier? Welche Hand kommandiert? Welcher Wille schafft Organisationen? Der Präsident? Das Kabinett? Wiederum finde ich die Stätte von ihrer Seele verlassen, erinnere mich an ein Gespräch vom Nationalfest, das ich mit einem ehrlichen Mann hatte. „Ein Empereur müßte uns führen, wie die Deutschen. Drüben ist Ordnung! Wir verlieren hier unser Leben!" Frankreich ist voll von Träumen.

Fernher geistern in nüchterner Ekstase die Konstruktionen des Eiffelturmes herüber, und langsam bewegt das Große Rad seine Lichter durch die Nacht. Dort ist reine Republik, Champ de Mars, Trokadero, Lunapark. Wenn der Blick aber einen Grad seitwärts gleitet, so fällt er auf die goldschimmernde Kuppel des Invalidendoms, unter der Napoleon von seinem Schicksal ausruht.

Die Boulevards wimmeln wie Ameisenhaufen, in die man mit dem Stock gestoßen hat. Extrablätter! La Russie nimmt eine bewundernswerte, eine blendende Haltung ein. La Russie trifft ungeheure Maßregeln ruhig und im Bewußtsein seiner Größe. — Schon sind die Deutschen von der Straße verschwunden; das französische Volk ist allein mit seinen englischen Freunden. Angleterre — was wird Angleterre tun? Wird der andere leuchtende Freund dem verschatteten Frankreich ebenfalls Treue halten? Angleterre grollt und warnt über die Nordsee; schon konzentriert es seine Flotten. Deutschland mag sich vor unseren Freunden hüten! Der Präsident beschleunigt seine Abreise von Petersburg. Der Krieg kommt. Kapellen schwirren. Kokotten lächeln. Vom Heer ist nichts zu sehen; die Truppen sind in die Kasernen konsigniert. Die Große Oper gibt den Faust, Folies Bergère das weibliche Ausstattungsstück Sansculotte.

Laß uns das scharmante Völkchen noch einmal tanzen sehen. Wir fahren den Boulevard St. Germain und dann den Boulevard St. Michel entlang. Links grüßt die Sorbonne und gleich darauf das Pantheon mit Rodins Denker; drin steht der Bürger von Calais, das ungeheuerste von moderner Plastik, was ich weiß. Rechts der Park des Luxembourg mit seinen hundert Statuen, Büsten, Steinen, Säulen, Bronzen; das Niveau dieser offiziellen Plastik ist noch um ein ganzes Stockwerk niedriger als das der Berliner Siegesallee. Aber der Park selber ersetzt jede ungetreue Geliebte. Nun sind wir bei Bullier; es ist der vorletzte Moment. Noch girren die Geigen. Man tanzt, natürlich Tango; sofort ist das Auge voll beschäftigt. Wie der leise Bronzeton der Mädchengesichter gegen das helle Parkett absticht! Und wie sich das bewegt! Graziöseste Verlorenheit! Verkommenste Schönheit! Kokotten, Studentenliebchen, Modelle, Künstler, Zuhälter, Etudiants von der Sorbonne und die unvermeidlichen Neger der dritten Republik. Ein baumlanger schwarzer Kürassierkorporal hat der Reihe nach alle Weiber, ein farbiges Modell, Mulattin, alle Männer. Jeder dritte Mann scheint ein Nigger, Algerier oder Mischling. Die Republik sucht sich durch die farbige Rasse gegenüber der germanischen Expansion zu stärken und aufzufrischen. Alle Straßen sind voll dieser dunklen Eindringlinge, Arbeiter, Soldaten, Kommis in Stehkragen mit Stöckchen und Kneifer, Neger auf dem Velo, Neger im Auto, Neger in eleganter Kleidung, geschäftig mit Mappen unter dem Arm oder von weißen Damen zum Amüsement begleitet. Kein Ort ist so offiziell oder heilig, wo man nicht auf einen schwarzen Halunken mit

wulstigen Lippen und der viehischen Grimasse des zivilisierten Kannibalen stößt. In Notre Dame hörte ich einen Nubier mit lauter, durchdringender Stimme das Lob der Madonna singen; seine Ohrringe glänzten dünn im Licht der Kerzen, und er schwitzte vor Andacht. Hier bei Bullier stand zum Überfluß ein bronzener Kolossalneger mit einem Polster auf dem Bauch und einer Uhr auf der Brust; der Zeiger gab den Kraftaufwand an, mit dem man dem Polster einen Fauststoß versetzte; bei der Ziffer 200 glühten die Augen rot auf. Ein Weibchen des Quartier Latin verbrate eine Tasche voll Sous und ihre ganze Inbrunst auf dem Bauch des neufranzösischen Götzen; umsonst suchten ihre Freunde neben ihm zur Wirkung zu kommen. Das Symbol ist unwiderstehlich; Frankreich wird eher verniggern als verdeutschen.

Neue Briefe Heinrich von Kleists.

Mitgeteilt von

Georg Minde-Pouet.

1. An Christian von Massenbach.

Verehrungswürdigster Herr Obrist,

Sie thun meinem guten, redlichen, vortrefflichen Freunde Altenstein recht Unrecht, und ich würde recht böse auf Sie sein, wenn der Verdacht, den Sie auf ihn geworfen haben, nicht von der Innigkeit Ihrer Güte für mich, und Ihrer immer regen Besorgniß für mein Wohl herrührte. Es ist so wenig die Rede davon, mich durch einen Kunstgriff von dem Hardenbergschen Departement zu entfernen, daß vielmehr dieser Altenstein, der mit großen Plänen für sein Vaterland (Franken) umgeht, das lebhafteste Interesse zeigt, mich für seine Zwecke zu gewinnen. Die Absicht, die man bei dieser meiner Sendung nach Königsberg hat, ist endlich keine andere, als mich zu einem tüchtigen Geschäftsmann auszubilden, und die musterhafte Einrichtung der preußischen Kammern, durch meine Beihülfe einst, wenn ich angestellt sein werde, auf die fränkischen überzutragen. Ich werde vielleicht Gelegenheit haben, Ihnen dies Alles durch die Mittheilung einer schriftlichen Instruction, die ich von dem Minister über meine Geschäfte in Königsberg zu erhalten habe, ganz deutlich und augenscheinlich dar|zu|thun, und dadurch unzweifelhaft die Unruhe Ihres so väterlich für mich gesinnten Herzens zerstreuen. Nehmen Sie inzwischen die Versicherung meiner innigsten Dankbarkeit, Verehrungswürdigster! für Ihre gütige Empfehlung an Hardenberg an, der dadurch, daß er mich an Altenstein verwieß, mir zwar die einzige, aber auch die ganze Wohlthat erzeigte, deren ich bedurfte. Wenn Thätigkeit im Felde der Staatswirthschaft wirklich mein Beruf ist, so habe ich an Altenstein denjenigen gefunden, der mich auf den Gipfel derselben führen wird; ob sie aber mein Beruf ist, ist eine andere Frage, über die jedoch mein Herz jetzt keine Stimme mehr hat. — Ich hoffe noch, Ihnen in Potsdam meine Aufwartung zu machen, und mir die Empfehlung nach Königsberg auszubitten, die Sie mir so gütig gewesen sind, anzubieten. Schließlich erfolgt d. Krug.

Berlin, d. 23t Aprill 1805.

H. v. Kleist.

2. An Karl Freiherrn von Stein zum Altenstein.

Hochwohlgebohrner Freiherr,
Hochzuverehrender Herr geheimer Finanzrath,

Verzeihen Sie mir, wenn ich es wage, mich Ihnen auf eine kurze Stunde wieder in ehrerbietiger Herzlichkeit zu nahn. Vielleicht wäre es meine Pflicht, vor dem zudringlichen Augenblick, in welchem wir leben, zurückzutreten, und von meinem eignen Schicksal zu schweigen, während das Schicksal Ihres ganzen Vaterlandes Sie in Anspruch nimt. Doch die Zeit ist, bis zu meiner Abreise, ein wenig dringend, und ich mögte so gern noch, was meine künftige Bestimmung betrifft, einige Anweisungen von Ihnen erhalten.

Ich habe diesen ganzen Herbst wieder gekränkelt: ewige Beschwerden im Unterleibe, die mein brownischer Arzt wohl dämpfen, aber nicht überwinden kann. Diese wunderbare Verknüpfung eines Geistes mit einem Convolut von Gedärmen und Eingeweiden. Es ist, als ob ich von der Uhr abhängig wäre, die ich in meiner Tasche trage. Nun, die Welt ist groß, man kann sich darin wohl vergessen. Es giebt eine gute Arznei, sie heißt Versenkung, grundlose, in Beschäfftigung und Wissenschafft. Wer nur erst die ganze Schule, aber nicht ohne etwas gethan zu haben, durchgangen wäre. Denn es ist doch nicht, um etwas zu erwerben, daß wir hier leben: Ruhm und alle Güter der Welt, sie bleiben ja bei unserem Staube.

Doch ich komme zu meinem Gegenstand. Ich habe mich nun im Domainenfach ein wenig umgesehen, auch im Fache der Gewerksachen, und würde es auch in Militairsachen gethan haben, wenn nicht diese Geschäffte jetzt einer eignen Commission übergeben wären, zu der mir der Zutritt versagt war. Nun werde ich dies zwar nicht versäumen, sobald mit dem Austritt der Truppen aus der Provinz diese Commission wieder zu dem Collegium zurückkehren wird. Allein ich wünschte, mein verehrungswürdigster Freund, zu wissen, für welche specielle Branche der Geschäffte ich vorzugsweise in Franken bestimmt sein dürfte. Denn da es in einer so kurzen Zeit wohl kaum möglich war, mich in der ganzen Mannichfaltigkeit kameralistischer Arbeiten gehörig zu versuchen, so ist der Wunsch wohl verzeihlich, mich für die letzten Monate meines Hierseins ausschließlich auf eine Geschäfftsart legen zu dürfen, um bei einer künftigen Anstellung wenigstens nicht ohne Beifall debütiren zu können. Wenn mir die Wahl gelassen würde, so würde ich mir zwar das Gewerksfach wählen; aber auch jede andere Bestimmung ist mir willkommen, und ich erwarte bloß Ihre Befehle.

Dies, und daß ich Ihren schätzbaren Auftrag an den Doctor Kelch richtig vollzogen habe, war es, was ich Ihnen gehorsamst zu melden hatte. Er hat Ihren schriftlichen Dank für den Elendskopf empfangen, und ist noch, wie er sagte, im Besitz mehrerer Fossile, mit welchen er Ihr Cabinet bereichern würde, wenn er Gelegenheit hätte, sie Ihnen zuzufertigen.

Erfreuen Sie mich bald mit Ihren gütigen Befehlen, und überzeugen Sie sich von der innigsten Verehrung, mit welcher ich beharre,

Ew. Hochwohlgebohren

ergebenster

Königsberg, d. 13t Novmbr, 1805. H. v. Kleist.

3. An Karl Freiherrn von Stein zum Altenstein.

Hochwohlgebohrner Freiherr,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Ober-Finanz-Rath,

Ew. Hochwohlgebohren unterstehe ich mich, mit diesem wiederhohlentlichen Schreiben zu behelligen, so vielfach auch, und schmerzhaft vielleicht die Geschäffte sein mögen, die Ihnen in diesen unseeligen Augenblicken obliegen.

Ich hoffe immer noch, daß das seit jenem letzten Friedensschluß ausgesprengte Gerücht, wegen Abtretung unsrer fränkischen Provinzen, zu den ungegründeten gehört. Wenigstens wird man, so lange es sich thun läßt, zweifeln müssen, daß unser vortrefflicher König auf einen Vertauschungs-Plan eingehen werde, der offenbar darauf abzweckt, das geheiligte Band zwischen Fürst und Volk aufzulösen. Jene schönen, herrlichen Länder, sie sind nicht mein Vaterland; aber manche Rücksicht, und der Gedanke, einst wohlthätig zu ihrer Entwickelung mitwirken zu sollen, hat sie mir werth gemacht: kurz, schmerzen, innig fast, wie Ihnen, würd' es mich, wenn sie um einen Kaufwerth geschätzt, und einer fremden Regierung dafür preißgegeben werden sollten.

Was in diesem Falle Ihre Bestimmung sein würde, ist mir unbekannt. Das aber weiß ich, daß ich Ihnen folgen mögte, wohin Sie sich auch wenden, und ich bitte Sie, Verehrungswürdigster: veranlassen Sie, daß ich in der Provinz angestellt werde, die unter Ihre Verwaltung gestellt werden wird.

Die Zeit, welche ich in Königsberg zubringen sollte, um mir die nöthige kameralistische Ausbildung zu verschaffen, geht nun zu Ende. Eine fortwährende Unpäßlichkeit aber in den ersten Monaten, und späterhin eine Störung des natürlichen Geschäfftsganges, durch die Truppenmärsche, haben meine Entwickelung zurückgehalten, und ich nähre den Wunsch, noch das nächste Sommerhalbjahr hier verweilen zu dürfen, um das Versäumte völlig nachzuhohlen. Dazu kömmt die jetzige Verwirrung der Dinge, die überdies meine Anstellung schwierig machen dürfte.

Ich ersuche daher Ew. Hochwohlgeb., mich zu belehren, ob ich deshalb meinen besonderen Antrag an das Departement zu richten habe, oder ob sich diese Sache vielleicht durch Ihre gütige Verwendung, ohne weitere Einreichung von meiner Seite abmachen läßt. Meine Schwester würde in diesem Falle zu meinem Schwager, dem H. v. Stojentin bei Danzig reisen, von wo ich ihr das Versprechen zu geben wünschte, sie auf den Herbst abhohlen

zu können. Inzwischen bitte ich um eine möglichst baldige Entscheidung hierüber, theils weil diese Reise manche Veranstaltungen nothwendig macht, theils weil ich, wegen nur auf ein Jahr gemietheter Wohnung, mir eine neue werde besorgen müssen.

Wenn es mir vergönnt wird, noch diese Zeit über bei der hiesigen Kammer zu arbeiten, so werde ich das Befreiungs-Geschäfft der Zünfte (mein Lieblings-Gegenstand) völlig auslernen. Bisher ist man nur mit Hinwegschaffung der Misbräuche, und Befreiung der Gewerbe innerhalb der Zunft-Schranken, beschäfftigt gewesen; vor wenig Tagen ist aber ein Rescript eingegangen, das die völlige Auskaufung der Zunft-Gerechtsame, und gänzliche Wiederherstellung der natürlichen Gewerbsfreiheit eingeleitet hat.

Ich verharre mit der innigsten Hochachtung und Verehrung

Ew. Hochwohlgebohren,

gehorsamster

Königsberg, d. 10 Feb. 6. H. v. Kleist.

4. An Karl Freiherrn von Stein zum Altenstein.

Hochwohlgebohrner Freiherr,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Ober-Finanzrath!

Es ist mit der innigsten Betrübniß, und nach einem Kampf voll unsäglicher Schmerzen, daß ich die Feder ergreife, um Sie zu bitten, Verehrungswürdigster! mich von der Verpflichtung, die mir obliegt, alle Ihre gütigen Schritten für mich durch Weihung meiner Kräfte für den Dienst des Staats zu rechtfertigen — eine Verpflichtung, die nicht heiliger, als in meiner Brust empfunden werden kann, — wieder loszusprechen.

Ein Gram, über den ich nicht Meister zu werden vermag, zerrüttet meine Gesundheit. Ich sitze, wie an einem Abgrund, mein edelmüthiger Freund, das Gemüth immer starr über die Tiefe geneigt, in welcher die Hoffnung meines Lebens untergegangen ist: jetzt wie beflügelt von der Begierde, sie bei den Locken noch heraufzuziehen, jetzt niedergeschlagen von dem Gefühl unüberwindlichen Unvermögens. — Erlassen Sie mir, mich deutlicher darüber zu erklären. Stünd' ich vor Ihren Augen, so würd' ich Sprache finden, Ihnen deutlicher zu sein, Ihnen! Obschon ich es Niemandem in der Welt bin —

Vergebens habe ich mich bemüht, mich aus diesem unglücklichen Zustand, der die ganze Wiederholung eines früheren ist, den ich schon einmal in Frankreich erlebte, emporzuarbeiten. Es ist, als ob das, was auf mich einwirkt, in eben dem Maaße wächst, als mein Widerstand; wie die Gewalt des Windes in dem Maaße, als die Pflanzen, die sich ihm entgegensetzen. Ich bin seit mehreren Monden schon mit den hartnäckigsten Verstopfungen geplagt. Nicht genug, daß ich bei der Unruhe, in welche sie mich versetzen, unfähig zu

jedem Geschäfft bin, das Anstrengung erfordert: kaum, daß ich dazu tauge, die Seite eines Buches zu überlesen. Ich bin schüchtern gewesen, schon durch den ganzen Winter, wenn die Reihe des Vortrags mich traf: der Gegenstand, über den ich berichten soll, verschwindet aus meiner Vorstellung; es ist, als ob ich ein leeres Blatt vor Augen hätte. Doch jetzt würde ich zittern, wenn ich vor dem Collegio auftreten sollte. Es ist eine große Unordnung der Natur, ich weiß es; aber es ist so.

Die wenigen Arbeiten, die ich bei diesem Zustande zu Hause zu übernehmen im Stande bin, reichen nicht hin, mir die Masse von Unterricht über die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens zu geben, deren ich nach meinem Gefühl noch bedürftig bin. Meine außerordentliche Unbekanntschafft damit verführt mich zu Misgriffen, die nur die Güte eines so vortrefflichen Chefs, als der Herr Geh. Ob. Fin. Rath v. Auerswald ist, ungetadelt lassen kann. Und eine Bitte um noch längeren Aufenthalt in Königsberg, da Sie die Güte gehabt haben, mir eine solche Bitte schon einmal zu erfüllen, wäre, bei so wenig Hoffnung, mich ihrer würdig zu bezeigen, zu unbescheiden, als daß ich sie wagen sollte.

Überzeugen Sie sich, Verehrungswürdigster, daß es nur das Gefühl der Unmöglichkeit ist, Ihren Erwartungen ganz zu entsprechen, und ein unüberwindlicher Widerwille, es halb und unvollständig zu thun, was mich zu einem Schritte bewegen kann, der mich in eine ganz zweideutige Zukunft führt.

Erlauben Sie mir, daß ich zu meinem Schwager Stojentin in der Gegend von Danzig aufs Land gehen darf, wohin meine Schwester schon zu Anfange dieses Frühjahrs vorangegangen ist, und wo sie sich auch vielleicht ankaufen wird. Ich halte diese Versetzung meiner aus meinem hiesigen isolirten Zustande unter meine Verwandte für nothwendig zu meiner Wiederherstellung. Ich nehme Ihre Güte auf gar keine andre Art in Anspruch: fern sei auch nur der Gedanke von mir!

Würdigen Sie mich, Verehrungswürdigster, bald, und einer unstrafenden, Antwort. — Ich neige mich auf Ihre Hand, und küsse sie, und weine! — Und so lang' ich lebe bin ich mit der innigsten Ehrfurcht und Liebe,

Verehrungswürdiger Herr Geheimer Ob. Fin. Rath,

Ihr ergebenster

Königsberg, d. 30ᵗ Juni, 1806. H. v. Kleist.

5. An Karl Freiherrn von Stein zum Altenstein.

Ich küsse Ihnen voll der innigsten Rührung und Liebe die Hände, mein verehrungswürdigster Herr Geheimer Ober Finanzrath! Wie empfindlich für fremde Leiden macht das eigene! Wie sehr haben Sie dies in Ihrem mir ewig theuren Briefe gezeigt, wie sehr ich es, als ich ihn las, gefühlt! Ach, was ist dies für eine Welt! Wie kann ein edles Wesen, ein denkendes und

empfindendes, wie der Mensch, hier glücklich sein! Wie kann er es nur wollen, hier, wo Alles mit dem Tode endigt! Wir begegnen uns, drei Frühlinge lieben wir uns, und eine Ewigkeit fliehen wir wieder auseinander! Und was ist des Strebens werth, wenn es die Liebe nicht ist! O es muß noch etwas Anderes geben, als Liebe, Ruhm, Glück &, x, y, z, wovon unsre Seelen nichts träumen. Nur darum ist dieses Gewimmel von Erscheinungen angeordnet, damit der Mensch an keiner hafte. Es kann kein böser Geist sein, der an der Spitze der Welt steht: es ist ein bloß unbegriffener! Lächeln wir nicht auch, wenn die Kinder weinen? Denken Sie nur, diese unendliche Fortdauer! Millionen von Zeiträumen, jedweder ein Leben, und für jedweden eine Erscheinung, wie diese Welt! Wie doch der kleine Stern heißen mag, den man auf dem Syrius, wenn der Himmel klar ist, sieht? Und dieses ganze ungeheure Firmament, das die Phantasie nicht ermessen kann, nur ein Stäubchen gegen den unendlichen Raum! O mein edler Freund, ist dies ein Traum? Zwischen je zwei Lindenblättern, Abends, wenn wir auf dem Rücken liegen, eine Aussicht, an Abndungen reicher, als Gedanken fassen, und Worte sagen können! — Wenn ich doch nur Einen Nachmittag an Ihrer Seite sein könnte! Denn — wo soll ich anfangen? Wie soll ich es möglich machen, in einem Briefe etwas so Zartes, als ein Gedanke ist, auszuprägen? Ja, wenn man Thränen schreiben könnte — doch so — — Ich gieng mit dem Entschluß — Wunsch wenigstens (denn so etwas läßt sich nicht beschließen) zum H. G. Ob. Fin. Rath v. Schön: ich wollte mich ihm anvertrauen. Denn wer hätte ein größeres Recht darauf, als derjenige, auf den Sie mich als Ihren Freund zu verweisen, würdigen? Doch — es theilten sich so viele Andere, die ihm aufwarten wollten, in seine Aufmerksamkeit; und mein unbescheidenes Herz wäre mit seiner doppelten kaum zufrieden gewesen — Wären Sie doch selbst gekommen! Ich höre, daß Sie nahe dabei gewesen sind, diesen Entschluß zu fassen! — Mein verehrungswürdigster Herr Geheimer Ob. Fin. Rath! Ich mache von Ihrem gütigen Anerbieten, mir Urlaub zu bewilligen, Gebrauch! Ich sende heute einen Brief an den H. Staats-Minister v. Hardenberg ab, in welchem ich mir einen sechsmonatlichen Urlaub erbitte. Ist diese Bitte zu unbescheiden, so bin ich mit einem fünf- auch viermonatlichen zufrieden. Ich wünsche im Innersten meiner Seele, mich Ihrer Güte einst noch würdig zeigen zu können. Nur jetzt bin ich dazu unfähig. Daß ich auf Diäten, während dieser Zeit, keine Ansprüche mache, glaube ich, mein verehrungswürdigster Freund! gar nicht erklären zu müssen. Auch selbst, ob ich die rückständigen noch empfangen soll, wird ganz von Ihrer Güte abhängen. — Übrigens befinde ich mich jetzt allerdings weit besser, und genieße sehr oft, und mit Heiterkeit, des Vergnügens, im Hause des H. Präsidenten eingeladen zu werden. Die Frau Präsidentinn, diese vortreffliche Dame, zeigt eine Güte für mich, die mir auf eine unbeschreibliche Art wohl thut. Wie viel bin ich Ihnen schuldig! — Ihre Verfügungen über alle diese Bitten

werde ich noch hier erwarten, und verharre inzwischen mit der innigsten Ehrfurcht und Liebe, Ew. Hochwohlgeb. ergebenster

Königsberg, d. 4ᵗ August [1806]. H. v. Kleist.

6. An Marie von Kleist.

Mögte doch der Genius der Freundschafft diese wenigen Zeilen glücklich durch das Getümmel begleiten, das der Krieg so fürchterlich plötzlich zwischen uns eingewälzt hat! O meine theuerste Freundinn! Leben Sie noch? Haben Sie so viele Schreckniſſe, gleichzeitig auf Sie einſtürzend, ertragen können? Ich ſchrieb Ihnen zweimal, um die Zeit des Ausbruchs des Krieges etwa, doch ohne von Ihnen Antwort zu erhalten. Darunter iſt mir beſonders der erſte Brief wichtig, in welchem eine Einlage an Fr. v. N. war. Ihr letzter Brief war noch nach Pillau adreſſirt, traf mich aber ſchon in Königsberg. Gleich darauf war ich willends, nach Berlin abzureiſen, traf auch ſchon alle Anſtalten dazu; doch als ich auf die Poſt kam, war der Cours ſchon unterbrochen. Wie glücklich wären wir ſchon geweſen, wenn wir ſo viel Unglück nur hätten miteinander empfinden, und uns wechſelſeitig tröſten können. Was haben Sie denn für Nachrichten von unſern unglücklichen Freunden? Von Kleiſt? Rühle? Pfuel? Und meinem Bruder? Und den Übrigen? Pfuel iſt von Brauſe, der ſich hier befindet, in Cüſtrin noch geſehen worden, von wo er ſich zum Hohenlohiſchen Corps begeben, und bei Prenzlow wahrſcheinlich das Schickſal des Ganzen gehabt hat. Von Rühle, Kleiſt, und den Andern, weiß er nichts. Schlotheim, der mit dem Münzcabinet nach Stettin gegangen war, ſchrieb mir von dort, daß er nicht müßig ſein könne, und bei den Fußjägern des Hohenlohiſchen Corps Dienſte ſuchen wolle, das gleich darauf gefangen ward. Ob er das Unglück gehabt hat, anzukommen, weiß ich nicht. Ach, meine theuerſte Freundinn! Was iſt dies für eine Welt? Jammer und Elend ſo darin verwebt, daß der menſchliche Geiſt ſie nicht einmal in Gedanken davon befreien kann. Ich bin dieſe Zeit über noch immer krank geweſen, litt am Fieber, Verſtopfungen u. ſ. w. und empfand die Wahrheit des Dalembertſchen Grundſatzes, daß zwei Übel, zuſammengenommen, zu einer Tröſtung werden können; denn Eines zerſtreute mich vom Andern. Eine Zeitlang gab ich der Hoffnung Raum, daß ich das unſägliche Glück haben würde, Sie hier zu ſehen; ich glaubte, weil Alles flüchtet, Sie würden vielleicht der K[önigin] folgen; doch ein Tag vergieng nach dem andern, ohne Erfüllung. Morgen iſt nun der allerletzte Termin; denn morgen kommen er und ſie hier an. Verſuchen Sie doch auch einen Brief, meine liebe Freundinn, es läßt ſich nicht denken, wer dabei ein Intereſſe haben ſollte, das bürgerliche Leben, und die ſtillen, unfeindſeeligen Verbindungen desſelben zu ſtören. Ich mögte ſo gern einige Nachrichten von meinen Freunden haben, in einer ſolchen Ungewißheit gelten ſie mir für halbtodt, und ich leide ſoviel, als wären ſie es

ganz. Auch wenn Sie es möglich machen können, mir das Geld, das Sie noch für mich im Vorrath haben, zuzuschicken, soll es mir lieb sein, denn der meinige geht nachgerade aus. Doch empfehle ich Vorsicht deshalb, und schlage einen Wechsel, oder eine Anweisung vor. Adieu, Adieu tausendmal, bis auf bessere Zeiten, lassen Sie bald etwas Erfreuliches von sich hören.

H. v. Kl. [Königsberg,] d. 24 Nov. [1806].

7. An Karl Freiherrn von Stein zum Altenstein.

Hochwohlgebohrner Freiherr,
Hochzuverehrender Herr Finanzminister,

Ich mögte Ihre Hand ergreifen, mein großer und erhabener Freund, und einen langen und heißen Kuß darauf drücken! Denn was soll ich Ihnen, so wie die Verhältnisse stehn, sagen, in dem Tumult freudiger Empfindungen, durch den Inhalt der letzten Berliner Zeitungsblätter erregt? Mögte jedes Herz nur, wie das meinige, Ihnen zufliegen, das Vaterland müßte, wie jener Sohn der Erde, von seinem Fall erstehn: mächtiger, blühender, glücklicher und herrlicher, als jemals!

Ew. Excellenz Ankunft in Berlin erwarte ich bloß (denn darauf dürfen wir doch hoffen?) um Denenselben die Abschrift einer Herrmannsschlacht zuzustellen, die ich eben jetzt nach Wien geschickt habe. Schon aus dem Titel sehen Sie, daß dies Drama auf keinem so entfernten Standpunct gedichtet ist, als ein früheres, das jetzt daselbst auf die Bühne kommt. Und wenn der Tag uns nur völlig erscheint, von welchem Sie uns die Morgenröthe heraufführen, so will ich lauter Werke schreiben, die in die Mitte der Zeit hineinfallen.

Ich kann diesen Augenblick, in welchem Ew. Excellenz gewiß, mehr als jemals, bemüht sind, alle Kräfte um sich zu versammeln, nicht vorübergehen lassen, ohne Sie auf einen Freund, den Herzogl. Weimarisch. Hofr. Adam Müller (einen Preußen von Geburt) aufmerksam zu machen. Ew. Excellenz wird vielleicht schon, aus öffentlichen Blättern, bekannt sein, daß dieser außerordentliche Geist, im Laufe dieses Winters, vor einer geschlossenen Gesellschafft, einen Cursus politisch-ökonomischer Vorlesungen angefangen hat; es ist fast das ganze diplomatische Corps, (mit Ausnahme des H. v. Bourgoing) das sich, zweimal in der Woche, in der Wohnung des Pr[inzen] Bernh[ard] v. Weimar, mit einem in der That seltenen Beifall, um ihn versammelt. Ich nehme mir die Freiheit, Ew. Excellenz die zehnte Vorlesung, die ich ihm halb im Scherz, halb im Ernst, entrissen habe, als eine Probe, auf eine wie weltumfassende Art er seinen Gegenstand behandelt, mitzutheilen. Da ihn das Leben eigentlich mehr, als das Studium, innerhalb der Gränzen der Bücher, erzogen hat, und sein Gemüth, wie gewiß jeder anerkennen wird, von einer großen praktischen Fähigkeit ist, so wüßte ich nicht, wie ich das

unauslöschliche Bestreben, dem Vaterlande, auch außer dem Dichterkreise, der mir verzeichnet ist, noch nützlich zu sein, besser bethätigen könnte, als dadurch, daß ich Ew. Excellenz diesen Mann zu empfehlen wage. Seine Lage ist zwar hier, als öffentlicher sowohl, als auch als Lehrer des Pr. Bernhard von Weimar, so, daß ich nicht weiß, wie die Bedingungen beschaffen sein müßten, die ihn reizten: der Herzog v. Weimar will ihn, nach vollendeter Erziehung seines Sohnes, in seine Dienste nehmen; doch der große, innige und begeisterte Antheil, den er an die Wiedergeburt des Vaterlandes nimt, und die gänzliche Versenkung seines Geistes in die Zeitungsblätter, die davon handeln, verstatten keinen Zweifel, daß er nicht, selbst auch mit Hintansetzung pekuniairer Vortheile, einem Rufe folgen sollte, wenn nur sonst der Wirkungskreis, in welchen er dadurch versetzt würde, seinen Kräften angemessen wäre. Er weiß von diesem Schreiben nichts, obschon er im Allgemeinen wohl ahndet, zu welchem Zweck ich jene Vorlesung an mich genommen habe. Wie glücklich wäre ich, wenn in Ew. Excellenz gütigem Antwortschreiben, auf das ich zu hoffen wage, eine Äußerung enthalten wäre, auf die gestützt ich ihn aufmuntern könnte, sich selbst bei Höchstdenselben um einen Platz in dem Geschäfftskreise zu bewerben, in dessen Mitte Sie stehn! — Gänzliche Vergessenheit, mein erhabner Freund, über diese Zeilen, wenn sie etwas Unbescheidnes enthalten!

Ich verharre in der innigsten und tiefsten Verehrung,

Ew. Excellenz

gehorsamster

Dreßden, d. 1t Januar, 1809. H. v. Kleist.

Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse,

N. 123.

8. An Marie von Kleist.

Wenn ich doch zu Ihren Füßen sinken könnte, meine theuerste Freundinn, wenn ich doch Ihre Hände ergreifen und mit tausend Küssen bedecken könnte, um Ihnen den Dank für Ihren lieben, theuren Brief auszudrücken. Das lange Ausbleiben desselben hatte mir die Besorgniß erweckt, daß es Ihre Absicht sein könnte, mir gar nicht mehr zu schreiben; in der That hatte ich es verdient, und ich war darauf gefaßt, wie man auf das Trostloseste, das über ein Menschenleben kommen kann, gefaßt sein kann. Mehreremal, wenn ich auf den Gedanken gerieth, daß Sie vielleicht einen Brief von mir erwarteten, hatte ich die Feder ergriffen, um Ihnen zu schreiben; aber die gänzliche Unfähigkeit, mich anders, als durch die Zukunft auszusprechen, machte sie mir immer wieder aus den Händen fallen. Denn die Entwickelung der Zeit und der Antheil, den ich daran nehmen werde, ist das Einzige, was mich wegen des Vergangenen mit Ihnen versöhnen kann; erst wenn ich todt

sein werde, kann ich mir denken, daß Sie mit dem vollen Gefühl der Freundschafft zu mir zurückkehren werden. Endlich gestern komme ich zu Hause und finde einen Brief so voll von Vergebung — ach, was sage ich, Vergebung? so voll von Güte und Milde, als ob ich gar keine Schuld gegen Sie hätte, als ob in Ihrer Brust auch nicht der mindeste Grund zum Unwillen gegen mich vorhanden wäre. Sagen Sie mir, wodurch habe ich so viele Liebe verdient? Oder habe ich sie nicht verdient, und schenken Sie sie mir bloß, weil Sie überhaupt nicht hassen können, weil Sie Alles, was sich Ihrem Kreise nähert, mit Liebe umfassen müssen? Nun, der Himmel lohne Ihnen diesen Brief, der mir, seit Ihrer Abreise, wieder den ersten frohen Lebensaugenblick geschenkt hat. Ich würde Ihnen den Tod wünschen, wenn Sie zu sterben brauchten, um glücklich zu werden; es scheint mir, als ob Sie, bei solchen Empfindungen, das Paradies in Ihrer Brust mit sich herum tragen müßten.

Unsre Verhältnisse sind hier, wie Sie vielleicht schon wissen werden, friedlicher als jemals; man erwartet den Kaiser Napoleon zum Besuch, und wenn dies geschehen sollte, so werden vielleicht ein Paar Worte ganz leicht und geschickt Alles lösen, worüber sich hier unsere Politiker die Köpfe zerbrechen. Wie diese Aussicht auf mich wirkt, können Sie leicht denken; es ist mir ganz stumpf und dumpf vor der Seele, und es ist auch nicht ein einziger Lichtpunct in der Zukunft, auf den ich mit einiger Freudigkeit und Hoffnung hinaussähe. Vor einigen Tagen war ich noch bei G[neisenau] und überreichte ihm, nach Ihrem Rath, ein Paar Aufsätze, die ich ausgearbeitet hatte; aber das Alles scheint nur, wie der Franzose sagt, moutarde après diner. Wirklich, es ist sonderbar, wie mir in dieser Zeit Alles, was ich unternehme, zu Grunde geht; wie sich mir immer, wenn ich mich einmal entschließen kann, einen festen Schritt zu thun, der Boden unter meinen Füßen entzieht. G[neisenau] ist ein herrlicher Mann; ich fand ihn Abends, da er sich eben zu einer Abreise anschickte, und war, in einer ganz freien Entfaltung des Gesprächs nach allen Richtungen hin, wohl bis um 10 Uhr bei ihm. Ich bin gewiß, daß wenn er den Platz fände, für den er sich geschaffen und bestimmt fühlt, ich, irgendwo in seiner Umringung, den meinigen gefunden haben würde. Wie glücklich würde mich dies, in der Stimmung, in der ich jetzt bin, gemacht haben! Denn es ist eine Lust, bei einem tüchtigen Manne zu sein; Kräfte, die in der Welt nirgends mehr an ihrem Orte sind, wachen, in solcher Nähe und unter solchem Schutze, wieder zu einem neuen freudigen Leben auf. Doch daran ist nach Allem, was man hier hört, kaum mehr zu denken. Wozu rathen Sie mir denn, meine theuerste Freundinn, falls auch diese Aussicht, die sich mir eröffnete, wieder vom Winde verweht würde? Soll ich, wenn ich das Geld von Ulriken erhalte, nach Wien gehen? Und werde ich es erhalten? — Ich gestehe, daß ich mit eben so viel Lust, bei Regen und Schneegestöber, in eine ganz finstere Nacht hinaus gehen würde,

als nach dieser Stadt. Nicht, als ob sie mir an und für sich, widerwärtig wäre; aber es scheint mir trostlos, daß ich es nicht beschreiben kann, immer an einem anderen Orte zu suchen, was ich noch an keinem, meiner eigenthümlichen Beschaffenheit wegen, gefunden habe. Gleichwohl sind die Verhältnisse, in die ich dort eintreten könnte, von mancher Seite vortheilhaft: es läßt sich denken, daß meine Liebe zur Kunst dort von Neuem wieder aufwachte — und auf jeden Fall ist gewiß, daß ich hier nicht länger bestehen kann. Sprechen Sie ein Wort, meine theuerste Freundinn, sprechen Sie ein bestimmtes Wort, das mich entscheide; ich bin schon so gewohnt, Alles auf Ihre Veranlassung und Ihren Anstoß zu thun, daß ich die Kraft, mich selbst zu entscheiden, fast ganz entbehre. — Der Brief an R. ist besorgt und zwar, wie Sie mir befohlen haben, eigenhändig. Ich habe dabei in einer sehr langen Unterredung auch ihn Gelegenheit gehabt, näher kennen zu lernen, und kann [hier folgt eine von fremder Hand unleserlich gemachte Abkürzung] Meinung über ihn nicht ganz theilen; mich dünkt er hat Herz und Verstand, mehr als Sie [dieses Sie hat eine fremde Hand in Wir verändert] alle beide ihm zutrauen [von fremder Hand in zutrauten verändert]. — Und nun leben Sie wohl, meine theuerste Freundinn; ich sinke noch einmal zu Ihren Füßen nieder und küsse Ihre Hand für Ihren Brief; beschenken Sie mich bald wieder mit einem! H. v. Kl. [Berlin, August 1811.]

Die Nachlese zu meiner 1905 erschienenen Gesamtausgabe der Briefe Kleists (Bd. 5 der Kleistausgabe des Bibliographischen Instituts) ist bisher nur ganz gering gewesen. Ich konnte ein kleines Billett an Georg Andreas Reimer, einen Brief an Henriette Hendel-Schütz und einen Brief an Friedrich Karl Julius Schütz nachtragen, Max Morris veröffentlichte die Handschrift eines bis dahin nur durch einen Druck überlieferten Briefes an Rühle v. Lilienstern, und endlich tauchte das Original eines gleichfalls bis dahin nur durch einen Druck bekannten Briefes an Friedrich v. Raumer auf.

Die hier neu mitgeteilten acht Briefe stellen den ersten bedeutenden Zuwachs dar, bedeutend sowohl durch ihren Umfang als ihren Inhalt. Die beiden Briefe an Marie v. Kleist, die einzigen bisher im Original aufgefundenen Briefe an sie, schaffen zudem einige im Gegensatz zu meinen Ausführungen in meinem Briefkommentar mit großer Sicherheit aufgestellte und in spätere Arbeiten vorschnell übernommene Hypothesen für immer aus der Welt.

Der erste Brief fand sich in dem von dem Freiherrn Christian v. Massenbach auf dem ihm von Friedrich Wilhelm II. 1798 geschenkten Gute Bialokosch in der Provinz Posen hinterlassenen Archive vor, dessen Bestände der jetzige Majoratsherr auf Bialokosch, Oberregierungsrat a. D. Carl v. Rose, durchgesehen, neu geordnet und in einem gedruckten Kataloge verzeichnet hat, und

wurde mir bereitwilligst zur Veröffentlichung überlassen. Oberst Christian v. Massenbach (1758—1827), damals Generalquartiermeister beim Fürsten Hohenlohe in Potsdam, 1806 mitverantwortlich für die Kapitulation von Prenzlau, war mit der jüngeren Schwester von Kleists Cousine Marie v. Kleist, Amelie Henriette, geb. v. Gualtieri, verheiratet und also mit Kleist verwandt.

Der Brief ist das erste größere Zeugnis der zweifellos lebhaften Beziehungen des Dichters zur Familie v. Massenbach, von denen wir sonst nur durch eine kurze Bemerkung Kleists im Briefe an Rühle v. Lilienstern vom 14. August 1807 wissen, und führt uns in die Zeit hinein, da Kleist dank der Vermittelung seines Gönners, des damaligen Geh. Oberfinanzrates Freiherrn von Stein zum Altenstein, in den Staatsdienst getreten war, seit Ende 1804 im Hardenbergschen Departement arbeitete, eine Anstellung in Ansbach erhoffte und zur Vorbereitung für seine dort auszuübende Tätigkeit zunächst nach Königsberg geschickt wurde, um dort in der Domänenkammer unter dem Oberpräsidenten v. Auerswald sich die erforderlichen Kenntnisse anzueignen und gleichzeitig auf der Universität Fachvorlesungen zu hören. Anfang Mai war Kleist bereits in Königsberg.

Die Bemerkung am Schlusse des Briefes über die Zusendung der Handschrift des „Zerbrochnen Kruges" läßt entgegen der bisherigen Annahme die Vermutung zu, daß die Handschrift nicht erst in Königsberg, sondern schon vorher abgeschlossen worden ist.

Die fünf an Altenstein gerichteten Briefe sind bei der Versteigerung des umfangreichen Altensteinschen Nachlasses im November 1913 in Berlin bei Liepmannssohn ans Licht getreten, von der Kgl. Bibliothek in Berlin erworben und mir zur Veröffentlichung anvertraut worden. Die vier in Königsberg geschriebenen Briefe Nr. 2—5 ergänzen zusammen mit dem an Marie v. Kleist Nr. 6 in höchst wertvoller Weise unsere Kenntnis von Kleists Königsberger Zeit; es sind zudem Briefe, auf die in den schon vorliegenden Briefen aus Königsberg Bezug genommen wird, und deren Inhalt bisher nur aus Andeutungen und anderen Zeugnissen gefolgert werden konnte.

Wir hören zum erstenmal Sicheres über die Art der amtlichen Tätigkeit Kleists und wissen nun, daß er ihr im Anfange durchaus Interesse entgegenbrachte; wir erfahren, daß er noch Februar 1806 mit einer Anstellung in Ansbach rechnete, daß für seine Vorbereitung in Königsberg ein Jahr in Aussicht genommen war, er sogar den Wunsch ausgesprochen hat, noch ein Sommerhalbjahr länger dort bleiben zu dürfen, und daß ihm dieser Wunsch auch erfüllt worden ist, bevor plötzlich in ihm der uns bekannte Entschluß reifte, sein Amt aufzugeben. Der Brief an Altenstein Nr. 4 deckt sich in den Sätzen, in denen Kleist seine Absicht, das Amt aufzugeben, darlegt, mit den Sätzen, in denen er zehn Tage später, am 10. Juli, die gleiche Absicht

seinem Chef v. Auerswald vorträgt, und ist der Brief, von dem es im Schreiben an Auerswald heißt, er habe seine Lage und seine Absicht, von seinen Arbeiten fortdauernd dispensiert zu werden, Altenstein eröffnet und warte dessen Bescheidung ab. Wie diese Bescheidung ausfiel, konnten wir schon aus anderen Zeugnissen folgern, wird nun aber durch den Brief Nr. 5 bestätigt: Altenstein, der wohl wie Auerswald Kleists geheime Absicht, „sich nur sanft aus der Affaire ziehen zu wollen", erkannt hatte, gab den Rat, zunächst einen Urlaub zu beantragen und ein entsprechendes Gesuch an Hardenberg zu richten, und Kleist sandte dieses Gesuch um Gewährung eines sechsmonatlichen Urlaubes am gleichen Tage, an dem er diesen Brief an Altenstein schrieb, also am 4. August, ab. Der Erfolg war, wie wir wissen, daß Hardenberg den Urlaub am 18. August bewilligte, jenen Urlaub, der ein Urlaub auf Nimmerwiedersehen war, und den weniger die auch in diesen Briefen immer wieder betonten körperlichen Beschwerden veranlaßt hatten, als vielmehr der unüberwindlich wach gewordene Widerwille gegen das Amt, das Freiheitsbedürfnis, der Drang, dichterisch zu schaffen, und der Wunsch, den großen Ereignissen näher zu sein.

Der Anfang des Briefes Nr. 5 von dem Satze ab „Wie kann ein edles Wesen ... hier glücklich sein!" bis zu dem Satze „Zwischen je zwei Lindenblättern ... und Worte sagen können!" kehrt fast wörtlich in dem Briefe an Rühle v. Lilienstern vom 31. August 1806 wieder und ist ein neues Beispiel für die schon zahlreich nachgewiesenen wörtlichen Übereinstimmungen langer Abschnitte in zeitlich durchaus nicht immer nahe liegenden Briefen des Dichters.

Daß Kleist zum Verzicht auf sein Königsberger Amt vor allem durch den brennenden Wunsch, den Ereignissen der Zeit näher zu sein, bestimmt wurde, beweist zum Überfluß auch der neue Brief Nr. 6 an Marie v. Kleist, der nach dem Aufenthalte in Pillau im Spätsommer geschrieben ist und inhaltlich mit seinen Betrachtungen über die Zeit und seinen Fragen nach den Freunden mit dem genau einen Monat vorher an seine Schwester Ulrike gerichteten übereinstimmt. Dieser neue Brief ist einer der Briefe an Marie v. Kleist, von denen der Dichter in einem späteren Schreiben an Ulrike (31. Dez. 1806) sagt: „Ich schicke Briefe ohne Ende an sie ab, und weiß nicht mehr, ob sie lebt, oder todt ist." Auch Ulrike bittet er in diesem Briefe vom 31. Dezember 1806, „der Kleisten zu sagen", daß sie ihm das Geld, das sie von ihm besitzt, „Pension von der Königin, für die verflossenen Monate Aprill bis Septbr.", „durch Anweisung oder durch einen Wechsel in die Hände schaffe". Daß diese angebliche Pension der Königin sich amtlich nicht bestätigen läßt, daß die vorhandenen amtlichen Zeugnisse im Gegenteil die Gewährung einer solchen Pension ausgeschlossen erscheinen lassen, habe ich schon früher nachgewiesen und daran die Vermutung geknüpft, Marie

v. Kleist selbst habe den Dichter unterstützt und aus dem richtigen Gefühl heraus, daß er zu stolz gewesen wäre, diese Hilfe von ihr anzunehmen, die Königin als Geberin bezeichnet.

Die in dem Brief Nr. 7 an Altenstein enthaltene Mitteilung, daß Kleist die „Hermannsschlacht" „eben jetzt" nach Wien geschickt habe, wird durch den uns vorliegenden Brief an Heinrich Joseph v. Collin in Wien vom gleichen Tage bestätigt. Die überaus warme Empfehlung Adam Müllers, die als die Hauptveranlassung zu dem Schreiben gelten darf und einen wichtigen Beitrag zu der Beurteilung des Verhältnisses Kleists zu Adam Müller liefert, hatte den Zweck, Müllers Versuche, in Berlin, wohin er im Frühjahr 1809 kam, Boden zu gewinnen, zu unterstützen. Bourgoing war der französische Gesandte in Dresden, Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar befand sich in Dresden in sächsischen Diensten.

Die beiden Briefe an Marie v. Kleist sind als die bedeutendsten Funde zu betrachten, weil es die ersten auf uns gekommenen Originalbriefe des Dichters an sie sind. Ich fand sie bei einer mir selbst gestatteten Durchsicht des Familienarchivs des Grafen von Stosch auf Polnisch Kessel, aus dem mir schon früher wichtiges Material in entgegenkommendster Weise überlassen worden war. Ich konnte über seinen Inhalt gerade noch in meiner Briefausgabe einige Andeutungen machen und werde es in seiner Gesamtheit demnächst veröffentlichen.

Bisher waren uns nur drei in Abschriften überlieferte Briefe des Dichters an Marie v. Kleist, kurz vor seinem Tode geschrieben, bekannt. Der Versuch, noch einige zum erstenmal von Tieck ohne Angabe des Adressaten veröffentlichte, ihm zu diesem Zwecke anvertraute „Bruchstücke aus einer Korrespondenz mit einer geistreichen Verwandtin" gleichfalls als an Marie v. Kleist gerichtet nachzuweisen, ein Versuch, den auch ich unternommen habe, ohne aber mehr als eine Vermutung damit auszusprechen, war von Sigismund Rahmer schroff abgelehnt worden. Er bezeichnete die Behauptung, daß Marie von Kleist Tiecks Aufforderung um Überlassung von Material Folge geleistet hätte, als „ganz unrichtig", meinte, hinter allen ihren schönen Worten, mit denen sie Tiecks Bitte beantwortete, „verbirgt sich eine offene Absage", und brüstete sich, „bestimmt nachgewiesen" zu haben, daß die von Tieck zuerst gedruckten Brieffragmente „sämtlich an die Frau Professor Schütz gerichtet" sind. Daß auch diese „bestimmt nachgewiesene" Behauptung Rahmers, wie manche andere, hinfällig und seiner bedauerlichen Neigung entsprungen ist, Vermutungen als sichere Tatsachen hinzustellen, beweist der Brief Nr. 8: der zweite Absatz, beginnend „Unsere Verhältnisse sind hier . . ." bis zu dem Satze „doch daran ist nach Allem, was man hier hört, kaum mehr zu denken"

ist eins der von Tieck zuerst veröffentlichten „Bruchstücke aus einer Korrespondenz mit einer geistreichen Verwandtin"! Ist nun aber für dieses Bruchstück Marie v. Kleist als Empfängerin nachgewiesen, so wird man nun auch für die anderen Tieck aus der gleichen Quelle zugeflossenen Brieffragmente Marie v. Kleist als Adressatin in Anspruch nehmen dürfen, um so mehr als des mit Kleists Verhältnissen doch vertrauten Tiecks Bezeichnung „geistreiche Verwandtin" ganz allein auf Marie v. Kleist anzuwenden ist, keineswegs auf die Hendel-Schütz oder Henriette Vogel. Da Kleist auch noch in diesem späten Briefe seine Cousine mit „Sie" anredet, wird ferner die von mir ausgesprochene, gleichfalls von Rahmer als „sehr eigenartig" bezeichnete Ansicht gestützt, daß das „Sie" kein Grund ist, der gegen Marie als Briefempfängerin gelten darf. Ich tat also bei der Einreihung dieser Tieckschen Brieffragmente in meine Ausgabe besser, die Frage nach dem Empfänger, solange sichere Unterlagen fehlten, offen zu lassen, als mit angeblich „bestimmt nachgewiesenen" Behauptungen aufzutreten, die leider vorschnell von Wilhelm Herzog übernommen wurden.

Dem Druck des Fragments durch Tieck ist, wie ein Vergleich mit dem hier vorliegenden Original ergibt, außer unbedeutenden Abweichungen nur ein sinnstörender Fehler nachzuweisen; es heißt nicht: „Unsere Verhältnisse sind hier ... peinlicher als jemals", sondern „friedlicher als jemals". Tieck erschienen Anfang und Ende des Briefes zu persönlich, und er veröffentlichte daher nur die Mitte. Wir begrüßen es mit besonderer Freude, daß uns dieses stark persönliche Bekenntnis des Dichters als ein neues Dokument für die Beurteilung seiner Beziehungen zu Marie v. Kleist erhalten geblieben ist.

An einige Stellen der Briefe lassen sich noch Bemerkungen fachwissenschaftlicher Art knüpfen. Sie sollen in einem Fachblatte nachfolgen.

Das Wort des Prinzen zur Lippe.

Von

Hermann Burte.

Rings von Feinden eingeschlossen,
Von den Seinen abgetrennt,
Schwer zerschossen, schier verschossen,
Lag ein deutsches Regiment.
Eine Blei- und Eisentraufe
Ging von Lüttichs Wall zu Tal:
Manchen Mannes Feuertaufe
War zugleich sein Abendmahl.

Rasend schwang der Tod die Hippe,
Graue Halme fielen dicht,
Friedrich Wilhelm Prinz zur Lippe,
Oberst hier, er bebte nicht.
Kann uns keine Rettung scheinen,
Fällt uns alle seine Mahd:
Selig sterb' ich bei den Meinen
Als ein Fürst und Kamerad.

Immer noch vergebens spähten
Sie nach deutscher Hilfe aus;
Unter Fluchen, Trotzen, Beten
Dachte mancher heim nach Haus . . .
Was erklingt im tiefen Tale,
Hört ihr nicht? Halblinks da vorn!
Herr Gott: Unsre Sturmsignale!
Ja, das ist das deutsche Horn!

Ha, das war ein tröstlich Blasen
Voll geheimer Siegsgewalt.
Kühn empor vom grünen Rasen
Sprang des Prinzen Hochgestalt,

Rief, befreit vom Sterbewahne,
Seinen Fahnenträger an:
„Auf! Und schwenken Sie die Fahne,
Daß man uns erkennen kann!"

Hei, wie flog des Feldes Zeichen
Über der bedrängten Schar.
Nicht der Sonne will er weichen,
Unser stolzer Kaiseraar —
Mächtig aus den Seidenbauschen
Er in alle Winde stieß,
Wo sein prächtig Flügelrauschen
Deutsche Brüder nahen hieß.

Doch die blanke Fahnenspitze,
Doch das Kreuz im Fahnentuch
Zogen an die Höllenblitze,
Rissen her den Wolkenbruch.
Weh, der schlug durch Tuch und Rippe,
Goß voll Blut so manchen Hals:
Friedrich Wilhelm Prinz zur Lippe
Sank zu Boden jähen Falls.

„Grüßen Sie — —" er wollte sprechen —
Aber ihm ertrank der Klang
In des Blutes dunkeln Bächen,
Das ihm aus der Kehle sprang.
Als die treuen Unsern kamen,
Von der Fahne her geweht,
Grüßten, grüßten sie — und nahmen
Ab die Helme zum Gebet.

Toter Prinz auf grüner Heide,
Wirf dein Wort ums Erdenrund!
Flattre, Fahne, knattre, Seide,
Kreuz und Aar im weißen Grund!
Alle deutschen Brüder mahne,
Die da hält ein Feind im Bann:
Hoch die Herzen, schwenkt die Fahne,
Daß man uns erkennen kann!

Meine Erinnerungen.

Von

Graf Ilja Tolstoi[1]).

1.

Charakteristik der Kinder. — Erste Kindheitseindrücke. — Mama, Papa, Großmutter, Hanna, die drei Dunjaschas, Beginn des Unterrichts, Schule.

In einem Brief an seine Tante, Alexandra Andrejewna Tolstoi, beschreibt mein Vater seine Kinder so:

„Der älteste (Sergëi) ist blond und gutmütig; in seinem Wesen liegt etwas Schwächliches, Geduldiges und sehr Schüchternes. Wenn er lacht, steckt er andere nicht an; wenn er aber weint, kann ich mich kaum der Tränen erwehren. Alle behaupten, er gliche meinem älteren Bruder. Ich kann das kaum glauben. Es wäre zu viel Glück. Der Hauptzug meines Bruders war nicht Egoismus und nicht Altruismus, sondern genau die Mitte: er opferte sich für keinen Menschen auf, schädigte aber auch niemanden, ja trat einem nie zu nahe. Er freute sich und litt in sich. Sergëi ist verständig — ein mathematischer Kopf — und kunstsinnig; lernt gut, springt und turnt vorzüglich, dabei ist er ‚gauche' und zerstreut. Es steckt wenig Selbständigkeit in ihm, er hängt von seinem physischen Zustande ab. Der gesunde und kranke Sergëi sind zwei verschiedene Wesen.

„Ilja, der dritte, war nie krank, ist starknochig, weiß, rot, strahlend, lernt schlecht. Denkt stets an Dinge, an die er nicht denken soll. Erfindet selbst Spiele. Ist ein Brausekopf und ‚violant', haut gleich drein; ist aber auch zart und sehr empfindlich. Ist sinnlich veranlagt, ißt gern und will seine Ruhe haben. Wenn er Johannisbeergelee und Buchweizengrütze ißt, schmatzt er mit den Lippen. Er ist in allen Dingen selbständig. Wenn er weint, ist er gleichzeitig böse und unangenehm; wenn er aber lacht, lachen alle mit. Alles Verbotene hat für ihn besonderen Reiz; er muß es sofort probieren ... Wenn ich sterbe, geht Ilja zugrunde, sofern ihn nicht eine strenge und liebevolle Hand leitet.

„Im Sommer ritten wir zum Baden. Sergëi auf seinem Pferd, Ilja setzte ich zu mir in den Sattel. Komme morgens heraus — beide warten

[1]) Aus dem Russischen übersetzt von Adolf Heß.

schon. Ilja im Hut, mit Badelaken, adrett, strahlend. Sergëi atemlos, ohne Hut, soeben herbeigestürzt. ‚Hol deinen Hut, sonst nehme ich dich nicht mit.' Sergëi rennt hierhin und dorthin — kein Hut zu finden. ‚Das gibt es nicht — ohne Hut nehme ich dich nicht mit — es wird dir eine Lehre sein — nie sind deine Sachen zur Stelle.' Er will in Tränen ausbrechen. Ich reite mit Ilja los und laure, ob er irgendwie Mitgefühl äußert. Keine Spur! Strahlend vor Glück macht er seine Bemerkungen über das Pferd. Meine Frau trifft Sergëi in Tränen. Sie sucht den Hut, — er ist nicht da. Sie errät, daß ihr Bruder, der frühmorgens fischen gegangen ist, Sergëis Hut aufgesetzt hat. Also schreibt sie mir einen Zettel, Sergëi sei an dem Verschwinden des Hutes wahrscheinlich nicht schuld, und schickt mir den Jungen in der Mütze. Sie hatte richtig geraten. Ich höre auf dem Steg des Badehauses hastige Schritte, Sergëi kommt gerannt — den Zettel hatte er unterwegs verloren — und fängt an zu schluchzen. Da ging es denn auch bei Ilja los, und mir war ähnlich zu Mut.

„Tanja ist acht Jahre alt. Alle sagen, sie gliche Sonja[1]), und ich glaube das auch, obschon es ebenfalls gut ist — glaube es deshalb, weil der Augenschein es lehrt. Wenn Tanja Adams älteste Tochter wäre und es keine jüngeren Kinder gäbe, wäre sie ein unglückliches Mädchen: Ihr schönstes Vergnügen ist — sich mit kleinen Kindern abzugeben. Es bereitet ihr offenbar physischen Genuß, so einen kleinen Körper zu halten und zu berühren. Ihr (jetzt bewußter) Traum besteht darin, Kinder zu haben. Neulich fuhren wir mit ihr nach Tula, um ihr Bild machen zu lassen. Da bat sie mich, Sergëi ein Messer, dem zweiten dies, dem dritten das zu kaufen. Sie weiß von jedem, was ihm am meisten Vergnügen macht. Ich kaufte ihr nichts, und sie dachte nicht eine Minute an sich. Wir fahren nach Hause. ‚Tanja, schläfst du?' — ‚Nein.' — ‚Woran denkst du?' — ‚Ich denke, wenn wir nach Hause kommen, frage ich Mama, ob Leochen artig war, und dann gebe ich ihm sein Geschenk, und den andern auch, und dann tut Sergëi so, als ob er sich gar nicht freut, und freut sich doch schrecklich.' Sie ist nicht sehr klug, arbeitet nicht gern mit dem Verstande, doch ist ihr Mechanismus im Kopfe gut in Ordnung. Sie wird ein gutes Weib, wenn Gott ihr einen Gatten gibt. Und ich will dem eine hohe Belohnung geben, der aus ihr das neue Weib macht.

„Der vierte ist Leo. Hübsch, geschickt, ein gutes Gedächtnis. Graziös, jeder Anzug sitzt ihm wie angegossen. Alles, was die anderen tun, tut auch er, und zwar sehr geschickt und nett. Er begreift noch nicht gut.

„Die fünfte, Maria (Mascha), zwei Jahre alt, ist die, bei der Sonja dem Tode nahe war. Ein schwaches, kränkliches Kind. Wie Milch, ein weißes Körperchen, weiße Lockenhärchen, große, sonderbare blaue Augen — sonderbar wegen ihres tiefernsten Ausdrucks. Sie ist sehr verständig, nicht hübsch.

[1]) Tolstois Gattin.

Wird ein Rätsel; wird leiden, suchen und nicht finden; wird ewig nach dem Unzugänglichen trachten.

„Der sechste, Peter[1], ist ein Riese. Ein ungeheures, reizendes Baby mit Haarschopf, stemmt die Ellbogen nach außen, räkelt sich und strampelt, will irgendwohin; meine Frau gerät in Entzücken und Hast, wenn sie ihn hält — ich aber verstehe nichts. Ich weiß, daß da ein großer physischer Vorrat vorhanden ist. Ob aber auch das, wozu dieser Vorrat nötig — weiß ich nicht. Deswegen liebe ich Kinder von 2 bis 3 Jahren nicht — ich verstehe sie nicht." — —

Dieser Brief des Vaters wurde 1872 geschrieben. Ich war damals sechs Jahre alt. Ungefähr um diese Zeit setzen meine Erinnerungen ein. Einiges weiß ich auch noch aus früherer Zeit.

Ich weiß zum Beispiel, daß der Vater eifrig mit jemandem über den Ausgang des deutsch-französischen Krieges stritt, weiß, in welchem Zimmer das war und an welchem Tisch. Mit wem er aber stritt — dessen kann ich mich nicht mehr entsinnen. Ich war damals $3^1/_2$ Jahre alt.

Von Beginn meiner Kindheit bis zur Übersiedelung unserer Familie nach Moskau, das ist bis 1881, weilte ich fast ohne Ausnahme in Jasnaja Poljana.

Die Hauptperson im Hause war Mama. Von ihr hing alles ab. Sie gab dem Koch Nikolai das Mittagessen an, ließ uns spazieren gehen, nähte uns Hemden, hatte stets ein Kleines an der Brust und lief den ganzen Tag im Hause hin und her. Bei ihr konnte man eigensinnig sein; allerdings wurde sie bisweilen böse und strafte.

Sie wußte alles am besten. Wußte, daß man sich jeden Tag waschen, mittags Suppe essen, französisch lernen mußte, nicht auf den Knieen kriechen, die Ellbogen nicht auf den Tisch stützen durfte; und wenn sie sagte, wir sollten nicht ausgehen, weil es bald regnen würde, so war das ganz sicher, und wir mußten ihr gehorchen. Wenn ich hustete, gab sie mir Lakritzen oder dänische Königstropfen — ich hustete deshalb gern. Wenn Mama mich zu Bett brachte und nach oben ging, um mit Papa vierhändig zu spielen, konnte ich lange nicht einschlafen. Ich fühlte mich gekränkt, weil man mich allein ließ, begann zu husten und hörte nicht eher auf, als bis die Kinderfrau Mama holen ging, und war böse, wenn sie zu lange ausblieb. Ich schlief nicht eher ein, als bis sie gelaufen kam, genau zehn Tropfen in ein Schnapsglas tat und mir zu trinken gab.

Papa ist der allerklügste Mann in der ganzen Welt. Er weiß auch alles, aber bei ihm darf man nicht eigensinnig sein. Wenn er in seinem Zimmer sitzt und ‚beschäftigt' ist, dürfen wir keinen Lärm machen und ganz bestimmt nicht zu ihm hinein. Was er tut, wenn er ‚beschäftigt' ist, wissen wir nicht. Später, als ich schon lesen konnte, erfuhr ich, daß Papa ein ‚Schriftsteller' sei.

[1]) Starb 1873.

Das kam so: mir gefielen einmal ein Paar Verse. Ich fragte Mama: „Wer hat die gemacht?" Sie sagte mir, die Verse wären von Puschkin; Puschkin wäre ein großer Schriftsteller. Ich ärgerte mich, daß mein Papa nicht auch so einer wäre. Da sagte mir Mama, mein Vater wäre auch ein bekannter Schriftsteller; und darüber freute ich mich sehr.

Beim Mittagessen saß Papa Mama gegenüber und hatte seinen eigenen runden silbernen Löffel. Wenn die alte Natalie Petrowna, die unten bei Großmutter Tatjana Alexandrowna wohnte, sich Kwas eingoß, nahm Papa ihr das Glas weg, trank es in einem Zug aus und sagte dann: „Entschuldigen Sie, Natalie Petrowna, das ist aus Versehen geschehen." Das machte uns viel Spaß, und wir wunderten uns, daß Papa vor Natalie Petrowna gar keine Angst hatte. Und wenn es ‚Pastetenbrei' gab, sagte Papa, man könne daraus gut Schachteln kleben; dann holten wir schnell Papier und machten uns Schachteln. Mama wurde böse darüber, aber er hatte auch vor ihr keine Angst.

Bisweilen war es sehr lustig mit Papa. Er ritt am besten, lief am schnellsten und war der Allerstärkste. Er bestrafte uns fast nie; wenn er mir aber in die Augen sah, wußte er alles, was ich dachte, und mir wurde schrecklich zumute.

Vor Mama konnte ich lügen, vor Papa aber nicht — der erfuhr doch gleich alles. Ihn hat nie jemand belogen.

Er wußte auch all unsere Geheimnisse. Als wir im Syringengebüsch ‚Häuschen bauen' spielten, hatten wir drei große Geheimnisse, die außer Sergëi, Tanja und mir niemand wußte. Da kam Papa plötzlich und sagte, er wüßte alle drei Geheimnisse, sie fingen alle mit dem Buchstaben ‚B' an. Das war richtig. Das erste Geheimnis war, daß Mama bald ein ‚Baby' kriegte; das zweite, daß Sergëi in eine ‚Baronesse' verliebt war, und das dritte weiß ich jetzt nicht mehr.

Außer Papa und Mama war bei uns Großmutter Tatjana Alexandrowna Jergolskaja. Sie wohnte mit Natalie Petrowna unten im Eckzimmer. Da gab es ein großes Heiligenbild in silbernem Rahmen, vor dem wir Angst hatten, weil das Bild alt und schwarz war.

Großmutter lag stets; und wenn wir zu ihr kamen, gab sie uns Eingemachtes aus einem grünen Hafen.

Sie war Sergëis Gevatterin und hatte ihn am allerliebsten.

Als sie starb, wurden wir in ihr Zimmer geführt, wo sie im Sarge lag, ganz wie aus Wachs. Neben ihr und an dem schwarzen Heiligenbild brannten Wachslichter; es war sehr, sehr unheimlich. Mama sagte, wir sollten nicht plappern. Sie und Papa hatten keine Angst, wir aber drängten uns dicht zusammen und standen bei Mama.

Dann kam in dieses Zimmer eine andere Großmutter, Pelagea Iljinitschna. Die wohnte auch mit dem schwarzen Heiligenbild zusammen und starb auch da.

Das Zimmer war niedrig, vom Fenster aus sah man auf einen tiefen, tiefen Brunnen, der ebenfalls unheimlich war. Mama sagte, wir dürften nicht herangehen, weil wir hineinfallen und ertrinken könnten. Einmal fiel ein Eimer hinein — der war schwer wieder herauszubekommen.

Wir hatten auch eine Engländerin, Hanna. Sie war gut und sehr hübsch. Wir hatten sie gern und folgten ihr. Weihnachten machte sie uns einen Plumpudding. Er wurde mit Rum übergossen, angesteckt und ganz in Flammen aufgetragen. Wenn wir mit ihr im Garten spazieren gingen, waren wir artig und machten uns im Gras nicht schmutzig; wenn wir aber mit Dunjascha ausgeschickt wurden, liefen wir von ihr fort ins Gebüsch. Dann rief sie uns: „Kinder, auf den Weg, auf den Weg!" und seitdem nannten wir sie ‚Dunjascha — auf den Weg!' Die andere Dunjascha, das Mädchen, vergaß immer alles und hieß: ‚Dunjascha — Vergißmichnicht', und die dritte Dunjascha, die Frau des Angestellten Alexëi Stepanytsch, hieß: ‚Dunjascha — Mutterwillwas.' Sie wohnte unten im Flügel und schloß sich immer ein. Wenn wir mit Mutter zu ihr gingen, klopften wir an die Tür und riefen: „Dunjascha, Mutter will was." Dann öffnete sie die mit Wachstuch beschlagene Tür und ließ uns hinein.

Wir tranken gern bei ihr Tee mit Eingemachtem. Sie gab das auf die Untertasse und hatte nur einen kleinen, dünnen, ganz zerkauten silbernen Teelöffel. Wir wußten, wovon der Löffel so war: ein Schwein hatte ihn im Koben gefunden und zerbissen.

Als ich fünf Jahre alt wurde, lehrte mich Mama lesen und schreiben. Zu Anfang lernte ich russisch, dann bald französisch und englisch. Im Rechnen unterrichtete mich Papa.

Ich hatte früher mit angehört, wie er Sergëi und Tanja unterrichtete, und fürchtete diese Stunden sehr, weil Sergëi bisweilen etwas nicht verstand und Papa ihm dann sagte, er wolle es nicht verstehen. Dann machte Sergëi so sonderbare Augen und weinte. Unter Umständen verstand auch ich etwas nicht, und Papa wurde böse. Zuerst war er immer gut und machte sogar Spaß; wenn es dann aber schwerer wurde, fing er an zu erklären, so daß mir schrecklich zumute wurde, denn ich verstand nichts.

Als ich 6 Jahre alt war, erinnere ich mich, wie Papa anfing, die Kinder aus dem Dorf zu unterrichten. Sie hatten in dem Hause Schule, wo Alexëi Stepanytsch wohnte, bisweilen auch unten in unserm Hause. Es waren eine ganze Menge, und wenn sie kamen, roch es im Flur nach Halbpelzen. Sie wurden von Papa, Sergëi, Tanja und Onkel Kostja — von allen zusammen unterrichtet.

In dieser Schule ging es sehr lustig und munter zu. Die Kinder taten, was sie wollten, setzten sich hin, wo sie Lust hatten, liefen von einem Platz zum andern und antworteten auf die Fragen nicht einzeln, sondern alle durcheinander auf einmal und wiederholten zusammen, was sie gelesen hatten.

Wenn einer etwas ausließ, sprang sofort ein anderer ein, und die Erzählung oder Aufgabe wurde gemeinsam gemacht.

Papa schätzte an seinen Schülern besonders ihre bildreiche und selbständige Sprache. Nie verlangte er wörtliche Wiederholung der Ausdrücke im Buch und ermunterte besonders jede Eigenart.

Ich weiß noch, wie er einmal einen Jungen anhielt, der in das Nebenzimmer lief:

„Wohin willst du?"

„Zu Onkelchen, 'nen Happen abbeißen."

„Nun, lauf schon, lauf." —

„Wir müßten sie nicht unterrichten, sondern von ihnen lernen" — sagte er zu jemandem, als der Junge fort war. „Wer von uns würde sich so ausdrücken? Er sagte nicht ‚nehmen' oder ‚abbrechen', sondern ganz genau: ‚abbeißen', weil man ein kleines Stück, einen Happen, von einem größeren mit den Zähnen abbeißt und nicht abbricht."

Einmal beobachtete Papa, wie ich einem Jungen das Abc beibrachte. Ich gab mir viel Mühe, aber er konnte es nicht begreifen. Da wurde ich böse und begann ihn zu hauen, wir prügelten uns und weinten beide.

Da kam Papa und sagte, ich sollte nicht mehr unterrichten, weil ich das nicht verstände. Ich war natürlich ärgerlich, ging zu Mama und sagte ihr, ich hätte keine schuld, denn Tanja und Sergëi hätten die guten Schüler, meiner aber wäre dumm und eklig.

2.

Das Gesinde. — Der Koch Nikolai. — Alexëi Stepanytsch. Agathe Michailowna. Marja Afanasjewna. — Sergei Petrowitsch.

Ich erinnere mich noch der Zeit, wo bei uns eigenes Gesinde von unseren früheren Leibeigenen diente. Jetzt sind sie alle ins Grab gesunken; ich will aber von ihnen sprechen, weil mit ihnen viele meiner Erinnerungen an die Kindheit und den Vater verknüpft sind.

Als mein Vater sich verheiratete und die junge, unerfahrene Sofja Andrejewna nach Jasnaja Poljana brachte, diente schon bei ihm als Koch Nikolai Michailowitsch Rumjanzew, früher Flötist im Leibeigenenorchester des verstorbenen Fürsten Nikolai Sergejewitsch Wolkonski.

Wenn wir Kinder ihn fragten, weshalb er nicht mehr Flöte spielte, sagte er, er hätte die ‚embouchure'[1]) verloren und wäre dann zum Koch gemacht. Bis zur Heirat des Vaters erhielt er monatlich 5 Rubel Gehalt; nachher, als Mama kam, setzte sie ihm 6 Rubel aus, und mit diesem Lohn

[1]) Den Lippenansatz beim Blasen.

lebte er bis an sein Ende, d. h. ungefähr bis an das Ende der achtziger Jahre. An seine Stelle trat dann sein Sohn, Semjon Nikolajewitsch, Mamas Patenkind; und dieser liebe, brave Mann, ein Genosse meiner kindlichen Spiele, lebt bis jetzt bei uns. Unter Aufsicht meiner Mutter bereitete er mit liebevoller Sorgfalt dem Vater seine vegetarische Kost; wäre er nicht gewesen, — wer weiß, vielleicht hätte mein Vater dann nicht sein hohes Alter erreicht. Vater fühlte sich in den letzten Jahren nur in Jassnaja wohl; jedesmal, wenn er verreiste und ungewohnte Kost zu sich nahm, erkrankte er an gastrischen Beschwerden.

Der Koch Nikolai war ein typischer Leibeigener mit allen Vorzügen und Mängeln. Er war schmutzig, trank, betrank sich bisweilen derart, daß seine Frau für ihn eintreten mußte; aber seine Herrschaft vergötterte er und fürchtete sie zugleich. Er war ein Mensch von jenem alten Schlage, dem ich noch ziemlich oft begegnet bin. Das waren Leute, die sich nach der Leibeigenschaft zurücksehnten und über die Freiheit gar nicht freuten. „Es ging uns damals besser," sagte er. „Wir wurden streng gehalten, durften nicht muckfen, aber man sorgte für uns. Man wußte, daß man nicht verhungerte. Wenn ich jetzt fortgejagt werde — wohin soll ich dann wohl gehen?"

Wir Kinder liefen gern zu ihm in die Küche und baten ihn um heiße Pasteten oder ‚Lewaschniki'. Diese ‚Lewaschniki' wurden wie Pasteten aus Blätterteig zubereitet, und darin war Eingemachtes. Damit sie gut aufgingen, blies Nikolai an einer Ecke Luft hinein. Nicht etwa durch einen Strohhalm, sondern gleich so, mit den Lippen. Das hieß dann ‚les soupirs de Nikolas'.

Einst hatte unser Lehrer, Monsieur Nief, im Garten eine Natter erlegt und ihr mit dem Federmesser den Kopf abgeschnitten; und um uns Kindern zu zeigen, daß sie nicht giftig sei, beschloß er, sie zu braten und aufzuessen. Wir gingen mit ihm in die Küche. Er trat auf Nikolai zu, deutete auf die Natter, die in seiner Hand hing, und bat in gebrochenem Russisch um eine Bratpfanne. Wir lauerten an der Tür, was nun kommen würde.

Nikolai konnte lange nicht begreifen, was der Franzose wollte. Als ihm die Sache endlich klar wurde, nahm er einen Feuerhaken vom Herd, schwenkte ihn über Monsieur Niefs Kopf und schrie ihn an: „Scher dich fort, du Heidensohn — werd' dir das herrschaftliche Geschirr geben für deine Hexerei! Neulich bringt er ein Eichhörnchen zum Braten, jetzt gar eine Natter! Fort mit dir!"

„Qu'est-ce qu'il dit, qu'est-ce qu'il dit?" fragte uns Monsieur Nief, sich erschreckt zurückziehend. Wir aber liefen lachend fort und erzählten Mutter die Geschichte.

Alexei Stepanytsch Arjächow, ebenfalls Leibeigener, war Jassnajer Bauer. Als Vater in Sewastopol war, hatte er ihn als Burschen mitgenommen. Ich erinnere mich, daß Vater mir erzählte, er hätte während der Belagerung Sewastopols in der 4. Bastion mit einem Kameraden zusammen gelebt, der

ebenfalls einen Diener hatte. Das war ein schrecklicher Hasenfuß. Wenn er zum Essenholen in die Kantine geschickt wurde, bückte er sich jedesmal und versteckte sich vor den herumfliegenden Granaten und Kugeln, während Alexëi Stepanytsch tapfer vorwärts schritt. Deswegen wurde Alexëi fast niemals fortgeschickt, sondern immer der Hasenfuß, und alle Offiziere sahen zu, wie er sich versteckte, bei jedem Schritt auf die Erde fiel und sich bückte.

Ich erinnere mich Alexëis als Verwalters von Jassnaja. Er wohnte in ‚jenem' Hause mit Dunjascha, war ein gesetzter Mann, stets gleichmäßig, wir Kinder verehrten ihn und wunderten uns, daß Papa ‚du' zu ihm sagte. Später werde ich von seinem Tode erzählen.

Anfangs in der Küche ‚jenes' Hauses, dann bei den ‚Leuten', wohnte die alte Agathe Michailowna. Groß, hager, mit großen rassigen Augen und straffem grauen Haar, wie eine Hexe, war sie ein wenig unheimlich, oder vielmehr wunderlich.

Vor langer, langer Zeit war sie bei meiner Urgroßmutter, Gräfin Pelagea Nikolajewna Tolstoi, der Großmutter meines Vaters, geborenen Gräfin Gortschakow, Dienstmädchen gewesen. Gern erzählte sie von ihrer Jugend:

„Ich war hübsch. Einmal aß die Herrschaft im großen Hause. Da ruft die Gräfin mich: ‚Gaschätt, famm de schamber, apportä mua unn muschoahr.' Ich: ‚Tutswit, madam la komtäß.' Alles schaut mich an, wendet kein Auge von mir. Ich gehe in den Seitenflügel, unterwegs lauert man mir auf, hält mich fest. Wie oft hab ich ihnen ein Schnippchen geschlagen. Nehme das Tuch, mache einen großen Umweg, quer durch den Graben. Ich liebte ‚das' schon damals nicht. So bin ich Jungfer geblieben."

Nach dem Tode meiner Großmutter kam Agathe Michailowna aus irgendeinem Grunde zum Gesinde und hatte für die Schafe zu sorgen. Sie gewann sie so lieb, daß sie dann ihr ganzes Leben lang kein Schaffleisch mehr essen konnte.

Später gewann sie Hunde lieb; und ich erinnere mich ihrer nur noch in dieser Periode. Die Hunde waren ihr ein und alles. Sie hauste mit ihnen in schrecklichem Gestank und Schmutz und hängte ihr ganzes Herz an sie.

Wir hatten stets Vorstehhunde, Hetzhunde und Barsois. Diese bisweilen zahlreiche Meute kommandierte Agathe Michailowna, der ein meist ungeschickter, dummer Junge als Beistand zuerteilt war.

Mit dieser eigentümlichen, klugen Alten hängen bei mir viele Erinnerungen zusammen. Die meisten prägten sich mir im Zusammenhang mit Vaters Erzählungen von ihr ein. Er wußte jeden interessanten Zug an ihr wahrzunehmen und hervorzukehren; und diese meist zufällig von ihm mitgeteilten Einzelheiten sind mir im Gedächtnis geblieben. Zum Beispiel erzählte er, daß Agathe Michailowna einst über Schlaflosigkeit klagte. Seitdem ich mich ihrer erinnere, litt sie daran, daß ‚eine Birke in ihr wuchs, vom Unterleib nach oben, und sich gegen die Brust stemmte, so daß sie nicht atmen konnte'.

So jammerte sie über die Schlaflosigkeit und die Birke: „Da liege ich allein, alles ist still, nur die Wanduhr tickt: bist du's — bist's nicht, bist du's — bist's nicht? Und so dachte ich nach: bin ich's — oder nicht? Und damit ging die ganze Nacht hin."

„Denk nur darüber nach; das ist das γνῶθι σεαυτόν, das ‚Erkenne dich selbst'; in dir steckt ein ‚Sokrates'," meinte der Vater beim Erzählen dieser Geschichte humorvoll.

Im Sommer kam Mamas Bruder Stefan zu uns, der damals in der juristischen Fakultät studierte. Im Herbst ging er mit dem Vater und mit uns auf die Hetzjagd mit Hunden; deswegen hatte Agathe Michailowna ihn gern.

Im Frühjahr machte Stefan Examen. Agathe wußte das und wartete ungeduldig auf Nachricht. Einmal zündete sie ein Licht vor dem Heiligenbilde an und betete, Stefan möchte das Examen bestehen. Da fiel ihr ein, daß ihre Barsois sich losgerissen hätten und noch nicht zurück wären. „Herrgott, die können irgendwohin laufen, sich auf das Vieh stürzen, ein Unglück anrichten. Wundertätiger Nikolas, laß mein Licht brennen, daß die Hunde bald zurückkommen, wegen Stefans kaufe ich ein anderes." — „Kaum habe ich das gedacht, höre ich im Flur die Hunde mit dem Halsband klirren; Gott sei Dank, sie sind da. Das nenne ich beten!"

Ein anderer Liebling Agathes war unser häufiger Gast, der junge Mischa Stachowitsch.

„Junge Gräfin, was haben Sie mit mir gemacht," meinte sie vorwurfsvoll zur Schwester Tanja, „haben mich mit dem Herrn Stachowitsch bekannt gemacht, und nun bin ich in meinen alten Jahren in ihn verliebt — diese Sünde!"

Am 5. Februar, ihrem Namenstage, erhielt Agathe Michailowna von Stachowitsch ein Glückwunschtelegramm. Ein Extrabote brachte es von der Station Koslowka.

Als Papa es erfuhr, sagte er im Scherz zu Agathe: „Schämst du dich nicht, daß deines Telegrammes wegen sich jemand nachts im Frost drei Werst weit schleppen muß?"

„Schleppen, schleppen! Den haben die Engel auf ihren Flügeln hergetragen, aber nicht geschleppt. Wegen der fremden Jüdin gab es drei Telegramme und wegen Golochwastows jeden Tag ein Telegramm, ist das nicht geschleppt? Mein Glückwunsch aber — meinetwegen soll es so sein —" brummte sie, und man mußte fühlen, daß sie recht hatte. Dieses einzige Telegramm im ganzen Jahr, adressiert an den Hundezwinger, war wegen der Freude, die es Agathe Michailowna bereitete, natürlich weit wichtiger als die verschiedenen Mitteilungen über den Ball in Moskau zu Ehren der jüdischen Bankierstochter, oder über die Ankunft Olga Andrejewna Golochwastows in Jassnaja.

Als Alexëi Stepanytsch starb, lag er lange ganz allein krank in seinem Zimmer. Da saß Agathe bei ihm, pflegte und unterhielt ihn. Er war lange krank, ich glaube am Magenkrebs.

Seine Frau, ‚Dunjascha — Mutterwillwas', starb einige Jahre vor ihm.

An einem der langen Winterabende, als Alexëi Stepanytsch krank lag und Agathe bei ihm saß und ihm Tee zu trinken gab, sprachen sie vom Tode und verabredeten, wer von ihnen zuerst stürbe, sollte dem anderen erzählen, ob der Tod schön wäre.

Als Alexëi Stepanytsch ganz schwach war und ihm klar wurde, daß der Tod nahte, dachte Agathe an diese Verabredung und fragte Stefan, ob es schön wäre.

„Sehr schön, Agathe," erwiderte er, und das waren ungefähr seine letzten Worte (1882).

Sie sprach gern hierüber, und ich hörte die Erzählung sowohl von ihr, wie von Vater, der stets gespannt auf alles horchte, was den Tod betraf, und sich bis auf die kleinsten Einzelheiten merkte, was Sterbende durchlebten.

In seinem Innern floß diese Erzählung mit der Erinnerung an seinen ältesten Bruder Dmitri zusammen, mit dem er verabredet hatte, wer zuerst stürbe, sollte nach dem Tode dem anderen erscheinen und erzählen, wie es ihm im Jenseits ginge.

Dmitri Nikolajewitsch starb aber 50 Jahre vor dem Vater und erschien ihm nicht ein einziges Mal. —

Agathe Michailowna liebte nicht nur Hunde. Sie hatte unter anderem eine Maus, die zu ihr kam, wenn sie Tee trank, und Brotkrumen vom Tisch auflas.

Einst hatten wir Kinder Erdbeeren gepflückt, in der Sparkasse 16 Kopeken für ein Pfund Zucker gesammelt und Agathe ein Glas Eingemachtes gekocht. Damit war sie sehr zufrieden und bedankte sich bei uns.

„Da will ich neulich Tee trinken," erzählte sie, „greife nach dem Eingemachten — da liegt die Maus im Glashafen. Ich zog sie heraus, wusch sie mit warmem Wasser tüchtig ab und ließ sie wieder auf dem Tisch laufen."

„Und das Eingemachte?"

„Das habe ich weggegossen, denn die Maus ist ein verwünschtes (unreines) Tier; da werde ich doch nichts mehr davon essen." —

Agathe starb Anfang der neunziger Jahre. Jagdhunde gab es damals in Jassnaja schon nicht mehr; wohl aber wimmelten um sie herum allerhand Hofhunde, die sie behütete und bis zu ihren letzten Tagen pflegte.

Dankbar gedenke ich meiner alten Kinderfrau Marja Afanassjewna, einer farblosen, aber guten Alten, die uns fünf älteste Kinder wartete. Sie hatte die Schlüssel zur Speisekammer; wir liefen gern zu ihr und bettelten um Mandeln und Rosinen.

Ihr einer Sohn, Sergëi Petrowitsch Arbusow, war viele Jahre Diener

bei uns; mit ihm zog der Vater dann ins Optinoer Kloster. Er war von Beruf Tischler, war ein Säufer und hatte einen hellroten Backenbart.

Ihr anderer Sohn, Paul, seines Zeichens ein Schuster, wohnte im Dorf und war Vaters erster Lehrmeister, als er sich zur Schuhmacherei hingezogen fühlte.

3.

Das Haus in Jasnaja Poljana. — Ahnenporträts. — Das Arbeitszimmer des Vaters.

Ich erinnere mich des Hauses in Jasnaja Poljana noch in der Gestalt, die es die ersten Jahre nach Vaters Hochzeit hatte.

Es war einer der beiden zweistöckigen, aus Stein erbauten Flügel des alten Herrenhauses der Fürsten Wolkonski, das Vater in seiner Junggesellenzeit auf Abbruch verkauft hatte.

Aus Erzählungen des Vaters weiß ich, daß das Haus, in dem er geboren war und aufwuchs, drei Stockwerke mit 36 Zimmern hatte. An der Stelle, wo es zwischen den beiden Flügeln stand, sieht man noch heute Spuren des Fundaments in Gestalt mit Schotter ausgefüllter Gräben; jetzt wachsen auf diesem Platz schon alte sechzigjährige, vom Vater gepflanzte Bäume.

Als jemand den Vater fragte, wo er geboren wäre, deutete er auf eine hohe Lärchentanne, die an der Stelle des alten Fundamentes wuchs.

„Da, wo der Gipfel dieser Lärchentanne schaukelt, war Mutters Zimmer; da wurde ich auf dem Ledersofa geboren," sagte er. Und es war ein sonderbares Gefühl, wenn man den Kopf zurückbeugte, den dünnen Baumwipfel ansah und sich dann vorstellte, daß da einmal ein Zimmer gewesen war, in dem dasselbe Ledersofa aus Nußbaumholz gestanden hatte, das sich jetzt in Vaters Zimmer befindet, und auf dem auch wir älteren Kinder geboren waren; und daß vor langer, langer Zeit Vater einmal klein gewesen war und eine Mama gehabt hatte, ganz wie wir. Nur, daß Vater seine Mama nicht gekannt hatte. Sie starb, als er zwei Jahre alt war, und er wußte von ihr nur, was seine Verwandten ihm erzählt hatten.

Sie war klein und nicht hübsch, hatte aber große, gute, helle, strahlende Augen. Sie wußte Kindergeschichten wunderbar interessant zu erzählen; Papa sagte, sein älterer Bruder Nikolas hätte diese Gabe von ihr geerbt.

Papa sprach selten von seiner Mutter; wenn es aber geschah, so war das sehr schön, weil dann eine ganz eigenartige, weiche, zarte Stimmung in ihm aufkam. Aus seinen Worten klang solch ehrerbietige Liebe und solche Hochachtung vor ihrem Andenken, daß sie uns wie eine Heilige erschien.

Seinen Vater hatte Papa gut im Gedächtnis, weil er bei seinem Tode neun Jahre alt war. Er liebte ihn ebenfalls, sprach stets mit Ehrerbietung von ihm, fühlte aber, daß das Andenken der Mutter, die er nicht gekannt hatte, für ihn teurer war und daß er sie weit mehr als den Vater liebte.

Die Geschichte des Hausverkaufs kenne ich bis auf den heutigen Tag nicht genau. Der Vater sprach nicht gern davon; deshalb entschloß ich mich niemals, ihn genau auszufragen, wie es gewesen wäre. Ich weiß nur, daß das Haus von einem Verwandten Vaters, seinem Geschäftsbevollmächtigten, während Vater im Kaukasus weilte, für 5000 Rubel Banko verkauft war. Es hieß, das sei geschehen, um Verluste im Kartenspiel zu decken.

Das ist schon richtig. Denn Vater selbst erzählte mir, daß er eine Zeitlang leidenschaftlich Karten gespielt und viel verloren hätte, und daß seine Vermögensverhältnisse sehr in Unordnung geraten wären.

Das einzige, woran ich zweifle, ist: wurde das Haus mit Wissen und im Auftrage Vaters verkauft, oder entschloß sich im Übereifer der Verwandte zu diesem Schritt auf eigene Initiative? Auch das ist möglich.

Vater hielt das Andenken seiner Eltern so hoch und schätzte die Erlebnisse seiner Kindheit so sehr, daß man nicht glauben kann, er hätte seine Hand gegen das Haus erhoben, in dem er geboren und aufgewachsen, in dem das ganze Leben seiner Mutter verstrichen war.

Da ich Vater kenne, möchte ich glauben, daß er seinem Verwandten vom Kaukasus aus geschrieben: „Verkauf irgendwas", aber nie erwarten konnte, daß das Haus verkauft würde, und doch hinterher diesen Schritt auf sich nahm. Sollte das nicht der Grund sein, weshalb er stets so ungern darüber sprach?

Im Jahre 1871, als ich fünf Jahre alt war, wurde der Saal und das Arbeitszimmer an unser Haus angebaut. Ich weiß noch, wie die Maurer arbeiteten, wie man bei der Grundlegung eine Blechbüchse mit Silbergeld unter dem Eckstein einmauerte, wie man im alten Hause Türöffnungen durchschlug, und vor allem, wie der Parkettfußboden gelegt wurde. Ich saß gern neben den Tischlern auf dem Boden und sah zu, wie sie die Eichentafeln einpaßten, sie behobelten, mit duftendem flüssigem Leim bestrichen und mit Hammern fest in die Fugen trieben.

Als das Parkett fertig und mit Wachs gebohnert war, war es so glatt, daß man nur schwer darauf gehen konnte. Während es austrocknete, knallte es oft laut wie ein Flintenschuß; und wenn niemand im Zimmer war, wurde ich bange und lief weg.

Im Saal hingen an den Wänden alte Ahnenporträts. Sie waren etwas unheimlich, und ich hatte zuerst auch vor ihnen Angst; aber mit der Zeit gewöhnten wir uns an sie, und eins dieser Porträts, das meines Urgroßvaters Ilja Andrejewitsch Tolstoi, gewann ich sogar lieb, weil man sagte, ich sei ihm ähnlich.

Dieser Ahne hatte ein sehr gutmütiges, volles Gesicht. Papa erzählte nach Überlieferungen von ihm, daß er seine Wäsche zum Waschen ins Ausland geschickt, schrecklich gastfrei, lustig und freigebig gewesen sei und das ungeheure Vermögen seiner Frau vollständig durchgebracht hätte.

Daneben hing das Porträt meines anderen Urgroßvaters, des Vaters meiner Großmutter, Fürst Nikolai Sergejewitsch Wolkonski, mit dichten, schwarzen Augenbrauen, grauer Perücke und rotem Rock. Dieser Wolkonski hatte alle Gebäude in Jassnaja Poljana aufgeführt. Er war ein vorbildlicher Wirtschafter, verständig und stolz, und genoß in der ganzen Gegend außerordentliches Ansehen.

An der anderen Wand nimmt den ganzen Raum zwischen den Türen das große Porträt eines blinden Greises ein, des Fürsten Gortschakow, meiner Urgroßmutter Pelagea Nikolajewna Tolstoi, der Gattin Ilja Andrejewitschs, Vater. Er sitzt mit gesenkten Lidern an einem halbrunden Tischchen; neben ihm liegen rechts und links Schnupftücher, mit denen er die tränenden Augen zu trocknen pflegt.

Von ihm wurde erzählt, er sei sehr reich und sehr geizig gewesen. Er habe gern sein Geld gezählt und tagelang in Banknoten gewühlt. Als er erblindete, habe er sich von einem Menschen aus seiner Umgebung, dem einzigen, dem er vertraute, eine feste Kassette aus Mahagoniholz bringen lassen, sie mit seinem Schlüssel aufgeschlossen und wieder und wieder die alten zerknitterten Papiere betastet und gezählt. Unterdessen, sagt man, stahl sein Vertrauter ihm unbemerkt Geld und legte Zeitungspapier an seine Stelle. Und der Greis betastete nun dieses Papier mit seinen mageren, zitternden Fingern und glaubte, er zähle Geld.

Ferner hängen da die Porträts einer Nonne mit Rosenkranz, der Mutter Gortschakows, geborenen Fürstin Mordkina (1705), dann der Gattin Nikolai Sergejewitsch Wolkonskis, geborenen Fürstin Trubetzkoi, und des Vaters Wolkonski, desselben, der den Park, die ‚Prospekte' und die Lindenalleen in Jassnaja Poljana anlegte.

Zu ebner Erde, unter dem Saal, neben dem Flur, richtete Papa sich sein Arbeitszimmer ein. In der Wand ließ er eine halbrunde Nische anlegen und stellte dort die Marmorbüste seines verstorbenen Lieblingsbruders Nikolai auf. Diese Büste war im Auslande nach der Totenmaske angefertigt. Papa sagte uns, sie sei sehr ähnlich; ein tüchtiger Bildhauer hätte sie nach seinen Angaben hergestellt. Sein Ausdruck war gut, etwas wehmütig, die Haare nach Kinderart glatt gekämmt, mit dem Scheitel auf der Seite, das Gesicht bartlos, weiß und sehr rein.

Papas Arbeitszimmer war durch Bücherschränke in zwei Hälften geteilt. Damit die Schränke nicht umfielen, wurden sie durch große hölzerne Querstützen gehalten, und dazwischen war eine dünne Tür aus Birkenholz angebracht, hinter der Papas Schreibtisch und sein halbrunder alter Lehnstuhl standen.

Eine von diesen Stützen ist noch jetzt erhalten. Ich fürchte mich, sie anzusehen, weil ich weiß, daß Papa sich einmal daran aufhängen wollte.

Aber davon später.

An den Wänden befinden sich Hirschgeweihe, die der Vater aus dem Kaukasus mitgebracht, und ein ausgestopfter Hirschkopf. An diesen Geweihen wurden Handtuch und Hut aufgehängt. An der Wand hängen die Porträts Dickens, Schopenhauers, Fets in jungen Jahren und die bekannte Schriftstellergruppe aus dem Kreise der Zeitschrift Sowremennik, 1856. Da sind Turgenjew, Ostrowski, Gontscharow, Grigorowitsch, Druschinin und der Vater, noch ganz jung, ohne Bart, in Offiziersuniform.

Morgens kommt Papa aus dem Schlafzimmer oben in der Ecke des Hauses, im Schlafrock und zotteligem, ungekämmtem Bart und geht nach unten, um sich anzukleiden.

Dann kommt er frisch und munter aus dem Arbeitszimmer und geht in grauer Bluse in den Saal Kaffee trinken.

Um diese Zeit frühstücken wir schon. Wenn kein Besuch da ist, sitzt er nicht lange im Saal, nimmt sein Glas Tee und geht in sein Zimmer.

Wenn aber Gäste oder Freunde da sind, fängt er an sich zu unterhalten, wird lebhaft und kann nicht loskommen.

Die eine Hand im Ledergürtel, in der anderen vor sich den silbernen Untersatz mit dem vollen Teeglas, bleibt er an der Tür stehen und steht oft lange, bisweilen eine halbe Stunde, auf einem Fleck, ohne zu bemerken, daß sein Tee längst kalt ist, und redet immerfort. Wir alle kennen diese Stelle auf der Schwelle und wissen sehr gut, daß Papa, wenn er den Tee in der Hand, entschlossen zur Tür geht — gleich stehen bleibt, um seine allerletzte Schlußbemerkung zu machen — und dann wird es erst interessant.

Endlich geht Papa an die Arbeit. Wir eilen fort, im Winter in die Schulzimmer, im Sommer in den Garten, oder auf den Krokettplatz; Mama sitzt im Saal und näht etwas für die Kleinen, oder schreibt ab, was sie gestern Nacht nicht fertig bekommen hat. Drei bis vier Stunden herrscht dann im Hause völlige Stille.

Danach kommt Papa aus dem Arbeitszimmer und macht seinen Ausflug in den Kronswald, bisweilen mit Flinte und Hund, mitunter zu Pferde, oder auch zu Fuß. Um fünf wird die Glocke geläutet, die an einem abgebrochenen Ast der alten Ulme vor dem Hause hängt; wir laufen uns die Hände waschen, und es geht zu Tisch.

Zuweilen kommt Papa zu spät, und wir warten auf ihn. Er tritt dann etwas verlegen ein und entschuldigt sich bei Mama, gießt sich ein halbes Glas Kräuterbranntwein ein und setzt sich an den Tisch.

Er hat großen Hunger und ißt gierig alles, was ihm unter die Finger kommt. Mama hält ihn auf, bittet ihn, nicht nur Grütze zu essen, es gäbe noch Koteletts und Gemüse — „sollst sehen, deine Leber wird wieder krank" — aber er hört nicht auf sie, nimmt immer mehr und mehr, bis er sich ganz satt gegessen hat. Dann erzählt er von seinem Spaziergang: wo er ein Volk Birkhühner aufgejagt, welch neue Wege er im Kronswald entdeckt, wie das

junge Pferd, das er einritt, dem Schenkeldruck und Zügel gehorchte — alles sehr lebhaft und interessant, so daß die Zeit lustig und angeregt vorübergeht.

„Mama, was für Nachtisch gibt es heute?" fragt die stets kecke und vorlaute Tanja plötzlich.

„Iljas Lieblingsspeise, Pfannkuchen mit Kompott," antwortet Mama ernsthaft; sie merkt gar nicht, daß Tanja wieder einmal Spaß macht.

Ich sitze neben Papa und mag mir nicht mehr als zwei Pfannkuchen nehmen. Dafür kann man mehr Kompott nehmen, denn das kann man schnell mit dem anderen Pfannkuchen zudecken und zu einer Röhre zusammenrollen, so daß es niemand sieht. Gerade habe ich alles fertig und will essen, da schiebt Papa heimlich seine Hand heran, nimmt den Teller weg und sagt: „Jetzt ist's aber genug." Und ich weiß nicht, was ich tun soll: weinen oder lachen. Gut, daß Papa mir in die Augen sieht und lacht — sonst hätte ich losgebrüllt.

Nach Tisch geht Papa wieder in sein Zimmer, um etwas zu lesen; dann gibt es um acht Uhr Tee, und es beginnen die schönen Abendstunden, wo alle im Saal versammelt sind. Die Großen unterhalten sich, lesen laut vor oder spielen Klavier; und wir hören entweder den Großen zu oder treiben unsere eigenen lustigen Dinge und warten unruhig, bis die alte englische Uhr auf dem Vorplatz knackt, schnurrt und laut und langsam zehn schlägt.

„Vielleicht bemerkt es Mutter nicht?" Sie sitzt im kleinen Zimmer und schreibt ab.

„Kinder, 's ist Zeit, sagt gute Nacht!"

„Gleich, Mama, nur noch fünf Minuten!"

„Schnell, schnell, sonst seid ihr morgen wieder nicht hoch zu kriegen; müßt lernen."

Wir sagen langsam gute Nacht, suchen nach irgend einer Verzögerung und gehen dann unten zu Bett. Ärgerlich, daß wir noch klein sind und zu Bett müssen, während die Großen aufbleiben, solange sie wollen.

Was mögen sie dort ohne uns machen? Sicher wird es gerade jetzt, wo wir fort sind, bei ihnen am lustigsten. Nicht umsonst sagt Papa immer: „Wenn du erst groß bist." Er macht Spaß; ihm macht das nichts aus; er ist schon groß und hat alles, was ich so gern haben möchte!

Er hat drei Flinten, Dolche, Hunde, ein Reitpferd, er lernt nie, während ich noch lange klein bin und im Kinderzimmer, im Dunkeln, mit Maria Afanasjewna schlafe, die das Talglicht schon ausgelöscht hat und brummt, ich solle mich nicht hin und her wälzen.

Soll ich weinen?

Nein, das ist nicht nötig. Lieber krieche ich unter die Decke und schlafe ein . . .

Und kaum hat man die Augen geschlossen und ist eingeschlafen — so ist es schon wieder Morgen, lustig und hell.

Wie viel Schönes hat man da vor sich: gleich ziehe ich mich an, laufe in den Garten — da haben Tanja und ich einen Keller und Vorratskammern gegraben. Dann laufe ich im dichten Grase bei „Tschepych" Schmetterlinge fangen.

Ich muß einen „Schwalbenschwanz" haben. Sergëi hat nämlich einen, und ich nicht! Dann muß ich lernen — aber das ist nicht schön, daran darf man nicht denken — dann wieder frühstücken, baden, mittagessen . . .

Wie ist das Leben schön! Wie hell scheint die Sonne! Wie laut singt unterm Fenster die Nachtigall! Wie viel Schönes hat man noch vor sich! . . .

4.

Weihnachten. — Der Baumeister hat schuld. — Prochor. — Der Ankowkuchen.

Sehr deutlich ist mir unser Weihnachtsfest in der Erinnerung geblieben. Was war das für eine Freude, wenn Weihnachten Gäste kamen: Djakows, Fets, Onkel Kostja, die uns Geschenke, Berge von Süßigkeiten mitbrachten; wenn wir tagelang in ungeduldiger Erwartung und in Vorbereitungen lebten, zu erraten suchten, was für Geschenke wir bekämen, und uns dabei gewaltig aufregten.

Vierzehn Tage vor Weihnachten fuhr Mama nach Tula und kaufte hölzerne Puppen, die wir anzukleiden hatten. Zu diesem Zweck wurden das ganze Jahr lang alle möglichen Stoffreste, Bänder, Stücke von Samt und Kattun gesammelt und in ihrer Kommode aufbewahrt. Feierlich brachte sie dann ein großes schwarzes Bündel in den Saal; wir saßen mit Nähnadeln in der Hand um den runden Tisch, nähten eifrig alle möglichen Röckchen, Höschen und Mützchen, schmückten sie mit goldenen Tressen und Bändern und freuten uns, wenn aus den nackten Holzpuppen mit dummen, gefärbten Gesichtern hübsch angekleidete Buben und Mädchen wurden. Es kam uns so vor, als ob mit den Kleidern ihre Gesichter verständiger wurden und jede Puppe ihren eigenen, interessanten Ausdruck bekam.

Diese Puppen wurden für die Dorfkinder angefertigt; über unsere eigenen Geschenke erfuhren wir nie etwas.

Am Weihnachtsabend kamen die Popen und hielten eine Messe ab. Am ersten Weihnachtstage wurden wir frühmorgens festtäglich angekleidet; im Saal stand an Stelle des Eßtisches ein großer, dichter Tannenbaum, von dem das ganze Zimmer angenehm nach Nadelholz duftete. Geschwind wurde zu Mittag gegessen, dann liefen wir in unser Zimmer. Jetzt wurden die Saaltüren geschlossen, die Großen putzten den Baum und legten auf kleinen Tischen schon unsere Geschenke zurecht. Wir liefen wohl zwanzigmal zur Tür, fragten, ob bald alles fertig sei, guckten durchs Schlüsselloch, und die Zeit kam uns endlos lang vor.

Endlich wurden wir gerufen. Die Tür des Wohnzimmers öffnete sich, und wir eilten dichtgedrängt in den Saal.

Der helle Schein der Tannenbaumlichter blendete; man stand etwas verlegen da und wußte nichts anzufangen. Aber das dauerte nur eine Sekunde — dann kam man wieder zu sich und suchte sein Tischchen, auf dem die Geschenke — Puppen, die die Augen schlossen, ein großer Bleistift, ein Kalender, ein Federmesser, ein kleiner Kochherd und Geschirr usw. — fein säuberlich ausgebreitet lagen. Man betrachtete seine Sachen und lief dann, zu sehen, was Tanja und Sergëi bekommen hatten. Ihre Geschenke waren schöner. Tanjas Puppe war größer als meine; sie schloß auch die Augen, wenn man sie hinlegte, aber unter dem Kleid hatte sie zwei Schnüre mit blauen Perlen am Ende, und wenn man daran zog, rief sie ‚Papa' und ‚Mama'. Sergëi aber hatte eine Flinte, die mit lautem Knall einen Pfropfen schoß, und eine Blechuhr mit Kette.

Unterdessen verteilte Mama Puppen und Honigkuchen an die Dorfkinder. Sie kamen durch eine andere Tür herein, standen rechts vom Tannenbaum in dichtem Haufen, aber kamen auf unsere Seite nicht herüber.

„Tante, mir eine Puppe; Wanja hat schon, ich hab nur so wenig!"

„Wartet doch, wartet doch! Erst kommen die Kleinen, dann die Großen. Ein so großer Junge und will noch mit Puppen spielen! Wart schon, wenn es reicht, bekommst du auch was!" redet Mutter, die niemanden zurücksetzen will, und gibt jedem sein Teil.

Jetzt setzt sich jemand von den Großen ans Klavier und spielt einen lustigen Tanz.

Plötzlich weicht alles zur Seite, und von irgendwo erscheint ein alter Mann mit langem Wergbart und führt einen Bären am Strick.

„Nu, Meister Petz, tanz mal! Wie machen die Dorfkinder, wenn sie Erbsen aus dem Garten stehlen? Wie wälzt die alte Frau sich auf dem Ofen hin und her? Wie machen die Dorfmädchen, wenn sie sich die Backen rot und weiß malen?" fragt der Führer in verstelltem, tiefem Baß. Und der Bär tanzt, kriecht, legt sich auf die Seite, dreht sich langsam um und macht mit den Tatzen possierliche Bewegungen.

Wir schauen die Großen an, prüfen, ob alle da sind, und merken plötzlich, daß Papa verschwunden ist. Er war soeben noch hier; wir haben nicht gesehen, daß er fortging. Wir erraten, daß er im umgekehrten Bärenpelz den Bären macht, und fürchten uns schon nicht mehr, treten dichter an ihn heran und streicheln sein buschiges Fell.

Ich entsinne mich noch unseres ersten Weihnachtsfestes im Balkonzimmer, das in den letzten Jahren Papas Arbeitsraum war.

Dann erinnere ich mich an Weihnachten in dem soeben hergerichteten, noch nicht ganz fertigen Saal. Ich war damals fünf Jahre alt und bekam eine große Porzellantasse mit Unterschälchen. Mama wußte, daß ich mich

längst nach einer solchen Tasse sehnte, und hatte sie mir zu Weihnachten gekauft.

Kaum hatte ich die Tasse auf meinem Platz erblickt, so wurden die übrigen Geschenke nicht weiter beachtet; ich ergriff die Tasse mit beiden Händen und lief, um sie allen zu zeigen. Beim Laufen aus dem Saal ins Wohnzimmer stieß ich mit dem Fuß gegen die Schwelle, fiel, und von meiner Tasse blieben nur ein paar Scherben übrig.

Natürlich brüllte ich aus vollem Halse und tat, als hätte ich mich weit schlimmer verletzt, als es in Wirklichkeit der Fall war.

Mama stürzte herzu, um mich zu trösten, und sagte, ich hätte selbst schuld, weil ich so unvorsichtig wäre.

Darüber wurde ich schrecklich böse und schrie laut, nicht ich wäre schuld, sondern der eklige Baumeister, der an der Tür eine Schwelle angebracht; wenn die Schwelle nicht gewesen, wäre ich nicht gefallen.

Papa hörte das und lachte: „Der Baumeister hat schuld, der Baumeister hat schuld." Darüber wurde ich noch ärgerlicher; ich konnte ihm nicht verzeihen, daß er über mich lachte.

Seitdem blieb die Redensart ‚Der Baumeister hat schuld' in unserer Familie; und Papa gebrauchte sie oft, wenn jemand die eigene Schuld auf einen andern abzuwälzen suchte.

Wenn ich vom Pferde fiel, weil es stolperte, oder weil der Kutscher die Satteldecke schlecht befestigt hatte, wenn ich schlecht lernte, weil der Lehrer nicht verstand, mir die Lektion zu erklären, wenn ich mich während meiner Dienstzeit betrank und das dem Militärdienst zum Vorwurf machte — in all solchen Fällen sagte Papa: „Nun ja, ich weiß, der Baumeister hat schuld," und ich mußte ihm stets recht geben und schweigen.

Solche aus dem Leben genommene Sprichwörter hatte Papa eine ganze Menge. Eins hieß ‚für Prochor'.

Die Entstehung dieses Sprichwortes erzählt er selbst, ich glaube in einem Briefe:

Als Kind hatte ich Klavierunterricht. Ich war schrecklich faul und trommelte meine Stücke und Übungen stets nur so herunter, um die Stunde hinbringen und fortlaufen zu können.

Einmal hört Papa plötzlich aus dem Saal glänzende Läufe und traut seinen Ohren nicht, daß da Ilja spielt. Er tritt ins Zimmer und sieht, daß wirklich ich spiele, während der Zimmermann Prochor Doppelfenster für den Winter einsetzt. Da begriff Papa, weshalb ich mir so außerordentliche Mühe gab. Ich spielte ‚für Prochor'.

Wie oft hat später dieser Prochor in meinem Leben eine große Rolle gespielt, und wie oft hat Vater mich mit ihm getadelt.

Vater hatte noch ein hübsches Wort, das er oft gebrauchte, früher mit gutmütiger Ironie, später bisweilen mit Kummer. Das hieß ‚der Ankowkuchen'.

Mamas Eltern hatten einen Bekannten Doktor Ankow (Universitätsprofessor), der meiner Großmutter Ljubow Alexandrowna Bers das Rezept eines sehr wohlschmeckenden Geburtstagskuchens übergeben hatte. Als Mama heiratete und nach Jasnaja Poljana kam, teilte sie dieses Rezept dem Koch Nikolai mit.

Solange ich denken kann, gab es bei allen festlichen Gelegenheiten, an Feier- und Namenstagen stets und ständig diesen Ankowkuchen. Ohne ihn war ein Festessen kein Festessen, ein Geburtstag kein Geburtstag. Ohne mandelbestreuten Butterkringel zum Morgentee und ohne Ankowkuchen zum Nachmittag konnte man sich diese Tage gar nicht vorstellen. Es war geradeso wie Weihnachten ohne Tannenbaum, Ostern ohne Eierrollen, eine Amme ohne Kokoschnik, Kwas ohne Rosinen . . .

Jede Familientradition — und ihrer brachte Mama viele in unser Leben — nannte Vater ‚Ankowkuchen'.

Nach dem Koch Nikolai übernahm sein Sohn Semjon das Rezept des Doktors Ankow; und ich wundere mich noch jetzt nicht, wenn ich am 20. Juli, meinem Geburtstage, nach Jasnaja komme und auf dem Tisch den mit Mandeln bestreuten, lockeren, wohlschmeckenden ‚Ankowkuchen' erblicke.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau.

Das Werk des Feldmarschalls Goltz über die Kriege Wilhelms I.

Kriegsgeschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Von Colmar Freiherrn von der Goltz, königl. preußischem Generalfeldmarschall. Zweiter Teil: Im Zeitalter Kaiser Wilhelms des Siegreichen. Mit 71 Textskizzen. Erstes bis viertes Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1914[1]).

Vom Mai dieses Jahres datiert die Vorrede des gewichtigen Werkes, das uns der in der Friedenszeit unter den deutschen Militärs am populärsten gewordene Mann, der Organisator des jungen Deutschlands, jetzt vorlegt. Es ist also gerade noch vor Ausbruch des gewaltigen, gegenwärtig tobenden Weltenbrandes erschienen: gleich dem ersten Bande nicht nur ein Geschichtswerk, sondern ein militärisches Lehrbuch. Der Organisator der türkischen Armee, dessen in der alternden Türkei ausgestreute Saat freilich durch ungünstige Umstände nicht die zu erwartenden Früchte trug, der langjährige Führer des ostpreußischen Korps, der in den Kreisen der deutschen Offiziere lange Zeit hindurch als der prädestinierte Heerführer in einem dereinstigen Kriege galt, konnte so noch sein reifstes Geschichtswerk vollenden, ehe der große Kampf ausbrach, den er immer mit Sicherheit voraussah, auf den er in zahlreichen Reden unermüdlich die Gedanken seiner Zuhörer, auch wenn sie es nicht hören mochten, zu lenken pflegte. Es ist selbstverständlich, daß jedermann, der nicht im Felde steht, mit Begierde zur Lektüre eines solchen Werkes, gerade auch während des Schlachtendonners, der uns augenblicklich umgibt, greifen wird. Ist es doch wie bei den Nationalökonomen so auch bei den Kriegshistorikern das Wünschenswerteste, wenn ein in der Praxis erprobter Mann sein Fach auch wissenschaftlich und zwar mit solcher eleganten Meisterschaft wie Goltz betätigt.

Seltsame Empfindungen beschleichen den Leser des umfangreichen Bandes. In der Militärgeschichte seit 1815 bis zur Gegenwart, die ihm hier in knappen, aber doch so erstaunlich viel mitteilenden und sagenden, selbst auch Einzelheiten streifenden Zügen vorgeführt wird, offenbart sich ihm eine unablässige Steigerung in den kriegerischen Leistungen. Erst erhalten wir Einblick in die müde Zeit nach 1815, in der lediglich, fast in der Verborgenheit, durch die stürmische Kraftnatur Friedrichs v. Motz (Goltz streift das Wirken dieses genialen Mannes naturgemäß nur ganz kurz und gibt dabei irrigerweise als seinen Nenn-Namen Adolf an) das große staatsbildende Werk des Zollvereins eingeleitet wird, sonst aber eine unangebrachte Sparsamkeit das Heerwesen vernachlässigen ließ. Dann kommt in den Jahren 1848—1850 eine kläglich mattherzige, zum Teil geradezu possenhafte Kriegführung, deren Liliputschlachten heute vielfach Heiterkeit erregen, soviel achtenswertes Können immerhin dabei zu gewahren ist. Angesichts dieser Mattherzigkeit zeigte sich ein Aufrührer wie Mieroslawski öfter der Führung des Berufsheeres über-

[1]) Vgl. Deutsche Rundschau, Mai 1910, S. 310—315.

legen. Dann beginnt eine Zeit, wo es üblich wird, zu drohen, aber nicht zuzuschlagen, was auch der Entwicklung des Heerwesens nicht günstig sein konnte. Es folgt der größere Verhältnisse zeigende Feldzug von 1859, der für Österreich verloren gehen mußte, weil er politisch so unglücklich eingeleitet war, Österreich aus Mißgunst gegen Preußen in Italien ein zu schwaches Heer aufstellte. Neben den Ereignissen geht die Torheit der Parlamente her, der Paulskirche (Goltz äußert über diese sehr bestimmt seine Meinung, vgl. S. 73 f., 87) und des preußischen Abgeordnetenhauses.

Hatte in jenem für Italiens Entwicklung so entscheidungsvollen Jahre der damalige Prinzregent von Preußen, dem schon vor Jahrzehnten sein Vater die Durchführung einer Armeereform hatte übertragen wollen, was freilich schließlich infolge der Unschlüssigkeit Friedrich Wilhelms III. unterblieb, nicht die begehrte und erhoffte militärische Rolle spielen können, so sollte sich ihm in den nächsten Jahren um so reicher Gelegenheit bieten, kriegerischen Lorbeer einzuernten. Brach doch nunmehr die große Zeit der Einigungskämpfe an. Der frivole Übermut Dänemarks sollte Deutschland zum höchsten Glücke ausschlagen. Dänemarks Verhängnis wurde es, daß seine Regierung das Werkzeug eines unkontrollierbaren Volkswillens war. Die Aufgabe, die es für Preußen und Österreich 1864 zu lösen galt, bestand zunächst darin, die Dänen zum Ausharren zu veranlassen, und ist von Moltke glücklich gelöst worden. Wenn in der Folge die Kriegführung etwas erlahmte und nicht so schnelle Schläge vollbrachte, wie wohl möglich gewesen wäre, so wurde dies durch österreichische Bedenklichkeit verursacht. Immerhin beobachtet man doch eine großartige Steigerung in der Energie der Kriegführung in diesem ersten Feldzuge Wilhelms I., verglichen mit den Kriegen der vorausgegangenen Jahrzehnte. Eine weitere riesige Steigerung erfährt sie 1866. Es wird immer angeführt, daß 1866 alles gegen den Krieg gewesen sei. Ein schlagendes Moment, daß dies nicht zutrifft, ist die Stimmung in dem preußischen Heere, das durchaus von dem Willen durchdrungen war, unbedingt zu siegen. Ohne innere Übereinstimmung mit der Heeresleitung ist eine solche einheitliche Stimmung nicht denkbar. Diese Stimmung betont Goltz wiederholt (264 u. 285). Mit Hochgenuß liest man die unübertrefflich klare Entwicklung der preußischen Operationen in jenem Schicksalsjahre bei Goltz. Sehr fein ist besonders auch die vielfach nur leicht andeutende, aber immer erkennbare Kritik daran. Sind doch auch damals nicht nur Vogel v. Falckenstein, sondern auch dem Hauptquartier der II. Armee (Kronprinz), ebenso dem Prinzen Friedrich Karl und selbst Moltke Fehler nachzuweisen. Sehr bitteren Tadel erfährt wiederholt der Führer des I. Korps. Einmal wird von dem „Schatten von Trautenau" gesprochen, der lediglich durch die Schuld des Generals v. Bonin auf die „ruhmvolle Geschichte des alten Yorckschen Korps" gefallen wäre.

Die höchste Steigerung im kriegerischen Können wird erreicht in dem Ringen zwischen Frankreich und Deutschland, das Goltz auf etwa 200 Seiten mit vollendeter Meisterschaft skizziert, wobei der so gewaltige Anforderungen an die Strategie und an die Ausdauer der Truppen stellende Krieg gegen die Republik ausführlicher berücksichtigt wird, als der Kampf gegen das Kaiserreich, in dem neben einer glänzenden Feldherrnkunst die stürmische Tapferkeit des deutschen Soldaten, die es gar nicht abwarten konnten, dem Feinde zu Leibe zu gehen, so unvergleichlichen Ruhm einernte. Gerade in diesem Abschnitt fließen dem Verfasser die meisten seiner belehrenden Bemerkungen in die Feder. Es tritt mit überzeugender Klarheit hervor, wie das Wesen der Moltkeschen Strategie in ihrer genialen, imponierend sicheren Einfachheit lag.

Einige Ansichten Colmars v. d. Goltz möchten wir hervorheben. Zunächst sein Urteil über Olmütz. Er muß natürlich die damalige preußische Politik als „vielfach verfehlt" bezeichnen. „Aber", so erklärt er, „auch eine bessere hätte 1850 in der kurhessischen und in der Unionsfrage Österreich und die vier deutschen Königreiche, in der schleswig-holsteinischen sogar alle Großmächte gegen sich gehabt. Einer solchen Übermacht Zugeständnisse zu machen, hätte keiner Regierung zur Unehre gereicht . . . Am Ende wäre das siegreiche, jedoch erschöpfte Preußen durch den Neid der anderen Großmächte um die Früchte seines Sieges gebracht worden." Es wäre in der Tat richtig, Olmütz nicht mehr als Tag der Schande anzuführen. In der sonst so wenig glücklichen Militärgeschichte unter Friedrich Wilhelm IV. hebt Goltz doch das Gedeihen des Militärbildungswesens, die Erziehung des ritterlichen Sinns und der vornehmen Sitte im Offizierkorps hervor. Angemerkt zu werden verdient es, daß Goltz die oft angegriffenen österreichischen Korpskommandeure in Schutz nimmt, die bei Königgrätz gegen die Befehle Benedeks handelten. „Das ist nichts Außergewöhnliches. Eine Armee, die mit dem Feinde in Berührung steht, ist kein Uhrwerk, das regelmäßig abläuft, auch kein Schachspiel, dessen Figuren man beliebig versetzen kann." Mit leichtem Spott behandelt der Verfasser vielfach die Heerführung des Kronprinzen, wobei man sich nicht ganz klar ist, ob er mehr Blumenthal oder den Kronprinzen selbst meint. Mit sichtlicher Liebe streicht er dagegen die großen militärischen Verdienste und die Tüchtigkeit Prinz Friedrich Karls heraus, ohne zu verhehlen, wie schwer es diesem Heerführer oft wurde, sich mit der wünschenswerten Schnelligkeit zu entschließen, und daß der Prinz vielfach von einem fast zu großen Maße der Vorsicht beherrscht wurde (der Prinz „Vorwärts" ist bekanntlich eine vollkommen legendarische Gestalt). Über die Ursachen der Abberufung Falckensteins 1866 spricht Goltz sich nur vermutungsweise aus, „da die wenigen, völlig eingeweihten Männer Stillschweigen beobachteten". Bemerkenswert scheint uns auch, was Goltz über die Unschädlichkeit der Tatsache sagt, daß Garde und Sachsen sich bei ihrem Marsche am 18. August 1870 kreuzten. Vielleicht trägt es zur Bekämpfung der noch immer ein kräftiges Dasein führenden Legende von dem entscheidenden Eingreifen der Pommern bei Gravelotte bei, daß Goltz, der auch sonst häufig Urteile aus anderen Werken (z. B. Sybel) in Anführungsstrichen übernimmt, in diesem Fall die Selbstkorrektur Moltkes zitiert. Den 19. August 1870 nennt Goltz den strategisch denkwürdigsten Tag des Krieges und schaltet dabei ein: „Die französische Presse leistete ihrem Lande in dieser Krise recht schlechte Dienste, eine Warnung für die unsere in künftigen Zeiten." Von Dänemark berichtet er: „Es wartete nur darauf, daß die Franzosen den Fuß an die deutsche Küste setzten, um den Krieg zu beginnen." Schon früher (S. 247) hatte er zur Keckheit Dänemarks, das die Blokade der deutschen Küsten während der Waffenruhe 1864 aufrecht erhalten wollte, auf England zielend, bemerkt: „Mehrere neutrale Mächte unterstützten diese Forderung sogar, und nur dem sehr festen Auftreten der preußischen Bevollmächtigten gelang es, den unerhörten Anspruch zurückzuweisen." Sarkastisch heißt es im Abschnitt über den Krieg von 1870: „Das neutrale England stellte seine Waffenfabriken Frankreich bereitwillig zu Gebot." In Sachen der Pariser Beschießungsfrage hält es der Feldmarschall mehr mit Moltke, weniger mit Bismarck, Roon und Stosch (S. 476). Später (S. 590) betont er dann die heilsame Wirkung des Bombardements, „dieses in einem schwächlichen Humanitätsgefühl als barbarisch verschrienen Mittels". Er läßt in einem Franzosen und ihren Führern, wie nicht anders zu erwarten war, volle Gerechtigkeit widerfahren, rühmt die besondere Geschicklichkeit dieser Gegner bei der Verteidigung und nennt sie Meister im kleinen Kriege, spricht von Mac Mahons be-

währter Hand, von dem tüchtigen Soldaten Ducrot, der ungewöhnlichen Energie des jungen Generals Crémer, der sich im Kriege der Republik hervortat, und ist der Bewunderung voll für Chanzy, „der zu den Naturen gehörte, die mit den Schwierigkeiten wachsen". Auf der anderen Seite weist er nach, wie unheilvoll es für die Republik war, daß Gambetta mit dem künstelnden Freycinet die Leitung der Operationen übernahm. Einen tiefen Blick in die Geschichte des Krieges von 1870 71 gewähren die vertraulichen Äußerungen Prinz Friedrich Karls: „Einen Tag wie Vionville möchte er nicht noch einmal erleben, Tage wie die von Le Mans ungern, alle übrigen mit der größten Freude." Die Überschätzung der Werderschen Erfolge, auch durch Wilhelm I., kritisiert Goltz, indem er sagt: „Werders Kämpfe ist man versucht als heftige Vorpostengefechte zu bezeichnen". Nachdenklich stimmt heute die Bemerkung: „Geradezu eine Kalamität für die deutschen Truppen wurde die große Zahl der Gefangenen. Sie erforderte die Stellung von Begleitmannschaften, deren Menge die der Gefechtsverluste überstieg." Den vielfach üblichen Tadel gegen die Kavallerie von 1870 schränkt Goltz ein, indem er meint, sie sei abfälliger beurteilt, als sie es verdiente. Allerdings kann er feststellen, daß sie seitdem große Fortschritte gemacht habe und daß sie jetzt nicht mehr, wie es 1870 geschah, beim Überschreiten der Flüsse versagen würde. Als eine der Haupterrungenschaften der Regierung Wilhelms II., unter dem überhaupt ein gewisser, in den letzten Jahren Wilhelms I. bemerkbarer Stillstand in der Ausbildung des Heeres aufgehört habe, bezeichnet er die Beseitigung des gänzlich veralteten Exerzierreglements von 1847, das abzuschaffen unter Wilhelm I. nicht gelang.

Einige von Goltz geprägte Lehrsätze wollen wir verzeichnen: „Kriegserfahrung ist meist einseitig; denn sie beruht auf besonderen Vorbedingungen, die sich niemals ganz wiederholen. Nur bei sorgfältiger freier Kritik darf sie unmittelbar angewendet werden."

„Strategie ist ein System der Aushilfen und will nach den jedesmal vorliegenden Umständen, nicht nach Regeln und Gesetzen gehandhabt werden."

„Feldherren, die sämtliche Vorbedingungen des Erfolgs erst in ihrer Hand zu haben wünschen, ehe sie losschlagen, pflegen den Augenblick zu versäumen, in dem der Sieg ihnen möglich war. Zudem will das Schicksal meist, daß sie auch den ersten Zweck nicht erreichen, weil die Ereignisse sie am Ende zwingen, doch früher als ursprünglich gedacht zu handeln."

„Nichts ist gefährlicher, als eine in Gang gebrachte Bewegung großer Heeresmassen in letzter Stunde abzuändern. Selbst wenn man glaubt, daß diese Bewegung nicht die beste ist, die sich hätte anordnen lassen, tut man gut, damit zu rechnen und das Einrenken auf den nächsten günstigen Augenblick zu verschieben."

„Es gehört mehr als nur Mut dazu, einen Angriff unter der heutigen Feuerwirkung tagüber nachhaltig durchzuführen, nämlich ein abgehärteter Körper, Ausdauer, eine unerschrockene Seele, durch Erfahrung gewonnene Besonnenheit und durch Übung erzeugte Gewandtheit."

Goltz ist vermöge seines reichen kriegsgeschichtlichen Wissens Meister im Herausfinden von Parallelen aus der Geschichte. Unwillkürlich sucht man auch nach Analogien für den gegenwärtigen Krieg. Sie bieten sich. Auch Fälle von Festungsüberrumpelungen nach Art der Lütticher findet man. So ist eine solche im Jahre 1866 geglückt. Am 18. Juni 1866 überfiel nämlich ein Bataillon Manteuffels die kleine hannoversche Festung Stade, erbeutete zahlreiche Geschütze, 14000 neue Gewehre und viel Munition. Im Feldzuge 1870 dagegen mißglückte am 16. August ein kühner Sturmversuch auf die Festung Toul. An diesen Vorgängen kann man die Bedeutung der Erstürmung von Lüttich vom 7. August 1914

ermessen. Weniger Vergleiche bieten sich für den Seekrieg. Doch sind das Gefecht von Eckernförde am 5. April 1849 und der Kampf des Panzers Rolf Krake am 18. Februar 1864 Beispiele dafür, wie eigentümlich sich der Kampf von Strandbatterien mit Schiffen gestaltet. Interessant ist heute auch die Bemerkung von Goltz (S. 5), daß Österreich nach 1815 nicht mit Unrecht als die stärkste Landmacht in Europa angesehen wurde.

Von kleinen Irrtümern möchte ich notieren, daß von einem „Verzicht" Christians von Augustenburg „für sich und seine Nachfolger" nach den Darlegungen Gebauers (vgl. dessen Christian August, insbesondere S. 329) nicht mehr wohl gesprochen werden kann.

Wie sehr der mittlerweile zum Generalgouverneur von Belgien ernannte Feldmarschall der leidenschaftliche Anwalt einer unablässigen Fortbildung des Heeres ist, wissen wir. Es kommt in seinem Werke auch immer wieder zum Ausdruck. In der Vorrede führt er Shakespeares Wort aus dem Macbeth an: „Wie Ihr wißt, war Sichersein des Menschen Erbfeind jederzeit." Mit innerlicher Genugtuung konstatiert er, daß nach 1866 das japanische Losungswort: „Nach dem Siege binde den Helm fester," in Preußen befolgt worden wäre, ohne gekannt zu sein. Zu Ausgang des Werkes schreibt er ahnungsvoll:

Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!

Und mit Clausewitz ruft er sehnsuchtsvoll:

Des Krieges bedarf mein Vaterland.

Voraussichtlich wird der gegenwärtige Krieg, gewissen Erscheinungen, die dagegen zu sprechen schienen, zum Trotz, das deutsche Volk weiter gefördert sehen in kriegerischer Tüchtigkeit, wie eine bessere Durchbildung der Waffen und des einzelnen Militärs zweifellos erzielt worden ist, und die großartige Steigerung, die seine militärische Betätigung im verflossenen Jahrhundert in den Etappen 1830, 1848, 1859, 1864, 1866, 1870—71 erlebte, auch ohne den Genius des Generalstabschefs von 1870 aber gefestigt und geschult durch seine Lehren, noch eine glänzende Fortsetzung erfahren. Es wird sich dann auch auf militärischem Gebiete erfüllt haben, was Bismarck einst von dem Indensattelsetzen des deutschen Volkes sagte.

Herman v. Petersdorff.

Neue Musikliteratur.

Die Briefe W. A. Mozarts und seiner Familie. Erste kritische Gesamtausgabe von Ludwig Schiedermair. 4 Bände. München und Leipzig, Georg Müller. 1914.

Franz Schubert. Die Dokumente seines Lebens und Schaffens. Herausgegeben von Otto Erich Deutsch. 3 Bände. München und Leipzig, Georg Müller. 1914.

Max Kalbeck: Johannes Brahms. Vierter Band in 2 Halbbänden. Deutsche Brahmsgesellschaft. Berlin 1914.

Das oft mißbrauchte Wort von dem längst gefühlten Bedürfnis, dem nun endlich abgeholfen sei, läßt sich mit Fug und vollem Recht auf die Schiedermairsche Ausgabe der Briefe Mozarts und seiner Familie anwenden. Bis jetzt kamen für

die Briefe der Mozartischen Familie vornehmlich die Biographien von Nissen und Jahn sowie die Sammlung der Briefe Wolfgangs von Nohl (1865, 2. Aufl., 1877) in Betracht. Die Abdrucke bei Nissen (1828) waren fragmentarisch und sehr ungenau, die in Jahns monumentalem Mozartwerk (1856), soweit eine Vergleichung mit den Originalen möglich war, recht sorgfältig, die Nohlschen verschieden, je nach den Quellen, aus denen er schöpfte. Schiedermairs Sammlung ist nun als die letzte nicht allein die weitaus vollständigste, sondern auch die genaueste, denn der Herausgeber hat in allen Fällen auf die Quellen zurückgehen können, wo sie noch erhalten sind; haben sich ihm doch auch die bis jetzt merkwürdigerweise hermetisch verschlossenen Schränke des Mozarteums in Salzburg geöffnet, die eine sehr große Anzahl der Originalbriefe bergen. Viele scheinen allerdings endgültig verloren zu sein oder sich in der Hand selbstsüchtiger Sammler zu befinden; denn vom Sohn an den Vater ist nach 1784 nur ein einziger Brief vorhanden, und vom Vater an den Sohn fehlen nach 1781 alle. Und sie zu kennen, wäre ganz besonders interessant gewesen, denn welche Einwände Leopold gegen die Ehe seines Sohnes hatte und wie er sich nach der Verheiratung gegen ihn verhielt, das kann man nur aus den Briefen an die Tochter und aus Wolfgangs Antworten an ihn ersehen. Soviel geht aus diesen indirekten Zeugnissen hervor, daß das Verhältnis zwischen Vater und Sohn nach wie vor ein herzliches blieb, daß Leopold den rasch entflammten Wolfgang noch immer treu beriet und ihn von mancher Torheit, wie der unüberlegt geplanten Reise nach England 1787, abgehalten hat.

Schiedermair ist es auch gelungen, die von Nissen in übertriebener Rücksichtnahme unleserlich gemachten Stellen mancher Briefe durch photographische Methoden wieder lesbar zu machen. Daß auf diese Weise bisweilen wichtige Resultate gewonnen werden können, dafür nur ein Beispiel. Es ist bekannt, daß Mozart auf der Konzertreise, die er 1789 mit dem Fürsten Lichnowsky machte, einem Unbekannten hundert Gulden „geliehen" hatte. Jetzt weiß man, daß dieser Unbekannte der Fürst selbst war; er befand sich gerade in Geldverlegenheit und borgte seinen Reisegefährten an.

Über die Anordnung des Stoffes wird sich mit dem Verfasser rechten lassen. Er hat die Briefe der einzelnen Persönlichkeiten immer zusammengedruckt, Wolfgangs allein, die zwei starke Bände füllen, dann die des Vaters, die ebenfalls beinahe zwei Bände einnehmen, und dann die an Zahl weit geringeren der Mutter, der Schwester und des „Bäsle". Dadurch wird der Vorteil gewonnen, daß man eine geschlossene Charakteristik der Briefschreiber gewinnt. Diesem Vorteil steht jedoch ein großer Nachteil gegenüber: man muß sich Brief und Antwort aus zwei, ja sogar, wie bei der Reise Wolfgangs mit der Mutter 1777—78, aus drei Bänden zusammensuchen, was die Benutzung ungemein erschwert. Nach meiner Meinung wäre es weit praktischer gewesen, die Briefe einfach der Zeitfolge nach abzudrucken; die Gruppierung hätte ja dann im Register erfolgen können.

Am meisten gewinnen wir aus den Briefen des Vaters an neuer Erkenntnis. Es sind hier im ganzen 321 abgedruckt, die Fragmente inbegriffen, also unendlich viel mehr, als bisher veröffentlicht waren. Das Bild, das man von Leopolds Charakter hatte, wird nicht wesentlich verändert, wohl aber erweitert und vertieft. Ehrenmann durch und durch, mit praktischer und nüchterner Geistesrichtung, etwas kleinlich und zu sehr auf Ausnutzung jeder Sachlage bedacht, mit einem Zug zum Pessimismus, so etwa erscheint er als Mensch. Es ist sehr wohl möglich, daß manche seiner weniger erfreulichen Eigenschaften in diesen Briefen mehr hervortreten, als es im Leben der Fall gewesen sein mag, denn sie sind zumeist aus der bangen Sorge um die Zukunft des Sohnes heraus geschrieben. Wolfgang, dessen

Leichtlebigkeit, gänzlich unpraktischen Sinn und zügellosen Optimismus der Vater wohl kannte, eine feste Stellung zu verschaffen, darauf waren alle seine Bestrebungen gerichtet; und seine Befürchtungen, der allzu Sorglose möchte in wirtschaftliche Bedrängnisse geraten, wenn er auf die Zufallseinnahmen aus Kompositionen und Unterrichtgeben angewiesen blieb, sollten sich nur zu sehr erfüllen.

Wer es aus Leopold Mozarts Violinschule noch nicht weiß, der kann aus den Briefen ersehen, wie vielseitig seine Interessen sind und ein wie gründlich gebildeter, tüchtiger Musiker er ist. Überrascht wird aber selbst der mit Vater Mozarts Wesen Vertraute durch manche Erörterungen werden, wie zum Beispiel durch die ganz gescheite Auseinandersetzung der politischen Lage vor dem bayerischen Erbfolgekrieg, der gerade bevorstand, noch mehr aber durch die Bemerkungen zum Text des Idomeneo. Als Wolfgang nämlich im Winter 1780 in München war, um die Musik dieser Oper zu vollenden, bat er seinen Textdichter, den Abbé Varesco in Salzburg, um einige Änderungen. Der Vater aber widersetzte sich den von Wolfgang vorgeschlagenen Kürzungen und machte ihm klar, daß dadurch eine Verschlechterung des Dramas herbeigeführt werden würde, der gegenüber der Gewinn von wenigen Minuten gar nicht ins Gewicht falle. Was er sagt, ist ganz erstaunlich richtig, und der Sohn hat das wohl auch eingesehen, denn er hat sich den Einwänden des Vaters gefügt. Auch die wenigen Worte, die er an die Tochter schreibt, als ihm Wolfgang mitgeteilt hatte, daß er „Figaros Hochzeit" komponiere, beweisen seine tiefe Einsicht in das Wesen der Oper. Er sagt nämlich: „Ich kenne die piece, es ist ein sehr mühsames Stück und die übersetzung aus dem franz: hat sicher zu einer opera frey müssen umgeändert werden, wenns für eine opera wirkung thun soll. Gott gebe, daß es in der Aktion gut ausfällt; an der Musik zweifle ich nicht".

Unter Wolfgang Mozarts Briefen fallen die durch ihre Derbheiten berüchtigten an das „Bäsle" Maria Anna Thekla Mozart in Augsburg auf. Bisher waren die schlimmsten Stellen getilgt worden; Schiedermair hat sie wieder hergestellt, soweit das möglich war, aber auch er hat im Abdruck noch einige Lücken gelassen und hat das damit entschuldigt, daß es sich im wesentlichen um Wiederholungen gehandelt habe. Ich verstehe das nicht. An den Briefen selbst ist ja gar nichts weiter gelegen, denn sie sind dumm und dalbrig bis zum Äußersten; aber wenn schon einmal eine vollständige Ausgabe hergestellt wird, dann kann sie doch auch wirklich vollständig sein, denn auf einige Zeilen und Zötlein mehr wird es nicht ankommen.

Maria Annas, der Schwester, Briefe sind ganz physiognomielos. Außer mit persönlichen Angelegenheiten und Tagesereignissen beschäftigen sie sich hauptsächlich mit Salzburger Stadtklatsch, der überhaupt in den Mozartischen Familienbriefen eine ziemliche Rolle spielt; und vom „Bäsle" sind nur einige törichte Zeilen da. Aber die Mutter präsentiert sich recht günstig: eine zwar durchaus hausbackene, kleinbürgerliche Frau, die jedoch das Herz auf dem rechten Fleck und ein sehr gesundes Urteil hat. Ihre Briefe teilen uns auch manches kulturhistorisch Interessante mit, zum Beispiel Pariser Lebensmittelpreise von 1778, oder wie eine Mode entsteht. Sie schreibt nämlich der Tochter, sie solle sich doch einen sauberen Spazierstock kaufen, denn in Paris gingen alle Frauenzimmer mit einem Stock. Eine sei auf den „schlipfreichen" Straßen von Paris ausgeglitten (Lutetia!), habe sich den Fuß verrenkt und sei nun auf Anraten des Arztes mit dem Stock gegangen. Die anderen hätten's dann alle gleich nachgemacht.

Die vortreffliche Ausgabe der Mozartischen Familienbriefe von Schiedermair ist zwar ihrer ganzen Anlage nach kaum angetan, ins Volk zu dringen. Aber für

den ernsthaften Musiker und besonders den Musikwissenschaftler wird sie künftig ein unentbehrliches Hilfsmittel sein.

Otto Erich Deutsch hat sich durch sein „Schubert-Brevier" bereits vorteilhaft bekannt gemacht, ein kleines Büchlein, das nur Sachliches enthielt, Brief- und Tagebuchstellen, Aussprüche von Zeitgenossen über Schubert und dergleichen. Sein neues Schubertwerk ist nun im Grunde nur ein ins Monumentale erweitertes Schubert-Brevier, denn mit unendlichem, rührendem Fleiß, wie ihn nur die innigste Hingabe an die Sache erzeugen kann, ist hier alles aus gedruckten und handschriftlichen Zeugnissen zusammengetragen, was nur irgendwie zu Schubert, zu seinem Leben, seinem Schaffen, seiner Umgebung in Beziehung steht; und mit Recht darf Deutsch sagen, daß es von nun an leichter sein wird, über Schubert zu schreiben, aber schwerer, über ihn zu flunkern.

Der Anlageplan des Ganzen ist folgender: Der erste Band soll die Schubert-Biographie aus Groves „Dictionary of Music and Musicians" in Übersetzung und Bearbeitung von Hans Effenberger bringen, wobei ich bemerken möchte, daß es wohl angebracht wäre, die gute, aber rein biographische Arbeit Groves zu einem historischen Bild zu ergänzen. Dann folgen die Dokumente seines Lebens, ein Band in Großoktav von über 500 Seiten, ferner „Schuberts Leben in Bildern", ein thematisches Verzeichnis seiner Werke von Effenberger und schließlich eine Schubert-Bibliographie von Deutsch. Bis jetzt liegt der Band mit Dokumenten und der mit Bildern fertig vor.

Es gewährt einen ganz eigenen Reiz, diese Dokumente zu durchlesen; die Phantasie faßt alle Einzelheiten zusammen und baut sich daraus ein Ganzes auf, das Menschenwesen Franz Schubert und seine bunte Umwelt. Schuberts Geburtsschein eröffnet natürlich die Reihe, dann die Ausweise über seinen Eintritt ins Konvikt, Schulzeugnisse, aus denen hervorgeht, daß er nicht nur in der Musik, sondern in allen Fächern das Beste geleistet hat. Sein vielerörterter Mißerfolg bei der Bewerbung um die Musikdirektorstelle an der Normalschule in Laibach scheint einfach darauf zurückzuführen zu sein, daß man einen in Laibach bekannten und dort ansässigen Musiker Franz Sokol dem unbekannten Schubert vorgezogen hat. Die Stimmung in den amtlichen Berichten ist Schubert durchaus günstig, und davon, daß Salieri hinter Schuberts Rücken einen anderen empfohlen hätte, wie früher angenommen wurde, ist nichts bekannt geworden. Und seine zweite mißglückte Kandidatur um die Vizehofkapellmeisterstelle in Wien hat ebenfalls eine höchst einfache Ursache. Neben Schubert waren nämlich noch sieben andere Bewerber aufgetreten; man wählte aber keinen von ihnen, sondern griff auf Joseph Weigl zurück, der zwar schon pensioniert war, aber in seinem Abschiedsdekret die Bestimmung hatte, daß er zu einer anderen seinen Fähigkeiten angemessenen Dienstleistung berufen werden könne. Ihm brauchte man nur 600 Gulden dazu zu zahlen, während sonst die Vizehofkapellmeisterstelle mit 1200 Gulden dotiert war. Die Entscheidung erfolgte also rein nach Ersparnisrücksichten.

Es lockte, die Sprache, die diese Dokumente reden, noch weiter zu übersetzen; doch wer hat in solchen Sturm- und Kampftagen die Sammlung zu stiller Schriftstellerarbeit! So will ich denn nur noch einige Worte über den zweiten, den Bilderband, sagen, der an Umfang den ersten noch übertrifft, denn er umfaßt über 600 Seiten. Zuerst bringt er eine vollständige Schubert-Ikonographie, darin recht gute Reproduktionen aus der „Lachner-Rolle" Moritz Schwindts, dann die Wiedergabe von Handschriften, Drucken, wie Theaterzetteln, Anzeigen und dergleichen, Schuberts Instrumente, sein Schädel, die bedeutendsten seiner musikalischen Zeitgenossen, kurz alles, was nur irgendwie auf ihn Bezug haben könnte. Zum Schluß folgt eine

lange Reihe von reproduzierenden Künstlern, die sich um die Verbreitung Schubertscher Musik verdient gemacht haben, vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis auf unsere Tage, und endlich seine Biographen. Die technische Ausführung dieser Bilder ist eine sehr sorgfältige, was besonders hervorgehoben werden muß, weil darin selbst großangelegte Werke bisweilen sehr viel zu wünschen übrig lassen. So hilft denn dies reiche Material auch zu seinem Teil, eine kräftige Anschauung von Schuberts Persönlichkeit und ihrer Umwelt zu befördern.

Die bis jetzt erschienenen Bände von Kalbecks großer Brahmsbiographie habe ich an dieser Stelle ziemlich ausführlich besprochen; ich kann mich deshalb bei den letzten Halbbänden kurz fassen, denn die schriftstellerische Art und die Methode des Verfassers ist natürlich die gleiche geblieben, und deshalb auch ihre Vorzüge und Nachteile. Der erste beginnt mit der Schilderung der drei Sommer, die Brahms am Thuner See verlebte, und mit der Charakteristik der dort entstandenen Werke, Violinsonaten und Lieder, und als Krönung das Doppelkonzert für Violine und Violoncello, das für Joachim und Hausmann gedacht war. Die sehr hübschen „Erinnerungen" J. V. Widmanns haben dem Verfasser reichlichen Stoff für diese Zeit geliefert. Die Ischler Sommerfrischen, die Konzerte in Meiningen, dessen kunstsinniger Herzog ein großer Brahmsverehrer war, gliedern sich an, und der zweite Band leitet dann allmählich zum trübseligen Schluß über.

Brahms war bis zum Jahre 1896 von scheinbar unerschütterlicher Gesundheit gewesen; dann fing er an zu kränkeln, wurde von Todesahnungen heimgesucht und schrieb in dieser Zeit sein letztes Werk, die vier ernsten Gesänge, „gottlose Schnadahüpfeln", wie er sie nannte, deren Texte er sich selbst aus dem Jesus Sirach und dem Prediger Salomo zusammengestellt hatte. Das, was Brahms für eine „kleine bürgerliche Gelbsucht" hielt, war in der Tat Leberkrebs. Die tückische Krankheit schritt unaufhaltsam fort, der mächtige Körper magerte zum Skelett ab, der schöne Kopf wurde fast unkenntlich. Kalbeck, der seit Jahren dem großen Künstler innig befreundet war, hat ihm auch in dieser letzten, schweren Zeit treu zur Seite gestanden und gibt nun seine Tagebuchaufzeichnungen ausführlich wieder. Seine Befürchtung, zu breit geworden zu sein, ist gerade hier völlig unbegründet, denn aus diesen Blättern, die unmittelbar unter dem Eindruck der Ereignisse geschrieben sind, gewinnen wir eine ungemein lebendige Vorstellung der Tage, die dem Tode des Unvergeßlichen vorausgingen.

Ich denke mir, es wird diesem letzten Band noch ein allerletzter folgen. Es wäre nämlich recht wünschenswert, ein Generalregister des ganzen Werkes zu haben, und auch eine chronologische Zusammenstellung sämtlicher Werke von Brahms mit Angabe der Bände und Seiten, auf denen sie besprochen sind, wird zur schnelleren Orientierung kaum zu entbehren sein. Carl Krebs.

Die Quellen des künstlerischen Schaffens. Von Erich Major. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1913.

Ein geistreiches, wenn auch etwas „freischweifendes" Buch! Es ist nicht ganz richtig, was der Verfasser als Ausgangspunkt nimmt, daß man die Kunst immer nur vom Standpunkt des Genießenden nehme — schon die Namen Fiedler und Hildebrand beweisen das Gegenteil; aber jedenfalls kann es nicht schaden, wenn sie wieder einmal als „Werk" betrachtet wird. Auch darin stimmen wir freudig bei, daß Major überall die Menschlichkeit der Kunst, ihre Beziehung auf die Menschen in den Vordergrund stellt und aus diesem Gesichtspunkte die Musik zu unterst, die Plastik zu oberst anordnet. Aber die Wiener Erotik Freudscher Richtung macht sich auch hier gefährlich breit, und die Betrachtungen über Hermaphroditismus usw. sind recht gesucht. Glücklich sind hingegen wieder viele Ausdrücke wie „Langeweilsbild" oder daß Rodin seine Schöpfungen „im Mutterleib des Marmors zurücklasse". Am besten endlich scheinen mir die Bemerkungen über Sensation und Sensationelles gelungen. *qu.*

Dante. Von Fritz Kern. Vier Vorträge zur Einführung in die Göttliche Komödie. Tübingen, Mohr. 1914.

Ein vielversprechender junger, aus Stuttgart stammender Historiker, der vor kurzem an die neue Frankfurter Universität als Ordinarius für mittlere und neuere Geschichte berufene bisherige Kieler Privatdozent Fritz Kern, veröffentlicht hier vier Vorlesungen, die er im Winter 1911/12 in der Aula der Kieler Universität gehalten hat. Man fühlt den Vorträgen es an, daß Kern sich mit großer Liebe in Dante vertieft, ihn selbst sozusagen in sich aufgenommen und in der unendlichen Danteliteratur sich mit Fleiß umgesehen hat. Eine vollständige Darstellung des Stoffes bietet er uns nicht; neben einem Lebensabriß und einer chronologischen Übersicht über Dantes Leben und Schriftstellerei erhalten wir eine eingehende Einführung nur in die vita nuova und die divina commedia, worauf schon der Nebentitel vorbereitet. Die merkwürdige, tiefe und neue Lehren weisende Schrift Dantes von der Monarchie wird nur in der Übersicht erwähnt und kurz gestreift. Aber dem heutigen Danteliebhaber ist ja ohne Zweifel die Hauptsache die Erläuterung der Göttlichen Komödie, und diese kann man kaum besser und verständlicher geben als Kern es tut, indem er des Dichters Entwicklungsgang bis zur Abfassung dieses seines Hauptwerkes uns vorführt und dann Schritt vor Schritt, mit Berücksichtigung aller Einzelbilder und unter Vorlage von Proben, uns durch das grandiose Gedicht hindurch geleitet. Die Proben sind teils den Übersetzungen von Gildemeister, Streckfuß, Philalethes, Witte, Bassermann, Voßler entnommen, teils von Kern und seiner Frau Bertha, der Tochter Eduards v. Hartmann, selbst übertragen. Die Bedeutung des Gedichts faßt Kern schön in das Wort zusammen: „Die Welt ward durchwandert und überall Gott und Gott immer reiner gefunden. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, und das war der Komödie Anfang und ihr Ziel: unser Leben ist nur eine Erscheinungsform des Übersinnlichen." *ε.*

Penseurs libres et liberté de penser. Par L. Dugas. Paris, Felix Alcan.

Das kleine, nett geschriebene Büchlein enthält eigentlich nicht, was der Titel ankündigt. Man erwartet eine Auseinandersetzung über die Praxis der freigeistigen Theoretiker und erhält eine Reihe von Lebensbildern, deren jedes allerdings zur Entstehung der „Freigeisterei" einen Beitrag liefert: wie in Montaigne aus der Lektüre, in Descartes aus dem Nachdenken, in John Stuart Mill aus der Erziehung positiv und in Edmund Gosse, dem hervorragenden englischen Kritiker und Literarhistoriker, negativ eine systematische Prüfung der herrschenden Anschauungen erwacht, wobei die zeitliche Folge jedesmal eine inhaltliche Steigerung des Gegensatzes zum Kirchenglauben darstellt; wie endlich bei Mrs. Humphry Ward oder dem liberalen Protestantismus ein gewisses Maß von Freigeisterei selbst schon wieder Postulat wird. Deutschland ist natürlich unter den Zeugen der Entwicklung nicht vertreten! — Das Raisonnement des Verfassers ist ruhig und sachlich; doch liegt das Interesse mehr in den mitgeteilten Dokumenten selbst, unter denen vor allem Gosses mit unerbittlicher Psychologie gegebene Beschreibung eines rechten „frommen" Hauses aus dem besseren englischen Bürgertum zu denken gibt. *gu.*

Generalfeldmarschall Freiherr v. Loë. Ein militärisches Zeit- und Lebensbild. Von Leopold v. Schlözer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1914.

Walter Freiherr v. Loë ist 1828 auf dem Stammschloß seiner Familie, Allner an der Bröl, geboren, studierte in Bonn und trat dann 1848 ins Heer, um den Feldzug in Schleswig-Holstein mitzumachen. Von da an hat er dem Heer aktiv und inaktiv bis an sein Lebensende angehört; er ist 1849 gegen die badischen Aufrührer gezogen, wurde 1858 als Rittmeister Adjutant des Prinzregenten, war 1863–66 Militärattache in Paris, wo er die Schwäche der französischen Heeresorganisation mit scharfem Blick erkannte, und nahm an der Schlacht bei Königgrätz teil. 1870 führte er die Königshusaren nach Frankreich, wo er namentlich gegen die französische Nordarmee gefochten hat. Später ward er kommandierender General des achten Armeekorps, Generalfeldmarschall und lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses; 1897 nahm er, körperlich geschwächt, seinen Abschied und starb 1908 im Alter von 80 Jahren. Loë war ein tapferer Soldat, ein kühner Anführer und ein erfahrener und umsichtiger Erzieher der Truppen, der mit rastlosem Eifer und nach einfachen, klaren Grundsätzen seine Leute schulte und ausbildete. Katholik nicht bloß dem Namen nach, war er doch zugleich in wahrhaft vorbildlicher Weise preußischer und deutscher Patriot. Er begleitete 1883 den Kronprinzen zu Papst Leo XIII. und überbrachte diesem 1902 zu seinem 25jährigen Jubiläum vom Kaiser Glückwunsch und Geschenke; der Papst sagte ihm damals das unverlierbare Wort: „Sagen Sie dem Kaiser meinen Dank dafür, daß im Deutschen Reich jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben kann." *γε.*

Soziale Entwicklung und Umbildung der Volkswirtschaft.

Von Dr. B. Thorsch. Dresden, Carl Reißner. 1914.

Der Wiener Advokat Dr. B. Thorsch legt uns wieder ein feines, geistreiches und wissenschaftlich ernstes Buch vor. Es ist eine bemerkenswerte Arbeit, die in leichtem, immer belebtem Flusse das Problem und die Methodik der Entwicklungs- und Gesellschaftswissenschaft von ganz neuen Gesichtspunkten eindringlich behandelt. Ohne straffe Kapiteleinteilung, fast nur als sprühendes Essay, finden wir in dem äußerlich anspruchslosen Buche eine Fülle feinsinniger, philosophischer und ernster Gedankenzüge in einer an Georg Simmel erinnernden Themabehandlung. Thorsch geht aus von der Idee des Herrschenden und Beherrschten in der menschlichen Gesellschaft, die ein unendlich verwickeltes Mosaik von Leistung und Gegenleistung vorstellt. Alle Strömungen, alle Kräfte bilden ein organisch zusammenhängendes Ganze, das natürlich nicht gefördert werden kann, indem man ein Glied fördert, z. B. durch eine Ausgleichung der wirtschaftlichen Lage aller Schichten, wohin eine wirtschaftliche Demokratie strebt; nein, die ganze Gesellschaft muß wachsen, jeder der unzähligen in der Gesamtheit ruhenden Organismen muß eine immer höhere Stufe der Bedürfnisbefriedigung erreichen. Zu diesem Zwecke muß eine Gemeinschaft erstrebt werden, die die Wirksamkeit der einzelnen verstärkt. Die Herrschaft des Privatkapitals hat seine heroische Zeit hinter sich; die jetzige Volkswirtschaft drängt zu einer Vergemeinschaftung, deren Wesenseigentümlichkeiten Thorsch sehr feinsinnig in immer neuen Bildern beschreibt. Durch das große Zusammenwirken der Gemeinschaft mildern sich die Kämpfe der einzelnen; die Bedürfnisse, um die der Kampf tobt, werden gleichmäßiger befriedigt. Diese Vergesellschaftung soll durch ein Zusammenwirken kleinerer Verbände, in denen eine gewisse Anzahl Einzelkräfte vereinigt sind, die wirtschaftlichen Energien veredeln und eine intensivere Teilnahme der einzelnen am gesamten Wirtschaftsleben erwecken. Das Risiko wird wohltätig herabgedrückt werden, und ein größeres Streben nach Sicherheit wird eintreten. Um aber ein Erschlaffen des wirtschaftlichen Unternehmungsgeistes zu verhindern, muß eine andere Zuteilung des Kapitalgewinns eintreten. Die Gesamtheit des Volkes, gegliedert in verschiedene Korporationen, soll mehr zur Nutznießerin des Ertrages gemacht werden. Alle Kräfte sollen an dem Gewinn in der Weise beteiligt werden, daß zuerst jedem an den einzelnen Korporationen Beteiligten ein gewisses kleines, etwa zweiprozentiges Erträgnis seines Anteils garantiert wird. Der weitere Gewinn soll unter die Kapitalisten und die in der Unternehmung Tätigen geteilt werden. Diese Erträgnisgarantie und daneben ein weitgehender Arbeiterschutz, staatliche Wohnungsfürsorge und die Stabilisierung eines möglichst hohen untersten Niveaus durch Einführung angemessener Minimallöhne sollen einen immer leistungsfähigeren Organismus ausbilden und die soziale Entwicklung ihrem Ziele näher bringen. σχ.

Das Leben Theodor Herzls.

Von Adolf Friedemann. Berlin und Leipzig, Jüdischer Verlag. 1914.

Die merkwürdige Erscheinung des Zionismus, dieser letzten und seltsamsten Blüte der Nationalitätsbewegung, hat eine historische oder völkerpsychologische Würdigung noch nicht gefunden; auch wer wie der Referent diesen antinationalen Nationalismus aufs entschiedenste ablehnt, würde in der vorliegenden Biographie des zionistischen Propheten gern mehr gefunden haben als unbedingtes Lobpreisen und eine übrigens recht gute Übersicht der offiziellen Stadien jener Bewegung. Nicht einmal die Zündkraft Herzls wird aus den wenigen mitgeteilten Proben seiner Beredsamkeit oder gar aus den allgemeinen Redensarten darüber verständlich. — Nur das sieht man, daß ein Idealist sein Leben einer Sache zum Opfer brachte, die er für die gute, die beste hielt, und daß ihm dabei, wie es zu gehen pflegt, die größten Hindernisse und das größte Herzeleid von ungeduldigen, eifersüchtigen oder unverständigen Anhängern bereitet wurde. φμ.

Cent projets de partage de la Turquie.

Par P. G. Djuvara, ministre de Roumanie en Belgique. Paris, Alcan. 1914.

Ein rumänischer Staatsmann, der früher in Belgrad, Sofia und Konstantinopel seinem Lande gedient hat und zugleich Historiker ist, stellt hier hundert Teilungspläne zusammen, die von Königen, Ministern, Philosophen (wie Leibniz) und Gelehrten aufgestellt worden sind, und schließt mit dem Frieden von Bukarest vom August 1913. Die meisten dieser hundert Entwürfe sind nur wenig bekannt; sechs werden hier zum erstenmal mitgeteilt. Albert Sorel hat gesagt, daß es eine Orientfrage seit dem Augenblick gebe, wo die Türken in Europa erschienen. In dem Vorwort, das der Professor Renault von der Pariser Rechtsfakultät dem Werk Djuvaras beigegeben hat, findet er den Grund

so ungezählter Teilungspläne in dem eigentümlichen Charakter der türkischen Herrschaft. Es gibt auch sonst Erobererstaaten genug; aber die brutale Gewalt dauert in allen sonst nur eine begrenzte Zeit. Der Eroberer verschmilzt allmählich mit den Besiegten und läßt sie an den Wohltaten des neuen Zustandes teilnehmen, so daß allmählich die Sehnsucht nach dem alten Vaterland sich abschwächt und am Ende verschwindet. Nichts davon bei den Türken. Sie sind in viele Länder eingedrungen, haben sich aber eigentlich nirgends festgesetzt; sie sind stets Eroberer oder richtiger Eindringlinge geblieben, welche sich bloß durch die Gewalt behaupteten. So erwuchs mit Notwendigkeit die Frage, ob dieser Zustand denn ewig ertragen werden müsse, ob man sie nicht ebenso, wie sie gekommen waren, wieder verjagen könne und müsse. Schon Erasmus hat erklärt, man müsse diese gens barbara obscurae originis wieder austreiben; damit der Christ sich erholen könne, müsse der Türke erwürgt werden; auch er also sah keine andere Möglichkeit. Djuvara ist der Überzeugung, daß das ottomanische Reich in Europa, wenn es auch 1913 noch nicht ganz zerstört wurde, mit Sicherheit an seinem Erbschaden untergehen muß; die Türken werden eines Tages nach Kleinasien geworfen werden und dort unter sich sein; dann können sie gedeihen. Die Sieger von 1913 sollen aus der Geschichte lernen; sie haben alle eine Zahl von Untertanen von anderer Nationalität gewonnen, die ungern zu ihnen gehören, und sie müssen sie durch Billigkeit und Fürsorge für ihr Wohl gewinnen: türkische Praktiken würden ein türkisches Schicksal zur Folge haben. *ey.*

Das Libretto. Von Edgar Istel. Berlin, Schuster und Löffler. 1914.

Das wichtige Thema wird mehr von der praktischen als von der kunstgeschichtlichen Seite aus angefaßt, ohne daß doch jene ganz vernachlässigt würde. Im wesentlichen sind es ja die dramatischen Eigenschaften, die gefordert werden; und so sind wir nicht verwundert, auch hier Anschaulichkeit als eine Hauptforderung ausgesprochen zu finden, daneben gute Exposition usw. Das Verhältnis zwischen Rollenfächern und Singstimmen (S. 127), die besonderen Anforderungen der rhythmischen Bewegung bis zum Aktschluß hin müssen wohl aber doch die dramatische Behandlung stärker beeinflussen, als Istel betont. Gut zeigt er dagegen, wie der Librettist aus dem älteren Stoff die Effekte herauszuholen hat und welche verschiedenen Formen sich dabei ergeben, wenn eine dramatische oder novellistische oder gar keine Vorform da ist. Als das Günstigste erscheint ein dramatischer Text, der schon auf dem Wege zu musikalischen Wirkungen ist; dann braucht nur noch ein da Ponte zu kommen, dem Istel die Palme reicht, und ein Mozart, so ist der „Figaro" fertig .... Gern hätten wir die Libretti der großen Dramatiker, Goethes, Grillparzers einer besonderen Würdigung unterzogen gesehen; es wird nun nötig sein, noch einmal umgekehrt zu untersuchen, wie der Dramatiker durch musikalische Rücksichten bestimmt wird. *gu.*

Weltwirtschaftliche Studien. Von Professor Hermann Schumacher. Leipzig, Veit und Co. 1914.

Diese Sammlung von weltwirtschaftlichen Betrachtungen des bekannten Nationalökonomen ist ein um so wertvollerer Beitrag zur Volkswirtschaftslehre, als sie größtenteils im Anschluß an zwei ausgedehnte Reisen des Verfassers durch Nordamerika und Ostasien geschrieben ist. Sie behandeln die große organisatorische Frage des Welthandels und Weltverkehrs in einer ernsten, den Ursachen bis auf die letzten Wurzeln nachgehenden Weise. So ist die erste Studie über die „Ursachen der Geldkrisis von 1907", die ihren Grund nicht in einem Mangel an Zahlungsmitteln, sondern in konkreten Organisationsfehlern im Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten hat, ein treffliches Beispiel für die Eindringlichkeit und Großzügigkeit des Verfassers. An Hand dieser und der folgenden Studien gibt Schumacher ein übersichtliches Bild über die Anlage unseres Geldwesens in ihren nationalen und internationalen Bedingtheiten. Er bringt weiter die weltwirtschaftlich bedeutsamen Wirtschaftsgebilde des Auslands — Börse, Handelsbeziehungen und Seeschiffahrt — zur Darstellung und gibt besonders in dem Aufsatz über die „Organisation des Fremdhandels in China" viel Interessantes und Wissenswertes. Er zeigt, wie zwei wichtige Wirtschaftszweige des Inlands Bankwesen und Binnenverkehr — sich in geschlossener Einheit zu entwickeln begonnen haben, um in der Volks- und Weltwirtschaft die nationalen Interessen wirksamer vertreten zu können. Und zum Schluß stellt er in feinsinniger Art dem heimischen Wirtschaftsleben neue Aufgaben, die ihm aus der Verflechtung mit der Weltwirtschaft erwachsen, nämlich die, die Deutschen im Auslande dem Vaterlande zu erhalten. Die Verstärkung unserer Flotte, die Errichtung deutscher Handelskammern im Auslande und die Schaffung einer Reichshandelsstelle (Reichs-Handelsmuseum in Deutschland sind Wege, die uns der Lösung dieser Aufgabe näher bringen. *az.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andriot. — Les Grands Hommes de Guerre Ney. Par René Andriot. Paris, Librairie Chapelot. 1914.

Baedeker. — Nordost-Deutschland (von der Elbe und der Westgrenze Sachsens an) nebst Dänemark. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. 31. Auflage. Mit 54 Karten und 80 Plänen. Leipzig, Karl Baedeker. 1914.

— Nordwest-Deutschland (von der Elbe und der Westgrenze Sachsens an, nebst Hamburg und der Westküste von Schleswig-Holstein). Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. 31. Auflage. Mit 56 Karten u. 84 Plänen. Leipzig, Karl Baedeker. 1914.

— Südbayern, Tirol, Salzburg, Ober- und Nieder-Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. 36. Auflage. Mit 75 Karten, 18 Plänen und 11 Panoramen. Leipzig, Karl Baedeker. 1914.

Bauer. — Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen. Ein Versuch von Wilhelm Bauer. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1914.

Bertrand. — Cervantes et le romantisme allemand. Par J.-J. A. Bertrand, Docteur ès lettres. Paris, Félix Alcan. 1914.

— L. Tieck et le théâtre espagnol. Par J. J. A. Bertrand, Docteur ès lettres. Paris, F. Rieder et Co. 1914.

Bourget. Le démon de midi. Par Paul Bourget. I/II. Paris, Plon-Nourrit et Co. O. J.

Briele. — Skizzen ohne Ethik. Von Wolf van der Briele. Leipzig, Sphinx-Verlag. 1914.

Brinkmann. — Waldchristel. Drama in vier Akten von Georg Brinkmann. Leipzig, Friedrich Schneider.

Burte. — Die Flügelspielerin. Sonette. Von Hermann Burte. Leipzig, Gideon Karl Sarasin. 1913.

Burte. — Patricia. Sonette. Von Hermann Burte. Berlin, Wiegandt und Grieben (G. K. Sarasin). 1910.

Capitan. — Le travail en Amérique avant et après Colomb. Par L. Capitan et Henri Lorin. Avec 27 gravures dans le texte. Paris, Félix Alcan. 1914.

Chiesa. — Historien und Legenden (storie e favole). Von Francesco Chiesa. Autorisierte deutsche Übersetzung von E. Mewes-Veha. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Chuquet. — Figures du passé. Dumouriez. Par Arthur Chuquet. Membre de l'Institut. Paris, Hachette et Co. 1914.

Cohen. — Die religiösen Bewegungen der Gegenwart. Ein Vortrag, gehalten von Professor Dr. Hermann Cohen, Geheimer Regierungsrat. Leipzig, Gustav Fock G. m. b. H. 1914.

Cohn. — Der Sinn der gegenwärtigen Kultur. Ein philosophischer Versuch von Jonas Cohn, Prof. a. d. Universität Freiburg i. Br. Leipzig, Felix Meiner. 1914.

Colin. — Les Grands Hommes de Guerre Napoleon. Par Lt.-Colonel J. Colin. Paris, Librairie Chapelot. 1914.

Collet. — Victoria par Henri Collet. Avec une planche hors texte et citations musicales dans le texte. Paris, Félix Alcan. 1914.

Dallago. — Die böse Sieben. Essays. Von Carl Dallago. Innsbruck, Brenner-Verlag. O. J.

Dotation Carnegie pour la Paix Internationale. Enquête dans les Balkans. Rapport, présenté aux Directeurs de la Dotation par les Membres de la Commission d'Enquête. Paris, Georges Crès et Cie. 1914.

Ebner-Eschenbach. — Dorf- und Schloßgeschichten. Von Marie von Ebner-Eschenbach. 12. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

Enderling. — Zwischen Tat und Traum. Roman von Paul Enderling. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger. 1913.

Eucken. — Der Sinn und Wert des Lebens. Von Rudolf Eucken. Vierte, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

Fendrich. — Der Sport. Der Mensch und der Sportsmensch. Von Anton Fendrich. Mit 8 Tafeln und zahlreichen Textbildern. Zweite Auflage. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1914.

Frey. — Festkantate zur Universitätsweihe in Zürich 1914. Von Adolf Frey. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

— Schweizer Dichter. Von Adolf Frey, o. Prof. a. d. Universität Zürich. (Wissenschaft und Bildung Bd. 126). Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

Friedmann. — Die französische Literatur im XX. Jahrhundert. Eine Skizze von Dr. Wilhelm Friedmann, Privatdozent an der Universität Leipzig. Leipzig, H. Haessel. 1914.

Garbe. — Indien und das Christentum. Eine Untersuchung der religionsgeschichtlichen Zusammenhänge von Richard Garbe. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1914.

Glatzel. — Julius Leopold Klein als Dramatiker. Von Max Glatzel. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, Neuere Folge, 42. Heft.) Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. 1914.

Gottlieb. — Ricarda Huch. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Epik. Von Elfriede Gottlieb. Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

Grosch. — Von Deutscher Kunst. Eine Anregung zur Kunstbetätigung und zum Kunstgenuß. Von DD. G. Grosch. Mit 10 Abbildungen nach Gemälden. Leipzig, Johannes M. Meulenhoff. 1914.

Güttler. — Wordsworth's politische Entwicklung. Von Felix Güttler. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Neuere Folge, 41. Heft.) Stuttgart, J. B. Metzler G. m. b. H. 1914.

Handel-Mazzetti. — Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman von E. von Handel-Mazzetti. Dritter Teil: Jungfrau und Martyrin. Erstes bis elftes Tausend. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1914.

Harman. — Edmund Spenser and the impersonations of Francis Bacon. By Edward George Harman, C. B. London, Constable et Co. 1914.

Hausbücherei. — **Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.** 20. und 21. Band: Deutsches Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der schönsten und beliebtesten Weihnachtsdichtungen in Poesie und Prosa. Hamburg, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1911.

— 5. Band: Deutsche Humoristen. 3. Band: Hans Hoffmann. Otto Ernst. Max Eyth. Helene Böhlau. Hamburg, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1911.

Höffner. — Goethes Mannesjahre. Von Johannes Höffner. Mit 41 Abbildungen, darunter 9 in farbiger Wiedergabe. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. O. J.

— Goethe im Alter. Von Johannes Höffner. Mit 45 Abbildungen, darunter 6 in farbiger Wiedergabe. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. O. J.

Holz. — Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Georg Holz, Professor an der Universität Leipzig. 2. Auflage. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 6.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

Honig. — Ferdinand Gregorovius als Dichter. Von Johannes Honig. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, Neuere Folge, 39. Heft.) Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. 1914.

Hopp. — Frühlingskinder. Gedichte von Carl Hopp. Leipzig, Sphinx-Verlag. O. J.

Jacques. — L'Allemagne et la Légion. Par Hubert Jacques. Avec 51 gravures hors texte. Paris, Librairie Chapelot. 1914.

Renard. — A travers les régions de la France. Par Georges Renard, Professeur au Collège de France. Paris, Marcel Rivière et Cie. 1914.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Lebenstag eines Menschenfreundes.

Roman

von

Wilhelm Schäfer.

(Fortsetzung.)

19.

In der Folge sorgt Heinrich Pestalozzi, daß ihn der Bluntschli nicht wieder aus den Augen verliert. Er weiß, daß es der unbemittelte Sohn eines Steinmetzen gleich ihm nicht leicht hat zwischen den reichen Bürgersöhnen, aber um seines Fleißes und der jungmännlichen Strenge willen mit besonderen Hoffnungen betrachtet wird. Wen der Bluntschli von den Studenten seines Umgangs würdigt, ist damit schon etwas Besonderes; und obwohl er den unfröhlichen Menschen bisher nicht günstig angesehen hat, überläßt sich Heinrich Pestalozzi nun willig seiner Führung, weil sein Ehrgeiz in dieser Gefolgschaft schneller einen Weg in die Lebensdinge zu finden hofft, als auf dem Umweg der Schule.

Es dauert auch nicht lange, so darf er ihn besuchen im Zunfthaus zu den Zimmerleuten, wo sein Vater Stubenverwalter ist. Er spürt wohl, daß der Bluntschli einen herrschsüchtigen Hang hat und seinen Freunden strengere Pflichten auferlegt, als es einem Lehrer gestattet würde; aber weil er selber in einen fanatischen Lerneifer geraten ist, sodaß er nicht essen kann, ohne daß noch ein Buch neben dem Teller liegt, ist ihm die Strenge recht. Auch findet er bei dem Kandidaten, der die Bildung der Urteilskraft über alles setzt, die Bestätigung seiner sehnsüchtig nach eigener Erfüllung verlangenden Natur.

Eines Tages kommt es zu einem Spaziergang, durch Sihlport hinaus gegen den Uto. Er muß sich einen Tadel gefallen lassen, weil er dem Bluntschli zu hastig mit den Armen schlenkernd dahinläuft; als sie dann gegen den Waldrand hinauf wollen, merkt er freilich, daß es nicht nur die Sorge um seine Würde ist, die den andern so gemessen schreiten läßt: der Atem wird ihm bald zu kurz, sodaß sie den steilen Weg verlassen und einem Pfad links unter der Manegg her folgen. Wo die Büsche den Blick freilassen, geht er über die schattige Rinne des Sihltals und den dunklen Waldrücken bei Wollishofen in das blaue Himmelsbecken des Zürichsees, darin Wolken

und Bergfernen ihr schimmerndes Licht mischen; so erstaunt Heinrich Pestalozzi nicht, als sie in einer grünen Wiesenbucht einen Maler emsig dabei finden, die Linien und Farben dieser Ansicht auf ein Papier zu bringen. Ein Genosse von ihm hat sich augenscheinlich als Staffage auf eine Kuppe davor gesetzt, und sogar ein weißer Hund liegt artig ihm zu Füßen, als ob er seine Wichtigkeit im Bild fühle. So emsig der eine mit den Wasserfarben hantiert, so eifrig liest der andere in einem Buch; und erst als der Hund sich erhebt, die beiden Ankömmlinge knurrend zu stellen, schauen beide auf, erst der Maler, und als der gleich einen Juchzer ausstößt, auch der Leser.

Der mit dem Buch ist Lavater, und Heinrich Pestalozzi begreift nicht, daß er ihn nicht beim ersten Blick erkannt hat; von dem andern weiß er, daß er ein Sohn des Malers Füeßli ist, gleichfalls Theologie studierend, aber gern mit dem Handwerkszeug seines Vaters über Land, und den Lehrern mit seiner freimütigen Art vielmals ein Ärgernis. Er hat wie meist sein Waldhorn mit, und ehe sie noch ihren Gruß sagen können, bläst er ihnen schon einen ländlichen Hopser ins Gesicht. Dem Bluntschli scheint die Begrüßung zu mißfallen; er geht an dem übermütigen Bläser vorbei gleich auf Lavater zu, und es sieht aus, als ob er ihn zur Rede stelle. Dabei hat er den Hund des Malers nicht mit berechnet; denn als er mit einer beschwörenden Gebärde auf den Freund losgeht, stellt das große Tier seinen Mann und legt ihm die Pfoten auf die Schultern, sodaß er statt dem Gesicht des Ungetreuen das bleckende Maul vor sich hat. Der Füeßli kann vor Gelächter nicht mehr blasen; er ruft den Hund erst zurück, als er sieht, daß der Bluntschli sich mit seinem blassen Zorn in Gefahr bringt.

Heinrich Pestalozzi hat den Auftritt, weil der Füeßli nicht zu seiner Bekanntschaft gehört, wie ein überflüssiger Zuschauer erlebt; sein Pflichtgefühl ist bereit, sich zu dem Zornigen zu schlagen; als aber der Maler ihm lachend die Hand hinhält, vermag er den lustigen Augen nicht standzuhalten. Die andern scheinen sich unterdessen auch geeinigt zu haben; obwohl verstimmt, kommen sie hinzu, setzen sich auch zögernd, wie der mit dem Waldhorn vorschlägt, miteinander auf den trockenen Grasboden und betrachten sein Bild. Es zeigt erst die porzellanene Bergferne und vorn das waldige Sihltal wie eine dicke grüne Raupe, aber es ist sauber gemalt, und Heinrich Pestalozzi muß den leichtherzigen Menschen bewundern, der gleichwohl solches vermag. Dem Bluntschli scheint das Bild keiner Beachtung wert; er will wissen, was für ein Buch Lavater gelesen hat, und als der ihm den Titel zeigt, weist er es kopfschüttelnd zurück. Als ob er sich vor Pestalozzi rechtfertigen müsse, gibt Lavater ihm das Buch in die Hand: es ist eine Schrift von Winckelmann über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst. Er weiß nicht weshalb, aber er hat im Augenblick, da er es nahm, gehofft, es möchte der Emil von Rousseau sein; so gibt er das Buch enttäuscht zurück.

Der Maler will die Stimmung retten und schlägt vor, daß sie zusammen durch das Sihltal hinüber nach Wollishofen und von da am Abend in einem Schiff zurückfahren sollten. Heinrich Pestalozzi würde auch das trotz seinem Erlebnis an dem Weidling mitgemacht haben; aber Bluntschli steht gerärgert auf und geht ohne Gruß den gleichen Pfad zurück, es ihm überlassend, ob er folgen oder sich den andern anschließen will. Er wäre auch bei besserer Stimmung eines solchen Verrats nicht fähig, gibt also beiden mit einem flehenden Blick für seinen zornigen Genossen die Hand und springt ihm nach.

Bis zur Sihlbrücke kommen sie schweigend, Bluntschli immer vorauf und er wie sein Pudel hinterher; dann scheint das rauschende Wildwasser seinen Groll zu lösen, und obwohl Heinrich Pestalozzi deutlich fühlt, daß nur die Eifersucht um Lavater den Verärgerten so sprechen läßt, horcht er doch seinen Worten. Die ersten hört er kaum im Lärm der Sihl, erst nachher versteht er, daß der Bluntschli in seiner Strenge von dem Geist der Aufklärung spricht, von dem Heidentum, das mit der gerühmten modernen Bildung in die Stadt Zwinglis gekommen sei und sich da mit dem Tand seidener Kleider, mit komischen Erzählungen lüsterner Art, mit radierten Idyllen und dem armseligen Götterwerk der heidnischen Welt breitmache. Solange man seine Urteilskraft an wahrhaft nützlichen Gegenständen üben könne, sei es ein Abfall, dürre und unfruchtbare zu wählen: Die nötigen Kenntnisse sind allen Menschen gemein, die nicht allgemeinen sind unnötig.

Es ist zuviel von seiner eigenen Gesinnung darin, als daß Heinrich Pestalozzi ihm nicht zustimmen sollte, und für eine Weile stehen die beiden da oben im Wald vor ihnen wie rechte Taugenichtse da; aber als sie von der Meisezunft her gegen die Wasserkirche über die Brücke gehen, lehnt bei dem Mühlrad ihr Lehrer, der weise Bodmer, und sieht in das glatt strömende Wasser, als ob er etwas in seinem Grund suche. Sie wollen ehrfürchtig grüßend an ihm vorbei; er erkennt sie aber und hält sie an: ob sie schon wüßten? Als sie beide den Kopf schütteln, nimmt er sie mit hinunter in die Gerwe und zeigt ihnen da eine Anklageschrift gegen den Landvogt Grebel, die in der ganzen Stadt verbreitet wäre und, wie er bestimmt vermute, Lavater und Füeßli zu Verfassern hätte: Wenn sie sich dazu bekennen müssen, sagt er und faltet das Papier wieder in seine Brusttasche, ist den beiden der Wellenberg sicher!

20.

Einige Tage später muß Heinrich Pestalozzi hinauf nach Höngg, wo seine Mutter mit dem Bärbel die kränkelnde Großmutter pflegt. Sie ist nun einundsiebzig und längst zu schwach für ihren Garten, doch hat sie es gern, wenn sie bei gutem Wetter hinuntergelassen und auf Stühlen zwischen den Beeten gebettet wird. Da liegt sie auch diesmal, als er um einer Laune

willen unten an der Limmath hin und dann den steilen Pfad heraufgekommen ist. Es macht die alte Frau besorgt, daß er von dem raschen Anstieg seine brandigen Hitzflecken im Gesicht hat, und sie ruht nicht, bis er sich mit ihrer Schürze den Schweiß abtrocknen läßt. Nachher muß er sich auf die Steinbank setzen und ihr erzählen; da ihn die Vorfälle um den Vogt Grebel, die geheimnisvolle Anklageschrift und die zornigen Untersuchungen der Gestrengen Herren bis in den heißen Kopf erfüllen, spricht er ihr davon. Dann scheint es ihm freilich, als ob ihr einfältiger Sinn den Dingen nicht zu folgen vermöchte; sie streichelt nur immer eine Lilie, die sich in der linden Luft zu ihr neigt, und lächelt auf eine kindliche Art dazu. Als er aufsteht, die andern aufzusuchen, hält sie ihn fest mit ihrer welken Hand, und für einen Augenblick scheint ihr Greisensinn völlig verwirrt: Du mußt im Traum sein, Heiri, den Landvogt hat der Tell geschossen!

Als Heinrich Pestalozzi danach hinaufkommt, findet er die Mutter und das Bärbel, die er abholen soll, schon reisefertig im Flur. Seitdem der Tochtermann des Pfarrers, der Vikar Wolf, gestorben ist, führt ihm die Witwe den Haushalt; das Tantli, wie sie bei ihnen heißt, ist noch eine junge Person und kann es trotz ihrer beiden Kinder nun wieder allein machen, wo es mit der Großmutter bessert. Er mag aber nicht sobald wieder fort; es drängt ihn, auch mit dem Großvater zu sprechen; so läßt er die beiden allein gehen und bleibt zur Nacht. Der Großvater hat mit der zunehmenden Gebrechlichkeit des Alters eine Vorliebe für gelehrte Studien gefaßt und sitzt über seinem Liebling, dem Kirchenvater Lactantius, den er den christlichen Cicero nennt; er läßt sich aber diesmal gleich stören: Es ist nun beinah mit mir so weit, wie mit meinem Schwiegervater selig, dem Chorherrn Ott und seinem Flavius Josephus, sagt er wehmütig lächelnd, indem er die alten Bände zur Seite legt. Heinrich Pestalozzi weiß, wie merkwürdig die Weisheit dieses Juden aus der Zeit Christi an dem Zürcher Baum der Erkenntnis seines Urgroßvaters gehangen hat, und wie der alte Chorherr daran zum Narren geworden ist; aber angefüllt von den Dingen der Gegenwart vermag er nicht mit zu lächeln und sagt dem Großvater das seltsame Wort aus dem Garten, das einen Dammbruch in seine Gefühle gerissen hat. Der alte Herr wird im Augenblick ernst und nimmt ihn hastig an der Schulter hinaus, als ob dergleichen in seiner Amtsstube nicht gesprochen werden dürfe.

Sie machen danach miteinander einen Gang ins Dorf, wo der Pfarrer dem Schulmeister eine Weisung zu geben hat. Heinrich Pestalozzi sieht von weitem das Haus, darin er den Ernst Luginbühl an den Webstuhl genötigt weiß, und das schmerzhafte Erlebnis mit dem Testament der Mutter, das er seitdem tiefunterst im Schrank verwahrt, gibt seinen strömenden Worten einen bitteren Beiklang. Der Großvater läßt ihn schweigend sein übervolles Herz ausschütten und tadelt ihn nur, als er sich allzu heftig zum Richter aufwirft. In seiner Kammer aber findet er an diesem Abend — vom Großvater

heimlich hingelegt · die Verordnungen für das gemeine Landvolk, die den Pfarrern von den Gestrengen Herren übergeben sind. Er liest darin, bis sein Kerzenlicht zu Ende ist; nachher vermag er nicht zu schlafen, sitzt in den Kleidern am offenen Fenster bis in den Morgen und sieht in die unruhige Mondnacht hinaus, darin die jagenden Wolken ihre schwarzen Schatten vor die silberne Scheibe drängen; so oft sie auch siegend daraus hervorkommt, unaufhörlich steigen die schwarzen Sturmvögel vom Zürichberg herauf, ihr Licht zu decken; nicht anders, als die Verordnungen der Züricher Stadtherren über den mühsamen Lebensstand des Landvolkes kommen:

Alle Ämter in Staat und Kirche, alle ehrsamen Handwerke sind dem Landvolk verschlossen, das mit Zehnten und Grundzinsen, mit dem Erb- und Leibfall, der dem Landvogt bei jedem Todesfall das beste Stück der Hinterlassenschaft sichert, mit Fronden und Kleidervorschriften, mit Handelsverboten und strengen Strafen für jedes Gelüst der Freizügigkeit von den Stadtbürgern wie leibeigen gehalten wird. Heinrich Pestalozzi hat all diese Dinge einzeln auch schon vorher gewußt, wie der Bauer nichts auf dem Dorf verkaufen, sondern alles auf den Zürcher Markt bringen muß, wo die Bürger für jede Ware den Preis festsetzen, wie ihm verboten ist, Geld auszuleihen, damit die Stadtherren den hohen Zins behalten, wie er nicht einmal sein selbstgesponnenes Tuch und Leinen selber färben darf: aber daß diese grausame Willkür mit allen Folgen des Elends ein Verrat an den alten Sagen und Briefen der Eidgenossenschaft ist, das hat er nicht durchgefühlt bis zu dieser Nacht, wo ihn das einfältige Wort der Großmutter vom Landvogt in einen Aufruhr aller Gedanken gebracht hat.

21.

Heinrich Pestalozzi kommt am nächsten Morgen aus Höngg zurück, als ob der Geist Tells in der Stadt Zürich auf ihn warte. Er findet den Kram der Straßen in der gleichmütigsten Geschäftigkeit, und nur am Rathaus drängen sich die Leute vor einem Anschlag der Gestrengen Herren: Man habe mißfällig vernommen, daß gewisse für die Ordnung des Staates zwar wichtige Nachrichten auf eine illegale Weise angezeigt worden wären, und wolle hiermit jedermann erinnert haben zu berichten, was er von der Sache wisse! Der Vorwitz der Stunde treibt ihn, sich eines Wortes von Bodmer zu erinnern, daß es der Charakter der Regierungen sei, sich selber allen Patriotismus zuzuschreiben und bei andern Leuten nichts als Unverstand, unreine Absichten, Wildheit und Aufruhr zu bemerken. Aber einige grämliche Handwerker, die dabei stehen, nehmen ihm den jugendlichen Vorwitz übel und hätten ihm die vorlauten Worte mit Schlägen heimgezahlt, wenn er nicht eilig in die Marktgasse hinauf entwichen wäre. Als er sich da nach den schimpfenden Verfolgern umsieht, aber hastig weitergeht, hat er das Unglück, in eine offene Kellertreppe hineinzufallen, wodurch er zwar ihrem Zorn entgeht, sich aber schmerz-

haft den Knöchel vertritt. Er ist noch nicht aufgestanden, als schon mit einem Licht aus der Tiefe des Kellers ein Mann im Lederschurz herzuläuft, den er gleich als den braunbärtigen Ankläger aus der Gerwe erkennt. Der hilft ihm mit lustigem Spott auf, leuchtet ihn ab und bringt einen Napf mit Wasser, die Schramme an der Stirn zu waschen, aus der ihm Blut in die Augen läuft. Es scheint nichts Schlimmes damit, und da er bei seiner hastigen Art Beulen und Schrammen gewöhnt ist, hält ihn das Gespräch mit dem handfesten Mann länger auf als seine Wunde. Er erfährt, daß sich Lavater und Füeßli gleich tapfer zu der Schrift bekannt haben und sofort ins schärfste Verhör genommen sind, weil sie geblasen hätten, was sie nicht brannte.

Um seine Mutter nicht unnötig zu erschrecken, humpelt er zunächst ins Carolinum, wo ihm die allgemeine Aufregung die Mitteilung des Mannes bestätigt. Er kommt in der kampflustigsten Stimmung, aber mit schmerzendem Fuß zu Hause an, und über Nacht schwillt dieser so auf, daß der Doktor kommen muß. Es ist nur eine Zerrung der Sehnen, aber der Fuß wird eingepackt, und er liegt nun als das erste Opfer der Begebenheit zu Hause. Das Babeli läßt ihn ihren Grimm über den unnützen Fall spüren, und wenn ihm das Bärbel nicht mit schwesterlichem Eifer zu Diensten wäre, hätte er es hart. Sie bringt ihm ans Lager, was er braucht, und holt Erkundigungen über den Stand der Dinge ein: Es gibt zwar eine zornige Partei, die den beiden Angebern nach altem Brauch kurzerhand den Wellenberg verordnen möchte, aber der Kreis der Patrioten aus der Gerwe sammelt Unterschriften aus der ganzen Stadt, daß die beiden nur nach ihrem Bürgereid gehandelt hätten. Da der Bürgermeister Leu sich in der Sache neutral verhält, obwohl der beschuldigte Landvogt Grebel sein Eidam ist, auch Lavater wie Füeßli aus angesehener Familie sind, gelingt es Bodmer, sie vorläufig freizuhalten, indessen die Untersuchung nach anderen Aufrührern ihre verbissenen Gänge weiter wühlt.

Heinrich Pestalozzi kann schon wieder vom Fenster an die Ofenbank humpeln, als es eines Abends gegen die Dämmerung zaghaft an die Stubentür klopft. Das Babeli springt noch schnell nach einem Stuhlkissen auf dem Boden, das er dem Bärbel im Scherz nachgeworfen hat, bevor es den Riegel aufklinkt. Herein kommt aber nur die unsichere Gestalt Lavaters, der den Hut schon draußen abgenommen hat und damit ein Päckchen in seiner Hand bedeckt. Heinrich Pestalozzi kennt ihn bisher eigentlich nur aus der Gerwe, wo er freilich einmal lange mit ihm gesprochen hat, und ist ebenso überrascht von dem Besuch, wie der andere verlegen scheint. Er habe erst jetzt von seinem Mißgeschick gehört, sagt er schließlich, als ihm Hut und Päckchen abgenötigt sind, und fängt an, vor Heinrich Pestalozzi auf und ab zu schreiten: seine eigene Sache stände nicht günstig, er wolle zwar nicht vorher fliehen, aber nach dem Urteil außer Landes gehen; zu Hause und vor der übrigen

Verwandtschaft als einer dazustehen, der aus Leichtsinn seine Zukunft verspielt habe — hier läuft das Babeli weinend aus der Stube — wäre ihm unerträglich; er wolle sehen, ob die Welt keinen andern Platz für ihn habe! Er spricht noch manches, bis es völlig dunkel wird, und verhehlt auch nicht, daß Füeßli der treibende Wille und er nur die Feder dieser Anklageschrift gewesen sei, die ihn nun selber zum Angeklagten gemacht habe. Als das Bärbel ein Licht bringt, nimmt er seinen Hut, bevor Heinrich Pestalozzi weiß, was er eigentlich gewollt hat, das Päckchen läßt er liegen; die Schwester will es ihm nachbringen, aber er wehrt mit einer komischen Verdrießlichkeit ab und geht auf seine lautlose Art rasch die Treppe hinunter, von dem Bärbel beleuchtet.

Als sie wieder zurückkommt mit dem Licht und Heinrich Pestalozzi das sauber verschnürte Päckchen ansieht, trägt es seinen Namen. Ungeduldig, nun endlich zu wissen, was der seltsame Besuch des Kandidaten für ihn bedeutet, reißt er den Umschlag ab, und dann steht für einen Augenblick sein Leben still wie eine Kerzenflamme: was er in den Händen hält, ist der „Emil" von Rousseau.

Was hast du? fragt die Schwester, als sie ihn mit dem Buch in den Händen so dasitzen sieht; er hält ihr den Titel hin und weiß kaum selber, was sein Mund spricht: Ich habe den Propheten!

22.

Heinrich Pestalozzi vermag nicht so fließend französisch zu lesen, daß er das Buch verschlingen könnte; er muß es wie einen alten Schriftsteller studieren, und oft genug stockt er bei einem Wort, dessen Sinn ihm vieldeutig oder unklar ist. Aber darum ist es doch für ihn, als ob er eine Feuersbrunst erlebte, wie erst nur die Flämmchen nach dem First hinlaufen, auf einmal Pfannen niederprasseln und endlich das feurige Gerippe brennender Balken in der Lohe steht, wo vorher ein Dach jahrhundertelang die Menschlichkeit vor den Elementen beschützt hat. Zeit und Raum verliert er vor dem Buch; und wenn er aus den Seiten aufblickt in die Stube, kann er staunend seine Mutter oder das Bärbel dasitzen sehen, als ob sie im Augenblick aus himmlischen Weiten hergeweht wären. Vieles kennt er schon, aber gerade darum ist es ihm, als ob in den Gesprächen Bluntschlis, in den Reden Bodmers und allen Verhandlungen der Gerwe nur Irrlichter gewesen wären von dem Feuer, das hier durch Tag und Nacht seinen Brand brennt. Mehr als dies alles aber ist die heimlich wachsende Erstaunung, daß die Seele seiner Jugend in dem Buch ihre Heimat findet; immer bis zu diesem Tag ist es gewesen, daß es von ihr zur Welt keinen Zugang gab: so irrend er gesucht hat, so lieb ihm die Mutter und das Bärbel, das Babeli und der Baptist, die Großeltern in Höngg und das heimelige Pfarrhaus gewesen sind, er ist doch in der

Einsamkeit geblieben, als ob nicht schon seine Ahne vor mehr als zweihundert Jahren, sondern er selber erst fremd über die Alpen nach Zürich gekommen wäre; auch alle Schriften, die er bis dahin gelesen hat, sind von dieser fremden Welt für ihn gewesen: nun aber ist es, als ob in diesem Buch seine Seele selber aufgebrochen wäre, sodaß es nun in der Welt ringsum nichts mehr gäbe als sie. Alles bis zu diesen Tagen, was er gefühlt, gewollt und getan hat, ist mit dem schmerzlichen Gefühl des Unrechts geschehen; zum erstenmal nun steht seine Natur auf und sieht, daß sie recht hat.

Die Tage füllen sich zu Wochen, und die Wochen laufen schon in den zweiten Monat, daß Heinrich Pestalozzi noch immer mit dem Buch dasitzt, das ihn mit achtzehn Jahren erst eigentlich zur Welt bringt. Unterdessen läuft draußen alles seinen Gang ab: der Landvogt Grebel wird schuldig gesprochen, aber Lavater und Füeßli müssen öffentlich Abbitte tun; sie verlassen bald miteinander Zürich, wo die Patrioten in der Gerwe vom Argwohn und Haß der Gestrengen Herren beaufsichtigt bleiben und von den Kanzeln gegen den aufrührerischen Geist der Jugend gepredigt wird. Im Carolinum werden die alten Schriften und die Kirchenväter gelesen, und in den Zünften wird mißtrauisch über die städtischen Rechte der Gewerke Buch geführt, das Bauernvolk bringt zu Wagen und zu Schiff die Erträgnisse seiner Arbeit auf den Zürcher Markt, und Sonntags strömen die geputzten Bürgersöhne und Mamsells hinaus in seine ländliche Welt, in den Gasthöfen steigen Kaufleute und empfindsame Reisende aus allen Ländern Europas ab, und die Baumwollenweberei stellt zum Nutzen Zürcher Fabrikherren einen Stuhl nach dem andern in den Dörfern auf, angeblichen Wohlstand verbreitend, die Landreiter gehen auf die Betteljagd, und an zierlichen Tischen werden die Idyllen Geßners gelesen: alles um ihn läuft seinen Gang wie zuvor, nur steht das sehnsüchtige Gefühl seiner Jugend nicht mehr als ein unbrauchbarer Fremdling darin, es hat die Natur als Boden der Menschlichkeit gefunden, wo alles Verirrung und Falschheit ist, was dem inneren Gefühl um äußerlicher Vorteile willen widerstrebt, und er ist sicher: dies ist der einzige Schlüssel für den Menschen in die Welt.

23.

Heinrich Pestalozzi hat den „Emil" zum drittenmal gelesen und ist noch immer im Traum dieser Dinge, als Ende November in Höngg die Großmutter sanft hinwegstirbt. Sie haben sie am Mittag bei milder Sonne noch einmal in den Garten hinuntertragen müssen; da sind ihr mit den letzten verirrten Blüten die Augen zugefallen, als ob sie schliefe. Er muß mit dem Bärbel allein zum Begräbnis gehen, weil die Mutter selber zu Bett liegt. Der matte Glast der Novembersonne steht in der unbewegten Luft, als sie den Sarg um die Kirche auf den Acker tragen, wo die alten Holzkreuze auf

ein neues zu warten scheinen. Das ganze Dorf ist da, auch die, denen es zu keinem sonntäglichen Kleid mehr reicht in ihrer Armut; bis an die untere Mauer stehen sie als der letzte Kriegshaufe lebendiger Liebe gegen den Tod. Bevor sie ihm seine Beute in das enge Erdloch hinunterlassen, tritt der Schulmeister vor, mit den Kindern das Abschiedslied ihres Lebens zu singen; Heinrich Pestalozzi ist oft mit dem Großvater in der Dorfschule gewesen und hat ihnen zugehört, nun will ihm der Gesang der Mädchen- und Knabenstimmen einstimmig vereint herrlicher klingen, als er jemals Menschen singen gehört hat, und die Erschütterung davon ist tiefer als die Trauer.

Weinend kommt er in die Kirche; da vermag die kleine Halle nicht alle zu fassen, daß ihrer viele noch draußen horchen, wie der alte Pfarrer und Dekan seiner eigenen Frau die Leichenrede hält. Auch er ist welk, und der Kopf kämpft mit dem gebeugten Nacken, das Angesicht von der Erde zu heben, aber die Stimme trägt noch klar durch den Raum, als er der Gemeinde den Lebenslauf der Dorothea Ott vorträgt, die seit achtundvierzig Jahren seine Frau und seit sechsunddreißig Jahren ihre Pfarrerin gewesen ist. Heinrich Pestalozzi weiß nun, es ist nicht der liebe Gott seiner Knabenjahre, der da spricht, es ist ein Greis, den sie selber bald um die Kirchecke tragen: umsomehr fühlt er, wie ergreifend dies ist, daß ein Mensch mit seinem Leid dasteht und aus der Ewigkeit den Lebenslauf seiner Gefährtin ablöst, deren irdisches Dasein vor dem seinen vollendet ist. Aber was ihn tief erschüttert, ist die Erfahrung, wie alles, was er hier sieht und hört, nur ein Stück aus dem Buch des Genfers scheint. Wenn er von hier aus an die Stadt denkt, an ihre Gassen, ihren Aufwand, ihr Gezänk: glaubt er niemals wieder hineingehen zu können. Auf dem Dorf allein ist das menschliche Wesen noch auf die Einfalt der Natur gestellt; von hier aus allein kann deshalb der Geist natürlicher Sittlichkeit wieder gesellschaftliche Rechte in der Menschheit erhalten. Es ist ihm nicht anders, als ob sie drei: die ländliche Gemeinschaft, der Traum des Buches und seine Seele in dieser Stunde einen Bund schlössen gegen den verkünstelten Aufwand der städtischen Welt.

24.

Seitdem denkt Heinrich Pestalozzi wieder ernstlich daran, Pfarrer zu werden; das Bild des Großvaters ist von neuem sein Lebensziel geworden, aber nicht, um den Armen ein väterlicher Freund, sondern dem menschlichen Wesen ein Fürsprech und Märtyrer gegen Unnatur und elende Versunkenheit zu sein. Er tritt mit seinen Studien, die ihn immer leidenschaftlicher abgesondert haben, bis das Erlebnis Rousseaus ihm alles andere überflüssig machte, wieder in den Kreis des vorgeschriebenen Unterrichts ein. Selbst das Patriotentum in der Gerwe scheint ihm für eine Zeit nicht mehr so wichtig, und als es im Januar wieder zu einer Anklage diesmal gegen den Zunft-

meister Brunner kommt, der sich schwerer Veruntreuungen schuldig gemacht hat, bleibt er der Sache fremd.

Er geht schon in sein neunzehntes Jahr und sieht wohl die Sorge, mit der die Mutter seine Unstetigkeit aufnimmt. Er wollte ihr auch den Emil zu lesen geben, aber sie ist nur traurig dabei geworden und hat ihm das Buch unausgelesen wieder hingelegt. Seitdem er mehr von seinem Vater weiß, wie der zwar ein geschickter Wundarzt, aber ein sorgloser Haushalter gewesen ist, spürt er leicht eine Besorgnis in ihren stillen Augen, daß er von seiner Art zuviel geerbt haben möchte — zumal von seinem Bruder Johann Baptista bedenkliche Nachrichten kommen — und immer tapferer wird sein Entschluß, auch ihr zuliebe etwas Tüchtiges zu werden. Er weiß, wie schwer ihm alles in den Kopf geht, was nicht irgendwie sein Gefühl ergreift; doch weil er gerade das, was eine kaltblütige Beobachtung erfordert, als das Wichtigere geschätzt sieht, übt er sich täglich im Zwang zur Aufmerksamkeit. Unvermutet aber wird er durch einen Lehrer wieder aus der Zucht seiner strengen Entschlüsse geworfen:

Im selben Frühjahr ist ein Schüler Breitingers mit Namen Steinbrüchel als Lehrer der Eloquenz ins Collegium gekommen, ein noch jugendlicher Mann, der die größte Belesenheit mit einem glänzenden Vortrag verbindet und bald zum Abgott der Studenten wird, dabei von schneidender Schärfe, wo er unklaren oder halben Dingen zu Leibe geht. Auch Heinrich Pestalozzi tritt bei ihm ein, und er erwartet sich für seine gegenwärtigen Absichten eine heilsame Kur davon. Es geht auch anfangs vortrefflich, solange er nichts als seinen Schüler vorstellt; aber als nach einem Vierteljahr die erste Bekanntschaft gesichert ist, sodaß auch in diesem Verhältnis das Menschliche zum Vorschein kommen kann, sieht er als Grundlage aller glänzenden Fähigkeiten dieses Mannes den Geist der Aufklärung, den er immer gehaßt hat und der ihm seit dem Emil als die Quelle aller Unnatur verächtlich wurde. Es ist eine Art, die Welt in das Einmaleins der Vernunft aufzulösen, die seiner Natur unmöglich ist und ihm als Vorbereitung für das Pfarramt verbrecherisch scheint. Das Bild eines Seelsorgers, wie es ihm vorschwebt, ist der Diener eines gütigen und demütigen Menschentums; dies aber dünkt ihm eine Sklavenherrschaft der Bildung zu sein, die auch die jungen Pfarrer noch von dem Volk absondert zu dem geistigen Hochmut, in dem er alles städtische Wesen eingezirkelt sieht: In dem Zwiespalt dieser geistigen Dressur zu seinem Lebensgrund zerreißen sich die tapferen Absichten der Selbstzucht; denn gerade die freimütige Art des Professors, seine Schüler zur tätigen Mitarbeit herauszufordern, bringt seine Natur zu Äußerungen des Widerspruchs, die dem selbstsicheren und auch selbstgefälligen Mann als mädchenhaft verächtlich sein müssen.

So kommt es eines Tages, als Steinbrüchel über das vernünftige Denken in der Religion mit allem Aufwand seiner gewetzten Vernunft und seines

spöttischen Witzes gesprochen hat und gerade dabei ist, seinen Triumph aus den Äußerungen der Schüler zu ernten, zu einem Frage- und Antwortenspiel, darin der Streit von Anschauungen zu persönlicher Feindschaft ausartet. Heinrich Pestalozzi, der das Rüstzeug Rousseaus gegen Voltairesche Dialektik in Händen hat und an seine sterbende Großmutter denkt, wie sie die Lilie im Garten streichelt, vergißt die Eitelkeit des berühmten Lehrers und sagt: Wie alles Wahrnehmbare könne auch die Religion Gegenstand der vernünftigen Denkarbeit sein, nur dürfe man nie den Unterschied vergessen, der zwischen ihr selber und den Gedanken über sie bestände, und um Gottes willen diese Gedanken nicht schon für Religion halten; wie in allen Arten der Liebe, in der Treue, im Haß und in der Trauer habe man in ihr eine direkte Äußerung des Lebens — und zwar die tiefste, da sie auf den Zusammenhang mit dem Geheimnis der Welt ginge — während alles Denken nur indirekt, eine Hilfe des Lebens, aber nicht wie jene Dinge das Leben selber sei.

Er bringt das nicht so rasch heraus, verhaspelt sich vielmals und sucht mit den Armen nach dem fehlenden Wort, sodaß die andern schon zum Spott gestimmt sind, bevor der Professor ihn mit dem scharfen Witz abfertigt, daß sie ja auch hier zum Denken und nicht zum Leben seien, auch wenn ihm das eine schwerer zu fallen scheine als das andere. Mit solcher Waffe hat er es natürlich leicht, die Lachlust der Klasse über seinen ungeschickten Gegner herauszufordern, sodaß die Antwort Heinrich Pestalozzis vom Gelächter verschüttet wird. Seit diesem Tag behandelt Steinbrüchel ihn mit einer spöttischen Nachsicht, als ob er einen komischen Störenfried in seiner Klasse hätte; und da der Geist der Aufklärung, aus dem er sich mit den meisten seiner Schüler verständigt, der Stolz von Zürich ist, kommt Heinrich Pestalozzi unvermutet wieder in die Rolle des Heiri Wunderli von Torliken, und gerade die Klasse, in die er mit so tapferem Willen eingetreten ist, wird ihm zu einem Martyrium, darin er nun die Freude am Collegium überhaupt verliert.

25.

Mitten in den Entmutigungen dieser Zeit trifft Heinrich Pestalozzi ein merkwürdiges Ereignis: Lavater ist nach fast einjähriger Abwesenheit in der Stille zurückgekehrt, hat sich auch den Freunden einige Wochen lang nicht gezeigt und überrascht sie eines Tages mit einem Bändchen Schweizerlieder. Der nach seiner demütigen Abbitte aus der Vaterstadt entwichene Kandidat kehrt damit als ein Dichter in die Heimat zurück, den nun auch die Mißgünstigen nicht mehr wie einen jugendlichen Störenfried abtun können. Als er danach zum erstenmal wieder in die Gerwe kommt, von Bodmer an der Hand geführt, wird der Tag von den Patrioten wie ein Sieg der vaterländischen Sache gefeiert. Auch Heinrich Pestalozzi schüttelt dem Glück-

lichen die Hand, geht aber bald wehmütig fort; nicht, daß er dem Lavater den Triumph weniger als ein anderer gönnte, aber es wird ihm mitten im Kreis der Freunde, die sich um ihn drängen, deutlich, daß er nicht zu ihnen gehört, daß er nur einen jüngeren Nachzügler ihrer Generation vorstellt. Fast alle sind älter als er und haben ihr Studium schon beendigt, während er sich selber immer mehr als ein Gescheiterter vorkommt. Darin hilft ihm auch sein Rousseau nur zu einem trotzigen Selbstbewußtsein, das letzten Grundes seine Unfähigkeit zu einer geachteten Existenz bestätigt.

In dieser Laune begegnet er Bluntschli, der unterdessen Hauslehrer in Zürich geworden ist und, durch seine Verpflichtungen verspätet, noch zur Gerwe will. Um mit seinem frühen Weggang nicht sonderbar zu erscheinen, geht er einige Straßen mit ihm zurück und klagt ihm offenherzig seine Not. Der hört ihn schweigend an, aber als sie vor der Gerwe stehen, kehrt er kurzerhand um: Wenn es ihm recht wäre, könnten sie miteinander noch auf den Lindenhof gehen!

Es ist eine unermeßliche Sternennacht da oben; obwohl der Mond noch nicht aufgegangen ist, scheinen die Dächer der Stadt vom Licht begossen, und der See leuchtet den Himmel in einer zarten Verklärung wider. Sie schweigen lange, bis Bluntschli spricht: Du hast mir von einem Menschen gesagt, der sein Leben nicht wie einen sauberen Parkweg vor sich sieht und darum verzweifelt ist; ich könnte dir von einem andern erzählen, der seine Stunden sorgfältig vorbereitet hat, nur daß er sie selber nicht mehr wird schlagen hören, weil ihm das Uhrwerk vom Rost zerfressen ist! Er hat die Hand auf seine vom Anstieg angestrengte Brust gelegt, als er das sagt, und danach schweigt er, sodaß Heinrich Pestalozzi — der kein Wort findet, das ehrlich und zart zugleich ist, um eine Antwort auf dieses Bekenntnis eines Todgeweihten zu sein — in einer Spannung dasteht, als müsse ihm der Kopf zerspringen. Auch der andere kommt nicht mehr zurecht, bis sie schweigend aus dem Schauer dieser Sternennacht hinunter gehen, in die dunklen Gassen und auf der Brücke mit dem Mühlrad nach der großen Stadt hinüber. Erst auf der Münsterterrasse, wo die beiden Türme sich riesenhaft in die Sterne einzubauen scheinen, findet die Erregung noch einmal ein Wort: Wozu meinst du, sagt der Bluntschli und zeigt an den Steinmauern hinauf, wozu meinst du, daß die dastehn? Für dich nicht und für mich nicht, für jeden einzelnen wären sie zu groß, und auch für alle sind sie nicht da; denn ich weiß hundert, denen sie gleichgültig sind! Aber daß die Menschlichkeit im Namen des Höchsten, das wir kennen, täglich in die Geschäfte und die Arbeit eingeläutet wird, dafür sind sie so dick und dauerhaft gebaut. Und daß sie uns sagen, was einer für sich selber Irdisches zuwege bringt, das hört mit seinem Leben auf; aber was er an der Menschlichkeit tut, das ist unsterblich. Du sorgst, was aus dir werden soll, und mir ist die Sorge bald abgenommen: am Ende aber ist es wichtiger, was wir gewesen sind!

Er läßt ihn danach stehen, gibt ihm nicht einmal die Hand und geht auf seine vorgebeugte Art davon. Heinrich Pestalozzi kommt nach Haus, als ob er aus dem Jenseits wiederkehre.

26.

Seit diesem Frühwinterabend verliert Heinrich Pestalozzi die enge Fühlung mit den Freunden in der Gerwe nicht mehr; es ist, als habe er eine Verkündigung erlebt, was zwischen ihnen Gemeinsames sei. Als sie zum Januar ein Wochenblatt gründen, das der Erinnerer heißt und von der klugen Hand Lavaters in Gemeinschaft mit Heinrich Füeßli — einem Vetter des Malers, der unterdessen in London seine Künstlerlaufbahn begonnen hat — geleitet wird, ist er eifrig dabei. Sie haben nun alle Rousseau gelesen; und wenn Bodmer sie von Anfang an lehrte, daß der sicherste Weg zur persönlichen Freiheit der sei, sich aller unnötigen Bedürfnisse zu entwöhnen, da man nur durch diese den Machthabern ausgeliefert, ohne Bedürfnisse aber frei wäre: so wird nun ein asketischer Wetteifer daraus, der über die persönliche Unabhängigkeit hinaus eine spartanische Vereinfachung der Sitten erzwingen will. Mit jugendlicher Behendigkeit wird dadurch das Ideal des sittlichen Lebens aus der Zeit Zwinglis und der Eidgenossen in das Kriegslager der Spartaner zurückverlegt; und auch Heinrich Pestalozzi überrascht das Babeli damit, daß er sich auf den Stubenboden bettet, nur mit einem Rock zugedeckt, und das auch monatelang zu ihrer Verzweiflung durchhält.

Unvermutet gibt die Züricher Regierung den patriotischen Jünglingen Gelegenheit, die spartanische Tugend zu erproben: Schon in der deutschen Schule ist in der Klasse von Heinrich Pestalozzi ein Sohn des Amtmanns Schinz zu Embrach gewesen, der — ein Jahr älter als er — jetzt mit ihm Theologie studiert und auch einer aus der Gerwe ist. Dessen Eltern besitzen einen Pachthof in Dättlikon, wo der Pfarrer Hottinger von seiner Gemeinde eher für einen Wolf im Schafspelz als für einen guten Hirten gehalten wird. Da ihn die Zürcher Regierung trotz der bösesten Gerüchte weiter amtieren läßt, weil er anscheinend beim Antistes einen verläßlichen Fürsprecher hat, setzt der Student Rudolf Schinz eine Anklageschrift auf, die von dem Gerichtsvogt und dem Schulmeister in Dättlikon, den Gebrüdern Ernst, unterschrieben und mit sorgfältiger Beachtung aller Vorschriften in Zürich eingereicht wird. Als darauf zwei Monate lang nichts geschieht, als ob die Gestrengen Herren auch diese Anklage noch verschweigen wollten, findet der Antistes Heß an einem Maitag in seinem Kirchenstuhl einen mit Bleistift geschriebenen Zettel, auf dem der Oberstpfarrer an seine Pflicht erinnert wird: weil sonst die Steine anfangen möchten zu schreien!

Dieser Lästerbrief, wie er danach in den Akten heißt, bringt die Gestrengen Herren mehr in Zorn als alle Amtsvergessenheit eines lasterhaften

Pfarrers. Wer von den Patrioten fähig scheint, ihn verfaßt zu haben, wird peinlich ins Verhör genommen; auch Heinrich Pestalozzi trifft es diesmal. Seine Mutter verschließt sich traurig in die Kammer, als er den Weg aufs Rathaus antreten muß, und das Babeli putzt ihn grimmig zurecht, daß er zum wenigsten noch in der Kleidung als ein ordentlicher Mensch vor die Herren käme; er selber ist voll überlegener Verachtung. In einem öffentlichen Anschlag des Kleinen Rates sind dem, der den Briefschreiber verriete, zweihundert Dukaten versprochen worden unter Verschweigung seines Namens: Daß eine Regierung, die in ihren Schulen die Tugenden der Römer und Spartaner lehren läßt, sich so weit vergißt, hat — wie der Bluntschli sagt — aus dem Schwert der Gerechtigkeit ein Dolchmesser gemacht. So hört Heinrich Pestalozzi die umständlichen Vermahnungen der Herren mit verächtlichem Trotz an und verweigert wie die andern den verlangten Eid — nichts von der Sache zu wissen — mit der vereinbarten Begründung, daß er bereit sei, einen Eid für alles zu schwören, was er nach seinem Bürgergewissen zu sagen sich für verpflichtet halte.

Gegen so viel Festigkeit der Jünglinge, die sich in die Hand gelobt haben, ein Beispiel spartanischer Tugend zu geben, wagen die Gestrengen Herren diesmal noch nicht vorzugehen: der Pfarrer Hottinger wird seines Amtes enthoben, die Brüder Ernst in Dättlikon als Landbürger müssen wegen „übertriebener Anklägten" zweimal vierundzwanzig Stunden aufs Rathaus in Arrest, Rudolf Schinz kommt als Stadtzürcher mit einer Verwarnung davon.

In Heinrich Pestalozzi löst das Ergebnis einen Plan aus, den er schon lange mit sich herumgetragen hat: Seitdem Klopstock und andere deutsche Dichter Zürich hoch gerühmt haben, ist es eine beliebte Äußerung des Heimatstolzes geworden, die Stadt an der Limmath mit Athen zu vergleichen. Ihm scheint der Vergleich in dem besonderen Sinn zu passen, daß athenischer Luxus und athenische Verweichlichung in der Stadt Zwinglis überhand genommen haben, und daß es not täte, sie auf das Beispiel Spartas zurückzuführen. Nun hat Heinrich Pestalozzi in der ganzen Geschichte des lakonischen Staates nichts so gerührt wie das Schicksal des jungen Königs Agis, der die von athenischen Sitten angesteckte Stadt wieder zu den Gesetzen des großen Lykurgus zurückführen wollte und darüber von seinen eigenen Landsleuten hingerichtet wurde. Lykurgus und Zwingli sind für sein Gefühl eins; weil aus dem spartanischen Zürich der Reformationszeit das Limmathathen des Dättlikoner Handels geworden ist, liegt es für ihn nahe, auch für Zürich einen Agis zu erwarten, und tatsächlich vermag er nicht an seinen Freund Bluntschli zu denken, ohne daß sich in ihm das Bild jenes edlen und unglücklichen Agis vorstellt. Nun sie in dem Handel Sieger geblieben sind, gewinnt er Mut zur Beschwörung des alten Heldenjünglings; aber seine Darstellung soll so deutlich auf Zürcher Verhältnisse zielen, als ob der spartanische Reformator noch einmal in die Welt gekommen wäre.

So schreibt Heinrich Pestalozzi, der sein zwanzigstes Lebensjahr noch nicht vollendet hat und unter den Patrioten immer noch das Nesthäkchen ist, als Antwort auf den Dättlikonhandel seinen „Agis" nieder, den er dem greisen Bodmer in der Handschrift überreicht, und den er nachher auch in der Gerwe vorlesen darf. Endlich kommt sein Ehrentag, und er hätte am liebsten seine Mutter, das Bärbel und das Babeli dabei — den Großvater hat er gefragt, aber der hat sich nicht entschließen können mit seinen dreiundsiebzig Jahren — wie er den jungen und alten Patrioten seiner Heimatstadt ein Bild ihrer schlimmen Zustände im Spiegel Spartas zeigen darf. Nicht allen sind seine starken Ausdrücke recht, wie er das Reislaufen für fremdes Gold, die Raubsucht der Reichen, die aufgeblasene Weisheit, das kriechende Wesen der Untertänigen und den Redner, der um Beifall spricht, mit dem Zeigefinger aus dem Bild herausholt; als er die Verleumdung gegen Agis auch die Sprache der Niedrigkeit unserer Tage nennt, stürmen die Jünglinge so laut mit ihrem Beifall, daß einige Ältere aufstehen und sich entfernen; und als er den Agis sagen läßt: Ich rede die vergessene Sprache der Freiheit in ein Jahrhundert hinein, das gewohnt ist, die ewigen Gesetze der Freiheit verletzen, Mitbürger in Sklaverei stürzen und das Heil des Staates vertilgen zu sehen! sind auch manche von den Jüngeren erschrocken, und viele Augen richten sich fragend auf den sonst so klugen Bodmer. Der aber, der den Schluß kennt, sieht unbewegt und fast spöttisch unter seinen weißen Augenbüscheln gegen das vertäfelte Gebälk der alten Zunftdecke. Als sich dann das Schicksal des spartanischen Jünglings unter hohen Worten erfüllt, kommt alles so, wie es der alte Herr vorausgesehen hat: mit ihrer Rührung um den Helden gehen sie doch wieder in das griechische Altertum ein; soweit sie ängstlich gewesen sind, sichtlich froh, alle harten und bösen Worte mit dahinein packen zu können.

Aber in den Erinnerer wagt Lavater die Arbeit doch nicht zu nehmen, und selbst Bluntschli, der sich die Handschrift noch an dem Abend mitnimmt, bringt sie nach einigen Tagen, manchen Ausfall tadelnd, zurück. Bei den Jungen und Stürmischen aber trägt ihm die Vorlesung ein, daß sie seitdem auf ihn als einen Führer sehen, wie er selber beim Eintritt ins Kollegium auf Lavater und Bluntschli gesehen hat.

27.

Der Beifall, den Heinrich Pestalozzi an seinem Abend in der Gerwe genossen hat, die Achtung selbst von denen, die bis dahin bereit gewesen sind, ihn um seiner Wunderlichkeit willen zu verspotten, die bedenklichen Gesichter der Abwägenden und das Gemunkel um seine rebellischen Ausfälle: bringen für ein paar Wochen einen Überschwall in ihm zustande, als ob er selber seiner Stadt ein Agis werden könne. In dieser Stimmung findet er eines Mittags,

aus dem Collegium heimkehrend, ein Billett, das ihm jemand unbemerkt zwischen seine Bücher und Hefte gesteckt hat: Einer, der von seinem Vortrag gehört habe, bäte ihn aus einer verzweifelten Notwendigkeit um ein geheimes Gespräch; er möge nachmittags um fünf Uhr unauffällig durch die Stadelhofporte hinausgehen bis ans Zürichhorn, wo ihn dort oder schon unterwegs jemand ansprechen würde.

Das Wetter ist dem sonderbaren Ausflug nicht günstig; schwarze Wolkenballen drohen ein Gewitter, und gerade, als er zur Porte hinaus will, prasselt ein Platzregen los mit Hagelkörnern und Donnerschlägen. Er wartet mit drei modischen Mamsells, die sich nicht rechtzeitig hatten retten können und nun verdrießlich die Federn hängen lassen, den schlimmsten Aufruhr ab und geht dann tapfer den Wiesenpfad am See entlang. Unterwegs kommt die Sonne in den Regen, und über den Weinbergen versucht sich ein Regenbogen. Am Zürichhorn ist niemand; aber als er sich schon für gefoppt hält, legt ein Weidling an, darin jemand mit einer Angel gesessen hat. Es ist ein Student aus dem Alumnat, den er von Ansehen, nicht mit Namen kennt, ein ungewöhnlich langer und blasser Jüngling, dem die Hosen an den Beinen kleben von dem Regen. Der fragt ihn nach einer scheuen Begrüßung, ob er ein Stück mitfahren wolle auf die Seehöhe hinaus; und erst, als sie so weit auf der gleißenden Wasserfläche sind, daß sie vom Ufer aus nicht mehr erkannt werden können, fängt er an zu sprechen: nicht scheu und stockend, wie Heinrich Pestalozzi erwartet, sondern rasch und fest wie einer, der sich die Worte vielmals überlegt hat und seiner Scheu damit Gewalt antut.

Was er mitteilt, ist Heinrich Pestalozzi nicht unbekannt; es betrifft die geheimen Dinge im Alumnat, von denen im Carolinum längst die schändlichsten Gerüchte gehen. Aber was ihm bisher nur ein verächtliches Laster gewesen ist, bekommt in den Worten des Jünglings eine Gefährlichkeit, daran er nicht gedacht hat: auch die noch unbefleckt einträten, würden Opfer der allgemeinen Verführung, sodaß die gesundesten Landsöhne schon ein halbes Jahr nach ihrem Eintritt wie junge Birken wären, denen im Frühjahr der Saft abgezapft wurde. Er selber sei einer von denen, die sich anfangs gewehrt hätten: aber weil das Laster nicht mehr heimlich, sondern die allgemeine Gewohnheit im Alumnat sei, würde die Tapferkeit nur verhöhnt als ländliche Dummheit, auch vermöge sie schließlich der Lüsternheit, die doch nun einmal in jeder menschlichen Natur läge — hier fühlt Heinrich Pestalozzi in der Erinnerung an seinen Rousseau einen feinen Stich im Herzen — nicht standzuhalten: Was er von ihm verlange, sei nichts als ein Antrag auf Untersuchung, auch was die nächtlichen Zusammenkünfte auf dem hinteren Speicher beträfe, der dafür seit Jahren eingerichtet sei. Aber ihn als Angeber verraten dürfe er nicht, was auch käme, und er müsse ihm das schon in die Hand versprechen, wenn ihm eine Hand wie die seine dazu noch recht sei!

Heinrich Pestalozzi verspricht es ihm in die Hand und läßt sich ans

Ufer fahren, wo die Sonne aus der Regenfeuchtigkeit einen heißen Dunst macht. Er geht durch Binsen und Gebüsch der reisigen Stadt Zürich zu wie ein Bote, dem die Feinde eine eiserne Halskrause umgeschmiedet haben. Als er sich vor der Stadelhofporte zurückwendet, erkennt er den Weidling noch, wie er mit beigelegten Rudern auf dem schimmernden Wasserberg steht; es ist ihm nun fast sicher, daß er das häßliche Geheimnis bewahren muß. Aber noch am selben Abend schreibt er tapfer die Anzeige und gibt sie so ohne Vorsicht an der Tür des Antistes ab, daß er schon am andern Mittag ins Verhör genommen wird. Er steht noch immer im Verdacht, den Lästerbrief geschrieben zu haben, auch hat sein spartanisches Sittenbild die Stimmung der Chorherren gegen ihn nicht gebessert: so setzen sie ihm scharf zu.

Es ist eine andere Luft als in der Gerwe zwischen den hitzigen Herren, von denen ihm jeder einzelne seine bürgerliche Zukunft mit einem Tintenstrich durchstreichen kann; er hält aber ihre Kreuzfragen aus und verweigert standhaft, einen Gewährsmann zu nennen: er habe ihm seine Hand darauf geben müssen, und niemand in der Welt dürfe ihn zwingen, wortbrüchig zu werden. Er hätte seine Hand dem sagenhaften Römer gleich ins Feuer stecken können, so überzeugt ist seine Gebärde, aber den Herren scheint der Fall zu heikel für solche Gewalt. Sie ziehen sich mit ihrer Unschlüssigkeit in das geheime Gemach zurück und lassen ihn allein zwischen den Stühlen und Schränken. Doch steht ein Fenster auf, und er kann hinunter sehen auf den Münsterplatz, wo gerade der Bluntschli mit seinen vier Zöglingen daher kommt. Um eines Übermuts willen laufen sie ihm fort, und der Kandidat vermag ihnen nicht zu folgen gegen den steilen Berg. Heinrich Pestalozzi hört ihn husten und sieht auch, wie ihn der Anfall würgt; er möchte ihm beispringen, aber während er noch den unnützen Gedanken erwägt, machen die Kinder in einem neuen Übermut kehrt und laufen an ihm vorbei gegen das Haus zum Loch hinunter. Während Bluntschli ihnen dahin folgt, sieht er ihn mit seiner weltmännischen Höflichkeit eine Jungfer grüßen, die freundlich nickend an ihm vorübergeht. Es ist die Anna Schultheß, die Schwester ihres gemeinsamen Freundes, des Theologiestudenten, und, wie er seitdem erfahren hat, die Tochter des braunbärtigen Mannes aus der Gerwe. Er weiß, daß die beiden miteinander im Gerede sind, und es macht ihn wehmütig, sie so lebendig gegen den Berg schreiten zu sehen, der seiner kranken Brust zu steil gewesen ist.

Nach ihr kommen noch viele Menschen über den Platz, fremde und solche, die er kennt; er hat Zeit, ihnen nachzudenken, denn dreimal schlägt die volle Stunde am Münsterturm, bis seine Richter wiederkommen, verärgert und erhitzt. Sie schicken ihn nach Haus, wo er sich unter Androhung schwerer Strafen verhalten soll, bis sie ihn wieder rufen ließen. An dem Abend hört er nichts mehr von ihnen; nur seine Mutter scheint unterdessen eine Nachricht zu haben: sie hält sich in der Kammer eingeschlossen, und er weiß, daß dies ein Zeichen schwerer Kränkung ist. Andern Mittags wird sie statt seiner vor

die Herren gerufen; sie bringt ihm, blaß wie der Tod, die Weisung mit, daß er sich noch am selben Tag zu seinem Großvater, dem Dekan in Höngg, verfügen müsse, dem er vorläufig für vier Wochen zur Ahndung seiner vorlauten Anzeige überantwortet sei. Diese Weisung steht in der Schrift, die sie ihm überbringt; sie selber sagt kein Wort, nimmt auch das Bärbel mit in die Kammer, sodaß er ohne Abschied, nur vom bitterbösen Babeli vor die Tür getan, den Weg antreten muß, den er nun doch in Trotz und Bitterkeit geht.

28.

Heinrich Pestalozzi findet den Großvater auch diesmal in seiner Studierstube; seit dem Tod der Pfarrerin ist er im Regiment des Tantli und sitzt fast den ganzen Tag bei seinen Kirchenvätern. Er liest die Weisung mehrmals durch und legt sie mit einem Lächeln beiseite, das Heinrich Pestalozzi an die Großmutter erinnert, nur ist es spöttischer. Nachher werden sie von der Magd zum Vesperbrot gerufen und müssen mit dem Tantli von andern Dingen sprechen. Der Großvater sagt ihr, daß der Neffe diesmal vier Wochen bleibe, und scheint schon nicht mehr zu wissen, warum; es drängt ihn augenscheinlich, wieder allein zu sein, und Heinrich Pestalozzi sieht ihn an dem Tag nicht mehr. Doch wie er am Abend frühzeitig in seine Kammer kommt, hat er ihm nach seiner Gewohnheit etwas auf den Tisch gelegt.

Es ist auch ein Schriftstück des Antistes, aber nicht seinetwegen an den Dekan in Höngg gerichtet; als Heinrich Pestalozzi es gelesen hat, legt er seine Verweisung mitten darauf, denn auch das andere ist ein Stück Papier behördlicher Ungnade: In demselben Dorf Buchs, woher das Babeli ist, hat der Dorfpfarrer einigen Kindern die Konfirmation verweigert, angeblich wegen ungenügender Kenntnisse, anscheinend aber, weil er mit den Eltern Streitigkeiten hatte. Darauf hat der Dekan in Höngg die Zurückgewiesenen ohne Umstände selber konfirmiert, und das Schriftstück ist ja der sanfte Tadel für seine Eigenmächtigkeit. Wie Heinrich Pestalozzi nun an das spöttische Lächeln des Großvaters denkt, muß er laut lachen, sodaß er aus diesem verdrießlichen Tag doch noch mit Lustigkeit ins Bett kommt.

Als er in der Frühe erwacht, hört er eine Sense dengeln; er besinnt sich gleich, daß die Kornernte angefangen hatte, als er heraufkam, und mit einem fröhlichen Einfall springt er aus dem Bett. Unten ist noch die Dumpfheit der überstandenen Nacht im Haus, aber als er den Riegel öffnet, strömt ihn die Morgenluft an wie ein Bad; überall krähen die Hähne, und aus einigen Schornsteinen drehen sich schon die blauen Rauchsäulen in den Himmel, der noch ohne Sonne ist, aber Hahnenruf und Rauch als Frühopfer der Erde in seine reine Stille verschwinden läßt.

Dem ersten Bauer, dem er begegnet, heftet er sich an; es ist ein zäher Greis, der seine Enkelin an der Hand führt und den fröhlichen Gruß mit

der abwartenden Miene erwidert, damit der Bauer die städtische Zutraulichkeit abweist. Er merkt es nicht, nimmt das Kind, das seine sieben Jahre zählen mag, kurzweg bei der andern Hand, und so gehen sie zudritt die Straße hinunter, bis der Bauer vom Weg abklettert, die gedengelte Schneide mit den Fingern prüft und seinen harten Sensenschlag in die gelben Halme beginnt, die einen Sprung zur Flucht zu machen scheinen, bevor sie ihren stolzen Wuchs für immer neigen. Heinrich Pestalozzi steht am Grabenrand und denkt, daß sie mit dem Sommerwind ihr geschmeidiges Fangspiel gemacht und im Gewitter sich ängstlich geduckt haben, daß sie den dünnen Regen und das dicke goldige Sonnenlicht tranken und nun über den Füßen abgeschnitten werden, immer ein Bündel zugleich, wie sie auch nur miteinander ihr schwankes Leben aufrecht halten konnten. Doch ist er nicht da für solche Gedanken, und er wartet auch nur ab, was das Mädchen beginnen wird, das vorläufig am Rain einer Sternblume die weißen Blättchen auszupft und dazu einen Zählreim sagt. Als er beobachtet hat, wie sie danach aus Halmen dünne Seile dreht und damit die einzelnen Bündel zu Garben bindet, gibt er sich mit daran und bleibt auch hartnäckig dabei, als der Bauer den Wetzstein holt und sein Tun mißtrauisch besieht. Auf die Dauer einigen sie sich doch, und wie gegen sieben Uhr der schmale Ackerstreifen niedergelegt ist und nur noch ein letztes Büschel steht, läßt ihm der Alte sogar die Sense, das abzuschlagen; er fährt freilich fast mit der scharfen Sense gegen sein Bein, aber gerade das macht den andern gesprächig, sodaß sie mit der warmen Morgensonne anders zurückkommen, als sie in der kühlen Frühe auszogen.

Das Frühmahl schmeckt ihm danach besser als sonst, und er sitzt schon wieder in der Ungeduld dabei, was ihm der Tag nach diesem Anfang sonst bringen könnte. Um noch beim Melken dabei zu sein, ist es zu spät; doch tut er gleichwohl einen Sprung in den nächsten Stall. Da ist die Frau gerade dabei, die seimige Milch durch das Haarsieb zu gießen; sie braucht keine Hilfe, aber die hölzernen Eimer unter dem Brunnen sauber zu waschen, versucht er doch, bis sie über seine Narrheit lacht und ihn anders belehrt. Aus dem Stall geht es in die Matte, wo ein Bub noch saftiges Futter vor der steigenden Sonne zu bergen hat, und so fort durch das halbe Dorf, wo sich jeder über den närrischen Pfarrstudenten wundert. Als er zum Mittagessen kommt, ist er brandig rot, und am Abend muß ihm das Tantli einen Finger verbinden, der ihm irgendwo in ein Schnitzmesser geraten ist.

Mit dem Großvater spricht er an diesem Tag nur ein paar Worte, da der in einer Dekanpflicht über Land gefahren ist; aber auch in den nächsten Tagen hält ihn seine ländliche Tätigkeit so weit ab von den Kirchenvätern des alten Herrn, daß sie sich nur beim Essen treffen; es scheint ihm, als ob der lächelnde Mund immer sarkastischer würde; als er es aber eine ganze Woche lang so fort getrieben hat und nun schon fast wie ein Bauernknecht aussieht — nur daß er jetzt schon drei Finger verwickelt hat — findet er

abends ein Buch in seiner Kammer, das er längst kennt, aber bisher kaum beachtet hat: „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers" oder, wie es kurzweg heißt, Der Kleinjogg. Es ist von dem Doktor Hirzel in Zürich geschrieben, der zu den neun Argonauten in Schinznach gehört und manchmal auch in die Gerwe kam. Tags hat er immer noch keine Zeit, aber nachts liest er es bei der Kerze, und bald schwört er darauf, daß es für einen echten Jünger Rousseaus keinen andern Beruf geben könne, als Landmann zu werden. Wenn er mitten aus seiner Feldarbeit heraus nach Zürich hinunter sieht und an den Grund denkt, der ihn hergebracht hat, an die greulichen Dinge im Alumnat, an die Schule und die Stadt mit dem Gezänk der Zünfte, dem Gewerk der dunklen Kellerlöcher und dem Geschwätz der guten Stuben: dann kann er mitten in seiner Freude traurig werden wie ein Narr, weil ihn der Gedanke an die Rückkehr schreckt.

Eines Tages schreibt er wirklich dem Bluntschli einen Brief, daß er sein Studium aufgeben möchte, weil er doch nicht zum Pfarrer tauge und es auch sonst in der städtischen Unnatur nicht mehr aushalten könne, nachdem er einmal das wirkliche Leben eines Landmannes geschmeckt habe. Alles andere wäre nur ein Maulwurfsdasein, zum wenigsten könne er von seinem Berg die hochmütige Stadt Zürich nur ansehen wie einen Maulwurfshügel. Wolken und Sonne und Schnee: für den Städter wären sie nichts als veränderte Gelegenheiten zu gutem und schlechtem Wetter — und seinen Erdboden habe er gar mit Fundamenten und Straßen völlig getötet – für den Landmann aber bedeuteten sie die Elemente seines natürlichen Daseins, sie brächten seiner Saat Regen und machten das Korn reif; der Wechsel der Jahreszeiten, ja der ganze Kalender wäre für ihn der Kreislauf eines in der Natur gegründeten Lebens. Wenn es ihm nicht zuwider sei, möge er schon seiner Mutter bei Gelegenheit ein Wort der Vorbereitung sagen, daß sie durch seinen Entschluß nicht auch ihren zweiten Sohn verlöre, sondern ihn erst recht gewönne.

Er hat den Brief schreiben müssen, um endlich einem Menschen etwas von der Befriedigung seines ländlichen Daseins sagen zu können; der Großvater weicht allen Gesprächen darüber aus, und das Tantli, das aus einer ländlichen Pfarrerstochter eine Vikarsfrau geworden war und nun wieder einem Landpfarrer den Haushalt führt, vermag nur hellauf zu lachen, wenn er mit seiner Schwärmerei anfängt; aber als er am dritten Tag danach gerade auf einem Wagen voll Korn glücklich obenauf sitzt und ins Dorf gefahren kommt, steht vor dem Pfarrtor ein Wagen, und der Bluntschli sieht kopfschüttelnd seine Einfuhr an. Nachdem er dem Dekan seine Aufwartung gemacht hat, die nur kurz ausfällt, gehen sie miteinander durch seinen ländlichen Bereich, bis der Bluntschli müde wird und sich an einen Rain setzen muß. Der hat den begeisterten Freund bisher reden lassen; nun weist er auf seine Hände, an denen fast alle Finger angeschnitten oder verwickelt sind: ob das seine besondere Begabung für die ländliche Arbeit sei? Und ob er nicht wisse, daß

zum Bauerntum zuvörderst ein richtiger Bauernsitz gehöre? Wenn der Junker Meis im Winkel aus der gleichen Begeisterung Bauer würde, wisse er, wovon! Aber das alles seien Fragen, die ihn als seinen Freund nichts angingen; denn Freundschaft hieße nicht, daß einer dem andern praktisch beistände, Freundschaft sei eine Sache der Seele: Dies aber alles drehe sich doch nur darum, daß er ein Dasein haben möchte, wie es für seine Art möglichst bequem und vergnüglich wäre. Was er zu seinem Ägis sagen würde, wenn der die Not Spartas verließe, um sich einen Meierhof zu suchen? Er möge doch nicht vor seinen eigenen Ideen verächtlich werden, was sicherlich der eigentliche Verrat der Freundschaft sei!

Heinrich Pestalozzi wird ihm auf keine dieser Fragen eine Antwort schuldig, aber als der Freund, der es eilig hat, wieder abfährt, bleibt er mit einem zerbrochenen Mühlrad zurück; obwohl er noch trotzig darein blickt, merkt er gleich, er bringt es nicht mehr zum klappern. Und als ihm nach drei Tagen der Großvater einen Brief der Mutter in die Kammer legt, den sie an ihren Schwiegervater geschrieben hat: was es für Torheiten habe mit ihrem Sohn? er möge ihm die Flausen aus seinem Wirrkopf blasen! da fällt auch der Trotz rasch ineinander.

Nachdem seine vier Wochen herum sind, läßt er sich vom Großvater die Weisung des Antistes als erfüllt bescheinigen und marschiert nach der Stadt zurück, die mit ihren Türmen und Dächern gleichmütig am See geblieben ist und seine Schritte wie sonst in der Niederdorfporte hallen läßt. Gerade, als er hindurchgeht, kommt ihm die Anna Schultheß entgegen, die er als Freundin seines Freundes verehrungsvoll grüßt. Daß sie das erste ist, was ihm in Zürich begegnet, gibt der Gedrücktheit seiner Gedanken einen ziemlichen Stoß, sodaß er heller bei den Seinen im Roten Gatter eintrifft, als er in Höngg fortgegangen ist; wobei freilich die Liebe seiner Mutter auch das ihre tut, als sie ihn herzlich weinend umfängt.

29.

So muß Heinrich Pestalozzi doch noch einmal ins Collegium, und es ist nicht leichter für ihn geworden in dieser Zwischenzeit: im Alumnat hat es eine böse Reinigung gegeben, und die davon betroffen sind, stehen nun in tückischer Feindschaft gegen ihn; auch die Lehrer übertragen zum Teil die Stimmung der peinlichen Enthüllung gegen ihn, und da seine Erscheinung durch die ländlichen Sommerwochen nicht gewonnen hat, finden sich Anlässe genug, ihn zu verhöhnen. Das Schlimmste bleibt trotzdem, daß er sich in den witzigen, aufklärerischen Geist der Theologenschule nun gar nicht mehr zu finden weiß. Er kann es nicht begreifen, daß sich im Zeitalter Rousseaus der humanistische Bildungsdünkel noch so breitmachen kann wie in diesem Unterricht. Selbst die alten Schriftsteller scheinen ihm aufs gröblichste mißverstanden,

indem das Leben aus ihren Schriften weggelassen und nur das Wort gelehrt und gedreht wird. Als Steinbrüchel, der schon mit Übersetzungen der griechischen Tragiker aufgetreten ist, im Lindauer Journal die erste olynthische Rede des Demosthenes abdrucken läßt als Stichprobe seiner Übersetzung der sämtlichen Werke des atheniſchen Redners, kann Heinrich Pestalozzi der Lust nicht widerstehen, dem hochmütigen Mann an einem Gegenbeispiel zu zeigen, was in diesen Reden mehr als humanistisch sei. Obwohl er im Griechischen ein mangelhafter Schüler ist, legt er im Examen ein Bruchstück der dritten olynthischen Rede vor, das er danach auch, gleichsam als Vorrede zu seinem Agis, mit diesem im Lindauer Journal abdrucken läßt. Der Beifall, den seine Übersetzung durch das Feuer und redneriſche Talent der Sprache findet, ist so allgemein, daß der gelehrte Professor Steinbrüchel seine geplante Demosthenes-Ausgabe im Pult behält und als Übersetzer von nun ab peinliche Enthaltung übt.

Damit ist das Studentenschicksal Heinrich Pestalozzis entschieden; aber ihm hat die Übersetzung unvermutet ein Tor aufgemacht, durch das er doch noch mitten ins Leben zu kommen hofft: Landwirt kann und Pfarrer mag er nicht mehr werden; aber gleich dem Demosthenes ein Fürsprech der Bedrängten und Volksredner der öffentlichen Dinge zu sein, das scheint ihm ein Beruf, den er nun sich und andern mit glühender Liebe ausmalt. Alles, was er von dem Leben des großen Griechen liest, wie der gleich ihm den Vater früh verliert und erst durch mühevolle Gewöhnung seine körperlichen Mängel überwindet, wie er die großen Dinge seines Volkes in seine Reden einbegreift und aus einem Rechtsanwalt das Sprachrohr der vaterländischen Gesinnung in Athen wird: in allem findet er Hinweise für seine durch die Ähnlichkeit des Temperaments und der Zeitumstände vorbestimmte Laufbahn. Auch Bluntschli billigt sie, und die Mutter willigt schweigend ein. Da es im Collegium Carolinum keine Klasse für die Rechtswissenschaft gibt, geht er nun endgültig von der Anstalt ab, die ihm verhaßt geworden ist. Wie er zum letztenmal die Steintreppe hinuntersteigt, drängt sich ein Trupp seiner Mitschüler hinter ihm her, ihm einen höhnischen Abschiedsgruß zu pfeifen. Er weiß, daß einige Lehrer gern mit dabei wären; obwohl noch nicht zwanzigjährig, hat er nun schon erfahren, daß diese Erlebnisse zu einem tätigen und ehrlichen Leben gehören; er schwenkt seinen Hut zu den hochmütigen Zürchersöhnen zurück, als ob sie ihm den Wert und die Rechtlichkeit seiner Entschließungen bestätigt hätten.

Nach Hause geht er aber nicht, sondern er läuft, wie er da ist, nach Höngg hinauf. Bei dem Spott der Jünglinge ist ihm der Ernst Luginbühl eingefallen, und wie es die selben sind, die dem Weberknaben die Schule verleidet haben. Sogleich hat ihn aber auch die Scham gepackt, daß er sich selber nicht mehr um ihn kümmerte. Wohl hat er sich oft nach ihm erkundigt, aber zu ihm gegangen ist er nicht mehr, und nur einigemal Sonntags hat er

ihn gesehen, wenn er, langaufgeschossen und längst mit blassen statt roten Backen von seiner Stubenarbeit, in die Kirche kam. Er kann nicht anders, er muß es gleich gut machen; aber wie er nach Höngg hinaufkommt, läuft er dem Großvater in den Weg, der sich noch etwas in der Herbstsonne ergehen will. Von dem erfährt er, daß der Ernst Luginbühl vor einigen Wochen nachts seinem Vater davongegangen sei, niemand wisse wohin: aber er würde schon überall in der Welt einen besseren Platz finden als an seinem Webstuhl! Glaubst du das wirklich? sagt Heinrich Pestalozzi und sieht mit einem seltsamen Blick in die wellige Hügelferne, als ob er zum erstenmal fühle, daß hinter diesen Bergen auch noch eine Welt ist.

30.

Die Nachricht von der Flucht Ernst Luginbühls hat Heinrich Pestalozzi auf den Gedanken einer heimlichen Pilgerfahrt gebracht: Er weiß, daß Rousseau seit dem Frühjahr auf der Petersinsel im Bielersee wohnt, und er malt sich das Abenteuer aus, dort einmal mit dem großen Mann zu sprechen; wenn er bis Baden eine Schiffgelegenheit nimmt, kann er den Weg in zwei Tagen hinter sich bringen. Die Mutter wehrt mit der Hand seine Worte ab, und er sieht, daß sie bis ins Herz erschrocken ist, als er nur im Scherz davon spricht; den Bluntschli aber fragt er einmal in der Gerwe auf den Kopf, was er davon hielte?

Da müßtest du weit reisen, sagt der; denn Rousseau ist auf der Flucht nach England! Und so erfährt Heinrich Pestalozzi, was der andere freilich auch erst seit zwei Tagen weiß, daß die bernische Regierung dem Flüchtling sein Asyl auf der Petersinsel gekündigt habe. Warum ist er nicht nach Zürich gekommen? fragt er in der ersten Enttäuschung; aber nun wird Bluntschli, der eben noch gescherzt hat, bitter: weil die Zeiten Zwinglis vorüber sind und wir keinen Ulrich von Hutten mehr brauchen können; besonders, wenn es nur ein Genfer Uhrmachersohn ist! Wollte der große Voltaire kommen, sie möchten den Regenten der Aufklärung mit vierundzwanzig Pferden einholen und er könnte beim Antistes wohnen, aber den Rousseau mit seinen Menschenrechten würden die Gestrengen Herren in den Wellenberg stecken!

Sie haben im Eifer nicht gemerkt, daß unterdessen der mit dem braunen Bart — wie Heinrich Pestalozzi nun längst weiß, der Pfleger Schultheß zum Pflug, der Vater Annas und ihres gemeinsamen Freundes Kaspar — hinter sie getreten ist: Der Wellenberg wäre das Mindeste für einen Mann, sagt er ernst, der seine Kinder ins Findelhaus schickt und ungetraut mit einem Weibsbild lebt!

Der Bluntschli steht artig auf, und Heinrich Pestalozzi sieht, wie er todblaß geworden ist; auch ihn selber hat es ins Herz getroffen, das Vorbild so von ihrer strengen Tugend entblößt zu sehen. Darüber treten andere hinzu, die auch schon die Nachricht von Bern haben, und weil durch ein Mißgeschick der angesagte Vortrag ausfällt, wird Rousseau das erregte Abendgespräch an allen Plätzen.

Heinrich Pestalozzi hat über den Sommer zuviel in den Wolken gesegelt; nun merkt er erstaunt, wie sehr das sogenannte Genfer Geschäft auch schon die Zürcher erhitzt. Es heißt, daß der Rat von Genf gegen seine eigene Bürgerschaft — die das Verdammungsurteil über Rousseau nicht anerkennt und darum schon im vierten Jahr mit ihm streitet — die Gesandtschaften von Zürich, Bern und Frankreich als Friedensrichter anrufen wolle. Damit würde, wie Bodmer freimütig über die Tische weg sagt, sich auch Zürich zu entscheiden haben, wieviel Macht der Wahrheit noch über Interesse, Herrschaft und falsche Politik geblieben sei! Heinrich Pestalozzi vermag aber nicht, diese Gespräche noch weiter anzuhören; das Wort des Pflegers Schultheß hat ihn zu sehr getroffen. Als er den Bluntschli bald aufstehen sieht, folgt er ihm rasch, um mit ihm in den gleichen Gedanken eingespannt früher als sonst heimzugehen: Auch der Hutten soll an einer häßlichen Krankheit gelitten haben, sagt der andere mit leiser Stimme, als sie oben auf der Niederdorfgasse sind; dann sprechen sie nichts mehr, bis sie sich ohne Gruß und Handdruck trennen.

31.

Im Frühjahr sieht Heinrich Pestalozzi die Zürcher Gesandtschaft mit ihren kostbaren Staatsperücken in einem großen Aufwand von Reisewagen die Fahrt nach Genf antreten: es ist gekommen, wie an dem Abend gesprochen wurde, die Mächte sind angerufen, den Handel zu schlichten. Er ist immer noch nicht im reinen, wie einer sittenlos leben und Tugend lehren könne, und dieser Zwiespalt verbittert ihm die Politik. Unterdessen sind nach dem Agis im Lindauer Journal auch im Erinnerer eine Reihe von Wünschen gedruckt, die er im vergangenen Jahr geschrieben hat, aber selbst seine eigene Feder ist ihm verdächtig geworden. Als Bluntschli seine Hauslehrerschaft aufgibt und nach Hütten reist, um da eine Kur gegen seine kranke Brust zu machen, bleibt er vereinsamt in Zürich zurück. Einmal begegnet er dem Alumnaten, zu dem er damals am Zürichhorn ins Schiff gestiegen ist; er will ihn ansprechen, aber der weicht ihm scheu aus, als ob er eine Schuld von ihm einzufordern hätte. Wenn Heinrich Pestalozzi nun an seine Anzeige denkt, fällt eine brennende Unruhe über ihn; es ist das einundzwanzigste Jahr seines Lebens, als er gewahr wird, daß in der menschlichen Natur schlimmere Feinde der guten Sitten und der einfältigen Menschlichkeit liegen als in allen Gewalthabern.

Die Berichte der Gesandtschaft laufen ein, und jeder macht einen Sturm im Großen Rat, wo Bodmer unerschrocken gegen die Mehrheit der Gestrengen Herren auftritt. Es kommt, wie er prophezeit hat: die Entscheidung der Genfer zwischen Wahrheit und Interessenpolitik wird auch den Zürchern auferlegt; aber immer deutlicher sieht Heinrich Pestalozzi, daß die Bürgerschaft durchaus nicht so auf der Seite der Patrioten steht, wie seine spartanische Begeisterung gedacht hat. Wo ihrer einige zu vorwitzig auf der Gasse sind,

kann es ihnen geschehen wie ihm damals, als er in den Keller fiel. Er ist verzagt genug, seinen Traum nun selber zu belächeln, diese Bürger als ein neuer Demosthenes zu reinen und hohen Dingen anzufeuern; es steht nicht einmal so, daß er wie sein Agis das Leben wagen könnte, die Zünftler hätten sich mit einer Tracht Prügel genug getan.

Unerquicklich geht ihm der Sommer und der Herbst hin, indessen er noch immer hartnäckig an seiner Rechtswissenschaft mit dem Studium alter und neuer Gesetzschriften festhält. Er sieht den Bluntschli aus seiner Kur in Hütten mit einer Schwärmerei für die Schönheit der Natur und die Einfalt des ländlichen Lebens heimgekehrt, die er nun wehmütig belächeln muß. An seiner Gesundheit hat der Freund nichts mehr zu klagen, und wenn Heinrich Pestalozzi nicht durch die Mienen und Gespräche besorgt gemacht würde, er könnte glauben, daß ihm die Kur völlige Heilung gebracht hätte, so heiter sieht er ihn. Als er noch einmal über Rousseau mit ihm sprechen will, schüttelt Bluntschli den Kopf; auch sonst scheint er den Eifer eines Patrioten verloren zu haben, wo sich die andern erhitzen, lächelt er, und als aus Genf die Nachricht kommt, daß die mit dem Rat vereinigten Gesandten den Bürgern eine neue Verfassung vorgelegt hätten, sagt er: da könne das Sechseläuten angehen! Auch in seinen Büchern liest er nicht mehr, das Wissenswerte stände nicht darin, pflegt er zu scherzen; obwohl Heinrich Pestalozzi die Unheimlichkeit hinter dem veränderten Wesen fühlt, vermag er sich der Heiterkeit nicht zu entziehen, darin der Freund Jüngling und Greis in einem geworden scheint, und so erlebt er den Zürcher Ausklang des Genfer Geschäftes viel weniger aufgeregt, als es sonst gewesen wäre.

Mitte Dezember kommt die Nachricht aus Genf, daß die Bürgerschaft mit großer Mehrheit das Machwerk der Gesandten verworfen habe; gleichzeitig geht das Gerücht, nun würden Frankreich, Zürich und Bern Gewalt anwenden und die aufsässige Bürgerschaft mit Krieg überziehen: Alles um eines gedruckten Buches willen, scherzt Bluntschli, als ob es keine vernünftigen Anlässe mehr gäbe in der politischen Welt! Aber die andern Patrioten sind eifriger, und der Privatlehrer Müller, des Stadttrompeters Sohn, schreibt das angebliche Gespräch eines Bauern mit einem Stadtherrn und einem Untervogt über den Genfer Handel, liest es auf seiner Stube auch einigen Freunden vor und verschließt es dann in sein Pult. Es ist mehr witzig als aufrührerisch, und Heinrich Pestalozzi, der es mit angehört hat, hätte nie gedacht, daß sich der Zorn der Obrigkeit daran entzünden könnte. Der Müller aber ist unvorsichtig genug, einem seiner Schüler, dem Studenten Wolf, die Handschrift zu überlassen. Der macht eine Abschrift davon und gibt sie weiter, immer mehr Abschriften werden gemacht, und Mitte Januar flattert das Bauerngespräch, wie man es heißt, heimlich durch die ganze Stadt, überall die Erregung des Genfer Geschäfts in lustigen Spott über die Perücken auslösend, bis eine Abschrift den Gestrengen Herren selber vor Augen kommt, die sofort mit heftigen Verhören den unbekannten Verfasser suchen.

Heinrich Pestalozzi, der sich mit Lavater besprochen hat, sucht noch spät abends den Müller auf und rät ihm, sich selber zu dem Scherz zu bekennen, womit der Sache die Spitze abgebrochen sei; aber als er am nächsten Morgen nachfragt, hat der Sohn des Stadttrompeters eine richtigere Einsicht in seine Lage gehabt und ist über Nacht geflohen. Aus seinem Scherzgespräch ist eine Schandschrift und aus der Lustigkeit darüber ein Aufruhr geworden; ehe Heinrich Pestalozzi sich irgend einer Gefahr versieht, sitzt er selber auf dem Rathaus in Arrest, weil er dem Aufwiegler zur Flucht verholfen habe. Er wird auch drei Tage lang wie ein Verschwörer in strenger Haft gehalten, bis von dem Flüchtigen ein Brief eingelaufen ist, daß er das Bauerngespräch ohne böse Absicht geschrieben hätte und an der Verbreitung unschuldig wäre. Darauf lassen sie ihn zwar frei, aber die Untersuchung gegen den Aufruhr verliert nicht an Hitzigkeit: in ganzen Kompanien ziehen die getreuen Untertanen auf den Stadtplätzen auf, und bald wird von den Kanzeln des Kantons ein Urteil verlesen: daß der Verfasser der aufwiegleriſchen und höchst schandbaren Schrift aus dem geistlichen Stand removiert, aus der gesamten Eidgenossenschaft verbannt sei und in den Wellenberg geworfen werden solle, falls er betroffen würde. Die Schandschrift solle zugleich mit dem Lästerbrief aus dem Hottinger Handel durch den Henker öffentlich verbrannt werden, die Kosten für die drei Klafter Brennholz seien durch die Patrioten zu bezahlen, ihre Wochenschrift „Der Erinnerer" dürfe nicht mehr unter die Presse kommen, und sofern die gefährliche Gesellschaft noch etwas gegen die Obrigkeit unternähme, würden die schärfsten Strafen angewandt.

Bluntschli hat recht gehabt: das Sechsläuten fängt an; und ob es Heinrich Pestalozzi selber angeht, soviel obrigkeitliche Torheit vermag auch er nicht mehr ernst zu nehmen; als die Schandschriften durch den Henker verbrannt werden, spaziert er mit einem Freund auf dem Balkon der Meise und macht auf einer Pfeife die Musik dazu.

32.

Heinrich Pestalozzi hat es gleich gefühlt, daß sein Gespött auch die eigenen Träume trifft. Wie in der Heiterkeit des Bluntschli, den er nun auch gleich den andern Freunden Menalk nennt, der bittere Ernst immer deutlicher wird, so ist es auch mit ihm; er trägt im Übermut dieser Tage das Gefühl unabweisbarer Entscheidungen in sich, die mit all diesen flatternden Sehnsuchten und Lebensspielereien seiner verzettelten Jugend aufräumen werden; daß der Demosthenes dabei sein wird, ist ihm sicher.

Das Frühjahr will diesmal nicht kommen; immer wieder schütten die Wolken Schneeflocken in den Regen, und wo sich ein blaues Stück Himmel zeigt, blasen die kalten Winde es wieder zu. Heinrich Pestalozzi geht nun fast täglich nach der Zimmerleutenzunft hinunter, wo der Menalk meist am

Fenster sitzt und in die Limmath sieht. Er ist hager geworden, mit tiefen, forschenden Augen und einer merkwürdigen Art, seine Knochenhand auf die Dinge zu legen, die er braucht. Seine Heiterkeit aber ist geblieben, und er spricht gern, als ob er jetzt erst den richtigen Abstand von seiner Mitwelt hätte, die ihm sonst zu nahe und daher bedrückend gewesen ist.

Wenn Heinrich Pestalozzi nachmittags gegen die Dämmerung kommt, trifft er leicht mit der Anna Schultheß zusammen, die für eine Stunde bei dem Freund ist. Menalk hat es nicht gern, wenn er dann stört, und so meidet er die Stunde. Um so lieber spricht der Kranke, der immer deutlicher ein Sterbender wird, von ihr, die — um fünf Jahre älter als er — doch wie eine jüngere Schwester zu ihm steht. Sie hat als Mädchen noch die merkwürdige Zeit erlebt, wo der Dichter Klopstock ein halbes Jahr lang in Zürich lebte, und entsinnt sich seiner wohl, wie er auch in ihrem Elternhaus zum Pflug war. Da sie wohlhabend und vielgereist ist, dabei schön von Gesicht und Gestalt, gilt sie den jüngeren Freunden ihres Bruders Kaspar als eine Art Muse, und es war immer eine besondere Feier, wenn sie an einer ihrer Veranstaltungen teilnahm. Dabei ist sie seit langem Bluntschli so offensichtlich zugetan, daß sich kein anderer um sie zu bemühen wagt; und seitdem sie mehrmals Bewerbungen abwies, was bei ihrem Alter auffällig war, galt es für ausgemacht, daß sie einmal Menalks Frau würde, obwohl die Eingeweihten wissen, daß ihr Verhältnis zu dem Kandidaten viel mehr geschwisterlich ist.

Je sichtlicher die kranke Brust Menalks den letzten Kampf mit dem unheimlichen Feind aufnimmt, umsomehr spricht er von der Freundin; einmal so schwärmerisch, daß Heinrich Pestalozzi ihn erstaunt ansieht. Er bricht dann mitten in der Schilderung ab und sieht lange vor sich hin, bevor er die Augen zu ihm hebt: Wir haben zuviel Eifer in unsern Sitten gehabt und zu wenig Liebe! Und als ob auch das noch nicht richtig sei, nach einer Weile: Ich habe nun so viele Tage vor Gott gesessen; am Ende weiß er doch besser als wir, was vonnöten ist. Es ist da eine leere Stelle in mir geblieben, aber ich kann sie nicht mehr füllen! Er hat seine große Hand über das Herz gebreitet und nimmt sie auch nicht mehr fort. Als Heinrich Pestalozzi aus seiner Erschrockenheit aufblickt, sieht er die Spur einer Träne, die ihm über die hageren Backenknochen in den Mundwinkel geronnen ist.

An einem Abend im Mai wird er zu ihm gerufen. Der alte Steinmetz — Menalk ist der zweitjüngste von neun Kindern, und die Mutter liegt seit drei Jahren auf dem Kirchhof — hat ihn noch einmal aus dem Bett ans Fenster tragen müssen, wo er in Kissen sitzt. Als ob er die Rechnung mit der Bitterkeit seines frühen Todes nun fertig gemacht habe, sieht er ihm befreit und heiter entgegen; spricht dann lange nichts, und als Heinrich Pestalozzi zögernd fragt, wie er sich befinde, hört er nicht darauf. Endlich scheint er die vorgefaßten Worte zu finden: Ich gehe sterben, sagt er und

sieht auf seine Hände, die nebeneinander vor ihm liegen: du baust zuviele Pläne; die Menschen sind nicht so, wie du sie glaubst. Bescheide dich in einer stillen Laufbahn, und laß dich auf keine weitgehenden Unternehmungen ein ohne einen Ratgeber, der die Menschen und die Sachen kaltblütiger nimmt als du. — Es ist mein Testament, setzt er nach einigen Atemzügen hinzu, und der Schatten von einem wehmütigen Lächeln hängt an den Lippen, als ob er sich entschuldigte, daß es nur Worte wären. Als Heinrich Pestalozzi nach einer erschütternden Stille sprechen will, wehrt er ab: Geh jetzt, wir sehen uns noch!

Am andern Mittag will er nach ihm sehen, da kommt ihm aus der Tür Anna Schultheß entgegen. Wie gehts? fragt er beklommen, weil sie die Tränen achtlos rinnen läßt. Sie vermag nichts zu antworten, hebt nur die Hände, als ob die allein noch sprechen könnten, und für einen Augenblick scheint es, wie wenn sie in einer Ohnmacht hinsinkend sich an ihm halten wolle; dann eilt sie fort. Ihre Augen, die vom Schrecken übergroß geweitet und glanzlos vom Weinen sind, verlassen ihn nicht, bis er in die Stube tritt. Da steht Lavater mit einigen Freunden; sie sehen schweigend auf den Sterbenden, der nicht mehr spricht, nur hastig atmet wie einer, der zu rasch gelaufen ist. Einmal macht er die Augen groß auf, doch sieht er keinen mehr in der Stube; nach langem tut er ein paar tiefe Atemzüge, als ob er endlich Luft genug in seine Lungen bekäme, dann scheint er sich erlöst zum Schlaf hinzulegen; aber es ist der Tod gewesen, und Lavater, der es am ersten sieht, drückt ihm mit behutsamen Händen die Augenlider zu.

Die andern gehen danach fort; Heinrich Pestalozzi vermag es nicht, er fühlt, daß ihm mehr als ihnen gestorben ist. Aber als er stundenlang vor der Unbegreiflichkeit gesessen hat und, einer Regung folgend, dem Freund noch einmal die Hand geben will, ist sie schon kalt und nicht mehr menschlich; da fühlt er mit Grauen, daß etwas Fremdes an seiner Stelle liegt. Darüber kommt Lavater, dessen Umsicht dem alten Vater die nötigen Besorgungen abnimmt, mit zwei Frauen wieder, die den Leichnam waschen und für den Sarg herrichten wollen; der führt ihn hinunter und geht, ohne ein Wort zu sagen, mit ihm vielmals am Wasser hin und her, wo die Maisonne ihre Wärme in das Wasser schüttet und die Schwäne den Bluft ihrer Federn spreizen. Als sie sich trennen, verspricht er ihm eine Zeichnung von dem toten Freund.

Ich habe so viele Tage vor Gott gesessen! Das Wort Menalks ist in ihm wie ein Stein geblieben, der immer tiefer sinkt; und je mehr er den Freund im Unbegreiflichen fühlt, weit fort von dem Leichnam, den fremde Frauen waschen, um so inniger bildet er an seiner Gestalt, wie er da tagelang vor der letzten Entscheidung gesessen hat. Am andern Morgen bringt ihm Lavater die Zeichnung; er legt sie erschrocken fort, daß ihm das Bildnis des Toten die Erinnerung an den Lebendigen nicht störe, und während das

Blatt unter seinen Blättern versteckt liegt, fangen seine Gedanken ein Denkmal an, das mehr als diese Zeichnung sein möchte.

Er soll Träger sein, aber als die Glocken zum Begräbnis läuten, steht er noch immer mit dem Babeli im Eifer über seiner Kleidung. Bis er hinunter kommt, tragen sie den Sarg schon ohne ihn die Gasse hinauf. Er will sich verzweifelt durchdrängen, aber die Jünglinge und Männer, die da mit ernsten Gesichtern in der vorgeschriebenen Ordnung schreiten, lassen ihn nicht hinein. Unfähig, sich den letzten anzuschließen, irrt er fort — ein Überflüssiger auch hier — und findet sich aus seiner Beschämung erst am Kirchhof wieder, als die ersten schon heimkehren. Hinter Büschen versteckt, wartet er die letzten ab und findet den Totengräber dabei, dem Hügel mit der Schaufel die vorgeschriebene Form zu geben. Er wagt nicht eher, an das Grab zu gehen, bis auch der Mann fort ist. Was er dann vor sich hat, ist nichts als ein Stück Frühlingserde, vom Gärtner frisch zubereitet, das er bald wieder verläßt.

Obwohl er den Totengräber beobachtet hat, wie der das Tor hinter sich zumachte, bedenkt er nicht, daß es geschlossen sein könnte; erst als er hinaus will, sieht er sich gefangen. Es ist kein zu großer Schrecken für ihn, und er hätte schon einen Schlupf gefunden; aber als seine Hände noch in der ersten Überraschung die Torstäbe halten, sieht er den Totengräber mit einer schwarzen Jungfrau zurückkommen, die einen Strauß Frühlingsblumen trägt. Er weiß auf den ersten Blick, daß es Anna Schultheß ist, die dem Grab des Freundes zuerst einen Gruß bringen will. Gern hätte er sich noch versteckt, aber die beiden haben ihn schon gesehen; so wartet er steif an dem Tor, bis es geöffnet wird. Der Mann ist mißtrauisch und augenscheinlich nicht gewillt, ihn durchzulassen, wenn er nicht vor seiner Begleiterin in der lächerlichsten Verwirrung den Hut gezogen hätte; so läßt er ihn laufen, der aus seiner Scham weder ein Wort noch eine Miene der Erklärung findet und fassungslos nach der Stadt hinunterstürmt.

Er fühlt die Zweideutigkeit seiner Lage sofort: die Freundin kann nicht anders glauben, als daß ihn der besondere Schmerz um den Menalk zurückgehalten habe; und soviel er in seiner Bestürzung von ihrem Gesicht wahrnahm, ist der Dank ihrer guten Meinung schon darin gewesen. Indem er fortrennt, statt ihr gleich tapfer die Umstände zu gestehen, hat er die Zweideutigkeit noch vermehrt; denn sie muß sich auch das noch auf einen Schmerz deuten, was nichts als die erbärmlichste Feigheit ist. So steht er am Grab des gemeinsamen Freundes in einer Schauspielerei vor ihr, die unaufgeklärt eine böse Lüge und aufgeklärt eine unerträgliche Beschämung bedeutet. Trotz dem er sich sogleich tapfer für die Beschämung entscheidet, liegt bis dahin die Lüge auf ihm; und das Gefühl davon saugt alles auf, was an selbstklägerischen Gedanken seiner wirren und fahrlässigen Jugend schon vorher in ihm gewesen ist, sodaß er an der alten Stadtmauer hin und gegen die Voll-

werke rennt, als ob ihn diese Flucht vor sich selber retten könne. Als er sich ganz in das Mauerwerk verlaufen hat, wirft er sich hin, und niemals hat er so die Erschütterung zu weinen gespürt wie unter der blaßblauen Himmelsglocke dieses Frühlingstages.

33.

Heinrich Pestalozzi ist einundzwanzigjährig, als der Tod des gemeinsamen Freundes ihn der Anna Schultheß nähert und dem sehnsüchtigen Schwall seiner Jugend einen frühzeitigen Durchbruch ins Leben bringt. Seit der Begegnung an der Kirchhofstür geht sie schwarz gekleidet mit Frühlingsblumen durch seine Träume und wo seine wachen Gedanken den Gestorbenen wehmütig bekränzen. Er hat ihr eine offene Darstellung seiner Irrgänge am Begräbnistag gesandt und den flackernden Leichtsinn seiner Jugend nicht geschont, um das Gegenbild des toten Freundes hell vor die Dunkelheit zu stellen, wie der sein Jünglingsleben streng vollendete und von der Selbstüberwindung mit Heiterkeit gesegnet in den Tod einging.

Die Kaufmannstochter im Pflug dankte ihm kühler, als er erwartete; er spürt aus ihren Schriftzügen und Sätzen, um wieviel gehaltener sie mit ihren neunundzwanzig Jahren zum Leben steht als er mit seinen einundzwanzig: aber weil ihn die heftigen Winde seiner Meinungen den Altersgenossen voraus in die Schwierigkeiten einer eigenen Berufswahl getrieben haben, indessen sie noch den behüteten Gang ihrer Studien gehen, lockt ihn das Ältliche an ihr erst recht. Er weiß es abzupassen, daß er sie bald danach auf einem Spaziergang trifft, und ruht nicht, als sie zu Besorgungen fort muß, bis sie ihm noch eine Stunde am selben Abend verspricht.

Noch liegt für ihn selber das Eingeständnis einer andern als freundschaftlichen Neigung nicht zutage; obwohl lebhaft von den wechselnden Begebenheiten der Vaterstadt hingenommen und in hundert Anlässen geschäftig, die ihn eher vorlaut erscheinen lassen, ist er schüchtern, und er hätte aus sich selber kaum die Entschlossenheit, sie in der Dämmerung auf dem Lindenhof abzuwarten, wenn er nicht durch die schmerzliche Gemeinschaft um den toten Freund in eine so seltsame Nähe zu ihr gekommen wäre. Sie wiederum mag durch Menalk viel Rühmliches von ihm gehört haben, auch ist sie durch ihre Brüder an Kameradschaften gewöhnt: aber als sie dann unter den Bäumen des Lindenhofs beieinander stehen — es ist diesmal noch zu hell, als daß die Sterne schon funkeln können — sind sie doch nur ein Menschenpaar, das, ungleich im Alter, den Zwang der Natur zu fühlen bekommt. Heinrich Pestalozzi spricht unablässig, von der Winternacht, wo er mit Bluntschli hier gestanden hat, von dessen bitteren Worten und ihrer gemeinsamen Beklommenheit nachher, auch von dem Vermächtnis des sterbenden Freundes am vorletzten Abend, nicht anders, als ob erst jetzt das gedämmte Gefühl einen Abfluß fände: aber er fühlt wohlig die innige Verbindung

mit seiner schweigsamen Hörerin, und wieviel er dabei von sich selber in ihre Seele sprechen kann.

Als sie sich trennen, erst leise dann dringend von ihr gemahnt, und sie ihm die Hand gibt, eine weitere heimliche Zusammenkunft nicht unbewegt, aber bestimmt ablehnend, vergißt er sich zu Tränen, sie darum zu bitten, und läßt in seiner Inbrunst ihre Hand nicht wieder los, bis sie sich selber freimacht und flüchtend von ihm fort eilt.

Heinrich Pestalozzi beherrscht sich mühsam, ihr nicht zu folgen, aber er fühlt jeden Schritt ihrer Entfernung wie einen körperlichen Schmerz, und in der Frühe findet er sich, mit einem Seufzer aus sehnsüchtigen Morgenträumen aufgewacht, aufrecht im Bett sitzen. So sehr er sich selber zur Rede stellt und sich des schwärzesten Verrats an Menalk beschuldigt, daß er das Gedächtnis an ihn für seine eigenen Gelüste mißbrauche: der Drang, sie zu sehen, ist so unbezwingbar, daß er unablässig Möglichkeiten aussinnt. Als es ihm am ersten Tag mißlingt, am zweiten und dritten auch, weil sie sich offenbar der gewohnten Gänge enthält, vermag er es am vierten nicht mehr und geht ihr mit einem Vorwand ins Haus. Er weiß, daß sie in der Handlung des Vaters an der Ladentheke bedient, und tritt um die stille Zeit nach Mittag ein. Von der Ladenschelle gerufen, findet sie ihn als Kundschaft, die sie bedienen muß; bis sie den zornig und fast mit Tränen verlangten Zucker für die Haushaltung der Mutter abgewogen und ihm hingelegt hat, ist sie gesammelt genug, ihn ernst zu bitten, das nicht mehr zu tun!

Er kann kein anderes Wort vorbringen; doch hat er sie nun wiedergesehen, und als er dem Babeli den heimlich erworbenen Zuckervorrat in die Küche geschmuggelt hat, verhehlt er sich nichts mehr von seiner Leidenschaft und beginnt, seine Aussichten zu prüfen: Sie ist wohlhabend, und er ist arm; sie trägt ihr schönes Antlitz auf einer wohlgebildeten Gestalt, während er als der schwarze Pestaluz um seiner pockennarbigen und unordentlichen Erscheinung willen in den Gassen verhöhnt wird; sie ist auf zahlreichen Reisen in den Formen des Welttons gebildet und mit Geschmack sorgfältig gekleidet, also auch darin sein Gegenbild: aber sie steht auch mehr als jedes andere Mädchen, das er kennt, mit herzlicher und kluger Kenntnis in der Welt seiner Jugendideale und ist durch die gemeinsame Freundschaft mit Menalk seinem Herzen so nah wie sonst kein Menschenkind in Zürich. Wenn — wie es heißt — Lebensgefährten einander ergänzen sollen, vermag er sich nichts Vollkommeneres zu denken als sie; und auch er hofft ihr — so sehr er in der Gegenwart seine Mängel fühlt — aus seinen Zukunftsplänen einige haltbare Wechsel bieten zu können. Ihr steht es frei, ihm nein zu sagen, nicht aber ihm, sie zu fragen.

Um sich zu prüfen, schließt er sich vor der Schwester ein — die Mutter ist in Höngg, den kranken Großvater zu pflegen — und sagt dem Babeli, daß er krank wäre. Er wird auch wirklich krank in der Unruhe und Marter seiner Sehnsüchte und Hoffnungslosigkeiten, bis er ihr nach hitzigen Fieber-

tagen einen Brief schreibt. Er sitzt den ganzen Tag daran, und es wird mehr eine Abrechnung mit sich selber, darin er auf der einen Seite die eigenen Mängel zu Bergen auftürmt, um auf der andern seine Neigung und seine Vorsätze dagegen aufzustellen. Aber als er nach einer dadurch beruhigten Nacht den Brief noch einmal durchliest, erschrickt er selber über seine Maßlosigkeit und zerreißt ihn. Er beginnt dann von neuem, noch zweimal an dem Tag, auch diese Briefe wieder zerreißend; bis er, aufs tiefste entmutigt über sein Mißgeschick, den ersten Brief noch einmal in besonnener Form wiederholt und, um ein klares Ja oder Nein bittend, ihn auch endlich absendet.

Sie läßt ihn zwei lange Tage und längere Nächte auf Antwort warten; und was sie ihm dann schreibt, ist nur eine Aufzählung der Gründe, die gegen ein innigeres Verhältnis sprechen, und der unverhohlene Wunsch, mit einem abgewiesenen Liebhaber nicht den Freund zu verlieren. Aber Heinrich Pestalozzi ist nun ein abgeschossener Pfeil, der sein Ziel treffen oder verfehlen, nicht mehr zurück kann. Er schreibt ihr wieder, alle Gründe, namentlich den ihres verschiedenen Alters, mit einem Feuerwerk edler Worte widerlegend, und bittet aufs neue um eine Unterredung — die sie ihm zögernd gewährt. Diesmal treffen sie sich frühmorgens auf der Straße nach Höngg, wo die Morgenfrische ihr gegen seine brandige Leidenschaft hilft; doch muß sie ihm zugestehen, daß er ihr schreiben und sie manchmal auch sehen dürfe. Sie hält danach noch wochenlang an ihrer Bedingung fest, daß alles zwischen ihnen im Rahmen der Kameradschaft bleiben solle. Aber mit abendlichen Stelldicheins und morgendlichen Spaziergängen, mit langen Briefen und innigen Gesprächen nistet sich auch bei ihr die Liebe ein, und als der Sommer auf seiner Höhe ist, vermag Anna Schultheß dem Ansturm seiner Gefühle nicht mehr zu widerstehen. Es schreckt sie nicht mehr, daß ihre Mutter den schwarzen Pestaluz als einen unnützen und prahlerischen Schwarmgeist verabscheut und selbst ihr Bruder Kaspar ihn einen Knaben nennt, während der Zunftpfleger ihr zuliebe mit seinen sichtbaren Bedenken humoristisch zurückhält, es schreckt sie nicht einmal, daß sie selber an seinen Äußerlichkeiten Anstoß nimmt: sie hat in dem Schwarmgeist die Tiefe der Gesinnung und in dem Knaben die Weite der Seele gespürt, die sich freilich an allzu vielen Projekten begeistert, deren grenzenlose Kühnheit sie aber mit Stolz empfindet. Auch die rastlose Werbung tut das ihre, sie von der Unbeirrbarkeit seines Willens zu überzeugen: als er wieder einmal vor ihr steht mit den dunklen Augen, aus denen seine Seele in wahren Strahlenkränzen zu leuchten scheint, beugt sie ihren Stolz der Kaufmannstochter, ihre weltklugen Erwägungen und die Einsicht der älteren Jahre vor dem Ungestüm seiner Jugend und legt sich — auf die mancher wohlhabende Geschäftsfreund ihres Vaters im stillen noch hofft — mit dem Gelöbnis unverbrüchlicher Treue in die Arme des einundzwanzigjährigen Jünglings Heinrich Pestalozzi.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Wiener Kongreß.

Briefe des Oberstleutnants v. Thile an den Kriegsminister v. Boyen während des Kongresses 1814 15.

Nach den Originalen herausgegeben von

Bernhard Schwertfeger.

(Schluß.)

XXIX.

Der heutige Courier überbringt das Resultat der hiesigen Congreß Verhandlungen in Bezug auf den künftigen Länderbesitz Preußens, der endlich entschieden ist. Die Akte darüber wird heute von sämtlichen Ministern, und morgen wahrscheinlich von den Monarchen unterzeichnet. Ausführlich ist der Besitzstand in dem, was dem Geheimen Staatsrath Le Coq [1]) zur Bekanntmachung in den Zeitungen mitgetheilt ist, angegeben. In gedrängter Uebersicht hier nur folgendes darüber zur frühern Kenntnis von Euer Excellenz:

In Polen: 850000 Seelen. Die Grenze: von Lautenburg über Rypin nach dem Goplo See, von da über Wilczyn zur Prosna und längs derselben zur Schlesischen Grenze. Also Kalisch für Polen; Thorn für uns. (Früher war die Absicht, Thorn zur freyen Stadt zu machen.)

In Sachsen: 855000 Seelen. Die Grenze: von Seydenberg über Reichenberg und Ortrand an die Elbe oberhalb Mühlberg, über Eilenburg und Steuditz nach Pegau; also Leipzig mit der Circumferenz von etwa 1 Meile für Sachsen. Der Thüringsche Kreis, der Neustädtsche, und der Sächsische Antheil von Henneberg, für uns, sowie das Mansfeldsche, Hohensteinsche u. s. w., so weit es zu Sachsen gehörte.

Am rechten Rheinufer außer unsern alten Provinzen in Westphalen: das Bergsche, Herzogthum Westphalen, die Nassau Oranischen Besitzungen, Dortmund, Corvey und die in jener Gegend liegenden mediatisierten Fürsten nach Maasgabe des noch näher durch die Bundesakte zu bestimmenden Verhältnisses.

Am linken Rheinufer erhält Holland beide Ufer der Maas und unsere Grenze geht von Gennep, bey Venloo, Ruremonde, Sittard vorbey,

[1]) Der Geh. Staatsrat Paul Ludwig Le Coq.

zwischen Aachen und Limburg durch, längs der Limburgschen und Luxemburgschen Grenze an die Mosel oberhalb Trier, und von der Gegend von Saarbrücken nach Bingen an den Rhein.

Die Bevölkerung am linken Rheinufer beträgt 1 100 000; die gesamte Bevölkerung aller Provinzen jenseits der Weser über 2 500 000; nach Abzug des an Hanover noch abzutretenden Gebiets (von 300 000 Seelen incl. Hildesheim).

Auf Ansbach und Bayreuth ist verzichtet: Luxemburg und Mainz werden Bundesfestungen. Das Fürstenthum Luxemburg und Limburg aber kömt als deutsche, zum Bunde gehörige Provinz ans Oranische Haus.

So ist die Entscheidung des langen Streits gefallen. Da ich die hier bezeichneten Grenzen nur aus dem Gedächtnis nach wiederholter Ansicht der Karte, schreibe, so ist es möglich, daß ich in unbedeutenden Details abgewichen bin; in allem wesentlichen aber bin ich sicher und genau gefolgt.

Viele unser frühern Hoffnungen sind unerfüllt gelassen; durch welche Umstände dies so geworden ist, läßt sich hier schwer entwickeln. In die Schuld theilen sich mehr oder minder fast alle verhandelnden Partheyen des Congresses; manches wird und darf jetzt wenigstens nicht ins volle Licht treten. Die Sache liegt aber in allem Fall so, daß ich besorge, ein zu lauter Ausbruch des National Verdrusses dürfte dem Deutschen Bundeswerk, das nun noch übrig ist, eher schaden als frommen. Man scheut die Macht, die 1805 schon einmal Hanover besetzte, die jetzt um Sachsen gestritten hat, und die 500 000 Streiter ins Feld stellt, wenn sie es ernsthaft will, in Deutschland selbst zu sehr. Wir haben schon aufgehört populär zu seyn, und würden es jetzt noch mehr[1]), wenn wir unsern Unwillen zu lebhaft ausbrechen ließen. So scheint es mir — nach allem was schon vorangegangen ist, und deshalb fürchte ich die ersten Eindrücke, die die heutige Bekanntmachung in allen Provinzen des Landes erzeugen und die in vielen Zeitungs-Artikeln und Flugschriften sich Luft machen werden.

Es kömt jetzt auf die Theilung von Sachsen an. Die Grenze selbst wird gleich hier zu Stelle unter den Ministern des Congresses so speziell reguliert, daß keine Streitigkeiten mit dem Könige von Sachsen mehr stattfinden können. Ueber die Grundsätze der Theilung aller übrigen Gegenstände, wie z. B. der vorhandenen Kriegs Bedürfnisse, der Armee, des Schuldenwesens u. s. w. wird eine Comission von uns und Oestreich (auch ohne Zuziehung des Königs von Sachsen) sich berathen, zu der, wie ich dem Herrn Staats Kanzler [Hardenberg] schon geäußert habe, Gen. Grolman wohl sehr vortheilhaft von unserer Seite genutzt werden könnte. Was ich über die eintretenden militairischen Rücksichten aufgeschrieben und dem Herrn Staats Kanzler übergeben habe, schließe ich hier in Abschrift gehorsamst

[1]) Th. will natürlich sagen: Wir würden jetzt noch weniger populär.

bey[1]), und wünsche, daß ich darin Euer Excellenz Ansicht nicht verfehlt haben mag.

In der Zwischenzeit, als die Theilungs Geschäfte reguliert werden, und bis der König von Sachsen sich den darin gefaßten Beschlüssen gefügt hat, bleibt das ganze Land von uns wie bisher besetzt.

Die Eile erlaubt mir nicht, heute weitläufiger zu seyn, da noch an den General Gaudi und General Grafen Kleist Benachrichtigungen abgehen müssen; ich behalte mir noch vieles, was ich über den für unsre künftige Existenz so wichtigen Gegenstand auf dem Herzen habe, vor, um es Euer Excellenz mit dem nächsten Courier zu übersenden, der vielleicht morgen schon abgeht.

Der Zeitpunkt unsrer Abreise dürfte nun wohl in einigen Wochen zu erwarten seyn.

Wien den 10. Februar 1815.

XXX.

Nachdem unser Länderbesitz entschieden ist, eilt der König aufs möglichste, die Entscheidungen über die künftige Armeeformation festzustellen, hat mir dazu die sub A. beygefügte[2]) selbstentworfene Liste gegeben, und mir befohlen, sogleich auf diesen Grund und die mir mündlich gegebenen Data ein Resultat zusammen zu stellen. Ich bin, da ich die Sache nicht mehr hinhalten kann, mit Gen. Grolman zu Rathe gegangen, und was ich Sr. Majestät darüber eingereicht habe, erfolgt in den Anlagen B.[2]) zu Euer Excellenz geneigter Kenntnisnahme. Es wäre mir sehr erwünscht gewesen, wenn ich nicht vorher, ohne hinreichende Kenntnis von Ihren Absichten und Vorarbeiten, hätte thätig in das Formationswerk eingreifen dürfen; ich hoffte, die Sache würde sich bis Berlin halten lassen; die lebhafte Ungeduld Sr. Majestät, das Werk wenigstens in den Formen fertig zu sehen, macht das aber unmöglich, und so kann ich Euer Excellenz denn nur versprechen, daß ich nach bestem Wissen und Willen so viel es möglich ist, in Ihre Intentionen eingreifen, und von allem mit Gen. Grolman Rücksprache nehmen werde.

Zunächst folgende Bemerkungen zu den Anlagen:

Der König will die Garden, Grenadiere u. s. w. im Felde nicht mit Landwehren verbinden, sondern als eine unvermischte Reserve bewahren. Ich habe ihm vorgestellt, daß uns dadurch der Gebrauch von 8 Regimentern Landwehren entgehen würde, oder diese ganz allein abgesondert würden fechten

[1]) Aufzeichnungen vom 9. Februar 1815 über die Teilung der sächsischen Armee Bildung eines Militärbezirks aus Sachsen, Halberstadt, Magdeburg u. a.

[2]) Nicht mehr aufzufinden. Über die Teilnahme des Königs an der damaligen Neuformation der preußischen Armee vgl. Meinecke, Boyen, II, 34 ff.

müssen. Dies hat ihn bestimmt, die Grenadiere nicht auf 4 Regimenter wie früher die Absicht war, zu vermehren, und die Idee aufzugeben, die Cürassiere gleich den Grenadieren zu behandeln. Sie bleiben jetzt wie die übrigen Linien Regimenter in die Canton Bezirke eingetheilt und dagegen sind, um der Grenadier-Brigade Cavallerie-Regimenter zu geben, drey Garde Cavallerie-Regimenter aus dem leichten entstanden. Immer ist hierbey Gewinn gegen die frühere Absicht, 4 Grenadier- und 4 Cürassier-Regimenter zu isoliren. Die drey National-Regimenter [1]), welche mit im Felde waren, sind gewählt, um die Provinzen, welche sie errichtet haben, dadurch zu ehren.

Die Canton Bezirke, von welchen der König ganz nicht abgehen dürfte, habe ich gesucht, möglich ins große zu ziehen, und so einzurichten, daß die Polen und Sachsen wenigstens mit Pommern, Schlesiern, Märkern und Magdeburgern vermischt werden. Einen unvermeidlichen Übelstand wird das Eingreifen der Cantonbezirke in mehrere General Gouvernements immer geben; den weiß ich aber nicht zu beseitigen.

Die Auswahl der Regimenter, welche zum Stamm der künftig Rheinischen und Sächsischen und Westphälischen dienen sollen, hat meine Bitte veranlaßt, durch kommandirte von andern Regimentern diese Masse wenigstens während der ersten Jahre zu verbessern; ich wünsche, daß ich die Gründe dafür nicht vergebens entwickelt haben möge. Der Entwurf zur Dislokation, den ich auch auf Befehl habe beschleunigen müssen, ist dem Hauptprojekt der Brigade Eintheilung von General Grolman und mir so gut als es sich thun ließ angepaßt worden.

Mit dem Staats Kanzler [Hardenberg] und Finanz Minister [v. Bülow] habe ich alle diese Dinge noch gar nicht weiter besprechen können; der Staats Kanzler hat mir nur gestern von der Nothwendigkeit gesprochen, unsre Armeen nun bedeutend herabzusetzen, worauf ich ihm gesagt habe, daß dies einzig durch Verminderung des Dienst-Etats, nach meiner Ueberzeugung aber nie durch Verminderung der Regimenter selbst geschehen könne, womit er vorerst auch einverstanden war. Morgen hoffe ich ihn so sprechen zu können, daß ich ihm werde alle entworfenen Projekte vorlegen können.

So habe ich Ew. Excellenz in kurzem Rechenschaft von dem Stand der Sache gegeben; ich werde darin mit jedem Courier fortfahren, und wünsche Ihnen immer gute Nachrichten geben zu können.

Unsre neuen Provinzen sind heute getauft:

Großherzogthum Nieder Rhein; Herzogthum Sachsen, Landgrafschaft Thüringen, Marggrafthum Lausitz; Großherzogthum Posen. Man hat die Provinzial-Würden wohl hauptsächlich wegen der Verhältnisse des Königs durch diese Provinzen zum Deutschen Reich nöthig gefunden.

Ostfriesland, Lingen und einige Paderbornsche Aemter sind an Hanover

[1]) Ostpreußisches, Pommersches, Schlesisches National-Kavallerie-Regiment.

zur Tilgung seiner Forderung von 250 000 Seelen, und gegen das Lauenburgsche und verschiedene Enclaven abgegeben. Dabey ist die unbeschränkte Schiffarth auf der Ems zu gleichen Rechten mit den Hanoverschen Eingebohrnen für uns bedungen.

Zwey Militair Straßen durch Hanover, und zwei durch Hessen sind verabredet und werden stipuliert.

Unsre Abreise ist noch ganz ungewiß; das Deutsche Bundes Werk soll vorher wenigstens in seinen Haupt Basen feststehen und man will jetzt daran gehen. In 4 Wochen wird das ja wohl beendigt seyn können . . .

Wien den 14. Februar 1815.

XXXI.

Sr. Majestät haben auf die vorgestern vorgelegten Bemerkungen und Probe Entwürfe zu bestimmen geruht:

Die Canton Bezirke sollen so groß bleiben, daß jeder derselben zwey Brigaden in sich vereinigt, von denen eine stets außerhalb des Distrikts garnisoniren könne. Gegen den Probe Entwurf zu einer solchen Canton Eintheilung ist nichts erinnert worden, und würde er, sofern nicht die künftige Civil Eintheilung des Landes Abweichungen im Einzelnen erfordert, so bleiben können.

Der Entwurf zu einer Friedens Dislokation ist auch von Sr. Majestät genehmigt, wie ich ihn vorgestern Ew. Excellenz zu übersenden die Ehre gehabt habe.

Die Armee Formation betreffend, haben Sr. Majestät das Mittel erwählt, von jedem Cavallerie Regiment eine Escadron zum Stamm der neu zu errichtenden Cavallerie Regimenter abgeben zu lassen, und auf diese Weise die Zahl der 36 Regimenter sogleich herzustellen, jedes aber vorerst nur aus 3 Eskadronen bestehen und die 4. allmälig zuwachsen zu lassen, wie Geld und sonstige Hilfsmittel es erlauben werden.

Der von Sr. Majestät selbst entworfene Plan zur Anordnung der Abgaben von allen Regimentern erfolgt in Abschrift hierbey mit der gehorsamen Bemerkung, daß er schon mit Rücksicht auf die jetzige Quartierstände der Armee berechnet ist, um weite Rückmärsche zu vermeiden.

Unstreitig ist das erwählte Mittel das schnellste, um zum Ziel zu kommen, und gewährt zugleich einen durchweg tauglichen und guten Stamm für die neuen Regimenter.

Mit der Infanterie ist es die Absicht Sr. Majestät, das ganz neu zu errichtende Magdeburgsche Regiment aus dem Stamm der Ersatzbataillone jenes Distrikts zu bilden; die übrigen Ersatz Bataillone aber aufzulösen, und nach ihrer Landsmannschaft gleich den betreffenden Brigaden einverleiben zu lassen. Der Vorschlag, die Masse der Bergschen, Lützowschen, Reicheschen

und Legions-Truppen, durch commandirte Soldaten aus unsern alten Kernregimentern vorerst wenigstens verbessern zu lassen, da man sie nicht gleich umschmelzen könne, ist von Sr. Majestät auch berücksichtigt, darüber aber noch nichts näheres festgesetzt worden.

Diese Hauptpunkte eile ich Euer Excellenz noch vor Abgang des heutigen Couriers nur flüchtig anzudeuten, indem sie wenigstens einen Umriß der Sache geben, welche erst vor einer Stunde bestimmt von Sr. Majestät ausgesprochen worden ist; ich werde nun gleich daran gehen, und sie ordnungsmäßiger zusammenstellen, um sie dann Ew. Excellenz vollständiger vorlegen zu können. Die Zusammensetzung der Garde Cavallerie Regimenter soll geschehen, wie es schon vorgestern beschlossen war, nur mit dem Unterschiede, daß die Pommersche National Cavallerie nur 2 Eskadronen zum Dragoner Regiment giebt, und die dritte vom Regiment Königin Dragoner genommen wird. Die Garde Cavallerie Regimenter sollen gleich auf 4 Eskadrons gesetzt werden. Zu Komandeuren haben Sr. Majestät die bisherigen Komandeurs des Ostpreußischen, des Pommerschen National Regimentes und des leichten Garde Cavallerie Regiments beyzubehalten, die Absicht geäußert. Alles was auf Besetzung der Comandeurs-, Brigadiers- und Generals-Stellen Bezug hat, werde ich hinhalten, bis ich darüber Euer Excellenz Instruktionen erhalte, oder Sie Ihre Vorschläge unmittelbar Sr. Majestät vorlegen wollen.

Ueber die Artillerie Formation steht nichts fest, und Sr. Majestät wünschen über die zweckmäßigste Anordnung derselben Euer Excellenz Vorschläge zu erhalten, ehe Sie darüber bestimmen.

Der König hat General Wolzogen[1]) jetzt die Aufnahme in die Armee versprochen, sobald er im Russischen Dienst verabschiedet ist, und heute den Obersten Miltitz[2]) auf seine Bitte als Obersten in den Dienst genommen, ohne sich über seine künftige Anstellung bestimmter zu erklären; ich wünschte, daß der König ihn zum Adjutanten bey sich erwählte, oder auch zum Brigadier der Sächsischen Landwehren (wenn Euer Excellenz dieser Ansicht Ihren Beyfall geben).

Was wir von der Sächsischen Armee erhalten, dürfte nach den jetzigen Anordnungen des Königs nur vereinzelt in die Märkischen und Magdeburgschen Regimenter übergehen können. Das Thüringsche Husaren Regiment soll aber nach der Meinung des Generals Wolzogen so komponirt sein, daß es fast ganz (wenigstens mit 4 Escadrons) zu uns herüberkommen würde; ich habe hiervon Sr. Majestät Anzeige gemacht. In dem Fall würde die Formation des eben so benannten neuen Husarenregiments in der vor-

[1]) Ludwig v. Wolzogen trat 24. Mai 1815 als General in preußische Dienste; vgl. Allgem. Deutsche Biogr. 44, 206 ff.

[2]) Dietrich v. Miltitz trat 1815 als Oberst in preußische Dienste; vgl. Allgem. Deutsche Biogr. 21, 759.

geschriebenen Art nicht nothwendig werden, da ohnedies der Geist unter den Sächsischen Husaren sich vortheilhaft auszeichnen soll . . .

Wien den 16. Februar 1815.

XXXII.

. . . Der Herr Staatskanzler hat mir gesagt, daß nun auch die Anstalten zur Demobilmachung der Armee (so weit sie schon möglich ist) mit Sicherheit eingeleitet werden können. Morgen hoffe ich ihn darüber ausführlicher sprechen und dem Könige deshalb Vortrag machen zu können, damit wir nur die Landwehren und so viel als von der Armee möglich ist, vom Feldetat bringen, und die Westphälischen Landwehren entlassen können, wie die übrigen.

Den Entwurf zu dem Festungsbau am Rhein übersende ich Euer Excellenz in der Anlage; nur mit Mühe habe ich ihn wieder erlangen können. Es ist, was ich erst, nachdem es geschehen, erfahren habe, beschlossen worden, außer Mainz und Luxemburg, auch Ehrenbreitstein und Philipsburg als Bundesfestungen zu betrachten, jedoch mit dem Recht der Besatzung und der Ernennung des Comandanten für die Macht allein, auf deren Gebiet sie liegen, also bey Ehrenbreitstein künftig für uns. In Bezug auf die Ausführung der Bauten und ihrer Baukosten wird dies indeß von Einfluß sein.

Unterzeichnet ist noch von den Monarchen selbst nichts, weil auch die übrigen Ausgleichungen, an denen noch gearbeitet wird, mit in die allgemeine Akte aufgenommen werden sollen; die Minister haben aber unterzeichnet und garantirt, was bisher abgemacht worden. Erfurt wird nun nicht an Weimar gegeben, und es handelt sich eben mit dem Herzoge um die Entschädigung. Weil in Euer Excellenz Schreiben an den Staats Kanzler auch dieses Punktes Erwähnung geschehen, habe ich es nicht zurückbehalten, sondern gestern abgegeben . . .

Wien den 20. Februar 1815.

XXXIII.

Nach einer heutigen Andeutung des Fürsten v. Hardenberg könnte sich unser Aufenthalt hier noch lange verzögern, wenn wie es scheint die Fürsten sich entschließen, das Ende aller noch übrigen Verhandlungen in Person hier abzuwarten; ich eile Euer Excellenz deshalb von dieser Möglichkeit, die mich schon sehr betrübt macht, zu benachrichtigen.

Es wird jetzt unverzüglich die Verfügung zur Demobilmachung der Landwehren und Entlastung der Westphälischen auf den Fuß der übrigen erfolgen. Die in Sachsen stehenden werden, so weit es angeht, auch wohl beurlaubt werden, nur die im abzugebenden Antheil dislocierten Regimenter will man jetzt vor der wirklich erfolgenden Räumung nicht noch einmal rühren und durch andere Truppen ablösen lassen.

Den Rückmarsch der am Rhein nun überflüssigen Feldtruppen wünsche ich nicht eher anregen zu dürfen, bis Euer Excellenz Vorschläge und Bemerkungen über die vorliegenden Formations- und Dislocations Projekte hier eingetroffen sind; der König sieht ihnen ebenfalls, sowie auch besonders dem Plan zur Organisation und Formation der Landwehren entgegen, um den ich nach seinem Befehl Euer Excellenz ersuchen soll.

Im politischen ist nichts vorgerückt. Die bayersche Sache beschäftigt noch einige Tage; dann werden die italienischen Reste aufgeräumt und endlich die Deutsche Bundes Akte entworfen werden. Der Gegenstand einer besonderen Verhandlung mit Rußland und uns ist die Bayonner Convention[1]), er wird wahrscheinlich morgen zu unserer Befriedigung regulirt seyn.

Die Kassen Etate sowohl für das Kriegs Ministerium als für die Armee liegen noch in den Händen des Staats Kanzlers und des jetzt kranken Ministers von Bülow; ich soll den ersteren in einigen Tagen wieder erhalten. So hat auch der Herr Staats Kanzler mir heute gesagt, er wolle die Generale von Grolman, Knesebeck und mich übermorgen über die Angelegenheiten unserer zu erbauenden Rheinfestungen sprechen, um über das, was darin zuerst anzufangen und wozu das Geld zu beschaffen seyn würde, auf ein Resultat zu kommen. Ich benachrichtige Ew. Excellenz hiervon gehorsamst infolge der neulichen Uebersendung des Müfflingschen Memoires pp., welches, da der Inhalt desselben uns allen gegenwärtig ist, bey dieser Conferenz nicht von nöthen seyn wird. Vom Resultat werde ich nicht säumen, Bericht zu erstatten.

Der Staatskanzler empfiehlt sich Euer Excellenz und wird Ihnen übermorgen selbst schreiben. Es schmerzt ihn, daß man in Berlin sehr unzufrieden ist. Wir sind es leider auch, aber wir haben mehr Zeit gehabt, uns auf das Uebel, das wir kommen sahen, zu bereiten. Ew. Excellenz werden sich einst, wenn Sie die Verkettung der Umstände ganz kennen, die auf die Verhandlungen und ihr Resultat eingewirkt haben, das meiste als natürlich und unvermeidlich erklären. Gefehlt ist vor allem darin, daß wir früher für gewiß hielten und es so aussprachen, was nicht so war. Wir haben dieser Täuschung endlich zu lange Gehör gegeben und dadurch falsche, jetzt getäuschte Hoffnungen genährt. Der Fehler — das bleibt er leider — ist aus edler Quelle entsprungen, und darum wünschte ich, daß auch das getäuschte Publikum ihn so kennen und beurtheilen mögte, was nur leider nicht zu erreichen ist.

Wien den 22. Februar 1815.

XXXIV.

Seit 8 Tagen sind unsre Angelegenheiten nicht weiter gediehen als sie waren. Die Berathungen über das, was noch festzusetzen bleibt, scheinen die

[1]) Vertrag vom 10. Mai 1808, durch den Napoleon dem König von Sachsen die preußischen Forderungen im Herzogtum Warschau für 20 Millionen Francs abtrat.

Ausführung dessen zu verzögern, was schon festgesetzt ist. Da es schwer ist, den Staatskanzler ausführlich zu sprechen, so habe ich ihm schriftlich die Bestimmungen über die Theilung der Sächsischen Armee, die Demobilmachung unserer Landwehren (es soll über die Demobilmachung aller Armeen der verschiedenen Mächte eine gemeinschaftliche Verabredung statthaben), die Bewürkung der Benutzung der Sächsischen Steinbrüche für die Bauten von Torgau und Wittenberg, und die Aufnahme des Sächsischen Banners in unsern Dienst, ans Herz gelegt; wegen des letztern wird in die Verhandlungen mit Sachsen etwas aufgenommen werden müssen, sofern die, welche zu uns übertreten wollen, Sächsische Unterthanen sind. Wohlthätig ist es gewiß, wenn die Sache zu Stande kommen könnte, und ich werde sie möglichst betreiben . . .

Die Formations Sachen werden in diesem Augenblick nicht weiter angeregt, als sie es schon sind; da Euer Excellenz mir aber in ihrem letzten gütigen Briefe schreiben, Sie wünschten zu Berichten über die Entwürfe des Königs aufgefordert zu werden, so eile ich nur zu wiederholen, daß Sr. Majestät auf Ihre Vorschläge sowohl als gutachtlichen Berichte über die bisherigen Pläne und Entwürfe, die er größtentheils eigenhändig gemacht hat, begierig wartet, und alles zu erhalten wünscht, was Euer Excellenz an Material für die künftige Organisation der Armee und Landwehr vorgearbeitet haben. Von der Abreise ist noch immer nicht die Rede, und sie kann sich noch durch Monate verziehen. Das Promemoria wegen des Canton Systems werde ich heute dem Herrn Staats Kanzler geben, und es möglichst bald Sr. Majestät vorlegen; ich darf aber im Voraus nicht bergen, daß ich kaum glaube, der König werde die Idee der Canton Bezirke ganz aufgeben, und es scheint mir, dieselbe Ueberzeugung habe Ew. Excellenz bey dem vorliegenden Projekt auch schon geleitet. Da ich es eben erst erhalten habe, so habe ich es nur erst flüchtig durchlaufen; vielleicht ist es dem Könige annehmlich zu machen, daß Er die Ergänzung der Regtr. aus anderm als ihren Canton Provinzen, durch die Zeit, daß sie außerhalb derselben stehen, zuläßt, und sie durch Wechsel nach einigen Jahren wieder in ihre Canton Provinzen zurück verlegt, wo sie wenigstens immer halb provinziert bleiben würden. Dies ist nur der flüchtige Gedanke beym ersten Durchlesen gewesen, er scheint aber des Königs Absichten mit Euer Excellenz Plane in Vereinigung setzen zu können, und auf jeden Fall werde ich mir Mühe geben, eine solche Vereinigung nach bester Möglichkeit zu bewürken.

Der Brief des Obersten Blücher enthält in sehr lakonischer Sprache sein Abschiedsgesuch[1]). Sr. Majestät wollen ihm diesen auch nicht vorenthalten; es ist recht schlimm, daß diese Sache jetzt kömt, wo so manches

[1]) Oberst Franz von Blücher, des Feldmarschalls verwundeter und gemütskranker Sohn.

zusammentrifft, die Verstimmung des Feldmarschalls mit dem Könige zu nähren. Was noch zum Guten zu wenden ist, werde ich versuchen.

Gen. Grolman hat ein Promemoria wegen Erfurth an den Herrn Staats Kanzler gegeben, welches ich heute dem letzteren eingehändigt habe. Es ist kein Bedenken mehr über die Ueberlassung von Erfurth selbst vom Herzoge von Weimar aufgestellt worden, im Gegentheil ist er dazu von Anfang gleich sehr bereit gewesen; auf die vortheilhaftesten Punkte des Gebietes hat aber General Grolman noch aufmerksam gemacht.

Wien den 27. Februar 1815.

XXXV.

Wien den 1. März 1815.

Soeben ist die Entschließung des Kaisers von Rußland bekannt geworden, den 15. d. M. von hier abzureisen; ob das ganz gewiß ist, will ich noch nicht bestimmen, aus mehreren Umständen wird es aber sehr wahrscheinlich. Wir würden alsdann wohl unmittelbar nachher aufbrechen, und mithin um den 23. bis 25. März in Berlin seyn können. Ich eile Euer Excellenz diese Vermuthung mitzutheilen und werde mit dem nächsten Courier darüber bestimmter schreiben. Gestern abend ist die Bayersche Abfindung erfolgt; wie? das weiß ich noch nicht, da ich den Staats Kanzler noch nicht gesprochen habe. Feldmarschall Blücher hat zugleich mit seinem Sohn um den Abschied geschrieben; ich vermuthe, daß der König ihn beiden nicht vorenthalten wird[1]).

Die Theilung der Sächsischen Armee geschieht noch immer nicht, so sehr ich fürchte, daß dies den General Kleist in manche Verlegenheit setzen wird. Da wir bis zur erfolgten Erklärung des Königs von Sachsen im Besitz des Ganzen (wenigstens vor jetzt) verbleiben, so will man auch vorher zu keiner Absonderung oder Theilung schreiten.

Euer Excellenz haben mich um Thorn befragt. Da es uns ohne Einschränkung überlassen ist, so können wir es allerdings als Festung betrachten und dazu erheben (denn jetzt soll es doch nur in sehr mittelmäßigem Zustand seyn) ...

Die Demobilmachung und Beurlaubung der noch zusammenstehenden Landwehr ist nun beschlossen, und wird die Ordre darüber übermorgen erfolgen.

XXXVI.

Euer Excellenz erhalten heute die Cabinets Ordre wegen Beurlaubung der Westphälischen und Elb Landwehren, und die Demobilmachung derselben; ich knüpfe aber daran die gehorsamste Bemerkung, daß mit dem nächst-

[1]) Vgl. hierüber Blücher, von W. v. Unger, II, 249 ff.

folgenden Courier auch die Cabinets Ordre über die Formation der Linien Regimenter nachfolgen wird. Nachdem ich Euer Excellenz letztes gütiges Schreiben mit dem hier wieder zurück erfolgenden Aufsatz[1]) erhielt, habe ich Sr. Majestät über den Inhalt desselben Vortrag gemacht, und demgemäß ist die Formation beschlossen worden. Es wird für jetzt noch gar nichts über die Canton Verhältnisse, nichts über die Benennung der Regimenter nach Provinzen, und auch noch für den Augenblick nichts über die Besetzung der Brigadiers Stellen erwähnt, um in diesen Partien ganz freie Hand zu behalten; aber die Formirung der Regimenter, ihrer Zahl nach, und die Art des Zusammenstoßens derselben, war nun nicht länger aufzuhalten, und ich bin sehr erfreut, daß ich die von Euer Excellenz dabey erhaltenen Weisungen noch habe vor der Ausführung zur Sprache bringen können. Die in dem Aufsatz unter Nro. 1, 3, 4 und 5 enthaltenen Punkte sind von Sr. Majestät ganz genehmigt, der sub 2 in sofern auch, als die Auswahl der für die Linie brauchbaren Offiziere und Mannschaften aus den Westphälischen und Elb Landwehren von Sr. Majestät sehr gebilligt wird; nur ist seine Absicht, daß daraus nicht besondere Regimenter formirt, sondern diese Auswahl unter die Westphälischen und Magdeburgschen Regimenter, nach Maasgabe des Bedürfnisses vertheilt werden sollen . . .

In der Politik sind wir seit meinem letzten Briefe um nichts weiter. Der Abschluß mit Bayern ist noch nicht erfolgt, wie man vorgestern sagte.

Oestreich zieht große Truppen Massen nach Italien und man glaubt, der König von Neapel [Murat] sey dazu die Veranlassung.

Wien den 3. März 1815.

XXXVII.

Euer Excellenz waren besorgt wegen einer möglichen übereilten Demobilmachung. Die Garantie unsres Besitzstandes ist aber nach der Versicherung des Staats Kanzlers so sicher gestellt, daß er ganz unangefochten bleibt, selbst wenn zwischen den kleinern Mächten noch Weitläufigkeiten entstehen sollten, wozu auch keine Aussicht ist. Es ist also von dieser Seite keine Besorgnis möglich, und andrerseits bittet der Finanzminister auf das dringendste um Minderung der jetzigen Ausgaben. Es wird indeß vorjetzt bey der bloßen Demobilmachung und Beurlaubung der Landwehr bleiben. Alle Linien Truppen bleiben auf dem Feld Etat, bis hier alles vorbey ist.

Die Oestreicher machen ebenfalls viel demobil, ziehen aber sehr starke Corps nach Italien.

Wien den 6. März 1815.

[1]) Liegt nicht vor.

XXXVIII.

Euer Excellenz sollten heute die Bestimmungen über das Zusammenstoßen der neuen Cavallerie Regimenter und über die wenigen jetzt schon auszusprechenden Vorbereitungen bey den Infanterie-Regimentern am Rhein erhalten. Folgender Umstand hat den Aufenthalt verursacht, daß die Cabinets Ordre heute noch nicht mitkömt. Das Sächsische Husaren Regiment ist über 800 Pferde stark, ganz aus Thüringen formirt, ausgezeichnet schön und voll Preußischem Geist. Von mehreren Seiten wird dies bestätigt und ich habe Sr. Majestät den Gewinn vorzustellen gesucht, dies Regiment wie es wünscht, ungetheilt herüber zu nehmen. Dies soll nun geschehen, und dagegen ist die Absicht Sr. Majestät, aus dem Lützowschen, Hellwigschen und den beiden Regimentern der Legion[1]) künftig nur drei Cavallerie Regimenter (vielleicht durch Vertheilung der ohnehin sehr schwachen Helwigschen Eskadrons) zu bilden. Das veranlaßt einige Aenderungen in der Cabinets Ordre, welche schon fertig war, und die nun mit nächstem Courier folgen wird. Die Sache wird nun, wie ich hoffen darf, sich recht gut machen. Ich habe mit Mühe zu beweisen gesucht, daß von hier aus nur das aller allgemeinste sich festsetzen läßt, und es wird wohl bey der Festsetzung alles übrigen bis Berlin (wiewohl nur ungern) sein Bewenden behalten.

Der Finanz Minister hat mir gesagt, daß er hoffe, für den Bedarf der Armee mit Inbegriff vieler auf Naturalien zu reduzierenden Gegenstände, wie z. B. das ganze Verpflegungs-Bedürfnis der Cavallerie, durch angestrengte Oekonomie 17 bis 18 Mill. aufzubringen, allein er könne diese Aeußerung nur als das Resultat sehr unsicherer und oberflächlicher Calculs geben; ich eile indeß doch, Euer Excellenz einstweilen, bis ein bessres nachfolgt, von diesem Bericht zu erstatten; zur Auffindung des fehlenden Restes habe ich dem Finanz Minister möglichst Muth zugesprochen. Bey dem Umstand, das Euer Excellenz Entwurf auf zwei Regimenter mehr berechnet war, als jetzt bestehen werden[2]), und der Aussicht, durch Beurlaubungen noch einige Ersparnisse zu bewürken, läßt sich im Stillen wenigstens auf eine befriedigende Ausgleichung rechnen, zu der der Minister von Bülow schon auch noch durch eine Zugabe das seinige beytragen wird. Er rechnet ebenfalls sehr auf die Ersparungen durch Beurlaubung, und ich habe ihm deshalb gesagt, daß ich vermuthen müßte, es sey von Euer Excellenz darauf bey der Anlage des Etats schon mit Rücksicht genommen, und es dürften also um so weniger Ermäßigungen der angesetzten Summen davon zu erwarten seyn. Der Minister von Bülow wünscht dringend, von Euer Excellenz darüber recht bald eine Notiz zu erhalten, und ich habe es übernommen, Sie davon zu

[1]) Die Freikorps von Lützow und Hellwig und die Russisch-deutsche Legion.

[2]) Es wurden 32 Infanterie- und ebensoviel Kavallerie-Regimenter gebildet, dazu die Gardetruppen. Boyen hatte 36 Regimenter vorgeschlagen.

benachrichtigen, indem ich Euer Excellenz anheimstelle, ob es möglich seyn wird, ihn auch nach seinem Wunsche schon Spezial Etats der Infanterie- und Cavallerie-Regimenter einsehen zu lassen.

Die Bayersche Angelegenheit verzieht sich noch immer, und die Spannung zwischen Bayern und Oestreich wird sehr sichtbar; sie wird aber natürlich auch nur in Reden ausbrausen und bloß unsern Aufenthalt hier in die Länge ziehen.

Die Abschiedsgesuche des Feldmarschalls Blücher und seines Sohnes hat der König dem Herrn Staatskanzler zum Vortrag übergeben lassen, und weil dieser seit einigen Tagen nicht zum Könige hat kommen können, ist die Sache noch nicht abgethan . . .

Mit großer Sehnsucht wünsche ich das Ende des hiesigen Treibens, bey dem man um Geduld und Gesundheit kömt. Der Staats Kanzler hält zwar noch aus, er ist aber sehr alt geworden, und ich bewundre, daß er die letzte Aufgabe seiner Natur nach gelöst hat.

Wien den 6. Märtz 1815.

XXXIX.

Gestern nachmittag ist aus Portoferrajo von dem dort stationirten englischen Obersten Campbell die Depesche eingegangen, daß Bonaparte mit 1200 Mann und allen auf Elba vorhandenen Waffen und Munitions Vorräthen abgesegelt ist. —

Wie dies möglich war, ist noch nicht erklärt. Campbell berichtet, er habe Bewegungen im Hafen bemerkt, sey darauf ans feste Land gereist, um Anstalten zu einer sorgfältigen Beobachtung zu machen. Bey seiner Rückkehr nach zwey Tagen habe er die Insel schon verlassen gefunden.

Bonaparte ist nordwärts gesegelt. Heute sollen schon Staffetten aus Genua mit der Nachricht hier seyn, daß er dort vorbey gegangen sey. Wenn sich das bestätigt, dürften wir ihn in wenigen Tagen in Frejus landen, und an die Spitze der Suchetschen Armee[1]) treten sehen. Ohne Einverständnis hat er das Wagstück wohl nicht unternommen; und steht in diesem Verständnis auch Soult[2]), so kann die Sache ganz ernsthaft werden. Die hiesigen Franzosen sind in der Meinung getheilt. Talleyrand behält sein kaltes Gesicht; der Vice König[3]) sieht gespannt aus, und Marie Louise ist sehr freundlich. Uebrigens sieht man merkwürdige Gestalten, und Bangigkeit und Kleinmuth treten sehr grell hervor bey denen, die der Gefahr nahe stehen. Man spricht davon, daß Fürst Schwarzenberg das Comando in Italien übernehmen soll. Sonst ist die Sache noch zu neu, um schon bestimmte Beschlüsse erzeugt zu haben.

[1]) L. G. Suchet, Herzog von Albufera, war Chef der 5. Militär-Division.

[2]) Soult, Herzog von Dalmatien, französischer Kriegsminister vom 3. Dezember 1814 bis 11. März 1815.

[3]) Prinz Eugen Beauharnais.

Der König läßt, wie Euer Excellenz aus der heutigen Cabinets Ordre ersehen können, die Landwehren noch nicht demobil machen. Teils kömmt es immer auf die nächsten Nachrichten an, ob die Sache nicht eine solche Wendung nimmt, daß auch wir noch einmal ernsthaft zur Waffe greifen müssen; und theils ist auch die Nebenabsicht wohl damit verbunden, die letzten Eindrücke durch einen neuern zu verdrängen. Ob dies vortheilhaft würken, oder bey falscher Deutung vielleicht selbst unvortheilhaft werden könnte, sind Euer Excellenz dort näher zu übersehen im Stande; im letzten Fall dürfte es vielleicht besser sein, die Sache nicht mit mehr Publizität, als die Ausführung erfordert, zu betreiben. Diese Bemerkung habe ich im Auftrage des Herrn Staats Kanzlers hinzufügen sollen.

Bis übermorgen wird vielleicht manches schon klarer seyn, und es soll unsrerseits gewiß nichts versäumt werden, was zur Sprache zu bringen ist, wenn die Sache eine ernste Wendung nimmt. General Grolman ist in diesem Fall sehr vortheilhaft hier.

Uebrigens sage ich mit wahrer Freude, daß, was von Preußen hier ist, in diesem Augenblick neben den langen Gesichtern der andern Congreß- und einheimischen Figuren eine recht erfreuliche Erscheinung gewährt, weil keiner unter uns ist, der nicht von dem Gefühl durchdrungen wäre, daß es wohlthätig so gekommen ist, um die Menschen noch einmal aus dem Schlamm des Eigennutzes, der Misgunst und Eifersucht, auf den höhern Standpunkt für das, was uns vor allem dient und ziemt, gewaltsam zu heben. Wollen sie beym Anblick der Himmelsruthe noch nicht erkennen, was Recht ist, so werden sie es schwer jemals erkennen. Uebrigens ist, was hinter uns liegt, nicht wohl geeignet, uns recht freundlich zu stimmen; dessen ungeachtet werden wir, ist es nöthig, noch einmal eben so freudig und thätig im Vordertreffen stehen.

Wien den 8. März 1815.

XL.

Euer Excellenz kann ich im Verfolg meiner vorgestrigen Nachrichten noch nichts näheres über den Mann aus Elba melden, da man seine Spur noch nicht hat. Die Oestreicher rüsten jetzt schon mit aller Macht, und Fürst Schwarzenberg geht nach Italien. Der Kaiser von Rußland hat versprochen, seine Armeen nöthigenfalls wieder zur Disposition zu stellen, und der König will die früher schon vorgeschlagenen Aushebungen am Rhein, die Abrückung der Ersatz Bataillone und früher bestimmten Garnison Bataillone nach dem Rhein, und die nöthigen Festungsbauten daselbst sogleich verfügen. Ueber den letzten Gegenstand ist der General von Grolman heute in Verhandlung mit dem Finanz Minister. Die Ordres wegen der übrigen werden morgen vollzogen werden. Die Cavallerie Formationen werden wohl ihren Gang

gehen, mit dem Unterschiede, daß alles, was nach dem Formations Tableau am Rhein sich formiren kann, nicht nach der Elbe zurückgezogen wird . . .

Wien den 10. März 1815.

XLI.

Napoleon ist am 1. d. Mts. in Frankreich bey Antibes ans Land gegangen, hat das Fort dieses Namens wegnehmen wollen, ist aber abgeschlagen worden, und setzt seinen Marsch über Graffe, also auf der Tour nach Grenoble fort.

Briefe vom 5. d. M. aus Paris, welche eben eintreffen, erwähnen noch nichts von der ganzen Begebenheit.

Den heutigen Cabinets Ordres habe ich nur folgende Notizen in der Eile an Euer Excellenz beyzufügen [1]):

Es ist heute früh beschlossen, die Elb-Landwehren auch sogleich nach dem Rhein in Marsch zu setzen. General Grolman hat den Entwurf zu einer Eintheilung der Armee Corps gemacht, der von Sr. Majestät angenommen ist. Die Landwehren der alten Provinzen werden eingezogen und in Marsch gesetzt werden, sobald man die ersten Nachrichten aus Paris hat, nach welchen sich die künftige Gestalt der Sache sehr wahrscheinlich schon wird beurtheilen lassen.

Feldmarschall Blücher wird das Armee Comando und den Befehl erhalten, nach dem Rhein abzugehen; seyn Abschieds Gesuch hat jetzt seine Kraft verloren, und der König wird es nicht bewilligen.

Heute wird von den Ministern der Beschluß besprochen werden, den der Staats Kanzler zur Sprache gebracht hat, daß sogleich der definitive Länderbesitz ausgesprochen wird, damit die Masregeln in der neuen Aquisition ohne Hindernis genommen werden können, welche die Umstände erheischen. Mit dieser Publication wird zugleich die Ausführung des Gesetzes über die allgemeine Dienstverpflichtung auch für die neuen Provinzen befohlen werden.

Alle russischen Truppen werden in Bewegung gesetzt, und die Oestreicher sind sehr thätig.

Heute sind die Diplomatiker von Preßburg zurückgekommen [2]). In wenigen Stunden hoffe ich das Resultat ihrer Sendung an den König von Sachsen zu erfahren. Vielleicht kann ich es Euer Excellenz noch heute mittheilen.

General Gaudi ist von den Verfügungen über die Ersatz Bataillone und von dem, was morgen noch über die Elb Landwehren abgehen wird, durch mich sogleich in Kenntnis gesetzt, damit er die Zwischenzeit, bis er Euer Excellenz Befehle zur Ausführung erhält, die nöthigen Vorbereitungen treffen kann.

Wien den 12. März 1815.

[1]) Vgl. hierzu Meinecke, Boyen, II, 38 ff.

[2]) Der König von Sachsen war von Friedrichsfelde bei Berlin nach Preßburg übergesiedelt (vgl. voriges Heft S. 86).

(Nachschrift.) Die Cabinets Ordre wegen dem Festungsbau ist von General Grolman entworfen; ich habe sie dem Minister von Bülow noch schnell mitgeteilt, und sie ist von ihm schon presentirt.

XLII.

Ich komme soeben vom Fürsten Hardenberg, der in der Conferenz mit Fürst Metternich, Wellington und Talleyrand nach ihrer Rückkehr von Preßburg gewesen ist. Der König von Sachsen hat feierlich gegen die Abtretung protestirt und sich darüber in einer Note erklärt, worin er auf Unterhandlungen noch zu hoffen scheint. Man hat ihm geantwortet, daß es dazu zu spät sey, und keine Mittelstraße für ihn mehr stattfinde. In der heutigen Conferenz ist hierauf einstimmig beschlossen, daß wir sogleich in den förmlichen Besitz unseres Antheils von Sachsen treten, den Sächsischen Antheil aber bis auf Weiteres provisorisch wie bisher verwalten werden. Eben so ist die unverzügliche Besitzergreifung der übrigen uns zufallenden Provinzen nun beschlossen und allgemein genehmigt worden; die Publication wird in zwey bis 3 Tagen erfolgen, und der Staats Kanzler hat mir aufgetragen, Euer Excellenz aus diesem Grunde zu bitten, daß Sie die Rekruten Aushebung in den Rheinprovinzen nicht früher, als die offizielle Publication des Bezirkes erfolgt, in Ausführung bringen lassen mögten, und sie möglichst in einem mäßigen Verhältnis zur Bevölkerung anzuordnen, damit die Last davon nicht zu plötzlich fühlbar würde. Wie weit Euer Excellenz darauf werden Rücksicht nehmen können, habe ich dem Herrn Staats Kanzler nicht sagen können, und vielleicht fehlt es Euer Excellenz selbst dazu an bestimmten Daten in diesem Augenblick; die Aushebung selbst aber kann, wie ich dem Herrn Staats Kanzler versichert habe, ohnedies so schnell nicht erfolgen, daß nicht einige Tage zu den Anordnungen erforderlich wären.

Von Napoleon weiß man nichts näheres. Einige Franzosen glauben, er sey ohne alles Einverständnis und nur im Vertrauen auf seyn Glück übers Meer gegangen. St. Marsan[1]) ist aber anderer Meinung, und hält es glaublich, daß Soult einverstanden sey.

Wien den 12. Maertz 1815.

XLIII.

[Ohne Datum. März 1815.]

Was ich Euer Excellenz von dem Armee Comando des Feldmarschalls F. Blücher geschrieben habe[2]), könnte, wie ich eben vernehme, in der Stellung einige Aenderung erleiden; doch ist das sehr ungewiß, und ich habe diese Bey-

[1]) Marquis St. Marsan, sardinischer Vertreter in Wien, vorher französischer Gesandter in Berlin.

[2]) Vgl. Nr. XLI.

lage daher nur für eine vielleicht überflüssige Vorsichts Maasregel gehalten, um Euer Excellenz ganz zu orientieren.

(Nachschrift.) Die Ordre wegen der Elb Landwehren, von der ich glaubte, sie würde morgen erst vollzogen, kömt heute schon mit.

XLIV.

Euer Excellenz Plan zur Errichtung der Landwehr im Frieden ist von Sr. Majestät sehr aufmerksam gelesen, und ganz genehmigt worden. Folgende Bemerkungen hat der König dabey, als Er ihn mir zurückgab, mündlich gemacht.

ad. 4. Die Schützen Bataillone würden besser Füsilier Bataillone heißen, wenn sie auch zum Theil aus den durch die Armee gegangenen Freiwilligen beständen.

ad. 26. Es würde gut seyn, wenn die Landwehr Escadronen gleiche Stärke mit denen der Linien Regimenter erhalten könnten. (Die Möglichkeit, sie so hoch zu bringen, ist hierbey freilich die erste und wichtigste Erwägung.)

ad. 27. Sr. Majestät glauben, daß es besser seyn dürfte, die Garnison-Bataillone im Kriege nicht durch Mannschaften aus der Landwehr zweyten Aufgebots zu augmentiren, sondern sie, wie es im letzten Kriege geschah, zur Ausarbeitung von Rekruten für die Armee zu benutzen, und deshalb durch Rekruten zu ergänzen; die zur Besetzung der Festungen bestimmten Landwehr Bataillone zweyten Aufgebots aber ungetrennt zu belassen. Ich glaube, daß auch hiergegen sich manches bemerken läßt, auch war das Vorstehende nur als Meinung von Sr. Majestät geäußert. Hieran soll ich auch den Gedanken anknüpfen, ob sich nicht mit Vortheil einige Garnison Compagnien für die Artillerie errichten ließen?

ad. 36. Es sey die Frage, ob man die Landwehr im Frieden, wo sie nur 14 Tage im Jahre zusammen komt, nicht in Jacken und Mäntel (da der Mantel immer nicht zu entbehren sey) kleiden könne, um die Litewken dadurch zu ersparen.

Indem ich nicht säume, Euer Excellenz mit diesen Bemerkungen Sr. Majestät gehorsamst bekannt zu machen, habe ich nur hinzuzufügen, daß der Aufsatz zur nochmaligen Durchsicht sich jetzt wieder in den Händen des Königs befindet.

Wien den 15. März 1815.

XLV.

Aus Paris sind heute Nachrichten vom 7. d. M. eingetroffen. Es ist in Frankreich alles ruhig. Der König hat beyde Kammern versammelt und man hat einstimmig Bonaparte vogelfrey erklärt. Das beyliegende Blatt enthält eine Erklärung des hiesigen Congresses über diesen Mann[1].

[1] Die bekannte Erklärung vom 13. März 1815.

Von Toulon und Lyon marschiert man gegen ihn, und Massena hat Berichte darüber an Ludwig XVIII. geschickt, die sehr viel Ergebenheit und Treue ausdrücken.

Die Schwester Bonapartes, die in Livorno unter Aufsicht gestellt ist[1]), hat erklärt, er sey ohne alle Einverständnisse, und nur von seinem unruhigen Geist und der Hoffnung auf sein Glück getrieben, nach Frankreich gegangen. Es scheint diesmal nicht bis zum Ernst zu kommen, und die großen Armeen, die schon in Marsch gesetzt wurden, als der Mann noch auf dem Meere schwamm, werden wohl vergebens aufgebrochen seyn. Indeß ist gewiß das Zusammentreffen Napoleons mit den ersten Französischen Truppen noch ein entscheidender Moment, den man abwarten muß, bevor man das Heft ganz aus der Hand legt.

Schon mit dem letzten Courier wollte ich Euer Excellenz den hier angeschlossenen Entwurf zu einer Eintheilung der Armee in Corps übersenden, den der General Grolman gemacht und den der König im allgemeinen genehmigt hat[2]). Durch den Marsch der Elb-Landwehren werden die beiden ersten Armeekorps in den Stand gesetzt, sich gleich schlagfertig zu machen. Das dritte würde einstweilen zu den Festungsbesatzungen am Rhein dienen, und die übrigen erst dann zusammengezogen werden, wenn die Nothwendigkeit eines längern und ernsthaftern Kampfes einträte. Der König hat vorläufig auch den Vorschlag gebilligt, die ersten drey Corps den Generalen v. Zieten, Borstell und Thielmann, die letzten drey den Generalen Gr. Yorck, Bülow und Tauentzien (oder Pr. Wilhelm) und die sämtlichen Truppen der norddeutschen Fürsten dem General Gr. Kleist zu geben. Die Beweggründe zu diesen Vorschlägen darf ich wohl nicht weiter entwickeln. Der Fürst Blücher und General Gneisenau sollten nach dem Rhein abgehen, und wahrscheinlich hätte der Feldmarschall, unter dessen Befehl auch die drey letzten Corps mitgestanden hätten, nicht zugleich mit dem General v. Gneisenau abreisen dürfen. Wie die Sache sich nach den heutigen friedlichen Nachrichten stellen wird, ist nun die Frage; vielleicht kann ich noch bis zum Abend Euer Excellenz darüber etwas Bestimmteres schreiben. Auf allen Fall scheint die Lage nicht so dringend zu werden, daß große Eile in den Anstalten nöthig wäre. General Gneisenaus Abreise wäre aber in mehrerer Hinsicht nützlich.

Der König hat den Moment der Bereitwilligkeit, die der Kaiser von Rußland zeigte, zum Antrage eines neuen Remonte-Ankaufs von 2000 Pferden nach den nämlichen Bedingungen, unter welchen der erstere stattfand, nutzen lassen, und er ist uns auch schon mit ziemlicher Gewißheit zugestanden, wenn nicht die friedlichen Aussichten die Sache rückgängig machen; General Schöler[3]) wird sie möglichst betreiben. Wenn sie nicht fehl schlägt, so wird dadurch

[1]) Pauline Borghese.
[2]) Einteilung in sechs Armeekorps.
[3]) Vgl. im vorigen Heft S. 68.

größtenteils die Schwierigkeit gehoben, welche Euer Excellenz in Ihrem Bericht an Sr. Majestät über die künftige Remontirung der Armee entwickelt haben. Mit dem darin aufgestellten Grundsatz, die Pferde im Frieden bey der Cavallerie nicht zu alt und unbrauchbar werden zu lassen, hat sich Sr. Majestät sehr einverstanden erklärt. Die übrigen Gegenstände wird der Herr Staats Kanzler mit dem Finanz Minister v. Bülow in Überlegung nehmen, bevor der König sich darüber erklärt.

Eben kam ich vom Könige. Wie über den Feldmarschall und Gen. Gneisenau für den Augenblick disponirt ist, erfahren Euer Excellenz aus der Abschrift der Cabinets Ordre an beide. Zugleich ist der Sache des Obersten Blücher die einzige Wendung gegeben, welche ihr schonend zu geben war. Sein Abschieds Gesuch war unterschrieben: „Blücher, vormals Oberst" usw. Darauf bezieht sich die Cabinets Ordre des Königs. Leider kann ich heute das Gesuch selbst nicht beyfügen lassen, weil es beym Staats Kanzler sich befindet und der Courier sogleich fort soll, ich werde es Euer Excellenz deshalb nachsenden.

Wien, den 16. März 1815.

XLVI.

Soeben geht die Nachricht hier ein, daß die ersten beiden französischen Regimenter, welche Bonaparte vor Grenoble entgegengeschickt wurden, zu ihm übergegangen sind. Sie verweigerten dem General Marchand, der sie comandirte, den Gehorsam, wollten nicht Feuer geben, und als Napoleon, die Hände auf dem Rücken, ihnen entgegen gieng, und sie anredete: Hier ist Euer General, traten Sie über. General Marchand für seine Person ist darauf genöthigt gewesen, Grenoble zu verlassen und Napoleon hat es besetzt. Er zählt jetzt 6000 Mann und geht auf Lyon, wo Artois [1]) schon angekommen war. Hier wird sich wahrscheinlich der Charakter, den die ganze Sache annehmen wird, entscheiden. Es werden wohl heute noch mehrere Beschlüsse gefaßt werden, die ich noch eilen werde Euer Excellenz mitzutheilen. —

Wien den 17. März 1815.

In diesem Augenblick geht eine Depesche des Generals Gr. Goltz [2]), aus Paris ein, die die Nachricht einer großen Bestürzung in Paris enthält. Napoleon ist am 10ten in Bourgoing unweit Lyon gewesen, und konnte den 11ten dort sein. Die französischen Prinzen waren von Lyon schon wieder abgereist. Man fürchtet Verrath von Soult, der aber sich nichts merken läßt. Sehr auffallend ist es, daß bis Lyon kein Schuß gegen Napoleon gefallen ist.

[1]) Graf Artois, später König Karl X.

[2]) General Graf Karl Heinrich Friedrich v. Goltz, Allgem. Deutsche Biogr. 9, 358.

Unter diesen Umständen ist es wohl Zeit, nun eilig Hand ans Werk zu legen, und es ist in diesem Augenblick bestimt, daß die sämtlichen Landwehren eingezogen und nach Maasgabe, wie sie marschiren können, nach der Oder aus Preußen, Pommern, Schlesien herangezogen, die Kurmärkischen aber und die Linien Regimenter, welche im Eichsfelde und dem Magdeburgschen stehen, nach dem Rhein geschickt werden. Morgen werden die Ordres dazu vollzogen werden. Ich eile Euer Excellenz im Voraus davon zu benachrichtigen, mit der Bitte den Herrn Gen. Lt. v. Gneisenau davon zugleich geneigtest in Kenntnis setzen zu wollen.

Wien den 17. Maerz 1815.
Nacht 2 Uhr.

Eben als ich den Courier abfertigen will, erhalte ich vom Herrn Staats Kanzler noch die Nachricht einer neuen Depesche, welche an Talleyrand gekommen ist, wonach Soult seiner Stelle entsetzt und Marmont Kriegs Minister seyn soll. Die alten Garden, welche die Garnison von Metz ausmachen, haben sich für Napoleon erklärt, und mehrere Armee Corps sind im Zustand des Aufruhrs: die Sache kömt schnell zur Reife. —

XLVII.

In Paris war bis zum 12. d. M. alles unverändert, und noch keine Nachricht von Napoleons Ankunft in Lyon; dagegen schien der König sich auf eine Möglichkeit der Abreise von Paris zu bereiten, was gewiß sehr nachtheilig würken würde, wenn es zu früh geschähe.

Euer Excellenz Briefe an den Staats Kanzler und an Sr. Majestät sind angekommen. Es war früher schon beschlossen dahin zu arbeiten, daß wir jetzt festen militairischen Fuß in Norddeutschland fassen, den Einfluß auf Mainz ungetheilt erhalten und den provisorischen Besitz von Sachsen nicht aufgeben, bevor der Krieg beendigt ist. Alle diese Gegenstände werden auch wie ich höre durchgehen, wie wir es verlangen.

Die definitive Besitznahme unsrer neuen Provinzen ist nun auch unbestritten zugegeben, und die Verhandlung darüber wird heute abgeschlossen. Dann erhalten Euer Excellenz morgen die Bestimmung des Königs, daß das Militair Gesetz[1]) vom 3. Sept. 1814 sogleich in den alten und neuen Provinzen ausgeführt und nach dem Plan, den Euer Excellenz dem Könige eingereicht haben — im allgemeinen verfahren werden soll. Vorerst wird man sich aber darauf beschränken müssen, in den alten Provinzen die schon bestehenden Regimenter wie sie sind beyzubehalten, und in den neuen sogleich die Formation der ihnen verhältnismäßig zufallenden Landwehr zu verfügen.

[1]) Vgl. im vorigen Heft S. 67.

Für eine aufmunternde Bekanntmachung an die Nation über den Stand der Sachen, und die Nothwendigkeit noch einmal die Waffen zu ergreifen, wird gesorgt.

Die deutschen Fürsten erhalten die Anweisung, ihre Truppen sogleich bereit zu stellen, und General Zastrow[1]) erhält den Befehl, nach Cassel, Weymar u. s. w. zu gehen, um sie zu revidieren und die Mobilmachung zu betreiben. Er wird sodann in Cassel als Militair Gesandter für diese sämtlichen Fürsten bleiben . . .

Mit England ist ein neuer Subsidien Traktat entworfen, dem Lord Wellington die Genehmigung so weit verheißen hat, als er es bey dem gänzlichen Mangel an Instruktion für einen solchen unerwarteten Fall thun kann . . .

XLVIII.

Euer Excellenz freue ich mich unendlich, in eben dem Augenblick, da ich Ihren Brief vom 18. zu erhalten die Ehre hatte, mit der Nachricht entgegenkommen zu können, daß der König Ihre Herbeyrufung schon beschlossen hat, wie die gleichzeitig mitfolgende Cabinets Ordre darthut. Daß das nicht früher geschehen war, lag in dem höchst traurigen Mißverhältnis unsers hiesigen Aufenthalts, dessen Ende wir von 14 Tagen zu 14 Tagen immer entgegen gesehen haben, und zuletzt in der Ueberzeugung, daß in den ersten Anordnungen zum Kriegs Zustande nicht so viel Zeit verloren gehen durfte, als durch Euer Excellenz Reise hierher verloren gegangen wäre. Nachdem dieser erste Anstoß gegeben ist, wartet der König recht sehnlich auf Euer Excellenz, weil er sehr lebhaft fühlt, daß ohne die gestörte Einheit kein Heil ist, und weil er erkennt, wie nöthig Ihre Gegenwart in vieler Beziehung hier ist, ich mögte sagen in aller.

Niemand kann schmerzhafter die Trennung der Geschäfte und Ihre Entfernung gefühlt haben als ich. Wenn Euer Excellenz meiner Gesinnung Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so werden Sie gefühlt haben, welche qualvolle Existenz ich die letzten 4 Monate geführt habe. Um keinen Preis mögte ich sie noch einmal so durchleben.

Was für unsre Rüstungen geschehen ist, hat leider nur Stückwerk seyn können; die unglückliche Verzögerung der offiziellen Besitzergreifung in unsern neuen Provinzen hat alles gehemmt, was darin hätte geschehen können, und ich weiß noch in diesem Augenblick nicht, welchen Eindruck die bereits befohlene Theilung der Sächsischen Armee bey der dortigen Spannung erzeugen wird, da nicht zugleich die Publication der Besitz Ergreifung erfolgt ist, wie es geschehen sollte.

[1]) Friedrich Wilhelm Christian von Zastrow, Allgem. Deutsche Biogr. 44, 721.

In dem Armee Formations Entwurf ist Gen. Lt. Thielmann, obgleich er noch Russischer General ist, schon mit einem Commando aufgeführt. Die Nothwendigkeit, ihn bald über seine Bestimmung sicher zu stellen, und noch andere Rücksichten haben dies geboten, die Euer Excellenz nicht entgehen werden. Der Kaiser wird jetzt um seine Verabschiedung ersucht werden, damit die Sache ihre Form erhält[1]).

Von Paris ist nichts von Entscheidung gemeldet worden. Der König scheint auf dem Sprunge zu stehen, hält aber noch aus, und Napoleon rückt immer vor, ohne daß es zu Gefechten kömt. Gen. Kleist schreibt, daß die Garnison von Metz ihm mit 100 Kanonen entgegen gezogen ist, um ihn zu schlagen. Gott gebe es; ich glaube aber nicht daran.

Sehr gespannt ist unser König auf die Antwort des Feldmarschalls Blücher. General Gneisenau ist hoffentlich schon abgereist, und wird am Rhein viel zu thun kriegen; manches liegt dort im Argen, wie es scheint. General Müffling schreibt mir, die Westphälischen Landwehren könnten 4 Wochen nach erhaltenem Befehl marschfertig seyn.

Der Himmel gebe Euer Excellenz Glück zu Ihrer Reise[2]). Mit schmerzlichster Ungeduld erwartet Ihre Ankunft, sowie mit treuer Ergebenheit

Wien, den 23. Maertz 1815. Thile.

[1]) Freiherr v. Thielmann trat als Generalleutnant in preußische Dienste und erhielt den Oberbefehl über das III. Armeekorps; vgl. v. Petersdorff, General J. A. Freiherr v. Thielmann, S. 285.

[2]) Boyen verließ am 27. März Berlin.

Was haben wir am Alten Teſtament?

Von

Hermann Gunkel.

Was bleibt vom Alten Teſtament? In dieſer Frage iſt die Vorausſetzung eingeſchloſſen, daß manches vom Alten Teſtament, woran vergangene Geſchlechter geglaubt haben, gefallen iſt, daß wir nicht mehr alles das, was ſie am Alten Teſtament zu beſitzen vermeinten, feſthalten können und wollen. Fragen wir zunächſt, wie dieſer Wandel geſchehen, wie es gekommen iſt, daß das Alte Teſtament der gegenwärtigen Generation in anderem Lichte erſcheint als unſeren Vorfahren. Die chriſtliche Kirche hat bei ihrer Entſtehung die Sammlung der alttestamentlichen Schriften zugleich mit der Lehre darüber empfangen, daß dieſes Buch ein Werk Gottes ſelber, vom heiligen Geiſte eingegeben ſei. In den erſten chriſtlichen Jahrhunderten iſt das Neue Teſtament dem Alten an die Seite getreten; aber die Hochſchätzung des Alten iſt dieſelbe geblieben. Und ſo ſind beide Sammlungen durch faſt zwei Jahrtauſende überliefert, beide gleichermaßen als Gottes Wort und als Quelle der reinen Lehre geltend, worin jeder Satz, ja jeder Buchſtabe göttlich und unfehlbar iſt. Dieſe abſolute Schätzung des Alten Teſtaments aber, die faſt ungebrochen bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts geherrſcht hat und auch in der Gegenwart noch keineswegs ausgeſtorben iſt, ſondern, wenn auch mehr oder weniger geſchwächt, in beſtimmten Kreiſen bis heute fortdauert, iſt durch die entſtehende und jetzt ſchon längſt zu einer Großmacht emporgewachſene Bibelwiſſenſchaft zuerſt bezweifelt, dann angefochten, ſchließlich in ihren Grundfeſten erſchüttert, wenn nicht völlig zerſtört worden.

Manche derjenigen Gedanken, welche die Wiſſenſchaft bei dieſem Werke erwogen hat, ſind allmählich allgemein bekannt geworden. Einige davon ſeien hier kurz angedeutet:

Die Überlieferungen über die Verfaſſer der alttestamentlichen Schriften, die uns im Kanon ſelbſt, etwa in den Überſchriften, oder außerhalb der Bibel zugekommen ſind, haben ſich zu einem nicht geringen Teil als irrtümlich herausgeſtellt: im Buche Jeſaias z. B. rühren nur gewiſſe Stücke von dem alten Propheten Jeſaias her. Das Buch Daniel ſtammt nicht aus dem babyloniſchen Exil, ſondern aus bei weitem ſpäterer Zeit. Das Buch der Sprüche iſt ebenſowenig von Salomo geſchrieben wie der Prediger oder das Hohe Lied. Die nach David genannten Pſalmen ſtammen im ganzen nicht von dieſem; ja, es fragt ſich, ob auch nur ein einziger Pſalm

davidisch ist. Auch die Meinung, die ersten fünf Bücher hätten Moses zum Verfasser, ist ein Irrtum der Überlieferung; diese Bücher stammen überhaupt von keinem einzelnen Schriftsteller her, sondern sind eine allmählich zustande gekommene Sammlung von älteren Quellenschriften, die ihrerseits in ganz verschiedenen Zeitaltern geschrieben sind; und nur für ganz wenige unter diesen Quellen kann auch nur die Frage, ob sie mosaisch seien, aufgeworfen werden. Es sei noch hinzugefügt, daß diese Behauptungen gegenwärtig Gemeingut der Wissenschaft geworden, und daß auch die sogenannten „Positiven" unter den alttestamentlichen Forschern ihnen beigetreten sind.

Dazu die mancherlei Bedenken gegen die Glaubwürdigkeit vieler biblischer Erzählungen. Die Naturwissenschaft hat längst erkannt, daß die Reihenfolge der Schöpfungswerke in der großen Schöpfungsgeschichte am Anfang der Bibel keineswegs modernen Annahmen entspricht: besonders auffallend ist, daß die Pflanzen darin vor den Gestirnen erschaffen werden. Es erscheint uns jetzt kindlich, an das Wunder des Elisa zu glauben, der einmal ein eisernes Beilblatt auf dem Wasser schwimmen ließ. Der moderne Mensch lächelt, wenn man ihm als geschichtliche Tatsachen erzählt, daß einst eine Eselin den Mund geöffnet und gesprochen habe, daß ein Mensch drei Tage lang im Leibe eines großen Fisches geweilt habe und lebendig wieder herausgekommen sei, oder daß die ersten Menschen jahrhundertelang gelebt hätten.

Auch die mancherlei inneren Widersprüche im Alten Testament sind nicht unbemerkt geblieben. Wie kann sich z. B. Kain ein Weib nehmen und eine Stadt bauen zu einer Zeit, da noch gar keine Menschen auf Erden waren?

War aber durch solche Beobachtungen das Ansehen der Bibel erschüttert, so konnten sich auch Bedenken gegen die Religion und Sittlichkeit des Alten Testaments hervorwagen. Und wie vieles gibt es doch darin, was dem reinen, unverbildeten Empfinden mehr oder weniger, zum Teil aber in höchstem Grade anstößig sein muß! Jakob lügt und betrügt und erwirbt sich den göttlichen Segen; umsonst hat man versucht, den Gedanken einer göttlichen Erziehung und der Besserung des Schalkes in diese Erzählung einzutragen; vielmehr wird in der Geschichte selbst kein Wort laut, das den Betrug an Isaak mißbilligte. Abraham gibt in Ägypten sein Weib fälschlich für seine Schwester aus, und der Handel nimmt durch Gottes Eingreifen ein gutes Ende. An anderen Stellen befremdet uns das enge Verhältnis, in dem die Religion mit dem Volke und den nationalen Interessen steht. Jahve ist Israels und keines andern Volkes Gott. Israels Kriege gelten ohne weiteres als Jahves Kriege. Schreckliche Flüche sendet der israelitische Fromme gegen den Feind seines Volkes, ohne das Unrecht eines solchen Verfahrens irgendwie zu empfinden:

„Heil dem, der erfaßt und zerschmettert
deine Kinder am Felsen"!

Das Buch Esther, das blindlings für die Juden gegen die Heiden Partei nimmt, kann ein Christ und ein Deutscher nicht ohne große Abneigung betrachten, wie das schon Luther in großartiger Unbefangenheit getan hat. Der Philosoph Paulsen, ein im tiefsten Herzen frommer und edler Mann, dessen unbestechliches Urteil beanspruchen kann, von jedem gehört zu werden, sprach mir einst seinen Abscheu aus gegen die entsetzlichen Massenmorde im Buche Josua, blutige Taten, die dadurch kaum erträglicher werden, daß sie nicht in der Wirklichkeit, sondern nur auf dem Papier begangen worden sind. Also auch die Meinung, das Alte Testament sei ein sicherer Führer zu wahrer Religion und Sittlichkeit, ist nicht länger zu halten.

Es ist begreiflich, daß sich in dem vergangenen Jahrhundert um diese und ähnliche Anstöße am Alten Testament, die sich bis ins Unendliche vermehren ließen, ein heftiger Kampf entsponnen hat. Die Gegner der Religion und der Bibel griffen sie auf, um darüber zu spotten. Die frommen Freunde der Bibel waren nur allzu bereit, in solchen Bedenken, die den Forschern doch durch die Wahrheitsliebe eingegeben waren, nichts als Ausflüsse des Unglaubens zu sehen. Auch Rassengegensätze sind, besonders in der letzten Zeit, aufgetaucht: es schien stark national empfindenden Deutschen unwürdig, daß ein von Semiten geschriebenes Buch im deutschen Geistesleben einen so großen Einfluß haben sollte; darum gilt der Bibelforscher, der dem Alten Testament hohen Wert beimißt, in diesen Kreisen als voreingenommener „Philosemit". Anderseits war jüdische Volkseitelkeit geneigt, jedes Bedenken gegen die Religion oder Sittlichkeit des Alten Testaments als eine Feindseligkeit gegen das Judentum der Gegenwart zu brandmarken; und darum gilt hier der kritische Bibelforscher als „Antisemit". Beide Beurteilungen wird der Forscher leicht tragen können; sie seien hier nur erwähnt, um die ganze Verwirrung der Lage zu kennzeichnen. Besonders hat es der richtigen Auffassung vom Alten Testament geschadet, daß viele Laien das alte Israel ohne weiteres den unter uns lebenden Juden gleichsetzen, wobei sie den ungeheuren Zeitraum, der zwischen der Gegenwart und jener Vorzeit besteht, nicht mit in die Rechnung aufnehmen und nicht bedenken, daß die unermeßlichen Veränderungen, die mit Israel in drei Jahrtausenden geschehen sind, unmöglich ohne Einfluß auf seinen Volkscharakter haben bleiben können. Es würde etwa so sein, wie wenn sich ein Engländer die alten Germanen nach dem Muster der deutschen Kellner in London vorstellte. Und nun kommt noch hinzu, daß viele Halbunterrichtete die ehemalige absolute Schätzung des Alten Testamentes nicht vergessen können. Ihre geschichtliche Bildung ist oft groß genug, um sie die Unterschiede zwischen Altem und Neuem Testament empfinden zu lassen, aber nicht umfassend genug, um sie zu befähigen, ein solches antikes Buch unbefangen zu lesen. So wird gegen das Alte Testament in solchen Kreisen als Vorwurf geltend gemacht, was bei Homer oder im Nibelungenliede ganz ohne Anstoß wäre: durch Jakobs Betrug fühlt man

sich verletzt, aber daß Odysseus beständig mit Lügen umgeht, liest man mit Vergnügen; der Rachegeist alttestamentlicher Dichtungen bereitet Anstoß, aber das heroische Bild der langrächenden Kriemhilde schaut man mit Entzücken. In besonders schwieriger Lage gegenüber dem Alten Testament befinden sich — das ist ein öffentliches Geheimnis — nicht wenige Volksschullehrer, denen im Seminar eine veraltete Anschauung von der Bibel vorgetragen worden ist, und die sich dann später Bedenken und Anstößen, wie sie oben geschildert worden sind, nicht haben verschließen können. Trotzdem zum Unterricht im Alten Testament durch ihr Amt gezwungen und oft ohne umfassende und eingehende Belehrung darüber, wie die neuen Anschauungen darüber Kindern nahezubringen seien, seufzen sie wie unter einem schweren Druck. Darum darf sich niemand wundern, wenn wir den Ruf zu uns herüberschallen hören: fort mit dem Alten Testament aus dem Volksschulunterricht! Haben wir ein Recht, christliche Kinder in das heilige Buch der Juden einzuführen? Und nicht nur die Lehrer fragen so. Wie viele unserer Zeitgenossen im stillen am Alten Testament Anstoß nehmen, hat der Bibel-Babel-Streit gezeigt; wie manche unserer Gebildeten und Halbgebildeten, als sie damals hörten, im Alten Testament sei einiges babylonischen Ursprungs, waren schnell bereit, das Ganze über Bord zu werfen! Wer also aufmerksam in unsere Zeit hineinhört, der vernimmt die stürmische Frage: was bleibt uns noch vom Alten Testament?

Auf diese Frage ist die alttestamentliche Wissenschaft imstande, eine klare Antwort zu geben. Sie vermag es; denn sie hat sich seit nunmehr anderthalb Jahrhunderten, zuerst unsicher tastend, dann immer sicherer vorwärtsschreitend, eine deutliche Anschauung vom Alten Testament erarbeitet. An erster Stelle unter denjenigen, die uns diese Erkenntnisse erworben haben, sei mit Ehrerbietung Wellhausens Name genannt. Mit einem unendlichen Aufgebot von Scharfsinn, von geduldiger Untersuchung im kleinen, von genialer Anschauungskraft im großen hat die Forschung ein gewaltiges Gemälde von der Geschichte des Volkes Israel, seiner Religion und seiner Literatur entworfen. Dabei hat sie in aller Entschlossenheit mit dem alten Inspirationsglauben gebrochen. Die Bibel ist ihr zunächst ein menschlich gewordenes Buch. Sie hat ihr den Heiligenschein genommen, hat sie vom Himmel heruntergeholt und mitten auf die Erde gestellt. Ob und in welchem Sinne der Offenbarungsglaube dabei noch möglich ist, soll am Schluß dieser Zeilen kurz angedeutet werden. Sicher aber ist dies, daß die Wissenschaft das Alte Testament und das Volk Israel zunächst mit denselben Methoden behandeln muß wie jedes andere Buch und jedes andere Volk. Demnach erhebt die Bibelforschung auch den wohlbegründeten Anspruch, in den Kreis der übrigen historischen Wissenschaften als vollberechtigtes Mitglied zu gehören. Aber gerade dadurch, daß wir das Alte Testament so menschlich genommen haben, haben wir seine wahre weltgeschichtliche Größe erst wieder entdeckt. Und so

antworten wir auf die Frage: was haben wir am Alten Testament? in aller Ruhe und mit aller Bestimmtheit: viel, sehr viel haben wir am Alten Testament.

Zunächst haben wir am Alten Testament eine fast unübersehbare Fülle künstlerischer Anregung. Es ist bekannt, daß einer der deutschen Klassiker der große Entdecker der Schönheit des Alten Testamentes gewesen ist, und daß der die gesamte Kultur umfassende Goethe diese Entdeckung teilnehmend begleitet hat. „Erinnern wir uns nun lebhaft jener Zeit," so schreibt er in den Noten und Abhandlungen zum Westöstlichen Divan, „wo Herder und Eichhorn uns hierüber persönlich aufklärten, so gedenken wir eines hohen Genusses, dem reinen orientalischen Sonnenaufgang zu vergleichen". Im Prolog zu seiner größten Dichtung hat er den Prolog des Buches Hiob vor Augen, und im Schlußakt des zweiten Teils desselben Gedichtes, wo sich Engel und Teufel um Faustens Seele streiten, klingt eine jüdische Legende nach, in der dasselbe um Mosis Leichnam geschieht, so daß ein geistreicher Schriftsteller der Neuzeit sogar Moses das Vorbild und Gegenbild des Faust genannt hat[1]). Bekannt ist es auch, mit welcher Hingebung Goethe von früher Jugend auf im Alten Testament gelesen, wie er sich in der Lutherschen herrlichen Übersetzung festgesogen, wie er Luthers machtvolles Bibeldeutsch in sich aufgenommen und damit die damals entartete und verflachte deutsche Sprache erfrischt hat. Unsere Gebildeten, auch unsere Ästhetiker scheinen vergessen zu haben, was für frische Wasser poetischer Anschauung im Alten Testamente fließen. Unsere Frommen pflegen zu sagen, daß die Bibel in Knechtsgestalt einhergehe und ein bescheidenes Bettlergewand trage. Nun ist freilich durchaus nicht alles im Alten Testament ästhetisch gleichwertig; vielmehr gibt es darin der trockenen, ja ästhetisch öden Stücke genug. Dennoch darf man mit dem Blick aufs Ganze sagen: das Alte Testament trägt kein Bettlerkleid, sondern das Königsgewand, das ihm gebührt.

Da sind zunächst als das Bekannteste unter den ästhetischen Schöpfungen der Bibel die herrlichen poetischen Erzählungen, von wunderbarer Anschauungskraft, mit einzigem Empfinden für die Schönheit der Form, mit strengstem, ja klassischem Stilgefühl komponiert, darum auch durch die Jahrtausende hindurch das Entzücken der Künstler und ihnen immer wieder der Vorwurf zu neuen Schöpfungen, immer aufs neue nachgeahmt, weitergedichtet, dargestellt, Erzählungen, die uns antikes Leben greifbar vor Augen stellen, ein Jungbrunnen für eine gealterte Kultur, unsern Kindern zum großen Teile fast unmittelbar verständlich und ihnen lieb und zugleich große, ja ewige Gedanken verkörpernd: man denke nur an die Wucht, mit der in der Kain-Geschichte der Mord als das Grundverbrechen erschütternd dargestellt wird,

[1]) Burdach, Faust und Moses, 1912.

an die Anmut der Joseph-Erzählung, die von Bruderneid und Bruderliebe redet und die den Vorsehungsglauben predigt, an den lieblichen Reiz der Ruth-Novelle, die eine unvergängliche Gattentreue darstellt, eine Treue über Grab und Tod, an die großartige Feierlichkeit der Schöpfungserzählung, an die wunderbare Paradiesgeschichte mit ihrem kindlichen Tiefsinn. Soeben hat sich unsere Wissenschaft der Untersuchung dieser ästhetischen Seite der Erzählungen zugewandt. Man sollte denken, daß sich Philologen, Kulturhistoriker, Ästhetiker mit uns um die Wette bemühen würden, diese goldenen Schätze zu heben, und daß auch unsre Dichter diese alten Erzählungen studieren würden, um an ihnen kraftvolle Gedrungenheit, Einheitlichkeit des Aufbaus, Klarheit und Anschaulichkeit zu lernen; wir hoffen, daß das künftighin geschehen wird. Den deutschen Lehrern aber möchte man zurufen: erkennet, was für köstliche Güter euch in diesen Erzählungen anvertraut sind! Wie viel ärmer würde die Schule an poetischen Stoffen werden, wenn diese fehlen würden! Ja, es würde einen Sturz in unserer ästhetischen Kultur bedeuten, wenn die Erwachsenen, die das Alte Testament in der Schule nicht mehr kennen gelernt haben, die Illustrationen alttestamentlicher Erzählungen, die uns die Vorfahren in verschwenderischer Fülle hinterlassen haben, nicht mehr unmittelbar verstehen würden!

Und nun die Propheten, auch sie zum Teil Dichter ersten Ranges, redend in einer Sprache voll Kraft und Schwung und majestätischer Hoheit, Gottes Posaunen, die so gewaltig ertönen, daß von ihrem Schall die Ohren bersten mögen, erfüllt von überschäumendem, glühendem Zorn oder von überwallender Begeisterung oder zu anderen Malen hinschmelzend in Erbarmen, zerrissen von Herzeleid und Jammer und doch sich emporraffend zu trotzigem Glauben. Auch dies also eine wunderbar mannigfaltig gestaltete Welt, unseren Kleinen freilich nur zu gewissem Teile verständlich, allem Modernen unvergleichbar, aber gerade in ihrer fremdartigen, oft bizarren und barocken Herrlichkeit die Gereifteren in hohem Grade anziehend. Und wiederum in dieser poetischen Form, die keinen, dem sie aufgegangen ist, wieder losläßt, höchste Gedanken des Menschengeschlechtes, vor allem die unverbrüchliche Gewalt der sittlichen Idee.

Es sei gestattet, um einen Eindruck von der poetischen Kraft der Propheten zu geben, einige wenige Texte vorzulegen. Zunächst einen, den jedermann kennt. Mit zärtlichen, andächtigen Blicken schaut der Prophet[1]) auf das kleine Bethlehem: einst Heimat des großen David, dann später durch den Glanz der Königsstadt Jerusalem verdunkelt, bleibt es doch der Ort, aus dem der gewaltige Held der Endzeit erstehen soll. Leise deutet der Seher auf das Geheimnis hin, daß der, der einst in Urzeit gewesen ist, in Endzeit wieder auftritt; sein Gedanke ist, daß David selber einst wiedergeboren werden soll.

[1]) Micha 5, 1 3.

Und weiter Geheimnis über Geheimnis! Er ſchaut eine Zeit voller Angſt und Not, aber er ſchaut auch das jedem Herzen heilige Symbol: die Mutter mit ihrem Kinde! Dann hat die Drangſal ein Ende! Dann kehren ſie heim, die Erlöſten! Und nun erblickt ſein Auge entzückt die Geſtalt des herrſchenden Helden, der daſteht in Jahves Macht und waltet bis an die Enden der Erde!

„O du Bethlehem-Ephrath[1]),
du kleinſte ‘ ’ der Gaue Judas,
aus dir ſoll mir erſtehen,
der Herrſcher ſei in Iſrael,
deſſen Ausgang von Urzeit,
von den Tagen der Vorzeit!

Drum gibt er ſie preis bis zur Stunde,
da gebiert die Gebärende.
Dann kehren ſeine übrigen Brüder
heim ‘zu’ den Söhnen Iſrael.

Da ſteht er und weidet in Jahves Hoheit,
in dem herrlichen Namen Jahves, ſeines Gottes.
Und ſie wohnen ‘ſicher’,
denn nun iſt er groß
bis zu den Enden der Erde“.

Dazu ein anderer, wiederum echt prophetiſcher Text[2]). Aus dumpfer Erſtarrung erwachend, vernimmt der Prophet furchtbaren Schall, das Toſen ganzer Völker! Es iſt ein Schall, vergleichbar dem Brüllen von brauſenden Meeren. Wer mag es ſein, der mit ſolchem Toſen herannaht? Doch nun, wie von der anderen Seite erſchallend, ein anderer Ton! Eine Donnerſtimme, die dräuend ſchilt! Und ſofort eine plötzliche, unaufhaltſame Flucht! Wie die Spreu, die vor dem Winde in alle Berge gejagt wird, wie das „Radkraut“[3]), das vor dem Sturme dahinrollt! Soweit das dunkle Geſicht. Zum Schluß noch einige Worte der Erklärung: am Abend herrſchte noch das Entſetzen, der Morgen ſchaut es nicht mehr: es iſt zerſtoben in der einen Nacht! Und wer iſt es, der ſo jäh zuſammenbricht? Es ſind unſere Räuber, unſere Plünderer! Iſt es das Weltreich, das uns knechtet und ausſaugt? ſo wird ſich der erſchütterte Leſer der alten Zeit gefragt haben. Beſchreibt der Prophet ſeinen letzten Angriff und ſeinen plötzlichen Sturz?

[1]) Textänderungen in Häkchen ‘ ’. Zum Text vergleiche man Kittels Biblia Hebraica und Kautzſch, Bibelüberſetzung.

[2]) Jeſ. 17, 12–14.

[3]) Wahrſcheinlich die kugelförmig zuſammengerollten Stengel der wilden Artiſchocke, die vor dem Winde wie rollende Räder dahintreiben.

„Ha, Tosen gewaltiger Völker —
wie Meere tosen, tosen sie!
Ein Brausen 'mächtiger' Nationen, —
wie ' ' Wasser brausen, brausen sie! ' '

Da fährt er es an! Da flieht es weithin
und wird verjagt wie Spreu der Berge vor dem Winde,
wie Radkraut vor dem Sturm!

In der Abendzeit noch Schrecken;
eh der Morgen kommt, es ist nicht mehr!
Das ist das Teil unserer Räuber,
das Los unserer Plünderer"!

Niemand, der sich solchen Gesichten ehrlich hingibt, kann sich dem Eindruck dieser starken Farben entziehen. Ja, Zeit wird es, daß die Propheten aus dem Schlafe der Vergessenheit erwachen!

Daneben steht noch die ganze Welt der alttestamentlichen Lyrik, weltliche und geistliche Gedichte mannigfaltigster Art. Auch sie nicht alle von derselben Größe, aber doch unter ihnen genugsam der hinreißendsten und entzückendsten Schöpfungen, einige dahinbrausend wie Orgelton, andere wie ein leises Hin- und Herwallen in der Tiefe. Besser als jede Beschreibung sind auch hier Beispiele.

In unvergänglichen Worten voll tiefer Traurigkeit besingt der Psalmist die Kürze und das Elend des menschlichen Lebens; aber er schmilzt nicht in diesem Herzeleid kraftlos dahin, sondern er setzt solchem Geschick des Menschen voller Wucht entgegen die Ewigkeit Gottes, an den kein irdisches Maß reicht: wir vergehen, aber Gott bleibt[1]).

„Ehe die Berge geboren wurden,
ehe Erde kreißte und Welt,
für und für bist du, o Gott!
Denn tausend Jahre sind vor dir
wie das Gestern, wenns 'vorüber ist',
wie eine Wache in der Nacht!

Du führst die Menschen zurück zum Staube
und sprichst: kehrt heim, ihr Menschenkinder!
Du schwemmst sie fort: sie werden
wie der Schlaf am Morgen,
wie das Gras, das vergehet!
Am Morgen blüht es 'und wächst',
am Abend welkt es und dorrt.

[1]) Ps. 90, 2. 3. 4. 5. 6. 10. Zu den Psalmentexten vgl. meine „Ausgewählten Psalmen", 3. Aufl.

Unſeres Lebens ‘ ’ ‘Summe’ iſt ſiebenzig Jahr,
und, wenn es hoch kommt, achtzig Jahr,
und ſein Köſtlichſtes iſt eitel Mühſal und Elend,
denn eilends geht's vorüber, dann fliegen wir davon“!

Oder man leſe das folgende Stück aus dem tiefſinnigen Pſalm 139[1]:

„Wohin ſoll ich gehen vor deinem Geiſte,
wohin fliehen vor deinem Angeſicht?
Stiege ich zum Himmel, ſo biſt du da!
macht' ich die Hölle zum Bette, du wäreſt auch dort!

Nähme ich Flügel der Morgenröte,
ließe mich nieder am Ende des Meeres:
ſo würde auch dort deine Hand mich ‘faſſen’,
deine Rechte mich greifen.

Spräch' ich: eitel Finſternis ‘ſei mir der Morgen’,
und Nacht das Licht um mich her,
wäre auch Finſternis nicht finſter für dich,
und Nacht leuchtete wie der Tag ‘ ’“.

Oder man leſe das ſchmerzvolle, heimwehkranke und zum Schluß wilde Gedicht Pſalm 137:

„An Babels Strömen,
da ſaßen wir und weinten,
wenn wir Zions gedachten.
An die Pappeln darinnen hängten wir die Harfen.

Denn dort begehrten von uns
unſere Räuber Geſangesworte
und unſere ‘Plünderer’ Jubel:
ſingt uns einen der Zion-Hymnen!
Wie könnten wir ſingen
Jahves Hymnen
auf fremdem Boden!

Vergeſſe ich dein, Jeruſalem,
ſo ‘verſage’ meine Rechte!
Meine Zunge klebe am Gaumen,
wenn ich dein nicht denke,
wenn ich Jeruſalem nicht ſetze
über die höchſte meiner Freuden!

[1]) Pſ. 139, 7—12.

Gedenke, Jahve,
Edoms Söhnen
Jerusalems Tag!
Die sprachen: reißt nieder, reißt nieder,
bis auf den Grund!

Tochter Babels, du 'Verwüsterin',
Heil dem, der dir vergilt ' '!
Heil dem, der faßt und zerschmettert
deine Kinder am Felsen"!

Wir hören in diesem Gedichte, wie die Fremden sich an den Klängen eines israelitischen Liedes ergötzen wollen. Wir dürfen daraus schließen, daß israelitische Sangeskunst schon in der alten Zeit in der ganzen Welt hochberühmt gewesen ist. Ebendarauf führt, daß König Hiskia unter anderen Kostbarkeiten auch seine Hofkapelle an die Assyrer hat ausliefern müssen. Wir Gegenwärtigen, die wir jetzt beginnen, die babylonisch-assyrische und die ägyptische Dichtkunst wieder kennen zu lernen, dürfen dies Urteil der Antike nur bestätigen. Alle übrige Dichtkunst des alten Orients ist, im ganzen genommen, der israelitischen durchaus unterlegen; und das höchste Lob eines babylonischen oder ägyptischen Liedes ist es, nicht ganz unwürdig zu sein, neben die biblischen Gedichte gestellt zu werden. Und welche Fülle verschiedenster Gestaltungen eröffnet sich hier! Da schildern die Dichter in triumphierenden Tönen Jahves Majestät, sie besingen seine Herrlichkeit in der Schöpfung: „die Himmel rühmen des Ewigen Ehre", seine sündenvergebende Gnade an Israel: „wie sich ein Vater der Kinder erbarmet, erbarmt sich der Herr seiner Frommen", oder sie jammern und klagen in tiefem Herzeleid, gebrochen durch eigenes Leiden oder durch das Unglück ihres Volkes, oder sie schauen unter Tränen zu Gott getröstet empor. Unter allen Gedichten aber sind vielleicht die ergreifendsten, weil wahrhaftigsten, diejenigen, in denen nach Art der Liturgie wechselnde Stimmen gegeneinander erschallen, in denen etwa zuerst, gewaltig wie Glockenton, die Gewißheit des Glaubens erschallt, dann aber der Schmerzenslaut der geplagten Kreatur ertönt, die sich nach jenen seligen Höhen sehnt.

Als Beispiel nehme man Psalm 85. Der erste Teil verkündet das zukünftige Heil im hohen Tone prophetischer Zukunftsschau als bereits geschehen.

„Du hast, Jahve, dein Land begnadigt,
hast Jakobs Schicksal gewandt,
deinem Volk die Schuld erlassen,
all' ihre Sünden verziehn;
all' deinen Grimm zurückgenommen,
'deines Zornes Glut gestillt'".

Der zweite Teil enthält ein sehnsüchtiges Gebet der Gemeinde, ebendies Heil dem Volke zuzuwenden.

„Stell uns wieder her, du hilfreicher Gott,
laß deinen Unmut wider uns 'fahren'!
Willst du denn ewiglich über uns zürnen,
deinen Zorn hinziehen für und für?
Willst du uns nicht wieder beleben,
daß dein Volk sich deiner freue?
Laß uns, Jahve, deine Gnade schauen
und verleihe uns dein Heil!"

Die dritte Strophe kehrt zum Anfang zurück. Aus dem Kreise der Sänger erhebt sich ein Mann, gewohnt, die göttliche Stimme zu hören. Und er darf es verkünden: was die zerschlagenen Herzen sich so heiß ersehnen, es steht vor der Tür! Das Heil ist nahe!

„Ich will lauschen, was Gott zu mir reden wird,
Jahve, ja er redet vom Heil
zu seinem Volk und seinen Getreuen,
'daß sie nicht' in Torheit verfallen:
Ja, nahe ist seine Hilfe seinen Frommen,
daß die Herrlichkeit in unserem Lande wohne.

Güte und Treue begegnen sich,
Gerechtigkeit und Frieden treffen sich.
Treue sproßt aus der Erde hervor,
Gnade schaut vom Himmel hernieder.
Jahve selbst gibt alles Gute,
unser Land gibt seinen Ertrag.
Gnade geht vor ihm her,
und 'Heil' auf dem Wege seiner Schritte".

So endet das Gedicht im Ton verzückten Schauens: Heil und Gnade, hier und da, oben und unten und überall!

Solche Lieder sind es vor allem, die nach der Komposition wahrhaft schreien! Texte zum Singen sind sie einst gewesen; Texte zum Singen müßten sie wieder werden. Und wie würde es der alte Bach verstanden haben, der Mannigfaltigkeit der religiösen Stimmungen dieser Lieder gerecht zu werden, wenn er sie in der gegenwärtigen, lebendigeren Auffassung gekannt hätte!

Im allgemeinen ist der israelitische Geist nicht für ausgedehnte Schöpfungen begabt: die Gedichte sind oft je schöner, um so geringer ihr Umfang ist. Was der Hebräer vor allem versteht, das ist, in den kleinsten Rahmen ein farbenreiches Bild zu malen. Aber eine Dichtung, die auch ihrem Umfange nach gewaltig ist, ist auch dem israelitischen Geiste gelungen. Das ist das Buch Hiob. Hier wagt es der fromme Denker, die festeste Grundlage aller israelitischen Religion, die Lehre von der göttlichen Vergeltung, anzutasten,

ja, in schmerzlicher Wut dagegen loszufahren. Im tiefsten verwundet durch schweres Lebensleid, eine entsetzliche, unheilbare Krankheit — ein Geschick, das der von allen Frommen inbrünstig geglaubten Vergeltungslehre so gar nicht entspricht —, läßt er sich doch in der Überzeugung von seiner eigenen Unschuld nicht brechen, sondern erhebt sich zu erbittertem Kampfe gegen die Frommen, denen diese Lehre Ein und Alles ist, ja, gegen den scheinbar ungerecht schaltenden Gott selbst. Drei frühere Freunde streiten mit ihm; aber über sie alle gewinnt er den Sieg. Er bleibt allein auf dem Plan. Und nun richtet er sich hoch empor. Seine Stimme erklingt wie die Anklage einer ganzen Menschheit, die zum Himmel emporruft: warum? warum? Aber nun erscheint der Ewige selbst und stellt dem Erdgeborenen in erhabenen Reden seine göttliche Majestät vor Augen. Da verstummt alles Fragen: ich lege die Hand auf den Mund. So ist das Buch Hiob wie ein Titanengebäude zum Himmel aufgetürmt; aber zum Schluß versinkt alles Menschenwerk, und nur Gottes Größe bleibt übrig.

Es ist bedeutsam, zu sehen, daß die Orthodoxie vergangener Jahrhunderte für diese Schönheit alttestamentlicher Dichtungen kein Verständnis gezeigt hat, wie man denn noch heute in kirchlichen Kreisen solche ästhetischen Betrachtungen gelegentlich geringschätzig behandelt oder an ihnen gar Anstoß nimmt. Der falsche Heiligenschein, in dem alles Alttestamentliche erschien, verhinderte es, daß man sich seiner natürlichen Farben erfreute. Wir aber legen gerade auf diese ästhetische Seite Wert, auch in der Hoffnung, wer die Schönheit so vieler biblischer Dichtungen erkannt hat, werde auch ihre Gedankenwelt lieb gewinnen.

Aber nicht nur um seiner Gedichte willen hat uns das Alte Testament noch vieles zu sagen; auch als *Geschichtswerk* wird es nie vergessen werden. Das Volk Israel hat nicht nur poetische Erzählungen erzeugt, sondern es hat auch eine hochentwickelte Geschichtsschreibung hervorgebracht. Stücke davon sind uns im II. Samuelisbuche und zerstreut in den anderen erzählenden Büchern erhalten. Diese Geschichtsschreibung aber ist von einer bewunderungswürdigen Sachlichkeit. Durch diese, wahrhaft erstaunliche Objektivität erhebt sich der israelitische Geschichtsschreiber hoch über alles, was sonst im antiken Orient erzeugt worden ist; erst durch die großen Historiker der Griechen ist er übertroffen worden. „Die israelitische Kultur" — so sagt Eduard Meyer[1]) — „stellt sich mit ihr allein von allen anderen (altorientalischen) in der Tat als geistig gleichberechtigt neben die griechische". Hier werden uns Bilder gemalt von einer solchen Farbentreue, daß wir die israelitische Geschichte, so wenig umfangreich auch unser Wissen darüber ist, dennoch besser kennen lernen als die Geschichte irgend eines anderen Volkes des alten Orients. Überall sonst im Morgenlande steht die geschichtliche Überlieferung im Dienste der Despoten. In Israel aber war ein freier Geist zu Hause, der vor dem Könige nicht

[1]) Ed. Meyer, Die Israeliten und ihre Nachbarstämme, S. 486.

knechtisch in den Staub fiel, sondern ihn und sein Leben in allen Einzelheiten naturgetreu abbildete. Dazu kommt noch, daß wir auch den Sagen eine Fülle geschichtlicher Nachrichten entnehmen können: hier werden uns besonders die inneren Zustände des Volkes, seine Religion, seine Sitte, sein Recht, seine sozialen Verhältnisse deutlich.

Nun haben die strenger geschichtlichen ebenso wie die vorher besprochenen poetischen Erzählungen vor allen modernen zwei große Vorzüge voraus. Das ist die Schlichtheit und Einfalt ihrer Anschauungen und zugleich ihr Reichtum in der Ausmalung des einzelnen. In beiden entsprechen sie dem Geiste des Kindes und eignen sich ebendaher ausgezeichnet für den ersten Unterricht auch unserer Kleinen. Unsere modernen Verhältnisse, besonders in den großen Städten, haben sich so sehr von der Natur entfernt, sind so verwickelt und unübersichtlich geworden, daß es dem Kinde der Gegenwart, das etwa das fließende Wasser nur in der Form der Wasserleitung und das künstliche Licht in der Form der elektrischen Glühlampe kennen lernt, außerordentlich schwer fällt, aus dem modernen Leben selber klare und einfache Grundbegriffe zu gewinnen. Wie schädlich aber das gedankenlose Hinnehmen des Gegebenen für die geistige Entwicklung des Kindes ist oder werden kann, liegt am Tage. Es könnte trotz aller technischen Leistungen eine neue geistige Barbarei emporsteigen, deren Anfänge wir schon zu sehen glauben. Das ist der Grund, weshalb uns die antiken Stoffe und besonders die alttestamentlichen Erzählungen im Unterricht so unersetzliche Dienste leisten. Hier hört das Kind von den ältesten Ständen der Menschheit, von Jägern, Hirten und Bauern; hier kann es lernen, wie der Hunger die Menschen zwingt und die Geschichte in Bewegung setzt; hier sieht es aber auch, daß es im Leben eines ehrliebenden Volkes noch Größeres gibt als Essen und Trinken; hier kann man ihm zeigen, wie der Staat auf dem Schlachtfelde entsteht, und vieles andere mehr. Es würde eine unbegreifliche Verirrung sein, wenn unsere Schule diesen wundervollen Anschauungsstoff ihren Händen entgleiten ließe.

Dazu alles dies in dem Zauber des fernen Morgenlandes! Wie regt sich die kindliche Phantasie, wenn sie von Oasen, Kamelen und Palmen vernimmt! Und so mag einst, wenn aus dem Kinde ein Mann geworden ist, die Erinnerung an die Eltern und an die Jugendzeit mit der an die vormals so geliebte Bilderbibel zusammenfließen.

„Du Freund aus Kindertagen[1]),
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeschlagen
Von meiner Lieben Hand,
Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzen,
Den spielvergessnen Knaben
Nach Morgenland versetzen:

[1]) Freiligrath, Die Bilderbibel.

Du schobst für mich den Riegel
Von ferner Zone Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten.
Dir Dank! Durch dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm, Kamel und Wüste
Und Hirt und Hirtenzelt.

Der Patriarchen Leben,
Die Einfalt ihrer Sitte,
Wie Engel sie umschweben
Auf jedem ihrer Schritte,
Ihr Ziehn und Herdentränken,
Das hab' ich oft gesehn,
Konnt' ich mit stillem Denken
Vor deinen Blättern stehn."

Will man etwa künftig, um die Kinder nicht ärmer werden zu lassen, an die Stelle der Bibel moderne Reisebeschreibungen setzen? Die Früchte davon wird man dann erleben.

Aber alles dies, was wir bisher gesehen haben, sind nur Kleinigkeiten neben dem Hauptstück, der religiösen Bedeutung des Alten Testaments. Nun ist zwar die israelitische Religion der christlichen nicht gleich, und die in der Schule noch weithin gebräuchliche Auslegung, die diese Unterschiede auch auf den höheren Stufen verwischt, ist nicht ohne Bedenken und Gefahren. Trotzdem besteht zwischen beiden Testamenten eine enge Verbindung: die neutestamentliche Religion ist auf Grund der alttestamentlich-jüdischen entstanden und ohne die Kenntnis dieser wissenschaftlich nicht zu verstehen. Wir nehmen zwar seit einiger Zeit an, daß auch fremde Religionen auf das vorchristliche Judentum und das entstehende Christentum mit eingewirkt haben; unsere Forschung ist gerade im Begriff, diese Beziehungen zu erkennen und insbesondere den Einfluß der „synkretistischen" Mysterien-Religionen jener Zeit, in denen unter hellenistischer Decke mancherlei Orientalisches zusammengeflossen war, auf das Urchristentum zu ergründen. So wenig wir nun freilich einstweilen in diesen Forschungen zum letzten Ziele gekommen sind, so läßt sich doch schon jetzt sagen, daß das Christentum dem Judentum und den fremden Religionen gegenüber keineswegs gleich nahe oder gleich fremd gegenübersteht, sondern daß es zu beiden sehr verschiedene Beziehungen hat: einzelnes, wenn auch vielleicht sehr Bedeutsames mag sich das Christentum z. B. aus dem Hellenismus angeeignet haben; der Mutterschoß, aus dem es entstanden, ist und bleibt das Judentum: Jesus und Paulus sind als Juden geboren und erzogen und haben ihren Geist am Alten Testament genährt. In den Mauern der Synagoge hat das Urchristentum seine früheste Jugend verlebt und sie erst verlassen, als es von dort mit Gewalt vertrieben worden war. Und die Erbschaft, die es aus dem Vaterhause mitgebracht hat, eben das

Alte Testament, hat es die Jahrtausende hindurch nicht aufgegeben. Zwar nahte der christlichen Kirche schon in ihren ersten Tagen im Gnostizismus ein berückender Verführer, der ihr riet, das Alte Testament als Urkunde einer untergeordneten Religion aufzugeben. Die Kirche ist mit gutem Grunde dieser Verlockung nicht gefolgt und hat es, so große Schwierigkeiten ihr seine Auslegung auch bereiten mochte, bewahrt. Diese Stellung des Alten Testaments in der christlichen Kirche ist eine geschichtliche Tatsache, gegen die zu murren töricht wäre. Solchen Weg aber, den die Geschichte gegangen ist, geht sie schwerlich jemals wieder zurück. Die Auslegung des Alten Testaments mag man ändern; sein Daseinsrecht in der Kirche ist unerschütterlich. Man wird es als heilige Schrift lesen, so lange die Kirche besteht. Es ist also im letzten Grunde doch nur ein Ausfluß ungeschichtlichen Denkens, wenn man der Kirche jetzt vorschlägt, das Alte Testament fahren zu lassen. Und auch dem schlichtesten Bibelleser kann man deutlich machen, daß er das Alte Testament nicht übersehen darf, wenn er das Neue verstehen will. An gar zu vielen Stellen nimmt doch dieses auf jenes Bezug und setzt seine Gedanken fort! Wer will die Ideen des Paulus fassen, wenn er nichts weiß von dem Gesetz, von dem uns Christus erlöst hat, von Adam, durch den die Sünde in die Welt gekommen ist, und von Abraham, der durch seinen Glauben der Vater der Gläubigen geworden ist! Ist doch selbst der Name „Christentum" eine Erinnerung daran, daß die ältesten Jünger Jesu auf ihren Meister den größten Namen des Alten Testamentes, den Namen „Christus", Messias, übertragen haben. Darum greift der Bibelleser immer wieder zum Alten Testament, und auch unsere Schule wird, so lange sie christlichen Religionsunterricht erteilt, nicht umhin können, das Alte um des Neuen willen zu behandeln. Alles Hin- und Herreden darüber ist, so meine ich, völlig zwecklos. Die Geschichte hat gesprochen, und die Sache ist entschieden. Ein so gewaltiges Gebilde, wie die christliche Kirche es ist, entfaltet sein Wesen im Laufe seiner Entwicklung, aber verändert es überhaupt nicht oder doch nur unter den allerschwersten Erschütterungen, und das Alte Testament gehört mit zu den Grundlagen der Kirche.

Aber ganz abgesehen von dieser Verbindung mit dem Neuen Testament und der christlichen Kirche hat das Alte Testament viele Züge, die ihm auch für die Gegenwart einen überragenden Wert verleihen. Freilich auch hierin ist zu unterscheiden. Vieles darin hat überhaupt keinen religiösen Wert, wie etwa die Listen und Stammbäume oder das zwar seiner Schönheit wegen außerordentlich wertvolle, aber ganz weltliche „Hohe Lied", eine Sammlung von Liebes- und Hochzeitsgedichten. Anderes, was ehemals von großer religiöser Bedeutung gewesen, ist im Laufe der Geschichte der Religion dahingefallen. Wir haben schon zu Beginn dieses Aufsatzes über solche Züge gehandelt. So besteht die enge Beziehung der Religion und des Volkstums der Juden für uns nicht. Die Schöpfungsgeschichte im Anfang ist uns keine

wirkliche Geschichte, so wertvoll auch ihre religiösen Gedanken bleiben. Die Sittlichkeit des ältesten Israels ist zum Teil eine andere als die unsrige. Die grundsätzliche Intoleranz der israelitischen Religion gegen jede andere, die in den Worten „Heiden" und „Götzen" festgelegt und die leider, eben aus dem Judentum, in das Christentum eingedrungen ist und dort lange genug geherrscht hat, ist für eine höhere Betrachtungsweise, die gewohnt ist, auch andere Religionen relativ zu schätzen, unmöglich geworden. Solche Unterschiede wird eine unbefangene Betrachtung einfach zugeben. Christliche Orthodoxie und jüdische Eigenliebe dienen durchaus nicht der Sache der Bibel, wenn sie uns einreden wollen, es sei im Alten Testament alles gleich groß und bewunderungswürdig. Aber gerade dann, wenn wir so in voller Aufrichtigkeit fahren lassen, was nicht zu halten ist, wird man uns, so hoffen wir, auch anderseits Glauben schenken, wenn wir auf das Ewige im Alten Testament hinweisen. Denn das Alte Testament hat eine Fülle von Gedanken und Gedankengruppen, die unverlierbare Errungenschaften des Geistes darstellen, die auch jetzt nicht veraltet sind und niemals veralten können. Daneben auch solche, die zwar jetzt überboten sind, die aber doch als notwendiger Durchgangspunkt der ganzen Entwicklung nimmermehr vergessen werden können. Ja, das Alte Testament hat unter seinen Eigentümlichkeiten gerade solche, die ein wertvolles Gegengewicht gegen gewisse verderbliche Erscheinungen unserer Zeit bilden könnten.

Im folgenden sei aus der Fülle des Stoffes nur einzelnes herausgegriffen. Wir haben schon von der Einfachheit der hebräischen Kultur gesprochen, wie sie sich zum Beispiel in der alten Sage spiegelt. Dieselbe Einfachheit ist ein Grundzug der israelitischen Religion. Hier werden Grundgedanken aller religiösen und sittlichen Kultur für alle Zeiten wie Pfähle in den Boden gerammt. Wer sich das anschaulich zu machen wünscht, der denke an die Grundsätze der Sittlichkeit in den Zehn Geboten, an das majestätische und unverbrüchliche „Du sollst!" Solche Worte, vom Hauche der Urwelt umwittert, ragen in unsere Zeit wie Riesen des Hochgebirges. Reiche vergehen, Völker verschwinden, auch unser Volk und unser Staat haben nicht die Verheißung der Ewigkeit, alle äußere Kultur ist in stetem Wandel, aber solche Grundlagen bleiben unverrückbar fest. Wer will es wagen, sie unseren Kindern zu rauben, weil sie uns nicht mehr alles sagen, sondern der Ausführung bedürfen?

Oder man denke an den großen Satz des Monotheismus, einen Satz, scheinbar so einfach und leicht, daß ihn jedes Kind versteht: die Gottheit ist als Einheit zu denken, der aber im Hebräischen noch viel einfacher gedacht ist: Jahve, Israels Gott, ist der einzige Gott; außer dieser, konkret vorgestellten, Gestalt gibt es keine andere. Auch dies ein durchaus unverlierbarer Satz, Grundlage aller höheren, sittlichen, geistigen Religion, nachklingend in jeder idealistischen Weltanschauung bis auf diesen Tag.

Ein anderer, ebenso einfacher Satz des Alten Testaments, in unzähligen Abwandlungen darin wiederkehrend, handelt von der göttlichen Vergeltung über Gut und Böse; das ist der große Gedanke, den auch die Zehn Gebote enthalten: „der die Missetat heimsucht, aber Barmherzigkeit erzeigt denen, die ihn lieben und seine Gebote halten". Mag nun dieser Glaube im Alten Testament auch oft genug veräußerlicht worden sein, so daß man die Vergeltung allzusehr in den äußeren Geschicken der Menschen suchte, er bleibt doch einer der wichtigsten Grundsätze aller sittlichen Religion, ja, jeder höheren Weltanschauung, der Glaube, daß natürliche und sittliche Weltordnung sich im letzten nicht ausschließen, mögen sie noch so oft gegeneinander zu wirken scheinen, daß der Weltenlauf in seinem Endziele dem Guten und nicht dem Bösen dient, dem Aufbau und nicht der Zerstörung, und daß es eine Vergeltung gibt. Das Christentum kennt eine höhere Ordnung zwischen Gott und Mensch, als die des vergeltenden Gesetzes. Aber der Gedanke der Vergeltung ist hier nur an die zweite Stelle gerückt und keineswegs aufgehoben: „irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten"! Unsere Kleinen aber verstehen sicherlich die Botschaft von der Vergeltung viel besser als die von der Erlösung. Denn diese kann erst dann Erlebnis werden, wenn der Mensch in langem, schwerem Kampfe sein eigenes Unvermögen erkannt hat. Und so wird es Weisheit sein, die Kinder der Gegenwart denselben Weg zu leiten, den einst die Geschichte gegangen ist.

Die Propheten haben mit ihren Volksgenossen um die Frage gerungen, worin der wahre Gottesdienst bestehe. Die Meinung, gegen die sie kämpften, war die der ganzen antiken Welt, daß man die Gottheit in allerlei heiligen Handlungen, in Opfern und Zeremonien verehre. Demgegenüber aber haben die Propheten eine neue Grundauffassung von der Religion errungen. Gott verlangt nicht, daß man einzelnen heiligen Bräuchen nachkomme, sondern er fordert das ganze Leben, eine werktätige Frömmigkeit, ein sittliches Handeln. Die Magd, die die Stube auskehrt, so hat es unser Luther ausgedrückt, kann ein heiliges Leben führen, heiliger als ein Mönch in seiner Zelle. Diesen großen Grundsatz, der alles besondere, nur kirchliche Handeln abtut, diesen Grundgedanken auch der evangelischen Kirche, sprechen die Propheten klassisch aus:

„Barmherzigkeit will ich und nicht Opfer".

So haben Religion und Sittlichkeit einen Bund geschlossen, der nie wieder auseinandergeht. Wir können uns keine Frömmigkeit denken, die nicht im Prinzip zugleich sittlich wäre. Und so sehen wir auch in der modernen Welt alle Weltanschauungen in der Sittlichkeit ausmünden, auch solche, von denen man nicht einsieht, wie sie überhaupt ein Verhältnis zur Sittlichkeit haben können. In dieser inneren Notwendigkeit aber, der sich auch der moderne Geist beugt, besitzen wir eine Errungenschaft der israelitischen Propheten.

Und von weltgeschichtlicher Bedeutung ist es auch, wie sich diese Männer die Sittlichkeit denken. Sie haben es mit ungeheurer Wucht ihrem Volke eingehämmert und durch die Bibel der ganzen Welt, daß die eigentliche Sünde unter den Menschen die Bedrückung der Niederen ist und daß die Gerechtigkeit in der billigen Behandlung der Armen und Bedrängten besteht. Als vor einigen Jahrzehnten die sozialen Verhältnisse der modernen Völker unerträglich geworden waren, ist diese Botschaft der Propheten aufs neue an die Gewissen gedrungen. Unsere soziale Gesetzgebung ist aus prophetischem Geiste geflossen. Und so wird der Geist dieser israelitischen Männer der Stachel sozialer Reformen bleiben.

Weiter ist zu handeln über die Eschatologie, die Lehre von den letzten Dingen. Auch hierin haben die Propheten Israels der Welt einen Anstoß gegeben, der bis auf unsern Tag nachwirkt. Diese frommen Herzen, fast verzweifelnd unter der Sünde und dem Elend ihrer Zeit, leben von dem Glauben, daß dieser Welt des Jammers und der Gottvergessenheit eine neue Welt folgen muß, da das Ideal zum Siege kommt. Dies unverwandte Hoffen auf eine bessere Zukunft ist für Israel bezeichnend geworden und unterscheidet dieses Volk z. B. von den Hellenen, die solches Leben in dem Zukünftigen nicht kennen. Solche eigentümliche Haltung des Geistes aber ist ein Grundzug der modernen Völker; alle Modernen, so verschieden sie denken mögen, stimmen in der Überzeugung überein, daß die Geschichte der Menschheit noch nicht zu Ende ist. Die Frommen seufzen: „es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden"; der moderne Philosoph verkündet den „Übermenschen", und die Massen lassen sich von der Hoffnung einer Umwälzung aller wirtschaftlichen Verhältnisse bezaubern.

Andere Völker sind für das Nachdenken auf religiösem Gebiete begabt gewesen. Sie haben schwierige, verwickelte Lehren über innergöttliche Vorgänge oder über den Heilsweg des Menschen aufgestellt; man denke an das Dogma der griechisch-christlichen Kirche oder an das der mittelalterlichen Scholastik. Von dem allen finden sich im Alten Testament nur schwache Ansätze. Zu eigentlichen Dogmen hat es die israelitische Religion überhaupt nicht gebracht, sondern sich mit der Aufstellung weniger großer Grundsätze begnügt. Wie schwierig sind dem gegenüber schon die neutestamentlichen Briefe, wo die Feinheit und Schärfe des hellenischen Denkens einwirkt! Und ebendarum, wie schwer ist es, moderne Kinder in die Welt dieser Episteln einzuführen! Nun soll sicherlich nicht geleugnet werden, daß damit zugleich eine Schwäche des israelitischen Geistes gegeben ist. Dieser ist, solange er in seiner Reinheit bestand, für philosophisches Denken nicht recht befähigt gewesen. Aber gerade diese Einfachheit zu betrachten ist uns heilsam, einem Geschlechte, dessen Geisteswelt ebenso verworren geworden ist wie seine sozialen Verhältnisse.

Zumal sich mit dieser Einfachheit israelitischen Wesens ein Zug zum Großartigen verbindet, ja, eine gewaltige Wucht der Empfindung, und

gerade der religiösen Empfindung. Der Israelit ist von Natur überhaupt temperamentvoller als der kühle Norden. Kein griechisches Maß gebietet ihm Halt. Seine Religion mahnt ihn nicht so wie die christliche zur Sanftmut. So treibt ihn sein heißes Blut zu Taten voller leidenschaftlicher Wucht, manchmal wohl auch zur Gewaltsamkeit und zum Fanatismus.

Und wie das Volk, so seine Geschichte. Diese Geschichte ist reich an Tragödien, ja, es ist eine große Tragödie. Das Volk der Hellenen kämpft wider die Perser, besiegt sie und erlebt dann seine herrlichste Blüte; aber das Volk der Israeliten, einst ihnen ebenbürtig an Adel und Schwung des Geistes, wird von den furchtbaren Kolossen der Weltmächte immer wieder erbarmungslos zermalmt.

Kein Wunder ist es, daß auch das Alte Testament ein leidenschaftliches Buch ist, voll heißen Blutes, reich an großen Ereignissen und gewaltigen Menschen. „Im jüdischen ‚Alten Testament', dem Buche von der göttlichen Gerechtigkeit, gibt es Menschen, Dinge und Reden in einem so großen Stile, daß das griechische und indische Schriftentum ihm nichts zur Seite zu stellen hat", so lesen wir bei Nietzsche. „Man steht mit Schrecken und Ehrfurcht vor diesen ungeheuren Überbleibseln dessen, was der Mensch einst war, und wird dabei über das alte Asien und sein vorgeschobenes Halbinselchen Europa, das durchaus gegen Asien den ‚Fortschritt des Menschen' bedeuten möchte, seine traurigen Gedanken haben" [1]). „Da lacht und schluchzt, jubelt und klagt, da betet und empört sich eine Seele, nein, manche Seele, die Seele aller der Männer, die an diesem Buche und seinen Bestandteilen schrieben, da kämpft und leidet und stirbt ein Volk, und ein Schicksal erfüllt sich von einer Tragik, wie die Weltgeschichte nie mehr Gleiches gesehen hat" [2]).

Der Gott Israels, der sich dem Moses am Sinai offenbarte, ist ursprünglich der Gott eines Vulkans gewesen. In dem Herrlichsten, aber auch Furchtbarsten, was es auf Erden gibt, in dem Ausbruch eines Vulkans, hat Moses seinen Gott gefunden. Da schmettern die Donner wie Trompetengeschmetter. Eine schwere, dunkle Wolke liegt auf dem Berge, von Blitzen durchzuckt. Der ganze Berg erbebt. Die Flamme schießt empor zum Herzen des Himmels. Oder eine Rauchwolke steigt auf, mit fabelhafter Geschwindigkeit dahinrasend, in immer neuen Gestaltungen sich ständig verändernd, in der Nacht von dem inneren Feuer des Berges beleuchtet: das ist die „Feuer- und Rauchsäule", in der sich Jahve offenbart, „Jahves Herrlichkeit". Ein Vulkan-Gott ist Jahve ursprünglich gewesen: und dies jäh zufahrende, plötzlich ausbrechende Wesen hat er immer bewahrt. Lange mag er an sich halten, wie auch der Vulkan nicht jeden Tag ausbricht; dann aber erhebt er sich zu

[1]) Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, Nietzsches Werke, Taschenausgabe, Bd. VIII, S. 77.

[2]) Haller, Jahwe, Baal und Wir, S. 11.

seiner ganzen erhabenen Größe und vernichtet in einem furchtbaren Schlage seine Feinde ringsum. Wie realistisch dieses Auftreten des Gottes noch in späterer Zeit aufgefaßt wird, kann das folgende prachtvolle Prophetengedicht[1]) zeigen.

Wer ist's, der von Edom kommt,
mit bunten Gewändern aus Bosra,
du da in prangendem Kleid,
'schreitend' in Fülle der Kraft?

„Ich bin's, der in Gerechtigkeit 'streitet',
der Macht hat, zu helfen"!

Warum ist ' ' dein Kleid so rot,
deine Gewänder wie des Keltertreters?

„Ja, die Kelter trat ich allein,
von den Völkern stand keines mir bei.
Ich zertrat sie in meinem Zorn,
ich zerstampfte sie im Grimm,
da spritzte an meine Gewänder ihr Blut,
all mein Kleid ward besudelt".

Zartere Gemüter mögen sich über das Grausige des Inhalts dieses Gesichtes, über den mit Blut bespritzten Gott entsetzen; stärkere werden sich der wundervollen, dämonisch-phantastischen Form erfreuen und zugleich erkennen, daß sich hier eine gewaltige Kraft offenbart.

Furchtbare Taten sind für diesen furchtbaren Gott geschehen. Das älteste Israel hat in wilder Kriegeswut ganze Städte mit Mann und Weib und Kind und Vieh als ein schauriges Ganzopfer seinem Gotte dargebracht. Elias hat die Baalspfaffen am Bache Kison mit eigener Hand geschlachtet. Jehu hat nach Elisas Wort den Baal in einem Meer von Blut aus Israel hinweggeschwemmt. Aber das sind nur Ausschreitungen der herrlichen Kraft des Glaubens, die in Israel die großartigsten Gestalten erzeugt und die sittliche Religion durch so viele Nöte und Stürme doch schließlich zum Siege geführt hat.

Da treten vor unsere Augen die beiden gewaltigsten Figuren des Alten Testaments: Moses etwa so, wie ihn der artverwandte Michel-Angelo verkörpert hat. Hoch oben auf dem Berge Sinai sitzt er, die Gesetzestafeln, die er von Gott empfangen hat, in der Hand. Da hört er aus dem Tale zu seinen Füßen ein fernes Brausen: es ist Kriegslärm im Lager! Nein, es ist kein Geschrei von Siegern und kein Geschrei von Besiegten! Gesangestöne hört er! Das Volk ist von Jahve abgefallen, hat sich ein Kalb aus Gold gegossen und feiert ihm jetzt ein Jubelfest. Da lodert sein Zorn empor, da schleudert er die Tafeln von sich, von Gottes eigener Hand beschrieben, und

[1]) Jes. 63, 1–3.

zerschmettert sie am Felsen! Die Sage, die von dieser Tat erzählt, hat sie dem Moses keineswegs verdacht; sie begreift es wohl, daß hier die höchste Leidenschaft der höchsten Sache gilt, und sie versteht es, daß ein solcher grimmiger Zorn zerschmettern muß!

Und wir erblicken Elias an derselben Stelle. Es ist am Abend seines Lebens. Ein ganzes, langes Menschenleben hindurch hat er um die Seele seines Volkes gerungen und sie nicht zu gewinnen vermocht. Sie sind alle abgefallen bis auf siebentausend Knie, die sich vor Baal nicht gebeugt haben. Bis zum Tode ermattet, flüchtet sich der Prophet zu dem fernen Gottesberge, um dem Gott selbst seine Sache zu klagen. Und der Gott erscheint ihm und gibt ihm herrlichen Trost. Ein ungeheueres Gottesgericht, so verkündet er ihm, steht vor der Tür. Drei blutige Jahve-Schwerter werden auf das abtrünnige Israel einhauen: das ist der grausame König der aramäischen Volksfeinde: der wird das Kind im Mutterleibe nicht schonen; und dann der Herrscher des eigenen Volkes, der wilde Jehu: der wird das Königshaus Israels ausrotten und alle Baal-Gläubigen im Lande dazu; und endlich Elisa, der Prophet, Elias' Nachfolger: der wird morden durch die Worte seines Mundes. So wird Israel vertilgt, und nur die siebentausend Getreuen bleiben übrig! Was schadet das? In alle dem blutigen Graus vollzieht sich Jahves Gericht. Jahves Sache siegt, und darauf kommt es an!

Auf Moses und Elias folgen die großen schriftstellerischen Propheten, Amos, Hosea, Jesaias, Jeremias, Ezechiel, eine stolze Reihe heldenhafter Gestalten, sie alle ihres Gottes voll, getragen von dem erhabenen Gedanken, daß das Unrecht keine Stätte auf Erden haben darf, daß ein Volk wie Israel, so hingegeben an die Sünde, so abgewandt von seinem Gott, nicht bestehen darf. Sie gebieten nicht mehr wie die alten Heroen dem Schwerte; ihre Waffe ist allein das Wort. Milder und sanfter ist inzwischen die Zeit geworden. Aber an Größe sind sie den Alten nicht unterlegen.

Hören wir wieder ein Beispiel [1]). Hoch reckt sich der Gottesmann empor und steht wie zwischen Himmel und Erde. Sein Gott hat einen Rechtsstreit mit seinem Volke. Er selber ist darin Gottes Anwalt. Und Zeugen sind ringsum die schweigenden Berge.

„Höret 'das Wort', das Jahve spricht!
Auf, rechte 'vor' den Bergen,
daß die Hügel deine Stimme vernehmen.
Höret, ihr Berge, Jahves Klage,
'merket auf', ihr Festen der Erde!
Denn Jahve hat eine Klage gegen sein Volk,
und mit Israel geht er ins Gericht".

[1]) Micha 6, 1—8.

Auf diese großartige Einführung folgt nun die Klage Jahves selbst, aber nicht, wie man erwarten sollte, in zornigem Groll, sondern mit liebevoll sanftem Vorwurf:

„Mein Volk, was hab' ich getan dir?
und womit dich gekränkt? Steh mir Rede!
Ich hab' dich gelenkt aus Ägypten,
aus dem Sklavenhaus dich erlöst. ‘ ’
Mein Volk, gedenke,
was Balak ‘ ’ riet,
und was Bileam ‘ ’ erwiderte“!

Balak, König von Moab, wollte Israel durch Bileam verfluchen lassen; aber Bileam, durch Jahve gezwungen, öffnete den Mund zum Segnen.

Durch diese liebevoll-eindringlichen Worte, so sollen wir denken, ist Israel in tiefster Seele zerknirscht; und nun naht es dem Gott mit reuigem Herzen und fragt, wodurch es seine Sünden büßen könne.

„Womit soll ich vor Jahve treten,
vor dem erhabenen Gotte mich beugen?
Soll ich vor ihn mit Ganzopfern treten,
mit jährigen Kälbern?
Hat er ‘ ’ Gefallen an Tausenden von Widdern,
an Zehntausenden von Sturzbächen Öles“?

Die Opfer, die zur Sühnung angeboten werden, werden also immer gewaltiger, ja, schließlich unermeßlich groß. Und als letztes der Opfer das schwerste:

„Soll ich meinen Erstgeborenen für meine Sünde geben,
meines Leibes Frucht als Sühnung der Seele“?

So überbietet sich der reuige Sünder selber, indem er immer größere Leistungen anbietet und schließlich bei der furchtbarsten ankommt. Nun aber ist es, wie wenn die Sonne aufgeht! Alles dieses nicht! Vielmehr ein anderes Prinzip!

„‘Es ist dir gesagt', o Mensch, was gut ist,
und was Jahve von dir begehrt!
Nur dieses: Recht tun, Barmherzigkeit lieben
und demütig wandeln vor deinem Gott“!

An solchem Beispiel erkennt man besser als an vielen Worten die Größe der Prophetie, die Gewalt ihrer sittlichen Leidenschaft. Hier sieht man, wie herrlich die Kraft der alttestamentlichen Religion wirken kann, wenn sie an der rechten Stelle steht.

Diese Größe des Gottesgedankens zeigt sich besonders in der erhabenen Vorstellung von der Schöpfung. In anderen Religionen mag die Gottheit

in die Welt eingehen, mit ihren Mächten ringen und sie schließlich gestalten. Dazu ist Jahve zu groß! Dieser Gott steht außerhalb der Welt und wirkt von außen durch seinen Willen auf sie ein. „Gott sprach: es werde Licht! Da ward Licht"! „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde".

Und der Größe des Gottesgedankens entspricht es auch, daß die israelitische Religion jede Abbildung der Gottheit verschmäht. Es ist nicht sowohl verständige Überlegung, es ist nicht die Aufklärung, sondern es ist die tiefe Ehrfurcht vor Gott, die jedes Bild, ja, fast jedes Symbol verbietet. Denn Abbilden heißt vergleichen. „Aber wo ist ein Bild, mit dem ihr mich vergleichen könntet? spricht der Heilige".

Diese tiefe Empfindung von der Größe Gottes hat in der praktischen Religion die Folge, daß der Hymnus darin eine solche Rolle spielt. Freilich, wenn man nach den Grundtrieben der israelitischen Religion fragt, so fehlt sicherlich nicht der allgemein-menschliche, wonach der Fromme von seinem Gott die Rettung aus seinen und seines Volkes Nöten und die Erfüllung seiner irdischen Wünsche begehrt, ein Gedanke, der — was wir keineswegs zu leugnen gewillt sind — an nicht wenigen Stellen des Alten Testamentes mit allzugroßer Begehrlichkeit und allzugroßer menschlicher Beschränktheit auftritt. Aber daneben stellt sich doch mit großer Kraft der edlere Beweggrund: der Mensch muß etwas haben außer sich, über sich, was er bewundern und preisen kann, was er von Herzen verehrt und dem er sich mit ganzer Seele hingibt! Dieses tiefe Verlangen haben die Männer des Alten Testaments von ganzer Seele empfunden. Daher die Fülle hinreißender Hymnen, in denen Gottes Lob gesungen wird.

Und neben die Begeisterung dieser Loblieder tritt im Alten Testament die Furcht vor dem heiligen Gott. Die israelitische Religion ist eine ernste, heilige Religion. „Wehe mir, ich vergehe, denn ein Mann unreiner Lippen bin ich, denn den König Jahve Zebaoth haben meine Augen geschaut".

Von dieser Empfindungskraft des israelitischen Volkes und seiner Religion möchten wir unserem Volke und seiner Religion ein Stück wünschen. Das Alte Testament in seiner herben Größe könnte unserem allzu weichmütigen, schwankenden, in sich selbst zerrissenen Zeitalter ein Stahlbad werden, wenn man es recht zu gebrauchen wüßte.

Nun ist freilich im Alten Testament nicht alles gleich heroisch. Auch die weicheren und zarteren Stimmungen der Religion bekommen hier ihr Recht. Auch die liebenswürdigen und freundlichen Züge fehlen nicht, besonders in den späteren Schriften. Wir gedenken so mancher tiefempfundenen Erzählungen, so mancher stiller, ergreifenden Psalmen. Aber eines haben doch alle diese Schöpfungen gemeinsam, was unserem Geschlechte so sehr fehlt, und wonach sich gerade die Tiefsten unserer Zeit am heißesten sehnen, die Sicherheit und Deutlichkeit der religiösen Gewißheit. Diesen Männern ist die Religion etwas durchaus anderes als Weltanschauung, wenn die Ver-

bindung zwischen beidem freilich auch hier nicht fehlt. Ihnen ist Gott kein Hilfsbegriff des Denkens, keine blasse Abstraktion, sondern er ist ihnen eine konkrete Gestalt, ihrem Herzen nahe. Sie wandeln vor ihm, sie leben mit ihm. Etwa so, wie man mit einem Freunde im Innern verkehrt, den man gestern gesehen hat und morgen wieder sieht, von dem ich weiß: er ist da und denkt an mich, wenn ich ihn heute auch nicht schaue. Nur mißverstehe man dieses Bild nicht; denn der lebendige Gott ist heute dem Herzen ebenso nahe wie gestern und morgen. Durch diese Nähe Gottes, diese innere Sicherheit des Glaubens gewinnt das religiöse Leben eine Tiefe und Wärme und erhält die religiöse Persönlichkeit eine innere Kraft, die uns Schwächeren wie ein fernes, hohes Ziel erscheint. Darum schauen wir voller Ehrfurcht und Sehnsucht zu den Propheten empor, die Gottes Wirklichkeit erfahren durften. Darum haben die Frommen aller Zeiten die Psalmen so sehr geliebt, die ihnen verständlicher waren als jene allzu gewaltigen und allzu herben Heroen. Denn in dieser geistlichen Lyrik werden Naturlaute der Frömmigkeit ausgesprochen:

„Wie die Hinde, die lechzet
nach Wasserbächen,
so schreiet meine Seele,
'Jahve', nach dir" [1]!

„Wen hab' ich neben dir im Himmel?
Außer dir begehre ich nichts auf Erden!
Ist mir Leib und Seele verschmachtet, ' '
bleibt doch 'Jahve' alle Zeit mein Teil" [2].

Das sind Urworte der Religion, in denen noch viele Geschlechter ihr Tiefstes aussprechen werden. Darum ist die Psalmenreligion auch unter uns noch immer unvergessen; ja, sie ist, wenn auch mit manchen Abstrichen, unter uns wirksamer als manche christliche Dogmen. Wie viele fromme Herzen gibt es, deren eigentliche Religion in den Worten enthalten ist: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln". Und vergessen wir nicht, die schlichte, ernste Mahnung des frommen Tobias hinzuzufügen: „Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest und tust wider Gottes Gebot"! Würde es nicht geradezu ein Frevel sein, unseren Kindern diese Schätze der Religion vorzuenthalten?

Und noch eine andere Betrachtung müssen wir hinzusetzen. Ausgezeichnet ist das Alte Testament vor allem durch den wunderbaren Reichtum der verschiedenartigsten Gestalten. Wie viele sind uns schon in dieser kurzen Übersicht begegnet: Propheten, Sänger, Denker, kraftvolle Helden, zarte Dichter, ernste Spruchredner! Und wie viele kommen noch hinzu! Unter ihnen allen aber erscheint uns als die erhabenste und rührendste zu-

[1] Psalm 42, 2.
[2] Psalm 73, 25.

gleich jene geheimnisvolle Figur des „Knechtes Jahves", in der das Alte Testament über sich selber hinausweist, eine Idealfigur[1]), eine Gestalt des Glaubens (wenn wir recht sehen), in der die Erlebnisse, äußere und innere, Israels, der Propheten und ihres Schöpfers selbst wie in einem Zauberspiegel wieder erscheinen. In dieser Gestalt des leidenden, sterbenden und wiedererstehenden Propheten, dessen Leiden die Sünden sühnen, ist niedergelegt Israels höchste Hoffnung, die Hoffnung, einst seine Religion den Heiden bringen zu dürfen, zugleich seine tiefste Erniedrigung und seine völlige Verzweiflung, der herzzerreißende Gegensatz, in dem sich zu jener Zeit die Ideale der Propheten zu dem Jammer der Wirklichkeit befanden, und zuletzt der Glaube, der sich niemals zerbrechen läßt, sondern der immer wieder emporschnellt: Israel wird dennoch erlöst, und die Heiden fallen Jahve dennoch zu Füßen! Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie diese Gestalt des Glaubens geschaffen worden ist, so schauen wir tief hinein in die Seelen der prophetischen Männer, wie sie hoffen und verzagen und zu neuem Glauben erstehen, wie sie bereit sind, die Leiden des gottgegebenen Berufes auf sich zu nehmen und nicht zu murren, wie sie mit dem Geheimnis ringen, daß gerade die von Gott ergriffenen Seelen in die Tiefe des Leidens geführt werden.

Diese Fülle persönlichen frommen Lebens ist die eigentliche Größe der hebräischen Religion. Und eben um dieser Blüte der Persönlichkeit willen ist es eine Beleidigung des geschichtlichen Geistes, Babylonier und Ägypter mit Israel auch nur in einem Atem zu nennen. Jene Kulturen sind durch Werke groß, wie sie die Masse errichtet, und zwar eine durch Despoten und Priester gebändigte Masse: riesige Weltstaaten, gewaltige Dämme und Kanäle, ungeheure Bauwerke. Aber ihre Kultur, besonders die babylonische, ist öde an persönlichem Leben. Für Ägypten ist eine Ausnahme die Tell-Amarna-Zeit, wo dies Land durch semitisches Leben befruchtet war. Israel dagegen ist arm an allem Technischen: sein Staat war, von dem Aufschwung unter David abgesehen, stets ohne weitere Bedeutung; auf Werke äußerer Kultur hat es sich niemals verstanden. Aber es hat auf geistigem Gebiet das Höchste erzeugt, was es im Orient überhaupt gibt, die ihr eigenes Leben vor Gott führende Person. Das ist die Errungenschaft der israelitischen Prophetie. Und ebendarum ist Israel dennoch „das auserwählte Volk", und „das Heil ist von den Juden gekommen", mag sich darüber ärgern, wer will. Unsere Zeit aber in ihrem bewunderungswürdigen technischen Können, in ihrer umfassenden Organisation der Arbeit mag man mit jener ägyptisch-babylonischen Kultur vergleichen. Aber man hört gegenwärtig laut und lauter die Klage, daß die Persönlichkeiten, die das idealistische Zeitalter in so reicher Fülle erzeugt hat, auszusterben beginnen, und daß es selbständigen Männern immer schwerer wird, sich in dem ungeheuren, alles vereinerleienden Getriebe zu behaupten.

[1]) Vgl. zu dieser Auffassung der vielgedeuteten Gestalt meinen Artikel „Knecht Jahves" in der Enzyklopädie „Religion in Geschichte und Gegenwart".

Sollte unserem geistigen Leben nicht ein Schuß altisraelitischen Geistes gut tun? Ja, würden die Propheten wach!

Und nun ein Wort, das die mancherlei verschiedenen Beobachtungen, die in diesen Zeilen niedergelegt sind, verbindet. Wir denken, gezeigt zu haben, daß sich das Alte Testament, wenn wir uns entschließen, auf die Inspirationslehre ohne Vorbehalt zu verzichten, erst in seiner wahren Größe zeigt. Wir haben es vom Himmel auf die Erde herniedergeholt; aber nun steigt es vor unseren Augen von der Erde majestätisch zum Himmel empor. Andererseits ist freilich darin sehr vieles enthalten, was uns bei weitem weniger bewunderungswürdig erscheint; und es gehört zu unserer wissenschaftlichen Ehre, daß wir nicht wie ein schlechter Anwalt nur das Eine betonen, sondern wie ein gerechter Richter beide Seiten in voller Unbefangenheit darstellen.

Wie sollen wir nun das Alte Testament lesen? Es gibt zwei verschiedene Methoden, in denen ein solches Buch gelesen werden kann. Der Laie sucht sich diejenigen Stellen aus, die ihm verständlich und seiner Natur gemäß sind, und läßt das übrige gelassen beiseite. Und das ist sicherlich sein gutes Recht. Auch die Schule — man erlaube mir, mit aller Zurückhaltung darüber zu reden, so fern es mir auch liegt, den Fachmännern in ihr Handwerk zu pfuschen — wird auf den unteren Stufen so verfahren. Hier ist also der Gesamtstoff daraufhin durchzusehen, was dem christlichen Kinde der Gegenwart dienlich ist; vieles, sehr vieles, auch manches, was heutzutage noch meist mitgeteilt wird, ist wegzulassen. Vom Zeremonialgesetz sind nur wenig Proben notwendig, und von der Stiftshütte und ihren Geräten kann man sehr kurz handeln. Auch innerhalb der Erzählungen läßt sich manches überschlagen, wobei man von unserer Quellenkritik hie und da lernen kann. Dabei wird das Alte Testament für die ganz Kleinen in christlichem Geiste erklärt. Das Recht der Umdeutung, von dem bisher alle Geschlechter der Christenheit Gebrauch gemacht haben, wenden wir auf solcher Stufe mit gutem Gewissen, wenn auch mit vorsichtiger Zurückhaltung, an; manches freilich würde sicherlich besser fortgelassen als künstlich umgedeutet werden. Von solcher eigentlich-kindlichen Auffassung geht es allmählich zu den höheren und höchsten Stufen. Hier soll der Lehrer langsam und mit Bedacht zu einer mehr geschichtlichen Auffassung übergehen. Nun kann es zwar nie und nimmer die Aufgabe des Religionsunterrichtes sein, den Geist geschichtlicher Kritik im Schüler auszubilden; aber zu einer Zeit, da das kritische Bedürfnis in den jungen Seelen bereits auf anderen Gebieten erwacht ist, soll ihm der Lehrer mit Zartsinn und vorsichtiger Zurückhaltung auch auf diesem Gebiete sein Recht geben, damit der erwachsene Zögling, wenn ihm das Alte Testament später in mehr geschichtlicher Beleuchtung gezeigt wird, es nicht mit Abscheu von sich werfe. Solchen entwickelteren Schülern gegenüber nenne der Lehrer die Schöpfungsgeschichte ein erhabenes Gedicht voller hoher Gedanken, und bei der Elias-Erzählung vergesse er nicht, daß Jesus selbst seinen Geist von

dem des Elias unterscheidet. Auf der höchsten Stufe, z. B. in den höheren Klassen des Gymnasiums, geziemt es sich dann, ebenso wie die deutsche oder die griechische Geschichte auch die Geschichte Israels in wissenschaftlichem Sinne zu lehren; und die Abkehr der Gebildeten von der Religion würde sicherlich nicht so groß sein, wie sie es gegenwärtig ist, wenn die höheren Schulen diesem notwendigen Erfordernis immer nachgekommen wären. Der Schreiber dieser Zeilen weiß es wohl, wie dürftig diese Andeutungen und zugleich wie hoch die Anforderungen sind, die er mit diesen Worten an den Lehrer stellt. Aber unmöglich sind sie nicht. Und wenn der Lehrer nur die rechte Ehrfurcht und Liebe vor der Bibel und vor seinen Schülern im Herzen trägt, so wird ihm der schwere Weg schon gelingen. Und so wird es auch in Zukunft Schüler geben, die später als Erwachsene mit Dankbarkeit und Ehrerbietung an ihren alten Religionslehrer denken.

Und nun das Gesamtbild, wie es der Historiker schaut. Der geschichtlich Gebildete betrachtet nicht nur schöne Einzelheiten, sondern er achtet auf das Umfassendere, die Geschichte. Ihm ist deutlich, daß in allem Menschlichen das Große neben dem Kleinen, das Erhabene neben dem Gemeinen steht und stehen muß. Und ebendarum ist ihm das Geringe, Minderwertige nicht anstößig, sondern er liebt die Geschichte, weil sie als ein getreues Bild menschlichen Wesens diese Züge mitenthält. Hier sehen wir zwar höchste Gedanken, wertvollstes Leben, aber wir sehen es nicht sowohl in gefestigter Existenz, sondern wir gewahren es werdend, mit niederen Vorstufen ringend und sich langsam von ihnen befreiend. So hat Israel den Monotheismus, dem es von Anfang an zusteuerte, erst am Schluß seiner Geschichte voll erreicht, und in vielen, namentlich poetischen Äußerungen finden wir ihn noch mit Nachwirkungen des Polytheismus verquickt. Dem historisch Gerichteten erscheint ein solches Bild eines drangsalvollen Werdens anziehender als das eines sicheren Bestehens. Und auch der christliche Glaube wird an diesem Gedanken keinen Anstoß nehmen; ist doch das Alte Testament der christlichen Betrachtung nicht die vollkommene, sondern die geschichtlich werdende Offenbarung.

Zum Schluß sei eine Betrachtung ausgeführt, die im Vorhergehenden schon gestreift worden ist. Die Weltgeschichte hat das geistige Leben Israels zu einer der Grundlagen der Kultur der christlich-europäischen Völker gemacht. Unsere Kultur ruht auf zwei Säulen: der Bibel, d. i. dem Neuen und dem Alten Testament, und dem Hellenentum. Was wir sind, das sind wir geworden kraft der Verbindung dieser beiden Welten. Eine Umwälzung, deren Folgen kein Lebender ermessen kann, würde es sein, wenn einer dieser Grundsteine verrückt werden würde. Der historisch Gerichtete aber wird es für seine Aufgabe halten, die Vernunft, die sich in aller Geschichte offenbart und die diese beiden Felsblöcke zum Fundament gelegt hat, zu begreifen. Er wird der Überzeugung sein: das Gebäude wird weitergeführt, aber seine Grundsteine werden bleiben.

Die wirtschaftlichen Voraussetzungen des modernen Krieges[1]).

Von

Friedrich Lenz.

Zum letzten Male bot das Jahr 1913 dem deutschen Volke kurze Rast und Rückschau auf dem Wege, den es ohne sonst viel umzuschauen arbeitsam dem Tage abgewann und dessen steiler Aufstieg doch das Dunkel deutscher Zukunft uns zu lichten nicht vermocht hat. Zwiefach, wie der Anlaß, war der Inhalt des Erinnerungsbildes: dort die im Freiheitsjahr 1813 gipfelnde Erhebung aus militärischer Zerschmetterung und materieller Drangsal, der kriegerische Rückgewinn verlorenen Schwergewichtes auf der Wagschale europäischer Politik; dagegen hier seit dem Dreikaiserjahr 1888 ein ungestörtes Wachstum wirtschaftlichen Könnens und bei erhaltener militärischer Tüchtigkeit angeblich eine Ausweitung des überlieferten kontinentalen Machtbereiches in die Sphäre „realistischer" Weltpolitik. Haben beide Bilder in der Seele unseres Volkes sich verschmelzen können, so wie die stolzen Hymnen des Erinnerungsjahres ineinander klangen, oder blieb es bislang mehr ein Nebeneinander, äußerlich Verbundenes? Treffen die Linien der Entwicklung seit 1888 und 1813 — Krieg und Friede, Weltgeltung und Kontinentalmacht — in unserer Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs noch restlos zusammen? Hat Deutschland im ersten Vierteljahrhundert der Wilhelminischen Regierung den Übergang zur Weltpolitik bereits vollzogen? Oder ist die neue Zeit der Technik und der Weltwirtschaft die Schöpferin von eigenen Plänen und Entwürfen, gebührt ihr darum auch für unsere äußere Politik — die Politik des Jahres 1914 — heute das letzte Wort?

Es möchte uns zunächst so scheinen, wenn wir den Seelenzustand unseres Volks vor 1914 nach seiner „öffentlichen Meinung" kommentieren wollten. Und sicherlich hat der Verlauf der letzten paar Jahrzehnte die Gleichung zwischen Krieg und Frieden abgeändert. Wächst doch der Reichtum unseres

[1]) Dieses zweite Kapitel der im vorigen Heft begonnenen Arbeit über „Krieg und Wirtschaft" will die Hemmnisse des Kriegsgedankens auflösen, welche die wirtschaftliche Blüte unseres Zeitalters angeblich bietet und denen letzthin vielfach fälschlich Glauben beigemessen wurde; die erste Hälfte dieses Versuches ist vornehmlich dem bekannten Norman Angell gewidmet.

Volkes jährlich um Milliarden; und während unsere Volkszahl im Reinergebnis noch ungebrochen steigt, fällt eine höhere Quote irdischer Güter als im sterilen Frankreich auf den Deutschen, der seinem Nachbarn wie einst in der Politik den Vorsprung abgewinnt. Mit dem Gewinn steigt aber der mögliche Verlust; Schätze, welche Motten und der Rost fressen, sind dem Zugriff des Feindes nicht minder ausgesetzt. Somit vermehrt sich, ohne subjektives Zutun, fortgesetzt das objektive Risiko zuungunsten des Krieges. Wenn nun der Einsatz des Einzelnen im Kriegsspiel ihm unter seinen Händen wächst, dann wird dies nicht ohne Einfluß auf sein politisches Urteil bleiben können. Um so weniger, wo alles wirtschaftliche und soziale Streben heute der materiellen Sicherstellung des Errungenen dient! Wie die Person und die Familie der Ungewißheit körperlicher Schädigungen und wirtschaftlicher Sonderfälle durch allerart Versicherung zunehmend entrückt wird, so mindert die Vergesellschaftung und Kartellierung der Erwerbswirtschaften mit der größeren Marktkenntnis und Marktbeherrschung alle Krisen und Wechselfälle des Erwerbslebens, beschneidet bei gestiegenem Kapitalbedarf dem wagenden Unternehmungsgeist die Führerstellung. Der Krieg hingegen, obwohl er das Schicksal aller Einzelexistenzen in sich trägt, obgleich er über Blüte und Verfall des Wirtschaftslebens ganzer Völker die Entscheidung fällt, er entzieht sich für immer solcher Begrenzung oder gar Ausschaltung der Risiken, wie sie der Objektivierung und Organisierung unserer wirtschaftlichen Friedensarbeit mehr und mehr gelingt.

So muß der unausrottbar aleatorische Charakter des Krieges einem Volke unsympathisch werden, das seinen Reichtum rastlos wachsen sieht und seiner Art nach nicht in Spiel und Wette einsetzt, was es in strenger Arbeit sich gewann. Dagegen spricht nicht, daß wir alle die Wehrsteuer des Jubiläumsjahres willig auf uns nahmen und damit weniger den Manen von 1813 als den Fügungen der eigenen Politik ein Opfer brachten. Wohl drückend, doch sorgsam kalkuliert und leicht errechenbar war jene Gabe, mit der wir von der Kriegsgefahr uns loszukaufen hofften; wer aber möchte irgend einen Maßstab finden für die Opfer, mit denen wir die Kosten selbst siegreichen Kampfes zu bestreiten haben? Hekatomben an Blut und Gut, welche Familien wie Vermögen der Unterliegenden erdrücken, nicht nur belasten würden. Welch ökonomisches Interesse wäre da stark genug und welches wirtschaftliche Ziel so hoch gesteckt, daß jeder unter uns den vollen Einsatz wagen wollte? Diese Rechnung geht in Verlust und Gewinn noch nicht auf. Selbst wenn wir hier suchten, wir fänden in den Ideen und Idealen seit und nach 1870 nichts, was der Nation die Preisgabe vierzigjähriger Friedensarbeit überzeugend auferlegte; und unser aller Privatinteresse sprach ja nur zu laut für friedlichen Erwerb.

Die Rechenhaftigkeit, das Fehlen außerwirtschaftlicher Ziele gab unserem Zeitgeist seine Prägung. So wie die Kriegs- und Steuerflucht manchen Be-

sitzes in das Ausland, die Internationalität des heutigen Geldverdienens nur schlecht mit dem beliebten Betonen nationaler Unbedingtheit harmonierte, gleichwie die Herrschaft nationaler Phrase in Partei und Presse moderner Demokratien den Einfluß mächtiger Erwerbsgruppen dürftig genug verhüllte, so machte allmählich sich der Gegenwart ein allgemeiner Zwiespalt zwischen materiellem Erwerb und ideellem Erbe fühlbar. Nicht, daß die menschliche Natur als solche sich verschlechtert hätte, daß Selbstsucht und Parteigeist mehr als früher Triebfedern der Entwicklung wären; sondern eben das Fehlen allen erkennbarer neuer nationaler Einigungs- und Zielpunkte, die relative Sattheit unserer staatlichen Existenz rückte das Steigen der wirtschaftlichen Werte ungebührlich in den Vordergrund des Gesamtbewußtseins. Daß damit eine Einbuße an wertvollen ideellen Gütern sich verbinden kann, lehrt unter anderem das neuestens unverkennbare Nachlassen des sozialpolitischen Eifers, der sozialen Gesinnung, über die Kreise der Interessenten hinaus, gerade in den führenden Volksschichten[1]). Mag bei Fragen der inneren Politik auch jede Stellungnahme und jeder Meinungswechsel sich schließlich rechtfertigen lassen, jedenfalls liegt jene Tatsache geschichtlich fest, daß unsere Sozialpolitik geschaffen ward als wesentlicher Bestandteil unserer von Bismarck inaugurierten Wirtschaftspolitik und als notwendiges Korrektiv der beispiellosen sozialen Umwälzung unseres Volkes. Beide Gründe bestanden nach wie vor in voller Kraft, ohne daß ein Verlust an wirtschaftlicher Energie die nachweisbare Folge der Sozialbelastung war; trotzdem ist heute wieder zum Problem geworden, was durch Jahrzehnte als unverlierbarer Besitz und Vorzug Deutschlands galt. Im Endergebnis eine Einbuße an Ethik, an Gesittung, die mit der gesteigerten Empfindlichkeit im Geldpunkt unerfreulich kontrastiert.

Wie nun die staatliche Sozialreform als unerläßlicher Ausgleich des Wirtschaftslebens ihren Platz behaupten wird, solange der moderne Staat Träger ausgleichender Gerechtigkeit uns ist, so wird der Krieg die unabdingbare Ergänzung unserer wirtschaftlichen Friedensarbeit bleiben, solange wir im Staat den Träger souveräner Macht zu sehen haben, mag auch in beiden Fällen der Zeitgeist noch so oft sich wandeln. Wenn also eine starke Ver-

[1]) Immerhin stehen die Ergebnisse unserer Sozialpolitik bereits fest genug; dagegen droht der Wohnungsreform gleich im ersten Entstehen ernsteste Gefahr. Welcher Abstand bei ihr, teilweise auch bei der inneren Kolonisation, zu den Zeiten des auch ökonomisch absoluten Königtums! Daß die intellektuelle, ethische und nationale Unfruchtbarkeit der sozialdemokratischen Gedankenwelt, daß selbst die notwendige Unersättlichkeit jedes sozialpolitischen Begehrens antisoziales Empfinden fördern kann, verkenne ich nicht; aber sind die Taten und Meinungen der Wohnungsreformer etwa gleich unergiebig, sind die Arbeiter und Angestellten allein „begehrlich" heute? Das Verhalten vieler „kapitalistischer" Lieferanten und Händler nach der Kriegserklärung 1914 bietet dazu eine eigenartige Illustration, während auf der Arbeiterseite die Streik- und Sabotagebefürchtungen sich nicht verwirklicht haben.

mutung bereits dafür spricht, daß Krieg und Friede, deutsche Weltpolitik und preußische Kontinentalpolitik auf den gleichen, in der Geschichte unseres Volkes objektiv erhärteten Voraussetzungen ruhen, dann macht die Gegenwart mit jener Feindschaft wider die Sozialpolitik von vornherein der Inkonsequenz sich schuldig. Denn mit welchem Recht kann jemand den friedlichen Ausgleich aller zwischenstaatlichen Streitigkeiten fordern, wenn er im gleichen Atemzuge die bestehenden Maßnahmen zur Schlichtung innerstaatlicher Entzweiungen bekämpft? Sozialer Kampf und Völkerfriede, wie reimt sich das zusammen? Nicht aus der Vernunft der Dinge heraus kann eine solche Auffassung geboren sein, sie muß den Anstoß andersher empfangen haben. Und in der Tat, das Machtbewußtsein und Erwerbsinteresse des Bürgertums war in den über vierzig Jahren fruchtbarer Friedensarbeit stark genug geworden, um jede staatliche wie internationale Störung des gewohnten Zustandes zunächst als eine Verletzung wohlerworbener Rechte zu empfinden. Ellbogenfreiheit rücksichtslos im Innern wie nach außen, Freiheit möglichst von sozialer Belastung wie von politischer Belästigung ist ja von jeher die Parole des Erwerbs gewesen[1]).

Aber hier wie dort droht die Beschränkung auf den Umkreis friedfertig ungestörter Tagesarbeit eine geistige Verarmung des Volksbewußtseins zu bewirken. Denn wie die staatliche Sozialreform kein dem bürgerlichen Erwerb entgegengesetztes Ziel verfolgt, vielmehr das nationale Wirtschaftsleben ausgleichend und ergänzend letzten Endes kräftigt, so dient auch jeder Krieg dem Ausgleich nationaler Kraftentfaltung und zielt auf dauerhafte Friedenswahrung. Kriegsmacht und Friedensarbeit sind wie Sozialreform und Wirtschaftskraft einander nur Ergänzungen, sind keine Widersprüche; geschichtlich wie begrifflich hängt eins am anderen. Nur durch stete Kriegsbereitschaft wird ja das Friedenswerk gesichert; unermüdete soziale Hilfsbereitschaft verbürgt allein die Dauer wirtschaftlicher Blüte. Krieg und Friede sind wechselweise nur die Mittel, nicht das Ziel der äußeren Staatskunst, sie stehen beide im Dienste nationaler Machtentfaltung; und gleicherart bestimmen weder soziale Fragen noch Wirtschaftsfragen allein den Gang der inneren Politik, ihr Wechselspiel erst stellt die Macht des Staates unter den obersten Gesichtspunkt harmonischer Entfaltung aller nationalen Fähigkeiten. Gelten hingegen Friede und Erwerb als Selbstzweck, dann tritt im öffent-

[1]) Eine Parallele unseres heutigen Zustandes mit der geistigen und materiellen Verfassung Frankreichs vor 1870 zeigt eine ähnliche Erwerbslust der Masse, eine politisch gleich sensible Stadtbevölkerung und ein ähnliches Steigen des nationalen Reichtums. Unser Außenhandel verdreifachte sich binnen 30, der französische binnen 20 Jahren damals; die französische Kohlenproduktion verdreifachte sich in 15 Jahren, die unsere verdoppelte sich nur; der Wechselbestand der Staatsbanken verdreifachte sich bei uns in 20 Jahren, während er in Frankreich sich annähernd vervierfachte. - Und dabei, welche Verschiedenheit der staatlichen Struktur und ihrer kriegerischen Bewährung!

lichen Bewußtsein die ausgleichende Funktion des Staates hinter dem siegreichen Extrem zurück, dann werden objektive Gewalt und sittlicher Wert der in ihm verkörperten Macht und Gerechtigkeit verkannt. Eine fast unbedingte Friedensliebe und ein gesteigerter Erwerbsgeist kennzeichnen daher regelmäßig den Ablauf solcher Epochen wie die unsrige von 1871 bis 1914 war.

Solche Zeiten bekämpfen die ihnen lästig gewordenen politischen Voraussetzungen und sozialen Beschränkungen ihres Daseins mit eben denjenigen Wertungen und Argumenten, welche ihnen selbst geläufig sind; sie suchen also nachzuweisen, das wirtschaftliche Gedeihen der Epoche leide unter dem Aufwand für soziale oder kriegerische Zwecke, und damit glauben sie das Urteil in der Sache schon gesprochen[1]). Wir wollen sehen, ob das Argument verfängt. Für die Belastung unseres Wirtschaftslebens durch Sozialpolitik habe ich schon in anderem Zusammenhange nachgewiesen, daß es nicht durchschlägt. Selbst wenn wir aber für das Thema Krieg und Wirtschaft zu einem anderen Ergebnis kämen, bliebe die Fragestellung selbst ein Zeichen ihrer Zeit: der deutsche Volksgeist und der deutsche Staatsbegriff, dem Kampf und Friede, Macht und Wohlfahrt untrennbar und seit jeher wurzeleins sind, er soll der vollen Hälfte dieses Lebensinhalts sich entäußern; und jene Kräfte der wirtschaftlichen Wohlfahrt und des ungestörten Friedens, welche in ihren Schranken zwar erwünscht und segensreich gewirkt, sie würden losgebunden unheilvolle Herren über die Seele und das Schicksal unseres Volkes.

I.

Die Ironie alles Geschehens will es, daß die neue Botschaft der wirtschaftlichen Schädlichkeit des Krieges von jenem Inselvolk verkündet wird, dem doch wohl nicht auf Vortragsreisen und Broschüren hin ein volles Viertel unseres Erdballs untertan geworden ist, das noch zu unserer Zeit Ägypten wie Südafrika wie Teile Indiens mit dem Schwert sich unterworfen hat und dessen offensiver Geist an solchen Kleinigkeiten wie der Errichtung eines britischen Khalifates über die mohammedanische Welt die ungebrochene Kraft erprobt. Da nun der Brite als erfahrener Kolonisator ein meisterhafter Völkerpsychologe ist, so bietet er dem philosophisch veranlagten Vetter Michel gleich mit der Botschaft den theoretischen Beweis des Satzes dar[2]).

[1]) Vgl. die bis 1914 anschwellende internationale Agitation gegen die „erdrückende" Last der Rüstungen und gegen die steuerliche und sozialpolitische „Überlastung"; dabei haben wir im ersten Kapitel bereits gesehen, wie es mit den tatsächlichen Unterlagen dieser Agitation beschaffen ist.

[2]) Norman Angell, Die falsche Rechnung. Was bringt der Krieg ein? 21. bis 25. Tausend. Vita Deutsches Verlagshaus. 266 Seiten. Preis geb. M. 1,25. — Das vollkommene Gegenteil hiervon bildet das große Werk von Johann von Bloch, Der Krieg, dessen vierter Band „die ökonomischen Erschütterungen und materiellen

Die Voraussetzung des englisch-deutschen Rüstungswettbewerbs — den Kriegsfall — als unnütz, weil unlohnend, nachzuweisen und durch den Fortschritt der öffentlichen Meinung in diesem Punkte einen Verzicht der deutschen Politik auf Rüstungen und Landerwerb herbeizuführen, ist die im Vorwort ausgesprochene Absicht eines Buches, das angeblich von unseren Diplomaten mit Beifall gelesen worden ist. Der erste Lord der Admiralität und Englands Schatzkanzler kamen noch 1913 mit dem Verfasser zu dem gleichen Schluß, das Rüsten sei eine Torheit; und wem bei Churchills verflossenem Vorschlag eines Flottenfeierjahrs unzeitgemäße Erinnerungen an römische oder Napoleonische Rüstungsverbote etwa aufgestiegen sind, der läßt dafür als Realist von Norman Angell über das Unzeitgemäße, weil Unwirtschaftliche der heutigen Rüstungen schlechthin sich gern belehren [1]). Mindestens deuten die hohen Lobsprüche, welche dem „geradezu klassischen Nachweis von der Machtlosigkeit der politischen Macht auf wirtschaftlichem Gebiet" bei uns zuteil geworden sind, auf eine derartige Aufnahme des in siebzehn Sprachen übersetzten und mit massiger Reklame vertriebenen Buches, das den Völkern, ja selbst deutschen Botschaftern und Staatssekretären neue Perspektiven eröffnet haben soll. Und der von Sir Grey 1911 — vor der Einverleibung Solums, Cyperns und des Schat-el-Arab — akzeptierte „Gedanke von der wirtschaftlichen Wertlosigkeit militärischer Eroberungen" feierte 1914 beinahe seinen ersten Sieg in der „Verständigung" Englands mit Deutschland über die wirtschaftliche Aufteilung Belgisch- und Portugiesisch-Afrikas, so daß wir, von allen rein politischen Ambitionen grundsätzlich geheilt, erfreut gleich Hans im Glück mit einem Haufen wirtschaftlicher Konzessionen heute dastehen und uns überreichlich abgefunden glauben würden für den Verzicht auf unsere kaum begonnene, schon zerronnene deutsche Islampolitik.

Doch wer kennt bisher die Ziele unserer äußeren Politik und wer die Grenzen der weltpolitischen Pläne Großbritanniens? Scripta manent. Beschränken wir uns daher auf jenes Dokument, dessen Inhalt am besten meine einleitenden Gedanken illustriert. Wie ausgiebig der Zeitgeist der von Angell gewollten Umstimmung der öffentlichen Meinung bereits vorgearbeitet hatte, bestätigte die enthusiastische Aufnahme des „revolutionären" Werkes durch die angelsächsische Presse beider Hemisphären; sie drängte den glücklich-unglücklichen Autor in die Rolle des größten Publizisten seit Swift, Cobden und Darwin. Und mag sein Lob sich selbst darauf beschränken müssen, daß er

Verluste des Zukunftskrieges" behandelt. Soweit diese überaus sorgfältig fundierte Untersuchung (deutsch 1899, 578 Seiten) nicht von den Tatsachen überholt ist, kommt ihr dauernde Beachtung zu, vor allem in ihrem Rußland selbst behandelnden Teile. Diesem wissenschaftlichen Werk gegenüber, das sein Thema auf die unmittelbaren Kriegsfolgen zumeist begrenzt, verschwindet Angells verdientermaßen populäres Elaborat.

[1]) Auch dem französisch-deutschen Kriege ging ein wiederholter Abrüstungsvorschlag seitens unseres Gegners voraus, den England damals übermittelte. Virchow beantragte Ähnliches im Parlament.

die Stimmung seiner Zeit geschickt erfaßt habe, so bleibt doch der Vergleich mit Cobden objektiv berechtigt. Ist es doch kein reiner Zufall, daß ein Engländer in diesem Augenblick mit solcher Lehre den Beifall seines Volkes fand und den des Auslands suchte. Als Großbritannien einst die weltwirtschaftliche Überlegenheit und private Rentabilität seiner Industrien infolge der wachsenden Verteuerung des unentbehrlichen heimischen Getreides gefährdet fand, da propagierte Cobden die allgemeine Abschaffung des Weizenzolles mit dem Hinweis, „daß in zehn Jahren dieser ganze Mechanismus von Beschränkungen diesseits wie jenseits des Ozeans nur noch für die Geschichte existieren" würde; das Ausland aber hätte mit dem Übergang zum vollen Freihandel die wirtschaftliche Vorherrschaft Englands damals verewigt! Heute sieht das Inselreich seine politische Überlegenheit wie seine neue Sozialreform gefährdet durch zunehmende Verteuerung der ihm unerläßlichen heimischen Seerüstung; es propagiert daher, weil einseitige Rüstungsbeschränkungen sich überall verbieten, nun die internationale Abbürdung der Flottenlasten; wir anderen Völker aber müßten mit dem Dogma vom „politischen Freihandel" die heutige maritime Vormachtstellung Englands als bleibend anerkennen. Hier wie dort entspringt der agitatorische Anspruch auf grundsätzliche internationale Geltung also einer momentanen britischen Verlegenheit; das Eintreten für zollpolitische wie für militärische Abrüstung soll die Rivalen davon überzeugen, sie suchten vergeblich ihre Industrien und Flotten dem Standard Englands nahezubringen, da die Vernunft der Dinge eben mit Englands Macht im Bunde sei[1]).

Soviel über die zeitgeschichtliche Bedeutung und über die zeitpolitische Einordnung der Abrüstungsideen; sehen wir zu, ob Angells Dialektik der seines Vorgängers Cobden entspricht und welche Waffen er dem Zeitgeist schmiedet.

Die Einleitung erklärt die beiderseitige Furcht vor kriegerischem Überfall, welche dem deutsch-englischen Wettrüsten offenbar zugrunde liege, als notwendigen Ausfluß der herrschenden Überzeugung, daß weltwirtschaftliche Expansion ein entsprechendes Maß weltpolitischer Ausbreitung erfordere; daß im besonderen Deutschland durch Eroberung britischer Kolonien oder Niederwerfung des englischen Handels sich Spielraum in der Welt verschaffen müsse. Werde diese behauptete Identität von politischer und wirtschaftlicher Machtentfaltung als nicht vorhanden dargetan, vermöge heute nämlich selbst ein siegreicher Krieg nachweisbar keinen wirtschaftlichen Vorteil zu verschaffen, dann habe der Verfasser einen Ausweg aus der Rüstungssackgasse beiden Völkern aufgezeigt, dann werde mit dem Reiz zum Angriff die heute drückende

[1]) Wie Angell das typisch ausdrückt: „Es ist ein wirtschaftliches Interesse der Menschheit, daß die Produktion angespornt wird, und die Gesamtinteressen der Menschheit fallen mit den Interessen Englands zusammen gerade infolge seines weltumspannenden Handels."

Notwendigkeit der Abwehr schwinden. Gleich gegen den ersten Satz wird hier ein Einwand laut, der völlig unabhängig von Norman Angells These, ja von der Frage nach dem wirtschaftlichen Nutzen von Krieg und Frieden bleiben wird. Die Freiheit der politischen Entschließung knüpft nämlich für England — und nur für England! — sich an die militärische Herrschaft in Kanal und Nordsee, die ihm die Zufuhr seiner Lebensmittel sichert. Gelingt es Deutschland — ganz unabhängig von den beiderseitigen, bei uns wohl endgültig widerlegten Angriffsgelüsten — im Rahmen seiner legitimen Flottenpolitik auch nur auf Monate in jenen Seen die Vorherrschaft zu halten, so unterliegt für diese Zeit Englands Entschluß der stärksten denkbaren Pression; ohne besonderen Aufwand und ohne jedes Blutvergießen müßte ein der Situation gewachsenes Deutschland ihm seinen Willen zwingend auferlegen und mitten im Frieden Zugeständnisse erlangen können, die jeden Rüstungsaufwand lohnen würden. Solange daher noch ein fremdes Kriegsschiff auf See fährt, oder auf dem Stapel liegt, bleibt „Rule, Britannia, rule the waves" schlechtweg Lebenserfordernis dieser auf kaum vier Wochen verproviantierten großen Inselstadt — mögen im übrigen Überdreadnoughts gegen Überdreadnoughts oder, nach dem Siege pazifistischer Ideen, armierte Motorböte miteinander kämpfen.

Es lohnt sich, diesen fundamentalen Unterschied im Rüstungswettkampf und in dem durch ihn genährten seelischen Verhalten der beiden Völker gegenüber allen eigentlich politischen Kombinationen von vornherein herauszuarbeiten. Kein kontinentales Land wird durch das zeitweise militärische Übergewicht eines oder selbst mehrerer Nachbarstaaten in seinem Lebensnerv getroffen. Mögen Rußlands und Frankreichs Heer und mit ihm Englands Flotte uns dauernd überlegen bleiben, wir halten dadurch trotz allem unsere Existenz — und ob die Welt voll Teufel wär' — nicht für gefährdet. Deutschlands so gut wie Frankreichs oder Rußlands Willensrichtung wird auf die Dauer bestimmt allein durch den Inhalt ihrer politischen Ziele und Wünsche. Für England dagegen fehlt diese Freiheit der Entschließung — das Kennzeichen und die Voraussetzung jeder staatlich organisierten Willensmacht — von jenem Augenblicke ab, wo eine Nation, deren Beschlüsse es nicht kontrolliert, seine Herrschaft in Kanal und Nordsee mit stärkeren oder gleichstarken Streitkräften gefährdet und ihre Hand damit auf alle seine Zufuhrlinien legt. Schon latent muß dieser Zustand einen solchen Druck auf Englands Willen üben, daß es ihn fernzuhalten jedes Opfer, ihn aufzuheben jedes Zugeständnis bieten wird; das akute Stadium — das heißt die Angleichung des deutschen Flottenstandards an den britischen — bedeutete eingestandenermaßen jenseits des Kanals den Kriegsfall. Er wäre in diesem Fall gegeben gewesen, nicht wie sonst als Folge irgendwelcher mit den Rüstungen verbundener politisch-wirtschaftlicher Pläne, vielmehr einfach als Konsequenz der andernfalls so unvermeidlichen wie unerträglichen Aufhebung der eigenen Entschlußkraft. Die Singularität

der Krisis engte den Rahmen, in den sonst Rüstungen sich friedlich spannen lassen, zwischen Deutschland und England vor 1914 ungewöhnlich ein. Nicht wegen der absoluten Höhe der Rüstungslasten oder um ihres ziellosen Wachstums willen drohte uns, wie die öffentliche Meinung der vergangenen Tage fürchtete, jener Austrag mit den Waffen, den nun Englands Furcht vor unserer künftigen Größe dem Kontinente aufgedrungen hat. Sondern die nur an dieser Stelle gegebene Tatsache entscheidet auch künftig das deutsch-englische Verhalten, daß eine stadtgewordene Insel vor ihren Toren und Häfen niemand dulden kann, der sie ihr zu verschließen möglicherweise den Willen und jedenfalls die Macht besitzt[1]). Solange das offene Meer die territorialen Grenzen nicht auf seinem Rücken duldet, bis nicht das Volk von England wie einst den Hauptteil seiner Nahrungsmittel wieder selbst herstellt, solange wird jeder für England annehmbare Friede auf dem Übergewicht Englands zur See beruhen, wird die faktische Anerkennung einer solchen Überlegenheit der Kitt sein in dem Bau auch jeder künftigen britisch-deutschen Freundschaft[2]).

Norman Angell übersieht diese eigentümliche militärische Differenzierung seiner Frage: Was soll und nützt das Wettrüsten? Obgleich die dadurch seit 1900 veranlaßte Spannung in den deutsch-englischen Beziehungen ja Ausgangspunkt sämtlicher pazifistischer Bemühungen diesseits wie jenseits des Kanals geworden ist und allen Friedensaposteln dieser letzten fünfzehn Jahre die Feder in die Hand gedrückt hat. Trotzdem liegt in der Lösung gerade dieser Frage für jeden Engländer und jeden Deutschen der Kern des Problems. Mögen auch alle die bis dahin so beliebten Abrüstungsideen sich jetzt als unrichtig erwiesen haben und, wie vordem Cobden, keinen Beifall bei den Völkern des Kontinents mehr finden, in keinem Fall bringt doch das gegenwärtige Völkerringen allein die Entscheidung über Krieg und Frieden zwischen uns und England, über Freundschaft oder Feindschaft zwischen dem Adler und dem Walfisch. Hier eine Lösung finden, welche mit einer verstärkten überseeischen Expansion uns zugleich die Ellbogenfreiheit auf dem Kontinente gibt und dennoch Englands berechtigten Lebenswillen achtet, bleibt nach einem siegreichen Kriege darum ebenso wie vormals unser aller Aufgabe.

[1]) Englands Weizenimport kommt je zur Hälfte aus dem Ausland und den Kolonien, desgleichen die Einfuhr von Weizenmehl. Lebensmittel machen drei Viertel der kanadischen Einfuhr nach Großbritannien aus, drei Fünftel der australischen, die Hälfte der neuseeländischen (1911).

[2]) Über unser Verhältnis zu England, als den einen Angelpunkt deutscher Politik in Krieg und Wirtschaft, möchte ich im Schlußkapitel dieser Arbeit einiges sagen. Im Augenblicke mag es schwer fallen, an ein künftiges politisches Zusammengehen mit England zu glauben und die faktische Überlegenheit seiner Seerüstung als eine Voraussetzung dafür anzuerkennen; trotzdem hängt jede deutsche Weltpolitik, wie ich nach wie vor glaube, ab von dem überseeischen Zusammenarbeiten der drei germanischen Weltreiche: Deutschland, England, Nordamerika, freilich auf dem Grunde einer von England unabhängigen deutschen Vormachtstellung auf dem Kontinent.

Angell hingegen nimmt die militärischen Bedingungen des Rüstungswettbewerbs überall als einheitlich gegeben an und will am Vorabend des Weltkrieges der Welt beweisen, daß Arbeitsteilung und Verkehrstechnik — daß mithin unsere vielgerühmte technisch-wirtschaftliche Zeitentwicklung die kriegerische Lösung jedes politischen Konfliktes unnötig, weil unlohnend, mache. Bis hierher handelte es sich nur erst um die militärischen Voraussetzungen unserer Frage nach der Berechtigung eines modernen Krieges; vor allem um die Einsetzung des Rüstungsfaktors in die Rechnung. Dabei mögen die Ansichten über das deutsch-englische Problem weiterhin beliebig auseinandergehen; für die angeblich von ihm gefundene wirtschaftliche Auflösung aller politischen Konflikte übernehmen von hier ab der Autor und die Zeit, welche ihm glaubte, voll die Verantwortung.

Arbeitsteilung und „in der Hauptsache" die gesteigerte Verkehrstechnik sollen nach Norman Angell die Probleme der Weltpolitik gegenüber früheren Zeiten tief und wesentlich umgestaltet haben; die technische Entwicklung der letzten 30 oder 40 Jahre, namentlich auf dem Gebiet der Verkehrsmittel, soll unseren Gedanken über Notwendigkeit und Nutzen kriegerischer Auseinandersetzungen unbemerkt vorausgeeilt sein und sie heute in eine „optische Täuschung", einen gefährlichen Aberglauben verwandelt haben.

Leider geht Norman Angell auf diesen Ausgangspunkt, die These von der revolutionierenden Kraft der modernen Produktions- und Verkehrstechnik, nicht des näheren ein, sondern bespricht ausschließlich ihre wirtschaftliche Anwendung auf Weltverkehr, Welthandel, Weltkredit und Kolonialbesitz — eben die Dinge, an denen er die revolutionäre Wirkung unserer Zeit auf den Kriegsgedanken nachweisen will. Gerade der öfters gehörte Satz von der Umgestaltung unseres politischen Lebens durch die Technik hätte aber eine grundsätzliche Behandlung wohl vertragen; denn das Wirkungsverhältnis von Technik, Wirtschaft und Politik scheint noch keineswegs geklärt. Die richtige Auffassung widerspricht hier der populären, welche dem „Zeitalter der Technik" die treibende Kraft zuschreibt, und der sich auch Norman Angell mit seiner These anreiht. Schon die wissenschaftliche Pflege der Technik und damit die technische Wissenschaft selbst verdanken anerkanntermaßen ihr Entstehen dem militärisch-staatlichen Bedürfnis[1]). So bei dem römischen Heerstraßenbau, in der frühen Waffen- und Textilindustrie, im Kanal- und Hafenbau der Merkantilzeit, wie seit jeher beim Städtewesen und neuestens im deutschen Kriegsschiffbau, in Telegraphie und Luftschiffahrt[2]). Die Verbesserung und Anwendung der schon im 17. Jahrhundert

[1]) Vgl. meine akademische Rede über „Das technische Bildungsproblem in Rücksicht auf Staat und Wirtschaft", Braunschweig 1913.

[2]) Über den Einfluß des Krimkrieges auf Rußland s. die Notiz bei Helfferich, a. a. O., S. 5 Anm.; über die Europäisierung Japans daselbst S. 6.

erfundenen Dampfmaschine oder die Erfindung des mechanischen Webstuhls etwa ist bedingt durch den volkswirtschaftlichen Reifegrad der Montanindustrie und der jungen Baumwollspinnerei Englands. Der erste Amerikadampfer verläßt, nachdem die kommerziellen Voraussetzungen endlich gegeben scheinen, 1857 Bremen; aber erst nach zwei Jahrzehnten erlaubt die fortgeschrittene Besiedelung der nordamerikanischen Weizenflächen den jetzt rapiden Ausbau dieser Hauptroute des Weltverkehrs und Welthandels. Und was der Beispiele mehr sind, nach denen die Initiative des technischen Fortschritts so wenig einem abstrakten „Erfindergeiste" zugeschrieben werden darf wie die Aufdeckung des geographischen Weltbildes einer unbestimmten „Entdeckungslust". Denn stärker, das sahen wir bereits, als alle wirtschaftlichen oder technischen Fortschritte und ungebrochen wirken die politischen Ideen in voller Unabhängigkeit von technischen Momenten; hat ihre Auswirkung zwar seit jeher sich in den Formen und wirtschaftlich-technischen Maßen der Zeitalter vollzogen, so bleibt doch ihre Quellkraft stets die gleiche und zeigt sich als das Bleibende im Wechsel[1]).

Aber auch innerhalb des gleichen Zeitabschnittes begründet nicht der verschiedene Stand der Technik etwa die maßgebenden nationalen Unterscheidungen. Freilich ward das Halbkulturvolk der Azteken wie der wilde Buschmann in Australien von dem Feuerrohr seefahrender Eroberer hinweggemäht, und mit Tippu Sahibs Residenz fiel die Unabhängigkeit der indischen Kulturwelt den Geschützen der britischen Eindringlinge endgültig zur Beute. Doch der Zusammenprall zweier Kulturen ist niemals allein ein Wettkampf technischer Geschicklichkeit; das Anpassungsvermögen des ostasiatischen Kulturkreises ist bekannt genug, und nicht an solchem Mangel siecht das Reich des Islams heute hin. Innerhalb der europäisch-amerikanischen Völkergemeinschaft vollends sind Lokomotiven und Schnellfeuergeschütze ein Artikel geworden, dessen fast unbegrenzte Exportfähigkeit die Übertragbarkeit aller anderen Güter, speziell geistiger Werte, weit hinter sich zurückläßt. Und wie schließlich die Technik wohl das Äußere und Äußerliche Rußlands oder des reformierten China dem Auge des flüchtigen Beschauers umgestaltet, den Kern des nationalen Daseins dagegen unberührt läßt, so ist die umgestaltende Kraft der Technik auch innerhalb des eigenen Kulturkreises keineswegs unbestritten. Volkswirtschaftlich vermehrt zum Beispiel die Einführung motorischer Kraft in ein bestimmtes Gewerbe während der Übergangszeit zwar die Konkurrenzkraft der technisch vorgeschrittenen Betriebe; nach geschehener Durchführung jedoch sind bei gestiegener Produktivität des Ganzen die Chancen der sämtlichen übriggebliebenen Betriebe wieder gleich. Damit soll die neben den wirtschaftlichen Impulsen wesentliche Bedeutung der technischen Idee im Produktionsprozesse

[1]) Über das weltgeschichtliche Verhältnis von Krieg und Technik vgl. meinen ersten Aufsatz. Über die neuerliche Absorption etwa der nordamerikanischen Welt durch die politische Idee vgl. H. Oncken in der Festschrift für Max Lenz, 1910.

nicht verkannt sein; auch nicht die Erhöhung der Rentabilität, welche technisch begünstigten Betriebsgrößen und Gewerbearten bleibt. Hingegen muß der technische Fortschritt die natürlichen Grundlagen aller Nahrungs- und Wohnungsbeschaffung, mithin im Endergebnis fast zwei Drittel des menschlichen Konsums, als gegeben hinnehmen. Schließlich ist die absolute Neutralität des technischen Fortschritts gegenüber den Kulturwerten erst neuestens von Walter Rathenau betont worden[1]). In der Tat sind Goethe und der Dieselmotor inkommensurable Größen. Ein Jesuit bleibt in der Postkutsche wie auf der Untergrundbahn Jesuit. Ingenieur wie Militär wie Anarchist bedienen sich des Sprengstoffs. Die Hostie wie die Bombe kommt neuestens im Luftschiff[2]).

Somit hat die These von der revolutionierenden Wirkung der modernen Technik auf die internationale Kriegführung und Politik wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Prüfen wir um so genauer die wirtschaftlichen Gesichtspunkte, unter denen Angell den Wahrheitsbeweis seines Satzes durchzuführen unternimmt[3]).

Die Gründe seiner Auffassung entnimmt Norman Angell zunächst der steigenden weltwirtschaftlichen Verflechtung des nationalen Warenaustausches und Kredits; sie verbiete eine Konfiskation des feindlichen privaten Eigentums und mache damit jede Eroberung wirtschaftlich wertlos, da der Reichtum des eroberten Gebietes ja im Besitz der Eigentümer bleibe. Schon hier zeigt der Verfasser die Wahrheit des alten Spruchs: Qui trop embrasse, mal entraîne. Denn wenn sein Satz allein auf „die letzten 30 oder 40 Jahre" zutrifft, warum demonstriert er an der Eroberung Schleswig-Holsteins und Elsaß-Lothringens durch die Deutschen, sie habe uns „um keinen Pfennig reicher gemacht"? Wenn die weltwirtschaftlichen Abhängigkeiten „noch im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts keinerlei Wirkungen auf die Politik" ausgeübt, dagegen „im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts die Politik beherrscht" haben, wie kann und warum soll da bereits 1866 eine noch nicht vorhandene Ursache eine solche Wirkung ausgelöst haben? Überdies hält, wie wir sehen werden, sein Beweis nicht stich. Beweisen will er die wirt-

[1]) Vgl. W. Rathenau, Zur Kritik der Zeit, Berlin 1912, S. 48 u. ö.

[2]) Wendt, Die Technik als Kulturmacht, und Zschimmer, Philosophie der Technik, bestreiten die Neutralität des technischen Fortschritts gegenüber dem „Reich des Idealen", da die Verwirklichung der materiellen Freiheit, die Emanzipation des Menschen von der organischen Schranke (Marx), ja ihr Werk sei. Gewiß! Jedoch wenn die Technik so den Menschen freimacht „zum höchsten Kulturleben", zum „Erleben und Genusse der durch die technische Arbeit geschaffenen göttlichen Freiheit und aller Kulturmöglichkeiten", dann bestimmt eben Inhalt und Richtung „der Kultur" den Ideengehalt der Epoche. Wenn es anders wäre, auf welchen Höhen müßten wir heute wandeln. Vgl. Max Lenz, Kleine Historische Schriften, über Gutemberg.

[3]) Vgl. jetzt auch v. Kersting im Band 12 des 4. Teils der „Kultur der Gegenwart": Technik des Kriegswesens, S. 474–869.

schaftliche Nutzlosigkeit der Annektionen wie der Kriegsentschädigungen; denn daß der Erwerb zum Beispiel Schleswig-Holsteins uns militärische Vorteile gebracht habe durch den Kriegshafen, den Kanal und als Rekrutierungsgebiet, wird gerade Norman Angell für die Jetztzeit nicht bestreiten. — Norman Angell selbst periodisiert die Geltung seiner These mit der eines klassischen Buches würdigen Einfalt dahin: „im Mittelalter" habe „man" die Mobilien, Gold und Silber konfisziert und das Land „unter die Heerführer der siegreichen Nation" verteilt; „in einer späteren Periode" bedeute Eroberung wenigstens den Vorteil der siegenden Herrscherhäuser, deren „Zänkereien um Prestige und Macht" die Kriege daher hauptsächlich entfesselt hätten; „in einer noch späteren Zeit" sei die Unterjochung wilder Völkerschaften doch manchmal der Kultur zugute gekommen, und die überschüssige Bevölkerung der Kolonisationsländer sei vor einer Auswanderung in die Fremde bewahrt geblieben. Aber was selbst noch „für die Zeit der politischen Renaissance(?), welche Großbritannien sein Weltreich gab," gegolten habe, das habe „heute" jeden Sinn verloren.

Heute nämlich schädige die Beraubung der Bank von England durch Deutschland oder die Enteignung des hamburgischen Privat- und Staatseigentums durch England den Sieger ebensosehr wie den Besiegten, indem sie das empfindliche Geflecht der Weltwirtschaft zerreiße und mit dem Staatskredit den der Privatwirtschaft zerstöre. Also, weil die Eigentumsberaubung ebenso wie die sogar angenommene Versklavung des englischen Volkes unter deutsche „Arbeitsvögte" tatsächlich veraltete Mittel der Kriegführung sind, darum soll das Kriegführen bereits wirtschaftlich zwecklos geworden sein! Die Konfiskation ist freilich gegen auf See befindliches und gegen öffentliches Eigentum auch heute noch erlaubt, aber der privatrechtliche Charakter der Bank von England schützt bekanntlich unseren Gegner vor solcher Eventualität[1]). Die „Angliederung" Hamburgs an England würde, was Angell gleichfalls in seinen Ausführungen völlig übersieht, England zum Rechtsnachfolger in das hamburgische Staatsschuldenwesen machen; das Beispiel der Orientbahnen und der türkischen Staatsschulden im Balkankrieg beweist, daß diese finanziellen Bindungen des Völkerrechts in unserer humanen Zeit noch am ehesten auf Respektierung zählen können. Der Verfasser hätte besser getan, an Stelle solcher ausgefallenen und daher beweisunkräftigen Beispiele die konkreten Wirkungen zu schildern, welche die erste Panik und der weitere Kriegsverlauf auf den deutsch-englischen Warenaustausch und Kredit ausüben; er hätte seine historischen wie seine theoretischen Darlegungen dann an der Wirklichkeit gar bald erproben können. Das Problem der Eigentums-

[1]) A. M. Neurath, Die Kriegswirtschaft, S. 40, dessen Argument aber nur gegen halböffentliche Institute durchdringt. Die zwangsweise Entnahme der 7½ Millionen Mark Banko aus der Hamburger Bank durch Davoust vom November 1813 bis Mai 1814 wäre freilich in diesem Zusammenhang zu nennen.

sicherheit im Kriege war mindestens für Deutschland gelöst; überdies kann es nur bei einer Invasion akut werden. Dagegen noch unbeantwortet war die Frage, inwieweit die von uns mit feindlichen Ausländern geschlossenen Verträge im Kriegsfall nichtig werden und Leistungen aus ihnen während des Krieges als Landesverrat gelten sollen. So das heute geltende englische gemeine Recht entgegen dem sonstigen, auf der von England ratifizierten zweiten Haager Konferenz international festgelegten Rechtsgebrauch; danach soll die Sicherheit des deutsch-englischen Handelsverkehrs und der mit englischen Gesellschaften abgeschlossenen Versicherungen für uns Deutsche illusorisch sein, während unser Recht den Engländern zugute käme[1]).

Daß der Autor überschwengliche Folgerungen auf sachlich wie zeitlich unzutreffenden Beweisstücken aufbaut, zeigt der erwähnte „historische" Beweis von der Nutzlosigkeit der Kriegsentschädigung und der elsaß-lothringischen Eroberung im Jahre 1871, ja des deutsch-französischen Krieges überhaupt. Die deutschen Wirtschaftskenner sind davon überzeugt, daß unser wirtschaftlicher Aufschwung von 1871 bis 1914 zu einem unausscheidbar großen Teil auf unserer nationalen Einigung beruht; Norman Angell dagegen kommt mit seiner Leugnung des wirtschaftlichen Kriegsnutzens zu dem Ergebnis: Deutschlands Wohlstand wäre ohne jenen Kampf 1914 größer, allermindestens gleich groß gewesen. Der Krieg 1870/71 ist nach ihm als „kommerzielle Unternehmung, bei der die Kriegsentschädigung und die Annexion der beiden Provinzen als Bruttogewinn zu betrachten sind, ein lächerlicher Mißerfolg gewesen. Die reinen Geldausgaben, die er nötig gemacht hat, übersteigen ganz außerordentlich die Summe der Kriegsentschädigung und den Wert der Provinzen". Wobei Norman Angell nur das grobe Versehen begeht, die „reinen Geldausgaben" als volkswirtschaftlichen Verlust zu buchen, obgleich ihr Betrag doch ganz überwiegend den heimischen Produzenten und Arbeitern der Waffen- und Ausrüstungsindustrien sowie als Sold, Zins und Rente oder in natura den Bürgern zugeflossen ist und darum nur als Durchgangsposten in der volkswirtschaftlichen Bilanz des Krieges gebucht werden darf.

Aber auch wenn wir seine „unwiderlegliche" Argumentation umkehren und indirekt folgern, gelangen wir zu keinem stichhaltigen Beweis. Denn daß Deutschland im Fall einer Niederlage oder einer friedlichen Verständigung mit Napoleon III. seine Einheit durch das preußische Saargebiet und den Verzicht auf Luxemburg erkauft hätte, steht geschichtlich fest; auch hätte Frankreich gern Belgien hinzuerworben[2]). Heute entfällt nun gut ein Zehntel unserer gesamten Kohlenförderung im Werte von über 150 Millionen Mk.

[1]) Vgl. Rießer, Finanzielle Kriegsbereitschaft, 2. Aufl., S. 62, und Wehberg im „Tag" vom 7. Februar 1914. — Ein deutsches Zahlungsverbot als Antwort an England ist nicht ausgeblieben.

[2]) Heute würde schon das Bevölkerungsproblem ein siegreiches Frankreich zur politischen Annexion aller dieser Gebiete geradezu zwingen. Vgl. den zweiten Teil dieses Kapitels.

jährlich allein auf das Saargebiet und Lothringen; volle vier Fünftel unserer Eisengewinnung, d. i. über die Hälfte des Produktionswerts, kommen auf den Saarbezirk, Lothringen und Luxemburg; an der deutschen Roheisenerzeugung nehmen Saarbezirk, Lothringen und Luxemburg wiederum mit vier Fünfteln der Erzeugung teil. Zwischen den drei Bezirken und dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet hat sich „der stärkste Massengüterverkehr" herausgebildet, „den das Eisenbahnnetz nicht nur Deutschlands, sondern des ganzen europäischen Kontinents aufzuweisen hat" (Schumacher), die Aus- und Einfuhr geht zum guten Teil über Antwerpen. Wie hätte wohl hinter französischen Grenzwachen und Zollmauern sich dieser Zustrom deutschen Kapitals, deutscher Unternehmungskunst und Arbeitskraft vollziehen sollen, der das reichsdeutsche Minetterevier, seinen Boden wie seine Bevölkerung, zusehends germanisiert, der Lothringen auch wirtschaftlich und verkehrspolitisch zum Glacis der deutschen Westfront umgeschaffen hat? Weil Luxemburg zwar nicht politisch-militärisch, doch immerhin mit seinen Zöllen und Eisenbahnen zum Deutschen Reich gehört, ergänzt die Arbeit seiner Gruben und Hochöfen organisch die Kraft unserer kartellierten Schwerindustrie. Ähnliches in seinen jetzigen Grenzgebieten zu verhindern, war das Bestreben Frankreichs, und Belgiens Freunde waren bei jeder Gelegenheit auf die Wahrung seiner verkehrspolitischen Selbständigkeit gegenüber Deutschland eifrig bedacht. Hätte das chauvinistische und schutzzöllnerische Frankreich nicht alle diese reichen Landschaften in einer entsprechenden Vorzugsverbindung mit seiner eigenen rohstoffbedürftigen Industrie gehalten und ihre traditionelle Abschnürung von dem jugendkräftigen Wirtschaftskörper Deutschlands nicht eher noch verschärft? Wäre dadurch nicht auch unsere verarbeitende Industrie im Wettkampf mit der Frankreichs seit 1871 disqualifiziert gewesen, hätte unser westlicher Nachbar die Ausbeute unserer Eisenerzerzeugung nicht seinem Volkswohlstande gut geschrieben?

Daß Elsaß und Lothringen dem Reiche weniger an Matrikularbeiträgen einbringen, als sie ihm kosten, daß die Eroberung also dem Sieger einen staatsfinanziellen Nachteil bedeute, ist in doppelter Hinsicht völlig unzutreffend. Einmal stellt sich das Bild der elsaß-lothringischen Landesfinanzen in ihrer Beziehung auf die Reichsfinanzen wie folgt dar:

Ordentliche Ausgaben 1911	71479000 Mk.,
davon Matrikularbeiträge	6406000 „
ordentliche Einnahmen 1911	72224000 „
davon Überweisungen aus der Reichskasse	4892000 „

Allein die Matrikularbeiträge übersteigen somit die aus der Reichskasse empfangenen Beträge; die Reichsverwaltung der elsaß-lothringischen Eisenbahnen erbrachte 1912 im Ordinarium einen weiteren Überschuß von 28½ Millionen Mk. Angells Apodiktum: „In jedem Kulturstaat werden

die von einem Gebiet erhobenen Steuern wieder für dasselbe Gebiet verausgabt," ist eben handgreiflich falsch. Bekanntlich bringen die preußischen Ostprovinzen aus eigener Steuerkraft nur das zur Erhaltung ihres Schulwesens Nötige auf, der gesamte übrige Staatsaufwand wird ihnen von dem Westen und den Städten der Monarchie geliefert. Ferner sind die Staatsfinanzen nur ein Faktor in der volkswirtschaftlichen Bilanz. Oberschlesiens Boden produziert, ähnlich den Reichslanden oder dem Saargebiet, ohne Zweifel mehr an volkswirtschaftlichen Werten, als die Verwaltung dieses kleinen Bezirks finanziell erfordert; Rußland würde bei der Angliederung Oberschlesiens an sein Steuer-, Zoll- und Industriesystem zweifellos rein wirtschaftlich nicht schlecht fahren.

Die Opfer, welche unsere Väter 1870/71 dargebracht, sind allein aus diesem rein ökonomischen Gesichtspunkt, staats- wie volkswirtschaftlich, nicht umsonst gewesen, sie haben die Grundlagen unserer nationalen Produktion erweitert und gefestigt. Aber mag die „Konfiskation" der Reichslande sich als „rentabel" erwiesen haben, so bleibt doch Norman Angells Einwand gegen die Zwangsübertragung der 5 Milliarden Fr. bestehen. Und in der Tat läßt sich denjenigen Ausführungen, welche den Nutzen einer Kriegsentschädigung betreffen, nicht von vornherein jede Beweiskraft aberkennen; allerdings gibt der Verfasser hier Äußerungen früherer Schriftsteller zu dieser Frage wieder, ohne anscheinend die wichtigsten zu kennen [1]), und vermengt ihre Schlußfolgerungen dann mit seinen weitgehenden Doktrinen.

Soetbeer wie Bamberger [2]) haben zwar nicht die Schädlichkeit der Kriegsentschädigung an sich gepredigt, wohl aber ihre Vorzüge und Nachteile im zeitgeschichtlichen Zusammenhang eingehend nachgewiesen. Weniger noch als die technischen Modalitäten und finanziellen Inkonvenienzen, welche die am 5. September 1873 bereits vollzogene Übertragung von 5,4 Milliarden Fr. notwendig im Gefolge hatte, lassen die dauernden volkswirtschaftlichen Wirkungen dieses bis 1914 größten Geldgeschäftes der Geschichte sich verallgemeinern; sie entspringen vielmehr der damaligen konkreten Lage beider Volkswirtschaften [3]). Einmal hat zwar Frankreichs Volkswohlstand um jenen Betrag, den es ohne Gegenleistung gezwungenermaßen hingab, sich damals ganz gewiß verringert. Jedoch das unvermeidlich gewordene Festhalten an der Doppelwährung sowie der bis 1878 fortgesetzte Zwangskurs der französischen Banknoten paralysierte die Wirkung, welche der Verlust von rund

[1]) Soetbeer, Die fünf Milliarden, Berlin 1874, 56 S. Nasse in den „Annalen des Deutschen Reichs", 1875, S. 606 ff. Helfferich, Geschichte der deutschen Geldreform, 1898, S. 380.

[2]) Bamberger im Aprilheft 1873 der „Preußischen Jahrbücher".

[3]) Über die analogen Ereignisse von 1806 und 1815 vgl. meine „Geschichte des Bankhauses Gebrüder Schickler", Berlin 1912, S. 255–265. Über Österreich im Krieg von 1866 vgl. v. Bloch, S. 66—68.

$^3/_4$ Milliarden Fr. Münzen und Noten auf das nationale Geldsystem haben konnte; und die leichte Unterbringung von nominell 8, effektiv $6^3/_4$ Milliarden Fr. fundierter Staatsschulden erlaubte im Verein mit Vorschüssen, welche die Bank von Frankreich in Höhe von gut $1^1/_2$ Milliarden Fr. gewährte, ohne eine Erschütterung der Volkswirtschaft oder der Staatsfinanzen die auf über $8^1/_2$ Milliarden geschätzten Gesamtkosten des Krieges und der Kriegsentschädigung binnen zweier Jahre aufzubringen. Allerdings bedingte die Verzinsung und Tilgung dieser Summen eine dauernde steuerliche Mehrbelastung des französischen Nationaleinkommens; auch ward von den Auslandsrenten, die der Pariser Kurszettel vor 1870 im Betrage von gegen $6^3/_4$ Milliarden Fr. notierte, ein guter Bruchteil jetzt realisiert; aber die gereifte Kraft des französischen Wirtschaftslebens fand Mittel und Wege, die Verkleinerung der ausländischen Guthaben sowie die Minderung der einheimischen Kapitalkraft in angestrengter Arbeit mehr als wettzumachen [1]).

Anders in Deutschland. Hier war die Anlage, nicht das Aufbringen der $1^1/_2$ Milliarden Taler das Problem; und wenngleich seine Lösung nicht mit der uns gewohnten Weisheit jener Zeit geschah, so überwiegen, nach Soetbeers abwägendem Urteil, trotzdem die Vorteile im ganzen und nehmen der Maßregel den ihr noch von Norman Angell beigelegten Charakter einer nach altem Siegerrecht gedachten „Konfiskation". Der über Nacht gefallene Goldregen beruhigte wegen der Kosten, welche die Einziehung des Silbergeldes und der kleinen Noten demnächst nötig machte, und gab beim raschen Übergang zur Goldwährung das billigste Material ab, so daß die deutschen Münzstätten in zwei Jahren für über eine Milliarde Mark Goldstücke ausprägen konnten — den fünften Teil der Reichsgoldwährung in den ersten vier Jahrzehnten. Sodann ersparte der „Milliardensegen" dem deutschen Volk die neuen Steuern und Abgaben, welche wegen der Kriegskosten auch auf unserer Seite sonst unvermeidlich gewesen wären, und ermöglichte wie die Goldwährung so den vollen Sieg des Freihandels. Endlich gestattete er die längst notwendige Erhöhung der Beamtengehälter in den Einzelstaaten. Schärfer als diese Lichter fallen die Schatten auf dem Bilde jener Jahre in unser Auge. Die anfängliche Übersättigung des Geldmarktes und die plötzliche Rücknahme großer staatlicher Anleihebeträge, worin Delbrück und Camphausen die beste Verwertung der überschüssigen Guthaben erblickten, zwangen das Publikum geradezu, die Produktion ohne Rücksicht auf den möglichen Bedarf auszudehnen und statt der vom Staate getilgten oder belegten alten Anlagen neue, weniger sichere aufzusuchen; Entwertung des durch den Zustrom aufgestauten Geldes, d. h. steigende Warenpreise, waren die erste und Entwertung der spekulativ

[1]) Vgl. die aus der Knappschen Schule hervorgegangene und das Tatsachenmaterial erschöpfende Arbeit von Gutmann, Das französische Geldwesen im Kriege (1870—1878), Straßburg 1913, 525 S.

geschaffenen Papierflut, d. h. der Effektensturz von 1873, die zweite Folge dieser mise-en-scène der Reichsfinanzpolitik. Dabei ist die momentane Wirkung der Kriegsentschädigung von ihrer Nachwirkung zu trennen; während die phantastischen Ziffern der „Gründerzeit" und des „Krachs" (1871—1874) hauptsächlich auf ihr Konto kommen, sind Stagnation und Aufschwung der deutschen Volkswirtschaft seit Mitte der siebziger Jahre verschiedenen Faktoren zuzurechnen, nicht zum wenigsten weltwirtschaftlichen [1]).

Unerlaubt, weil unbeweisbar, ist es daher, wie Norman Angell seiner These zuliebe versucht, die Depression der siebziger und achtziger Jahre zwar ohne weiteres als notwendige Kriegsfolge anzusprechen, den gesamten Aufschwung Deutschlands dagegen allein aus seiner Bevölkerungszunahme zu erklären; Bamberger wies schon 1872 im Reichstag darauf hin, daß eine vorübergehende Anlage der Entschädigungsgelder in guten Auslandswerten die Krisis hemmen könne; andererseits stieg die Volkszahl in jenen zwei Jahrzehnten nach 1870 noch viel rascher als in den beiden vorhergehenden Dezennien starker wirtschaftlicher Blüte, um acht Millionen gegen fünf. Ganz unzulässig ist es vollends, nach Angells Vorbild die starke Kapitalkraft und den niedrigen Geldleihsatz Frankreichs gegen den Kriegsgedanken auszuspielen. Denn da der Zinsfuß seiner Anleihen schon 1870 regelmäßig drei Prozent betrug, so

[1]) Einige wenige Daten mögen das Gesagte veranschaulichen:

Durchschnittsdiskont		Gesamtkapital
der Reichsbank:	der Bank von Frankreich:	der neugegründeten Aktiengesellschaften:
1871 . . . 4,16	5,72 (+ 1,56)	1871 . . . 757 Mill. Mk.
1872 . . . 4,29	5,16 (+ 0,87)	1872 . . . 1478 „ „ (634 in Berlin)
1873 . . . 4,95	5,15 (+ 0,20)	1873 . . . 544 „ „
1874 . . . 4,38	4,30 (— 0,08)	1874 . . . 106 „ „
1875 . . . 4,71	4 (— 0,71)	1875 . . . 46 „ „
1876 . . . 4,16	3,40 (— 0,76)	1876 . . . 18 „ „
1877 . . . 4,42	2,26 (— 2,16)	1877 . . . 43 „ „
1878 . . . 4,34	2,21 (— 2,13)	1878 . . . 13 „ „
[1913 . . . 5,88	4 (— 1,88)]	[1913 . . . 228] „ „

Gesamtkapital des österreichischen Bestandes:	Zahl der französischen Neugründungen:
1870 . . . 2099 Mill. Kr.	1870 . . . 223
1871 . . . —	1871 . . . 83
1873 . . . 4146 „ „	1873 . . . 239
1879 . . . 2834 „ „	1879 . . . 511

Index der Warenpreise	
in Deutschland nach Conrad:	in England nach dem Economist:
1871—1880 . . . 100	1870 . . . 100
1881—1885 . . . 82	1880 . . . 94
1886—1890 . . . 68	1886 . . . 75

Vgl. noch Lammers, Die wirtschaftlichen Vorgänge im deutsch-französischen Kriege, in den „Preußischen Jahrbüchern", Bd. 26 (1870), Heft 4.

ist nicht abzusehen, warum der kurze Aderlaß des Krieges eine dauernde Verringerung des finanziellen Blutumlaufs und eine Erhöhung des Diskonts bewirken sollte; und daß der französische Unternehmungsgeist den Leihsatz bis heute unter der Höhe selbst des englischen beharren läßt und bei einer mäßigen Verzinsung des ererbten Reichtums sein Genügen findet, ist gewiß durch die 1870/72 geschehene Verdoppelung der gesamten Staatsschuld, von nominell 11½ auf 23 Milliarden Fr., volkspsychologisch wie finanzgeschichtlich stark beeinflußt worden und insoweit Kriegsfolge, aber doch keineswegs eine ausschließlich oder überwiegend erfreuliche Erscheinung! Hingegen hat Deutschland seine finanziellen wie geistigen Energien seit dem Friedensschluß zwar äußerst angespannt, dafür den militärisch und politisch geschlagenen Rivalen aber auch nacheinander in seinem Außenhandel, seinem Volkswohlstand und letzthin selbst in seiner Kapitalkraft überholt. Vor dem Kriegsausbruch 1870 verhielt sich (nach Block) das Nationaleinkommen beider Länder bei gleicher Kopfzahl noch wie 3:4; heute hat Deutschlands Einkommen und Nationalvermögen das Frankreichs überflügelt, obgleich auf unserer Seite fast 70 Millionen Menschen gegen drüben 40 an dieser Quote teilhaben. Jeder Deutsche konsumiert heute, gegenüber 1870/75, das Zweieinhalbfache an Baumwolle, das Dreifache an Zucker, Tee und Kohlen, das Vierfache an Petroleum und noch mehr an Roheisen, während Frankreichs Baumwollbedarf je Kopf beispielsweise heute geringer als der unsere ist. Und während Deutschland 1870 dem Ausland gegenüber zwar schon ein Gläubigerland war, doch hinter Frankreich darin weit zurückstand, sollen heute beim erneuten Kriegsausbruch die an der Berliner Börse zugelassenen Fremdwerte bereits die Summe der in Frankreich emittierten übertreffen. Unsere heimische Sparkraft hat darunter nicht gelitten; denn es betrugen:

die Spareinlagen Frankreichs . .	1875:	500	Millionen Mk.
	1910:	4500	„ „
Preußens . .	1875:	1100	„ „
	1910:	11000	„ „
Deutschlands .	1910:	16800	„ „

Unsere Sparguthaben haben somit ihren schon in den siebziger Jahren gegebenen Vorsprung gut behauptet, und an Stelle der ehemaligen deutschen Lokalbörsen steht der Berliner Weltplatz heute selbständig neben der Pariser Börse [1]). Die Bank von Frankreich besaß beim Kriegsausbruch 1870 einen Metallbestand von 1 Milliarde Fr., das Dreifache der Preußischen Bank, am Jahresende freilich nur mehr ½ Milliarde; die französische Volkswirtschaft hatte für 5 Milliarden Fr., die deutsche damals nur für gegen 2 Milliarden Mk. Barmittel zur Verfügung. Seither hat unser nationaler Edel-

[1]) Vgl. auch F. Hoeniger, Der Einfluß des Krieges auf den Grundbesitz, 1910, S. 9–52. Ferner v. Bloch, a. a. O., S. 101 118.

metallvorrat sich auf rund 4 Milliarden, der Goldbestand allein sich von 1 4 auf über 3 Milliarden Mk. erhöht, während Frankreich als „Bankier der Welt" heute über keine größere Golddecke seiner Volkswirtschaft als wir verfügt[1]).

Wenn der Krieg von 1870 wirklich ein „lächerlicher Mißerfolg" gewesen, wenn der Sieger ohne die Kriegsentschädigung besser gefahren wäre, wenn Deutschland ohne die Steuer- und Wirtschaftskraft der Reichslande heute mindestens gleich blühend dastände — wir haben gesehen, daß dies alles nicht der Fall ist —, um wieviel eher müßte die andernfalls um 10 Millionen größere Bevölkerung Frankreichs mit einer über verdoppelten Kohlengewinnung und einer fast verfünffachten Eisenerzproduktion *ohne* jenen siegreichen Krieg dann geschlagen und ins Hintertreffen gedrängt worden sein von einem zollpolitisch längst geeinten und durch kriegerische Vorurteile nicht geschwächten deutschen Volk! Daß ferner jenem einen Kriege alle die Milliarden deutscher oder gar der europäischen Rüstungskosten seither zur Last fallen, wie Norman Angell meint, ist doch handgreiflicher Unsinn; Frankreich und ganz Europa hätten das militärische Gleichgewicht mit uns in jedem Falle aufrechterhalten können und wollen! Und daß unser Handel mit unserem westlichen Nachbar durch dessen Kriegsverluste dauernd gelitten habe, wird durch die Tatsachen sowie durch Angells Hinweis auf Frankreichs rasche Wiederaufnahme selbst widerlegt. Die sozialistische Bewegung ist seit 1860 in Deutschland zu Hause und im Heimatland der Sabotage nicht minder; ihre Verschärfung durch das Sozialistengesetz ist nicht Kriegsfolge. Die Auswanderung 1872 73 ist zwar Begleiterscheinung der Krisis, wird aber absolut und relativ durch die Zahlen der fünfziger wie der achtziger Jahre übertroffen. Bestehen bleiben somit von Angells sämtlichen Argumenten gegen den Krieg, die er aus dem letzten großen europäischen Konflikt ableitet, nur zwei[2]): die gutenteils vermeidbare teilweise Schadenwirkung der französischen *Kriegsentschädigung* sowie die bis 1870 heiß umstrittene Existenz des *Zollvereins*, der bei uns im Gegensatz zu Italien der politisch-militärischen Einigung voranging. Beide Tatsachen waren der deutschen Wissenschaft von Anfang an geläufig, beide beweisen nichts gegen das ökonomische Wesen des Krieges.

[1]) Vgl. auch *Rießer*, Finanzielle Kriegsbereitschaft, 2. Aufl., S. 107–113. — Es braucht kaum gesagt zu werden, daß *Angell* die in England und Frankreich verbreitete unrichtige Anschauung noch verschärft, Deutschlands Industrie werde von diesen Ländern finanziert und diese Abhängigkeit des Geldmarktes habe während der Marokkokrisis auf die deutsche Politik einen Druck ausgeübt. Vgl. zur Widerlegung vor allem *Helfferich* in den Verhandlungen des vierten Allgemeinen Deutschen Bankiertages, 1912, sowie die neueste Entwicklung des Privat- und Bankdiskonts in *Paris* und *Berlin*, welche die in den Tagen von Agadir gewonnene Unabhängigkeit des deutschen Geldmarktes bestätigt. Beim Kriegsausbruch 1914 erreichten unsere 3½%igen Konsols den Stand der französischen Rente, deren Notierung dann eingestellt wurde! Der weitere finanzielle Kriegsverlauf bestätigt das Gesagte.

[2]) Das *Angell*sche Argument der *Kleinstaaten* s. im zweiten Teil dieses Kapitels.

Die zwangsweise Deckung des staatlichen Kriegsaufwandes einschließlich privater Schäden durch den Besiegten unterliegt heute so wenig wie früher grundsätzlichen Bedenken; eine den Entschädigungszweck übersteigende Kriegsbuße dagegen fordert nach wie vor hinsichtlich ihrer Höhe, ihrer provisorischen Anlage wie ihrer endgültigen Verwendung die größte Umsicht. Wenn wir die verschiedene Leistungsfähigkeit etwa der französischen und der russischen Volkswirtschaft beachten, desgleichen die bis 1914 gestiegene Aufnahmefähigkeit der großen Geldmärkte für vorübergehende Placierungen, wenn die Verwertung der Kriegsbußen zu produktionsfördernden Arbeiten etwa in der Landeskultur und der Sozialpolitik verfolgt, dann ist schließlich auch künftig gegen solche kriegswirtschaftlichen Geldstrafen dem Grunde nach nichts einzuwenden. Sind sie doch niemals der Hauptpreis im kriegerischen Wettkampf! Daß wirtschaftliche Einheit ohne staatsrechtliches Band keine Gewähr der Dauer bietet und den Wirkungskreis des Einheitsstaates nicht ersetzt, dafür ist gerade die Geschichte des Zollvereins ein redender Beweis, dafür spricht ein Vergleich der Zeiten vor und nach 1870. So verdoppelte sich 1840/60 der Außenhandel im Zollverein, verdreifachte sich aber in Frankreich, dabei nahm Deutschlands Bevölkerung noch einmal so schnell zu als die französische; 1890/1910 dagegen wuchs Deutschlands Außenhandel im Verhältnis zu Frankreich um das Anderthalbfache, seine Volkszahl um das Zweiundzwanzigfache! Offenbar ist also weder die schnellere Volkszunahme noch die einseitig zollpolitische Einigung der treibende Faktor im Werden der deutschen Volkswirtschaft gewesen; da sich weder der negative Beweis seiner wirtschaftlichen Erfolglosigkeit noch der positive Nachweis anderweiter treibender Ursachen hat durchführen lassen, so ist damit die Angellsche Argumentation gegen den siegreichen Krieg mißglückt.

Oder wird „das bedeutsamste Buch unserer Zeit" dadurch richtiger, daß der Verfasser die kriegerische Grundlage wie der deutschen so seiner heimatlichen Volkswirtschaft leugnet und ebenso falsch wie überflüssig behauptet: Hätten die Napoleonischen Drohungen — 1793? — nicht England zur Abwehr — 1803? — gezwungen, „so hätte sich Großbritannien ohne jedwede militärische Kraft sicherer und gedeihlicher befunden als es war; es hätte nicht ein Drittel seines Einkommens auf den Krieg zu verwenden brauchen, und seine Bauern wären nicht verhungert" [1]). Ist es nicht angesichts der Geschichte ein reichlich insularer Sophismus, zu sagen: Englands Überlegenheit fuße „nicht auf der Aufwendung militärischer Kraft, sondern auf der Tatsache, daß England die Anwendung militärischer Kraft gegen England abzuwehren vermochte"? Also,

[1]) Auf die wirtschaftliche Seite des Napoleonischen Kampfes gegen England hoffe ich des näheren einzugehen in einer „Deutsch-englischen Handelsgeschichte im Zeitalter der Revolution und Napoleons (1785—1815)". Mit Recht betont O. Neurath den Aufschwung der kriegswirtschaftlichen Literatur zu jener Zeit; vgl. auch die Literatur über 1870/71 und die kriegswirtschaftliche Literatur seit der Marokkokrisis.

falls die französischen Instrukteure im Heere Tippu Sahibs die militärisch-politische Herrschaft der englisch-ostindischen Kompagnie abgewehrt und das zerfallene Reich des Großmoguls dem wiedererstandenen Frankenreiche Karls des Großen angeschlossen hätten, falls über die indischen Zufahrten ums Kap und durch das Mittelmeer heute Hollands und Frankreichs Flotten noch geböten, so wären heute Englands Macht und Reichtum darum doch nicht geringer? Vielmehr größer, falls man die militärisch-administrativen Auslagen seitdem berücksichtigt? Daß die Konfiskation schlecht verwalteter Wirtschaftsgebiete zu „Polizeizwecken" wirtschaftlich und ethisch heute noch sich rechtfertige, ist ein Satz des englischen Autors, den er unbekümmert an Indien, Ägypten, Mexiko und Algier demonstriert; warum dann in aller Welt seine Wut auf das „Tripolisabenteuer" Italiens mit seinen „unsagbaren Narreteien"? Galt doch auch die schlechte Verwaltung gegenüber Uitlanders und Indiern im Transvaal den Engländern 1900 als Rechtfertigung ihres aggressiven Vorgehens.

Es ist bekannt, wie verschieden die Vorbereitung und Durchführung des Kampfes um die Vorherrschaft im fernen Osten auf beide beteiligte Volkswirtschaften wirkte; wie Rußland dank seiner Finanz- und Währungsreform mit starken wirtschaftlichen Reserven in den Krieg hineinging, während Japans Staats- und Volkswirtschaft mit äußerster Anstrengung seit 1895 sich auf schmaler ökonomischer Basis eine ausreichende Rüstung schuf[1]). Da der „neutrale" Kriegsschauplatz den Zentren beider Länder fern lag, überdies die Ernten gut ausfielen und die maritimen Zufuhrwege im ganzen unbehelligt blieben, so war die Rückwirkung des Kampfes auf die heimischen Verhältnisse nur unerheblich. Der europäische Geldmarkt vollends, den beide Partner noch während des Krieges mit gegen 3 Milliarden Mk. in Anspruch nahmen, sowie der Warenmarkt, dem neben einigen Stockungen der gesteigerte Bedarf an Kriegsmaterial Anregung bot, zeigten keine der Wirkungen, von denen Norman Angells Kritiker „eine vollständige Wegfegung der konventionellen Ansichten über Weltpolitik" erwarten. Urteilt doch einer der besten Kenner des internationalen Geldmarkts, „daß von irgendeiner Erschütterung durch den Krieg oder auch nur einer irgend nennenswerten Anspannung keine Rede war, daß vielmehr nahezu der ganze Zeitabschnitt des Krieges sich durch eine große Geldflüssigkeit und einen sehr niedrigen Stand der Zinssätze auszeichnete"[2]); und auch der Anlagemarkt überwand im wesentlichen rasch den mit dem Kriegsausbruch verbundenen Kurssturz. Wenn Rußland mit den wirtschaftlichen Folgen des Krieges und der anschließenden Wirren sich leicht abgefunden hat, so verdankt es dies allein seiner Volkskraft und ihrer ausgezeichneten finanziellen Lenkung, nicht aber, wie Norman Angell grundlos verkündet, seiner Nieder-

[1]) Vgl. Helfferich, Das Geld im russisch-japanischen Kriege, Berlin 1906, 240 S.
[2]) Helfferich, a. a. O., S. 213.

lage und der durch sie angeblich veranlaßten Abkehr von einer „ökonomisch sterilen Politik der fortgesetzten territorialen und militärischen Vergrößerung"! Japan hat allerdings zur Aufbürdung drückender Steuern und Schulden sowie zur Begrenzung seiner Ansprüche von neuem sich verstehen müssen, aber das Urteil der Finanzwelt stellt seiner kampfbewährten Volkskraft seither kein ungünstiges Horoskop[1]); hat doch Japan das Vorschieben der russischen Zollmauern an die See gehindert und beim Friedensschluß sich überdies für 800 Millionen Mk. Eigentum der südmandschurischen Eisenbahn gesichert. Im Frieden von Shimonoseki offenbarte sich die militärische, in dem von Portsmouth die wirtschaftliche Begrenztheit des japanischen Vorgehens; erst aus einer weiteren Distanz und angesichts der neuesten Verschiebungen wird die Größe der schließlich erreichten Erfolge sich abmessen lassen.

Nach dem chinesischen Kriege erlebte Japan einen Aufschwung, dessen plötzlicher Zusammenbruch an unsere „Gründerzeit" erinnert, der aber hier wie dort die dauerhafte Expansion der jungen Volkswirtschaft nicht hindern konnte; nur daß uns nach drei Waffengängen jene Probe zunächst noch erspart blieb, die Rußland seinem östlichen Nachbar bereits sechs Jahre nach der Krisis auferlegte. Die politische Konstellation und die wirtschaftliche Konjunktur variieren gewiß Möglichkeit und Erfolg der Kriegführung; kein Staatsmann wird dies jemals übersehen wollen. Aber weder hat die weltwirtschaftliche Verflechtung zweier Gegner bisher den Waffengang gehemmt, noch hat die wirtschaftliche Schwäche eines Partners seine Kraft und Initiative lähmen können. Entschieden Staatskredit und Volksreichtum den Sieg, dann wäre Preußens Geschichte nicht, die sie ist, dann hätte die Türkei gewiß sich 1913 dem Plane der Pariser Bankenkonferenz gefügt und Adrianopel nicht zurückerobert.

Erweist sich somit die grundsätzliche Verdammung des Kriegsgedankens immer mehr als ungegründet, so ist doch nicht jeder einzelne Krieg deshalb bereits gerechtfertigt. Warum soll die Annexion der Burenrepubliken nicht, wie Angell behauptet, tatsächlich einen Mißgriff der englischen Politik darstellen? Erst eine spätere Zukunft vermag die ganze Tragweite solcher Umwälzungen zu überschauen. Vielleicht verschärft die Ausländerfrage in der Südafrikanischen Union verhängnisvoll das indische Problem; vielleicht wäre eine burische Verwaltung der Goldminen sowie des 1880 schon annektierten Diamantengebiets der politischen Verschmelzung beider Rassen vorzuziehen

[1]) In London notierten

	4% russische Anleihe von 1889	4% japanische Anleihe von 1899
nach Friedensschluß, im Oktober 1905, nicht unter	89,00%	90,50%
am 22. Januar 1914	89,00%	77,25%
vor Kriegsausbruch dagegen, im Januar 1904, nicht unter	93,75%	7300%

gewesen. Die Entfernung von seiner militärischen Basis hat den Kampf verteuert; mit 4½ Milliarden Mk. hatte der britische Etat das Anderthalbfache des Friedensbudgets, den Gesamtbetrag der russischen oder japanischen Kriegsausgaben damals aufzubringen[1]). Aber die Leichtigkeit, mit der die englische Volkswirtschaft 1½ Milliarden Steuergelder sowie das Vielfache der verlangten drei Milliarden Mark Kriegsdarlehne zur Verfügung stellte, ohne daß der Konjunkturumschwung von 1900 sie daran gehindert hätte, zeigt die Tragfähigkeit gerade des modernen volkswirtschaftlichen Organismus außergewöhnlichen Ansprüchen gegenüber im hellsten Lichte; und die bereitwillige Teilnahme amerikanischen Kapitals, dessen Hilfe ja auch Deutschland und Österreich in den China- und Balkanwirren angegangen haben, beweist, daß an kriegerischen Verwicklungen in der Weltwirtschaft Geld nicht nur zu verlieren ist. Auch ist nicht etwa eine bestimmte Art von Wirtschaftspolitik, etwa der Freihandel, das Arkanum der wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft, wie ein Darsteller dieser Dinge meint[2]); Deutschlands Volkswirtschaft ist heute gewiß ebenso leistungsfähig wie zur Zeit des ermäßigten Schutzzolls 1871; Rußlands traditioneller Hochschutzzoll bestand die Feuerprobe des Krieges nicht minder gut als Englands gegensätzliches Steuersystem. Wesentlich allerdings ist die Aufrechterhaltung der nationalen Valuta im Kriegsfall und eine entsprechende Währungspolitik bereits im Frieden; schon die Napoleonische Zeit und für Rußland der Krimkrieg legen für diese Wahrheit Zeugnis ab[3]), obgleich ja der Elan der Revolutionsarmeen zur Assignatenzeit selbst dieses Hemmnis überwunden hat.

Im Würfelspiel des Krieges seine Gewinnkalkulation auf ökonomischen Erwägungen aufbauen, heißt die tatsächlichen Voraussetzungen für Gegenwart wie Zukunft falsch berechnen, heißt das Wesen wie die Geschichte des Krieges mißverstehen. Nirgends und niemals lag der Anstoß, die Entscheidung oder der Preis des Kampfes vornehmlich in den ökonomischen Faktoren; die wirtschaftliche Entwicklung unserer Zeit hat die ihr zugeschobene Ehrenminderung des Kriegsgedankens tatsächlich *nicht* vollzogen, ihn weder ausgeschaltet noch seine Durchsetzung sich untertan gemacht. Keine Weltwirtschaft ist stark, keine Volkswirtschaft ist schwach genug, daß sie die freie Wahl der Mittel der nationalen Politik entreiße; kein Wachstum der Bevölkerung und ihres Reich-

[1]) Vgl. auch Rießer, a. a. O., S. 17–18, für *Marokko* und für den *italienisch-türkischen Krieg*. Über letzteren s. auch Revue économique internationale vom Dezember 1913. Nach v. *Bloch* kostete der *Krimkrieg* Rußland 1½ Milliarden, der *Krieg von 1878* über 1 Milliarde Rubel „außerordentliche Ausgaben".

[2]) Vgl. die in *Brentanos* Schule entstandene Arbeit von Hilfenbeck, Die Deckung der Kosten des Krieges in Südafrika, Stuttgart 1904, 100 S.

[3]) Das *russische Goldagio* stieg 1878 von 15 auf 50–60%. Das Agio des Metallgeldes im *nordamerikanischen Bürgerkrieg* stieg im Juli 1864 auf 57%.

tums, keine bloß wirtschaftliche Einigung hält so fest beieinander wie das Band staatlicher Einheit; und wenn es hart an hart geht, mag selbst die Aufgabe der Währungsparität auf kurze Zeit kein allzu hoher Preis sein für jene wirtschaftlichen Vorteile, welche die Wahrung und Entfaltung staatlicher Existenz dem Sieger heute so wie einst verheißt.

Ja, nicht die Herrschaft, vielmehr die Abhängigkeit alles wirtschaftlichen Lebens von der staatlichen Grundlegung und politisch-militärischen Gestaltung unseres Daseins ist uns so recht zum Bewußtsein gekommen in diesen Augusttagen des Jahres 1914. Wochenlang stockt Handel und Wandel, der Puls der Börsen wird unfühlbar, alle Nerven der Volkswirtschaft und des privaten Kredits sind wie gelähmt, und doch hat niemals stolzere Kreise der Flug des deutschen Aars genommen, hat niemals Deutschland tiefer seinen Namen eingegraben in die Tafeln der Geschichte als eben jetzt, da alles Reden von der Macht des Kapitals und von der Gier des Proletariats in sich zusammensinkt. Was wäre unsere Nation im Augenblicke höchster Spannung und Anspannung der Kräfte und des Geistes ohne die Schwungkraft jener letzten Antriebe, die über jedes individuelle Streben, über jedes materielle Begehren hinaus allein im Einklang des Gesonderten, im Mitklang des Vergangenen geboren werden? Die französische Rente, vordem das erste Staatspapier des Kontinents, wurde beim Einsetzen der Krisis zunächst im Kurs gestrichen. Mit Recht, denn was vermöchte in solchem Augenblick das feinste wirtschaftliche Urteilsvermögen über das Schicksal dieses Staats im guten oder schlechten auszusagen? Welche Einfühlung oder Spekulation vermöchte aus ökonomischen Motiven den Gang des französischen Staatskredits heute vorauszusehen? die Summe moralischer Faktoren zu bestimmen, welche Frankreich aus einer letzten Niederlage aufzurichten nötig wären? Wer vermag das Wirken der lebendigen Geschichte mit der Elle seines rechnenden Verstandes abzumessen? Solange noch die Würfel des Schlachtenspieles rollen, schweigen draußen die Gesetze des bürgerlichen, in der Heimat die des wirtschaftlichen Lebens; Recht und Wirtschaft erkennen ihre Bedingtheit, jedes Privatinteresse tritt bescheiden plötzlich zurück, und aus der Hand des über den Völkern waltenden Geschicks empfängt ehrfürchtig und innerlichst verwandelt jeder Vereinzelte die Lose seines künftigen Schicksals.

(Ein dritter Artikel wird diese Betrachtungen zum Abschluß bringen.)

Körperliche und sittliche Kraft im Kriege[1]).

Von

Adolf Strümpell.

In diesen ereignisreichen Tagen, die teils so schwer und bang auf uns lasten, aber andererseits auch wieder so herrlich und erhebend sind, durchglüht ein heißer Wunsch unser ganzes Volk: der Wunsch nach Sieg, nach der Bezwingung und, wenn es sein muß, nach der Vernichtung unserer Feinde. Kampf ist ein Messen der Kräfte, und der Sieg ist da, wo die stärkere Kraft die geringere überwältigt. Jedes Volk, jedes Heer baut auf seine Kraft. Kraft ist die Fähigkeit der Wirkung, die Fähigkeit des Fortschreitens und der Überwindung von Widerständen. Welches sind nun die Kräfte, die im Kriege wirksam sind und den Sieg bedingen?

Der moderne Krieg hat alle Errungenschaften der Wissenschaft, wodurch diese die Naturkräfte für bestimmte Zwecke nutzbar gemacht hat, in seinen Dienst gestellt. Die Spannkraft des Dampfes wird gebraucht, um die Heeresmassen von einem Ort zum anderen zu bringen, die Kriegsschiffe zu bewegen und die enormen Mengen des Kriegsmaterials fortzuschaffen. Ungeheure Mengen chemischer Kräfte kommen in den Geschossen, in den Sprengstoffen, in den Motoren der Automobile und Luftschiffe zur Verwendung. Elektrische Kräfte treten überall in Wirksamkeit, wo Telegraph, Telephon, Funkentelegraphie und elektrische Zündanlagen für die Zwecke des Krieges verwandt werden. Bin ich recht unterrichtet, so hat man sogar an den Versuch gedacht, die Drähte der Stacheldrahtzäune vor den französischen und belgischen Festungen mit elektrischen Starkstromleitungen zu verbinden, so daß bei jeder Berührung ein tödlicher elektrischer Schlag erfolgen muß. Wie Archimedes schon zur Zeit des zweiten punischen Krieges seine von den Römern belagerte Vaterstadt Syrakus dadurch zu verteidigen suchte, daß er auf Grund seiner physikalischen Kenntnisse große Brennspiegel und besondere Wurfmaschinen erfand, um dem Feinde zu schaden, so haben auch in unserer Zeit die Männer der Wissenschaft wiederholt versucht, die Ergebnisse ihrer stillen Laboratoriumsarbeit für das furchtbare Zerstörungswerk des Krieges nutzbar zu machen.

[1]) Vortrag des Leipziger Klinikers, gehalten in der Alberthalle zu Leipzig am 6. September.

Aber wenn auch ein großer Teil der Kriege der Jetztzeit mit physikalischen Kräften geführt wird, so spielen die physiologischen Kraftleistungen des Menschen daneben doch noch immer die Hauptrolle. Der § 303 der deutschen Felddienstordnung vom 1. Januar 1900 lautet: „Der weitaus größte Teil der Kriegstätigkeit der Truppen besteht im Marschieren. Der Marsch bildet die Grundlage aller Operationen, auf seiner sicheren Ausführung beruht wesentlich der Erfolg aller Unternehmungen." An die Kräfte eines jeden einzelnen Soldaten werden im Felde die denkbar höchsten Anforderungen gestellt, und der Arzt und Physiologe, der den Kriegsereignissen nicht nur mit der teilnehmenden Begeisterung der Vaterlandsliebe, sondern zugleich auch mit denkender Überlegung folgt, wird sich daher immer wieder mit der Frage beschäftigen, wie diese Leistungsfähigkeit zustande kommt und wie ihre bis zum Äußersten notwendige Ausnutzung am ehesten zu erreichen ist.

Alle Äußerungen menschlicher physischer Kraft sind Leistungen unserer Muskeln. Die Muskeln stellen eigentümlich organisierte Kraftmaschinen dar, in denen jederzeit bestimmte Mengen chemischer Spannkräfte angehäuft sind. Diese schon vorher angesammelten Spannkräfte sind es, die sich im gegebenen Moment in die lebendige Kraft der Muskelzuckung umsetzen, genau ebenso, wie — in freilich weit größerem Maßstabe — die im Schießpulver oder im Dynamit vorhandenen Spannkräfte sich bei der Entladung in die enorme Kraftentfaltung unserer Sprengstoffe verwandeln. Die Stoffe, welche die Träger der Spannkräfte im Muskel sind, können selbstverständlich nur aus der Nahrung stammen, und die physiologische Wissenschaft hat viel Arbeit und Mühe darauf verwenden müssen, den Ursprung der Muskelkraft genauer festzustellen. Justus Liebig verteidigte noch etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufs lebhafteste die Ansicht, daß die Eiweißstoffe, wie sie bekanntlich vorzugsweise im Fleisch, in den Eiern und in der Milch enthalten sind, die hauptsächlichste Quelle der Muskelkraft seien. Dies war die Zeit, wo man demgemäß eine anhaltende reichliche Fleischnahrung für unerläßlich hielt zur Heranbildung eines kraftvollen Menschengeschlechts. Doch schon die genaue Betrachtung der gewöhnlichen Ernährungsverhältnisse der körperlich schwer arbeitenden Volksklassen hätte auf das Unwahrscheinliche dieser Ansicht aufmerksam machen müssen. Jetzt wissen wir, daß unter Umständen die Eiweißstoffe zwar auch zur Krafterzeugung in den Muskeln mit herangezogen werden können, daß diese Aufgabe aber im wesentlichen den sogenannten Kohlehydraten, d. h. den Mehlstoffen und Zuckerarten, sowie den Fetten zukommt. Dieses Ergebnis der Physiologie ist sicher von großer praktischer Bedeutung für die Ernährung der im Felde stehenden Truppen. Wo der Mensch eine freie Verfügung über alle ihm reichlich zu Gebote stehenden Nahrungsmittel hat, da bewirkt schon das instinktive Nahrungsbedürfnis die richtige Auswahl der nötigen Nährstoffe. Aber im Felde, wo der Soldat wenigstens zeitweise nur auf das angewiesen ist, was ihm in bestimmter Menge fertig

abgemessen gereicht wird, da muß auf die richtige Ernährung der Truppen im Hinblick auf ihre Leistungsfähigkeit die größtmögliche Sorgfalt gerichtet werden. Neben der aus anderen Gründen nötigen Eiweißzufuhr, die aber keineswegs so groß zu sein braucht, wie man früher dachte, ist vor allem für eine reichliche Zufuhr von Fett und aus äußeren Gründen namentlich von Pflanzenmehl und Zucker zu sorgen. Die praktischen Engländer haben demgemäß schon vor Jahren in ihrer indischen Armee den Soldaten an anstrengenden Marschtagen mit gutem Erfolge größere Mengen von Zucker verabreicht, und wenn wir jetzt unseren Soldaten Schokolade ins Feld schicken, so tun wir ihnen damit nicht nur etwas Angenehmes, sondern auch etwas Nützliches.

Wenn somit in der Nahrung die Quelle der Muskelkraft zu suchen ist, so ist doch natürlich mit der Zufuhr der Nahrung an sich noch nicht viel erreicht. Wir alle wissen, daß der stärkste Esser deshalb noch lange nicht der muskelkräftigste Mensch ist. Damit die Muskeln die ihnen zugeführten Spannkräfte auch wirklich verwerten lernen, bedarf es vor allem der anhaltenden Muskelübung. Die organisierten Muskel-Kraftmaschinen unterscheiden sich dadurch von allen künstlichen Maschinen, daß sie sich durch ihre Arbeit nicht abnutzen, sondern vielmehr — wenigstens bis zu einer gewissen Grenze — immer mehr vervollkommnen. Jede Muskelleistung ist nicht nur mit einem Verbrauch von Spannkräften, sondern auch mit einem geringen Verlust von Muskelsubstanz selbst verbunden. Aber in der nach jeder Anstrengung eintretenden notwendigen Erholungspause werden nicht nur die verbrauchten Spannkräfte durch neue ersetzt, sondern es tritt zugleich auch ein Wiederersatz der verbrauchten Muskelsubstanz ein und zwar in solchem Grade, daß die Neubildung den Verbrauch jedes Mal ein wenig überschreitet. So kommt es, daß die Muskeln durch anhaltende Übung immer umfangreicher werden, deshalb auch größere Mengen von Spannkraft in sich anhäufen können und an Leistungsfähigkeit immer mehr zunehmen. Die durch ausdauernde Übung erstarkten Muskeln sind nun zu weit größeren und anhaltenderen Anstrengungen befähigt.

So verstehen wir also den enormen Wert der körperlichen Truppenausbildung im Frieden. Dankbar müssen wir noch jetzt des alten „Turnvaters" Jahn gedenken, der vor über hundert Jahren zuerst mit klarem Blick die Bedeutung regelmäßiger Muskelübungen erkannte. Er rief damals überall in Deutschland die vaterländischen Turnvereine ins Leben, um diejenige Muskelkraft zu gewinnen, die notwendig war, um den Feind aus deutschen Landen zu vertreiben.

Wie bei allen künstlichen Maschinen, so wird auch bei der organisierten Muskelmaschine keineswegs die Gesamtmenge der zur Verfügung stehenden Spannkraft in lebendige Kraft umgesetzt. Der weitaus größte Teil der Spannkräfte verwandelt sich vielmehr in Wärme und geht mithin für den eigentlichen Zweck der Kraftentwicklung verloren. Bei den künstlichen Maschinen

ist der Verlust an Kraft infolge der Wärmebildung stets sehr beträchtlich. Bei den Dampfmaschinen z. B. gehen über 80% der in der Kohle vorhandenen Spannkräfte in Wärme über, und kaum 20% der Spannkräfte können als wirksame Energie verwertet werden. Die Natur ist auch in dieser Hinsicht der Technik überlegen, denn bei den chemischen Umsetzungen des tätigen Muskels wird ungefähr ein Drittel in lebendige Kraft umgesetzt, zwei Drittel in Wärme. Interessant und praktisch wichtig ist es, daß sich auch in dieser Beziehung der Einfluß der Übung bemerkbar macht. Je geübter ein Mensch zur Muskelarbeit ist, um so besser wird auch die Ausnutzung seiner verfügbaren Spannkräfte. Darum erhitzt sich der an Muskelarbeit wenig gewöhnte Mensch bei körperlichen Anstrengungen schon nach kurzer Zeit, während der geübte Turner oder Sportsmann große Kraftleistungen ausführen kann, ohne wesentlich heißer zu werden.

Immerhin ist bei jeder anhaltenden starken Muskelarbeit die gleichzeitige Wärmebildung so bedeutend, daß hierdurch die stärksten Schädigungen für den Körper entstehen würden, wenn im Organismus nicht besondere Vorrichtungen zur Vermeidung dieser Gefahr vorhanden wären. Die Körpertemperatur des gesunden Menschen ist bekanntlich eine sehr gleichmäßige. Sie beträgt mit nur geringen Schwankungen etwa 37° C. Bei jeder anhaltenden Muskelarbeit würde diese Temperatur gewiß bald beträchtlich in die Höhe gehen, wenn im Körper nicht gleichzeitig durch besondere Vorrichtungen für eine vermehrte Wärmeabgabe nach außen während der Arbeit gesorgt wäre. Wir alle wissen, daß sich unsere Haut bei der Arbeit infolge einer Erweiterung der Blutgefäße rötet und daß wir dabei bald anfangen, stärker zu schwitzen. Durch diese Vorgänge, durch die vermehrte Wärmeabgabe aus den erweiterten Blutgefäßen und durch die starke Wärmebindung infolge des Verdunstens des Schweißes geht so viel Wärme verloren, daß der Körper hierdurch vor einer zu starken Erwärmung bewahrt bleibt.

Alle diese Tatsachen sind von großer praktischer Bedeutung. Bei den enormen körperlichen Anstrengungen, die eine marschierende Truppe unter Umständen zu leisten hat, darf die drohende Gefahr der Überhitzung nie aus dem Auge verloren werden. Die wichtige Bedeutung der Außentemperatur, sowie der Trockenheit oder Feuchtigkeit der Luft liegt auf der Hand, läßt sich aber nicht ändern. Dagegen ist auf die Bekleidung der Soldaten die größte Rücksicht zu nehmen. Aufgabe der Militärhygiene ist es, die sonst noch notwendigen Anforderungen an die Uniformierung der Soldaten mit einer ausreichend gewährleisteten Möglichkeit der nötigen Wärmeabgabe durch die Bekleidung hindurch zu vereinigen. Außerdem ist von größter Bedeutung für die Soldaten die genügende Wasserzufuhr, damit dem Körper eine reichliche Schweißbildung möglich ist, und damit seine Organe vor einer zu starken Austrocknung bewahrt bleiben. Das früher in gutem Glauben oft mit großer Strenge durchgeführte Verbot des Wassertrinkens nach erhitzenden

Märschen ist glücklicher Weise schon längst als unzweckmäßig aufgegeben worden.

Die Gefahr der Überhitzung wird freilich niemals ganz zu vermeiden sein, und so kommen bekanntlich, namentlich an heißen Sommertagen, Fälle von sogenanntem Hitzschlag bei einer marschierenden Truppe nicht selten vor. Dabei haben vielfältige Erfahrungen gezeigt, daß der Hitzschlag besonders leicht bei solchen Personen eintritt, die kurz zuvor größere Mengen alkoholischer Getränke genossen hatten. Da, wie wir soeben gesehen haben, die Gefahr des Hitzschlags nur durch ein energisches Eintreten der Wärmeregulierung vermindert werden kann, da der Alkohol aber die zur Wärmeregulierung dienenden nervösen Vorgänge unzweifelhaft hemmt und beeinträchtigt, so ist das verhältnismäßig häufige Vorkommen des Hitzschlags bei gleichzeitiger Einwirkung des Alkohols wohl verständlich. Überhaupt wird es jeder Arzt mit Freude und Genugtuung begrüßt haben, daß unsere Heeresverwaltung gleich von Beginn des jetzigen Krieges an energische Maßregeln zur Einschränkung des Alkoholgenusses bei den Truppen getroffen hat. Die frühere Ansicht von der stärkenden Wirkung des Alkohols ist längst widerlegt. Jeder Sporttreibende weiß, daß der Alkohol die körperliche Leistungsfähigkeit nicht steigert, sondern hemmt.

Durch das bisher Gesagte haben wir einen flüchtigen Einblick gewonnen in die Vorgänge bei der physiologischen Kraftentwicklung in den Muskeln. Wir müssen nun den Weg verfolgen, den die Natur eingeschlagen hat, um von der einfachen Muskelzuckung allmählich zum zielbewußten, zweckmäßigen Handeln des Menschen zu gelangen. Es gibt kein menschliches Tun ohne Muskeltätigkeit. Denken können wir auch bei völliger Muskelruhe. Aber sobald das Denken durch die Umsetzung in die Tat seinen Wert bekommen soll, ja, sobald wir das Gedachte auch nur durch die Schrift oder das Wort unseren Mitmenschen mitteilen wollen, bedürfen wir der Muskeln. Alle Beziehungen des Menschen zur Außenwelt sind mithin nur möglich durch die Bewegungen, welche die Muskeln ausführen. Sollen diese Beziehungen zwischen Außenwelt und Körper, den Zwecken des Organismus entsprechend, fest geregelte sein, so muß die Tätigkeit der Muskeln in bestimmter Abhängigkeit von der Außenwelt erfolgen. So kommen wir zu dem wichtigen, durch die Erfahrung bestätigten Satz, daß jede unserer Bewegungen in letzter Hinsicht nur die Folge der Einwirkungen der Außenwelt auf unseren Körper sind.

Die ersten Bewegungsäußerungen beim neugeborenen Kinde, das Saugen, das Schreien, das Strampeln mit den Beinchen usw. sind reine Reflexvorgänge. Von Tag zu Tag strömen dem Kinde durch alle Sinnespforten neue Eindrücke zu. Allmählich lernt es die *getasteten* Gegenstände festzuhalten, nach den *gesehenen* Dingen zu greifen, nach dem *Lichte* oder nach der Richtung des gehörten *Schalls* hin den Kopf und die Augen zu wenden. Langsam bildet sich in dem Kinde aus der Unsumme der Einzeleindrücke ein Gesamtbild der Außenwelt, mit der das Kind in immer mannigfaltigere Be-

ziehungen tritt. Auch die eigene Körperlichkeit sendet eine Menge von Empfindungen ins Bewußtsein, und nur mit ihrer Hilfe lernt das Kind allmählich seine Muskeln immer besser zu verwenden. Aus den ursprünglichen einfachen Reflexen entwickeln sich allmählich die geordneten Bewegungen, das Stehen, Gehen, Springen, Greifen usw. Und parallel mit dieser Vervollkommnung der Muskeltätigkeit erfolgt ein anderer wunderbarer Vorgang. Alle die unzähligen Sinneseindrücke gehen nicht spurlos verloren. Jeder von ihnen hinterläßt in dem Gehirne des Kindes ein gewisses Etwas, dessen Art und Wesen wir zwar noch nicht kennen, dessen Vorhandensein aber die Grundbedingung unserer geistigen Entwicklung, unseres Bewußtseins ist. Unser Sinnengedächtnis, d. h. die untereinander in die mannigfaltigste Wechselwirkung tretenden Spuren der Sinneseindrücke, ist die einzig nachweisbare Quelle für alle höheren Formen unseres Bewußtseins. Auch wenn die Außenwelt sich zeitweise von den Pforten unserer Sinne zurückzieht, auch wenn wir einsam in stiller Mitternacht stehen, lebt und webt in uns die Fülle der Vorstellungen, das ist der gesamte in unserem Bewußtsein angehäufte Schatz von Erinnerungsbildern. In immer neuen Vereinigungen erzeugen sie neue und allgemeinere Gedanken, erwecken neue Stimmungen und rufen neue Bestrebungen hervor. Und nun sind unsere Muskelbewegungen nicht mehr nur in reflektorischer Weise unmittelbar abhängig von den eintretenden Reizen. Auch die aus den Sinnesempfindungen hervorgegangene Fülle der Vorstellungen kann unsere Muskeln zu geordneter Tätigkeit veranlassen. Aus den ursprünglichen Reflexbewegungen haben sich die bewußten willkürlichen Bewegungen und Handlungen des Menschen entwickelt. Also nicht darin besteht die Freiheit unseres Willens, daß wir gesetz- und ursachlos jedes Beliebige unternehmen oder lassen können, sondern darin, daß bei jeder unserer Handlungen eine große Zahl unserer angesammelten Bewußtseinseindrücke d. h. unserer Erfahrungen in Wirksamkeit tritt und daß in dem freien Spiel dieser Kräfte schließlich diejenige Resultierende entsteht, die dem Wert und der Bewertung der am stärksten wirksamen Vorstellungen entspricht.

Die Vorgänge, durch welche die Vorstellungen zur Bewegung führen oder, mit anderen Worten, durch welche die Gedanken sich in Taten verwandeln, müssen wir uns ebenfalls nach Art der sogenannten auslösenden Kräfte denken. Wie ein leichter Stoß auf den Drücker eines Gewehrs oder wie das einfache Anzünden einer Zündschnur genügt, um die gesamte angehäufte Energie im Pulver oder im Sprengstoff zur gewaltsamen Entladung zu bringen, so genügen auch die überhaupt nicht meßbaren geistigen Vorgänge des Vorstellens, um die in unseren Muskeln angehäufte Energie in Bewegung und wirksame Kraft zu verwandeln. Von der Art, Lebhaftigkeit und Energie des Vorstellens hängt es aber ab, mit welcher Stärke und Ausdauer diese Entladung der Muskelkraft zustande kommt.

Und damit sind wir nach dieser zum Verständnis erforderlichen Abschweifung

wieder zu unserem eigentlichen Thema zurückgekehrt. Wir haben gesehen, welche enormen Anforderungen an die Muskelkraft der Soldaten im Kriege gestellt werden. Daß diese Kräfte überhaupt vorhanden sind, hängt ausschließlich von der Ernährung und von der vorhergehenden militärischen Ausbildung der Truppe ab. Daß die Kraft sich in wirksamster Weise auf die nötigen Angriffspunkte konzentriert, hängt von der Führung und Leitung der Truppe ab. Denn der Wille des einzelnen muß sich im Kriege zum größten Teil dem Willen des Vorgesetzten unterordnen. Daß aber von der Gesamtsumme der überhaupt vorhandenen und infolge der militärischen Leitung auf einen bestimmten Punkt gerichteten Kraft nun auch ein möglichst großer Teil als lebendige wirksame Kraft in Tätigkeit tritt, dies hängt ausschließlich von der Stärke der auslösenden geistigen Kräfte ab, welche die Truppen beseelen.

Allenthalben im Leben tritt uns die Erfahrung entgegen, welch enormen Einfluß die Zustände des Bewußtseins auf die Entwicklung der physischen Kräfte des Menschen haben. Der anscheinend muskelschwache Mensch wird unter der erregenden Einwirkung gewisser Vorstellungen zu Kraftäußerungen fähig, die er unter gewöhnlichen Umständen niemals hätte leisten können. Etwas Ähnliches beobachten wir bei Geisteskranken, die unter dem Einflusse lebhaftester Angst- oder Wahnvorstellungen eine kaum für möglich gehaltene Körperkraft entwickeln können. Also, nur unter dem Einfluß bestimmter *geistiger* Vorgänge ist es möglich, den vorhandenen Vorrat an Kraft wirklich bis zum äußersten auszunutzen.

Dieser höchste Grad der Leistungsfähigkeit tritt aber nur dann ein, wenn unser Bewußtsein in vollster Klarheit von *dem* Gedanken beherrscht wird, daß das Ziel, welches wir durch die Anwendung unserer Kraft erreichen wollen, auch wirklich der denkbar höchsten Anstrengung würdig ist. Die Quelle der höchsten Kraftentwicklung im Kriege liegt daher ebenfalls in dem Gedanken an das Ziel, das wir als Siegespreis vor Augen haben. Dieses Ziel, für das wir kämpfen, muß uns als das Schönste und Erhabenste erscheinen, was es gibt. Unsere Gedanken müssen es mit allem Großen und Herrlichen umgeben, was das Leben uns bietet.

So lange es eine Geschichte gibt, haben die Menschen ihre höchste Kraftentfaltung immer nur da gezeigt, wo ihr ganzes Denken und Fühlen von einer *geistigen Idee* ergriffen war. Und soll die Wirksamkeit dieser Idee eine anhaltende sein, die nicht nach kurzer Zeit sich wieder abschwächt und verfliegt, so muß der Inhalt dieser Idee von dauerndem Wert, d. h. ein *sittlicher* sein. Wo die Menschen für ihre sittlichen Ideale gekämpft haben, für ihren Glauben, für ihre Freiheit, für ihr Vaterland, für ihr nationales Dasein, für ihre Ehre, für die Heiligkeit des Herdes, da haben sie ihre Kraft bis zum äußersten ausgenützt, und die Kräfte des Bewußtseins, die dieses Wunderbare vollbrachten, waren *sittliche Kräfte*. Sie knüpfen an alles Hohe an, das die Menschenbrust bewegt, das uns Sehnsucht, Begeisterung und innere Befriedigung verschafft.

Meine Erinnerungen.

Von

Graf Ilja Tolstoi[1]).

(Fortsetzung.)

5.

Tante Tanja. Onkel Kostja. — Djakows. — Uruſſow.

Faſt jeden Sommer kamen Kusminſkis nach Jaſſnaja zum Beſuch. Tante Tanja, Mamas Schweſter, iſt bis jetzt unſere Lieblingstante geblieben. Onkel Saſcha war eine Zeitlang in Tula beſchäftigt; und ich erinnere mich dunkel, daß wir ihn dort beſuchten. Später fand er in anderen Städten Anſtellung, weswegen er mit ſeiner Familie nur im Sommer zu uns kam.

Meiner älteſten Couſine Daſcha, die im Kaukaſus ſtarb, erinnere ich mich nicht mehr; dagegen waren wir mit den beiden anderen, Maſcha und Wjera, ſehr befreundet; ſie gehörten gleichſam zu unſerer Familie.

Tantchen war fröhlich und lebensluſtig und erſchien unſerer kindlichen Phantaſie ebenſo ſchön wie Mama.

Als ich noch klein war und ‚Krieg und Frieden' noch nicht geleſen hatte, hörte ich, Tante Tanja ſei Nataſcha Roſtow. Wenn Vater gefragt wurde, ob das wahr ſei und ob Roſtow — der und der, Lewin — der und der ſei: ſo antwortete er nie beſtimmt, man fühlte, daß ihm ſolche Fragen unangenehm waren, ja ihn kränkten. Er ſagte, der Schriftſteller bilde ſich ſeine Charaktere aus einer ganzen Reihe von Perſonen; deswegen könnten und dürften ſie niemals das Porträt eines einzelnen Menſchen ſein.

Als Antwort auf die Frage einer Dame, wer Fürſt Wolkonski ſei, ſchrieb er bereits 1865:

„Andreas Wolkonski iſt niemand, wie alle Figuren eines Romanſchriftſtellers, der nicht Perſönlichkeiten beſchreibt oder Memoiren verfaßt.

„Ich würde mich ſchämen, gedruckt zu werden, wenn meine Arbeit aus ‚Porträts' beſtände."

Der Typus Tante Tanjas erinnerte in mancher Beziehung an Nataſcha Roſtow; aber mir zum Beiſpiel ſchien es, als ich zum erſtenmal ‚Krieg und

[1]) Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Adolf Heß.

Frieden' las, als habe meine sechzehnjährige Schwester Tanja weit mehr Ähnlichkeit mit Natascha, als Tante, zu der ich mich verhielt wie zu Mutter. Es war mir geradezu sonderbar, daß Papa das Werk geschrieben, als Schwester Tanja noch ein Kind war, und daß er ihren Charakter in allen Einzelheiten so richtig im voraus erraten hatte.

Tante Tanja war nicht nur Papas und Mamas, sondern auch unser aller Kinder beste Freundin. Wir fuhren mit ihr nach Grumont und Woronka zum Angeln, ritten mit ihr aus oder suchten Pilze und hielten es für ein großes Glück, wenn Tante uns zum Mittagessen im ‚anderen' Hause einlud.

Wenn abends alle im Saal versammelt waren, baten wir sie zu singen und glaubten unerschütterlich, daß niemand in der ganzen Welt besser singen könnte. Papa begleitete sie zuweilen. Ich sehe noch jetzt seine über die Tasten gebeugte, vor Anstrengung gekrümmte Gestalt und neben ihm die hübsche, begeisterte Tante Tanja mit hochgezogenen Augenbrauen und brennendem Blick und höre ihre reine, helle und angenehme, leicht vibrierende Stimme. Sie sang die schönsten Romanzen von Glinka und Dargomyshski; und ich wenigstens habe das ‚Ich denk des schönen Augenblicks' oder ‚Wenn zu froher Stunde' nie besser singen hören als von ihr.

Als Vater Mama heiratete, war er 34 Jahre alt und Tante Tanja noch ein Backfisch, fast ein Kind. Obwohl sich der Unterschied an Jahren mit der Zeit etwas ausglich, fühlte man doch stets, daß Papa Tante Tanja, als die Jüngere, wie ein Beschützer ansah, während sie ihn als Älteren liebte und verehrte. Dank diesem Umstande bildeten sich sehr gute und andauernde Beziehungen zwischen ihnen, die bis zu den letzten Jahren währten. All den kleinen durch häusliche Unannehmlichkeiten hervorgerufenen plötzlichen Explosionen Tantes begegnete Papa stets mit Humor und Scherz und brachte es immer soweit, daß sie lachte; erst etwas gezwungen, dann aber herzlich und aus vollem Halse.

Zum Unterschied von Mama verstand Tante Scherz und wußte darauf zu erwidern. Weiterhin, im Kapitel über den Briefkasten, werde ich eine wundervoll humoristische Charakteristik dessen geben, was Tante Sonja und was Tante Tanja liebt. Der Autor ist unbekannt. Sollte nicht Tante selbst die Verfasserin sein?

Mit Mama verbanden Tante nicht nur verwandtschaftliche Beziehungen, sondern auch gemeinsame Interessen. Beide liebten ihre Familie und gingen ganz in der Erziehung ihrer Kinder auf. Wenn Tante Tanja und Mama gleichaltrige Säuglinge hatten und eine von ihnen einmal ein paar Stunden fort mußte, kam es vor, daß die andere beide Kinder an die Brust legte.

Seit frühester Kindheit erinnere ich mich Onkel Kostja Islawins. Er war der Onkel meiner Mutter und der älteste Jugendfreund Papas. Das Gut ‚Kraßnoie' seines Vaters A. M. Islenew lag 25 Werst von Jassnaja Poljana, und die Familien Tolstoi und Islenew waren von altersher be-

freundet. Meines Ahnen A. M. Islenew entsinne ich mich als neunzigjährigen Greises, als er nach Jassnaja kam; und ich weiß noch, wie er, Papa und Sergëi mit Barsois auf die Hetzjagd ritten. Er war ein leidenschaftlicher Spieler und hatte sein ganzes großes Vermögen im Kartenspiel verloren.

Onkel Kostja kam stets unerwartet und überraschte gern durch sein Erscheinen. Einst kehrten wir von einem Spaziergange zurück und hörten im Saal jemanden ausgezeichnet Klavier spielen.

Papa erriet sofort, daß das Onkel Kostja sei, und lief nach oben.

Wir treten ein. Die Musik hat aufgehört, aber in der Ecke steht auf dem Kopf — Onkel Kostja.

Oder wir kommen morgens zum Kaffeetrinken: da sitzt Onkel Kostja am Tisch und liest wichtig die Zeitung. Niemand hat bemerkt, wie er gekommen ist, sich gewaschen und seinen hübschen Blondbart sorgfältig nach beiden Seiten gekämmt hat.

Onkel Kostja war für uns ein Muster von Wohlerzogenheit und mondänem Wesen. Niemand sprach so elegant französisch wie er; niemand machte solch tadellose Verbeugungen, bestellte so schön einen Gruß und wußte sich stets angenehm zu machen. Selbst wenn er jemandem eine Bemerkung wegen seiner ‚Manieren' machte, kam das so sanft bei ihm heraus, daß man stets einen wohltuenden Eindruck hatte.

Er kam meist Weihnachten oder an irgend einem Familienfeste zu uns und blieb dann lange zu Gast.

Bei unserer Übersiedlung nach Moskau richtete Onkel Kostja mit Mama die Wohnung ein, erteilte ihr in der ersten Zeit ihres gesellschaftlichen Lebens Ratschläge und war ihr in vielen Dingen sehr nützlich.

Uns Kinder sah er stets gern. Mir sagte er, ich vereinigte in meinem Charakter und meinem Äußeren die bemerkenswertesten Züge meiner beiden Vorfahren, der Tolstois und Islenews.

Übrigens war er ein hervorragend begabter Musiker. Nikolas Rubinstein, dem er einst nahestand, prophezeite ihm eine glänzende Künstlerlaufbahn. Leider ging er diesen Weg nicht und blieb bis an sein Lebensende einsam und ständig in Geldnot — eine verfehlte Existenz.

Papa brachte ihn durch Katkow in der Redaktion der ‚Moskauer Nachrichten' unter; dort arbeitete er ziemlich lange. Dann wurde er Inspektor im Scheremetjew-Krankenhause, wo er vor 15 Jahren starb.

Er hinterließ — gar nichts. Selbst Leibwäsche war so gut wie nicht vorhanden. Es stellte sich heraus, daß er alles, was er besaß, Armen geschenkt hatte. Keiner seiner Bekannten, die ihn bisweilen in den Salons der vornehmen Welt trafen, ahnte, daß dieser anständig gekleidete, hübsche und höfliche Greis nur das besaß, was er an hatte, und alles übrige Leuten gab, die ebenso unglücklich waren, wie er.

Von den Gästen zur Zeit unserer frühesten Kindheit hatten wir am liebsten Djakows: meinen Gevatter Dmitri Alexejewitsch, seine erwachsene Tochter Maschа und ihre Begleiterin Sofie. Sie kamen in der Regel zu dreien und feierten so eine ganze Reihe von Jahren Weihnachten mit uns. Ich habe bis heute die prächtigen Geschenke nicht vergessen, die sie uns brachten.

Dmitri Alexejewitsch war ebenso wie Onkel Kostja einer der ältesten Freunde Papas. Wir wunderten uns, wenn Papa erzählte, daß er sich seiner als ganz mageren jungen Mannes erinnere. Das war schwer zu glauben, denn zu unserer Zeit kannten wir niemanden, der dicker war als Dmitri Alexejewitsch. Er hatte einen so runden und elastischen Bauch, daß er mit einer einzigen Bewegung der Bauchmuskeln einen Menschen wie einen Gummiball fortschleudern konnte.

Wenn er zu uns kam, lebte das ganze Haus von seinem gutmütigen Humor auf, und es war lustig, wie niemals. Man hörte ihm zu und wartete stets darauf, daß er einen Witz machte — dann waren alle vergnügt und lachten, Papa am allermeisten. Bisweilen sang er mit Tante Tanja Duette von Glinka, und das klang wirklich sehr hübsch.

Mit Papa verbanden ihn nicht lediglich freundschaftliche, sondern auch wirtschaftliche Interessen. Djakows besaßen ein großes, schön bewirtschaftetes Gut im Kreise Nowossilsk; das Gut galt geradezu als Musterwirtschaft. In jener längst entschwundenen Zeit interessierte Papa sich ebenfalls lebhaft für die Wirtschaft und verwandte viel Zeit darauf. Er legte den sehr großen Garten mit Apfelbäumen in Jassnaja Poljana an, pflanzte mehrere tausend Birken und Tannen und war im Anfang der siebziger Jahre sehr für billigen Landkauf im Gouvernement Samara, mit Pferde- und Schafzucht in großem Maßstabe.

In seinen Ansichten stand Djakow Papa niemals nahe, und je länger sie lebten, um so mehr kamen sie auseinander. Ich erkläre mir ihre lange Freundschaft durch alte Jugendbande. Papa schätzte seine alten Freunde sehr und wußte sie herzlich und innig zu lieben.

Aus dieser Lebensperiode erinnere ich mich noch des Fürsten Sergéi Semjonowitsch Urussow. Das war ein sonderbarer und eigenartiger Mann. Von Wuchs fast ein Riese, kommandierte er im Sewastopol-Feldzug ein Regiment und zeichnete sich durch völlige Furchtlosigkeit aus. Er kam aus den Laufgräben hervor und ging in weißer Uniform mitten im dichtesten Kugelregen spazieren. Man erzählte sich — und ich weiß, daß ich diese Erzählung von ihm selbst hörte —, daß während des Feldzuges ein General einst sein Regiment inspizierte und einen Soldaten heruntermachte, weil ein Knopf an seiner Uniform fehlte. Da befahl Urussow dem Soldaten: „Schieß auf ihn!" und der Soldat feuerte wirklich, traf aber natürlich nicht. Dafür wurde ihm das Regiment entzogen; auch sollte er entlassen werden, wurde dann aber aus irgendwelchen Gründen begnadigt.

Während der Belagerung von Sewastopol schlug er den Verbündeten vor, zur Vermeidung von Blutvergießen den Feldzug durch eine Schachpartie zu entscheiden.

Er war nämlich ein guter Schachspieler und gab meinem Vater gern einen Springer vor. Wir Kinder hatten ein wenig Angst vor ihm, weil er im Knopfloch das Georgskreuz trug, in tiefem Baß sprach und so riesig groß war.

Trotz seiner Länge bevorzugte er noch außerordentlich hohe Absätze und schalt mich sogar einmal deswegen, weil ich nicht solche trug. „Wie kann man sich so entstellen," sagte er, auf meine Schuhe deutend. „Die Schönheit des Mannes liegt im Wuchs — man muß unbedingt hohe Absätze tragen!"

Mit Hilfe der höheren Mathematik rechnete er irgendwie die Lebensdauer jedes Menschen aus und versicherte zu wissen, wann meine Eltern sterben würden; er hielt das aber geheim und teilte niemandem sein Wissen mit.

Seiner Überzeugung nach war er ein tiefreligiöser, kirchengläubiger Mann und Mystiker. Ich weiß nicht, ob er Einfluß auf den Vater ausübte, als dessen religiöses Suchen begann und als er sich zunächst an die Kirche wandte; es ist aber sehr wohl möglich, daß Urussow damals eine gewisse Bedeutung hatte.

6.

Reisen nach Samara.

Ziemlich deutliche, wenn auch etwas absurde und ungereimte Erinnerungen sind mir an unsere drei Sommerreisen in die Steppe von Samara geblieben.

Papa fuhr schon vor seiner Heirat, 1862, dorthin; dann machte er auf Anraten seines Arztes Dr. Sacharin 1871 und 1872 dort eine Kumyskur durch, und 1873 endlich fuhr unsere ganze Familie hin.

Um jene Zeit kaufte Papa im Bezirk Busuluk einige tausend Desjätinen Land, wir reisten also auf unsere eigene ‚Besitzung'.

Besonders deutlich erinnere ich mich an unsere erste Reise. Wir fuhren über Moskau nach Nishnij-Nowgorod und von da bis Samara auf einem prächtigen Dampfer der Gesellschaft ‚Kaukasus und Merkur'.

Der Kapitän, ein lieber freundlicher Mann, entpuppte sich als ein Kämpfer von Sewastopol, ein Kamerad meines Vaters im Krimkriege.

Kasan passierten wir am Tage. Als der Dampfer am Pier lag, gingen wir zu dritt, Papa, Sergëi und ich, in der Vorstadt am Hafen spazieren.

Papa wollte wenigstens von weitem die Stadt sehen, in der er einst gewohnt und studiert hatte; so bemerkten wir gar nicht, wie während der Unterhaltung die Zeit verging und wir uns ziemlich weit vom Hafen entfernten.

Als wir zurückkehrten, stellte sich heraus, daß unser Dampfer schon längst fort war; man zeigte uns in der Ferne auf dem Fluß einen kleinen schwarzen Punkt, der immer mehr verschwand.

Papa stöhnte laut auf, fragte, ob kein anderer Dampfer in der Richtung ginge; aber sämtliche Dampfer der anderen Gesellschaften waren schon früher abgegangen. So mußten wir in Kasan bleiben und bis zum nächsten Tage warten.

Papa hatte aber gar kein Geld bei sich. Er jammerte, und ich brüllte natürlich wie ein Kalb. Auf dem Dampfer waren Mama, Tanja und all die anderen, so daß wir ganz allein blieben. Man tröstete mich, und schon sammelten sich Leute um uns.

Plötzlich bemerkte jemand, daß der schwarze Punkt, unser Dampfer, auf den wir unausgesetzt starrten, sich vergrößerte, wuchs — und bald wurde klar, daß er umgekehrt war und auf uns zukam.

Binnen kurzem war er ganz nahe, legte am Pier an, nahm uns an Bord und fuhr weiter.

Papa war über die Liebenswürdigkeit des Kapitäns, der auf Bitten Mamas umgekehrt war, schrecklich verlegen, wollte das zur Heizung verbrauchte Holz bezahlen und wußte nicht, wie er ihm danken sollte.

Von Samara fuhren wir 120 Werst weit in einem riesigen Reisewagen, einer Dormeuse mit 6 Pferden und einem Vorreiter, und in mehreren zweispännigen Korbwagen.

In der Dormeuse saßen Mama, die damals meinen jüngeren Bruder Peter nährte (er starb im Herbst desselben Jahres), Leo und Mascha, während Sergëi, Tanja und ich bald in den Korbwagen zu Papa krochen, bald auf den Bock, bald auf den langen, schmalen Doppelsitz, der hinter dem Wagenkasten der Dormeuse angebracht war.

Wir wohnten auf unserem Landgut in einem jämmerlichen Holzhäuschen. In unserer Nähe, auf der Steppe, waren zwei kirgisische Zelte aus Filzdecken aufgeschlagen, in denen unser Baschkire Muhamedschah Romanytsch mit seinen Frauen hauste.

Morgens und abends wurden beim Zelt die Stuten angebunden; gemelkt wurden sie von Frauen mit verhülltem Kopf; und diese Frauen bereiteten auch, den Augen der Männer durch einen Kattunvorhang entzogen, den Kumys.

Dieses Getränk war wenig wohlschmeckend, säuerlich; Papa und Stefan aber hatten es gern und tranken viel davon.

Dazu geht man in das Zelt und läßt sich mit gekreuzten Beinen auf Kissen nieder, die im Halbkreis auf dem persischen Teppich liegen; Muhamedschah lächelt höflich mit seinem zahnlosen Greisenmunde, und eine unsichtbare Frauenhand schiebt hinter dem Kattunvorhang einen Ledersack voll Kumys heran.

Der Baschkire rührt den Inhalt mit einem besonderen Holzschlägel um, nimmt eine Schöpfkelle aus Birkenmaser und gießt das weiße, schäumende Getränk feierlich in Tassen. Die Tassen oder Becher sind ebenfalls aus Birkenmaser, aber alle verschieden. Es gibt große, flache und kleine, tiefe.

Papa nimmt den größten Becher mit beiden Händen und leert ihn auf einmal, ohne abzusetzen.

Romanytsch schenkt wieder und wieder ein, und oft trinkt Papa in einer Sitzung acht Becher und mehr.

„Ilja, weshalb trinkst du nicht? Versuch nur mal, wie gut das schmeckt," sagt Papa und reicht mir einen vollen Becher. „Trink nur alles auf einmal aus, dann wirst du schon um mehr bitten."

Ich bezwinge mich, trinke ein Paar Schluck und eile sofort aus dem Zelt, um alles auszuspucken — so widerwärtig ist mir Geruch und Geschmack dieses Kumys. Papa, Stefan und Sergéi aber genießen das Getränk dreimal täglich.

Papa interessierte sich damals lebhaft für die Landwirtschaft, besonders für Pferdezucht. In der Steppe weideten unsere Stutenherden; bei jeder Herde war ein Hengst. Es waren die allerverschiedensten Rassen: englische Rennpferde, Abkömmlinge uralter Rostoptschiner, Traber, Baschkiren und Argamaken, asiatische Pferde aus der Kabardei.

Unser Gestüt wuchs mit der Zeit auf 400 Köpfe, aber es kamen die Hungerjahre, die Pferde gingen ein, und in den achtziger Jahren schmolz der ganze Bestand dahin.

Nur in Jasnaja Poljana blieben die aus Samara überführten wunderbar zähen Tiere, die wir viele Jahre ritten, und deren Nachkommen noch jetzt leben.

In diesem Sommer veranstaltete Papa Wettrennen. Ein Kreis von 5 Werst wurde ausgemessen und gepflügt, dann wurde allen Baschkiren und Kirgisen der Nachbarschaft mitgeteilt, daß Wettrennen mit Preisen stattfänden. Die Preise waren: eine Flinte, ein seidener Schlafrock, eine silberne Uhr.

Zwei Tage vor der festgesetzten Frist kamen die Baschkiren mit ihren Zelten, Frauen und Pferden zu uns. In der Steppe, neben Romanytschs Zelt, wuchs eine ganze Zeltstadt auf, und neben jedem Zelt wurden Pferdehürden und Erdöfen zum Kochen des Essens gebaut.

Die Steppe belebte sich. Bei den Zelten sah man Frauen mit verhülltem Kopf, die sich gern versteckten; würdige, gesetzte Baschkiren schritten vorüber, und auf dem Felde jagten unter wildem Geschrei Reiter vorbei, die ihre Pferde trainierten.

Zwei Tage lang bereitete man sich auf das Wettrennen vor und schmauste. Da wurden unendliche Mengen Kumys getrunken, fünfzehn Hammel und ein Pferd, ein englisches Füllen ohne Füße, das extra zu diesem Zweck gemästet war, wurden verspeist.

Abends, wenn die Hitze nachließ, versammelten sich alle Männer in eigenartigen bunten, langen Röcken und platten Mützen zu Wettkämpfen.

Papa war der Allerstärkste und blieb stets Sieger, wenn man die Kräfte maß.

Nur einen russischen Ortsvorsteher, der seine 8 Pud (zu 40 russischen

Pfund) wog, konnte Papa beim Stockziehen nicht bezwingen. Bisweilen gelang es ihm durch eine besondere Anstrengung, ihn halb in die Höhe zu ziehen. Jetzt sah es aus, als würde jener wieder festen Fuß fassen. Alles wartete mit verhaltenem Atem. Da plötzlich sah man den Riesen der Länge nach hinstürzen, Papa aber stand aufrecht neben ihm, zuckte die Achseln und lachte.

Einer von den Baschkiren verstand es, hübsch ‚auf der Kehle zu spielen', und Papa ließ ihn jedesmal seine Kunst zeigen. Die ist sehr originell. Der Betreffende legt sich mit dem Rücken auf die Erde, dann beginnt tief in seiner Kehle das kleine Instrument rein und zart mit metallischem Klang zu spielen. Man hört die Musik und weiß nicht, woher die sanften melodischen Klänge kommen.

Es verstehen nur sehr wenige, ‚auf der Kehle zu spielen', und schon damals hieß es, daß diese Kunst im Aussterben sei.

Am Renntage zog alles zur Rennbahn, die Frauen im verdeckten Wagen, die Männer zu Pferde. Es ‚starteten' viele Pferde, und das Ergebnis war, daß 25 Werst in 39 Minuten zurückgelegt wurden. Unser Pferd errang den zweiten Preis.

Hierauf ritten wir nach Karalyk zu den Baschkiren zu Gast, die uns mit Hammelfleischsuppe bewirteten. Der Wirt nahm die Fleischstücke mit der Hand und verteilte sie an die Gäste. Als einer der Baschkirengäste dankte, fuhr der Gastgeber ihm mit dem fetten Fleisch wie mit einem Schwamm über das ganze Gesicht; da nahm es der Gast und aß.

Wir gingen in die Steppe, um die Pferdekoppeln zu besichtigen. Papa lobte ein falbes Pferd, und als wir uns auf den Heimweg machten, fanden wir das Tier an unsere Deichsel gebunden.

Papa war in Verlegenheit; aber eine Absage hätte den Gastgeber gekränkt; wir mußten das Geschenk annehmen. Er erhielt als Gegengeschenk später eine Anzahl Dukaten.

Dieser Baschkire hieß Michael Iwanowitsch. Er war mehrmals bei uns zu Besuch, und Papa spielte gern Schach mit ihm. Beim Spiel sagte der Baschkire: „Muß denken, särr vill denken", aber oft fiel er, trotz seines Denkens, doch herein; wenn Papa ihn matt setzte, freuten wir uns und lachten.

Wir wohnten mit unserem deutschen Hauslehrer Theodor Theodorowitsch in einer leeren Scheune, in der nachts die Ratten herumrannten und pfiffen.

In der Steppe, oft in der Nähe der Wohnung, stolzierten Scharen hübscher Trappen, und hoch in den Wolken kreisten riesige schwarze Königsadler.

Mehrmals versuchten Papa, der deutsche Lehrer und Stefan sie zu schießen; aber sie waren sehr vorsichtig; es war fast unmöglich, auf Schußweite heranzukommen.

Nur einmal gelang es dem Deutschen, sich hinter einer Schafherde an

eine Trappe heranzupürschen und sie anzuschießen. Als das Tier auf beiden Seiten an den Flügeln gehalten nach Hause gebracht wurde, liefen wir ihm alle mit Papa entgegen, und es war eine solche Freude und ein Triumph, daß ich mich des Vorfalls noch genau erinnere.

Noch im vorigen Jahr kam der alte Theodor Theodorowitsch, der an allen Gliedern gelähmt ist, zu mir, und wir sprachen noch einmal von dem Ereignis, das er ebenso wie ich im Gedächtnis behalten hat.

Von dem Landsitz fuhr Papa ein paar Mal zum Pferdekauf auf den Markt nach Busuluk und Orenburg.

Ich weiß noch, wie das erste Mal eine ganze Koppel wilder Steppenpferde bei uns anlangte. Sie wurden in einen umzäunten Hof getrieben.

Als sie dann später mit Stangenschlingen eingefangen wurden, brachen einige Pferde in vollem Lauf durch die Erdmauer mit Backsteinen und galoppierten in die Steppe. Der Baschkire Lutai jagte aber auf unserem besten Renner hinterher und trieb sie spät nachts heim.

Derselbe Baschkire ritt die wildesten Pferde ein. Die Tiere wurden mit der Wurfschlinge gefangen, und es wurde ihnen eine Halftertrense angelegt: zwei Leute hielten das Pferd am Zaum und an den Ohren. Der Baschkire saß auf, schrie: „Los!" und verschwand auf dem Pferd in der Steppe. Einige Stunden später kehrte er dann im Schritt auf dem schaumbedeckten Tier, das ihm wie ein zugerittenes Pferd gehorchte, nach Hause zurück.

Ein andermal brachte Papa aus Orenburg einen prächtigen bucharischen Kabardinerschimmel und zwei kleine Esel mit, die wir dann nach Jassnaja nahmen und mehrere Jahre lang ritten. Papa nannte sie ‚Bismarck' und ‚Mac Mahon'.

Auf unserer zweiten Reise nach Samara, 1875, fuhr Papa nach Busuluk zu einem alten Einsiedler, der 25 Jahre lang in einer Höhle hauste. Papa hatte durch die dortigen Bauern von dem Einsiedler gehört, den sie als einen Heiligen verehrten.

Damals bat ich sehr darum, Papa begleiten zu dürfen, aber er nahm mich nicht mit, weil ich zu jener Zeit an den Augen litt.

Ich vermute indessen, daß dieser Einsiedler kein besonderes Interesse bot; wenigstens weiß ich nicht mehr, was Papa von ihm erzählte.

Im ersten Jahr unseres Aufenthaltes in Samara war schlimme Mißernte; Papa ritt in den Dörfern umher, ging auf alle Höfe und schrieb den Besitzstand der Bauern und alles Inventar auf. Ich erinnere mich, daß er auf allen Höfen zunächst fragte, ob die Besitzer Russen, d. h. rechtgläubig, oder Molokanen (Milchesser, Angehörige einer Sekte) wären, und daß er sich mit diesen Sektierern besonders lebhaft über religiöse Dinge unterhielt.

Sein liebster Nachbar unter den Bauern war der würdige und verständige Wassili Nikititsch in unserem Nachbardorf Gawrilowka. Wenn Papa dorthin kam, kehrte er stets bei ihm ein und führte lange Gespräche mit ihm.

Ich weiß nicht, worüber sie sprachen, da ich damals noch jung war und mich weder die Hungersnot des Volks noch religiöse Gespräche interessierten. Ich weiß nur noch, daß Wassili Nikititsch mit Schritt und Tritt das Wort ‚würklich' wiederholte und sagte, er hätte ein ‚Mittel zum Tee' entdeckt; dieser wurde stets mit ideal reinem weißen Honig gereicht.

7.

Spiele. — Lektüre. — Unterricht.

Seitdem ich denken kann, zerfiel unsere kleine Kinderschar in zwei Gruppen, große und kleine — big ones und little ones.

Die Großen waren Sergëi, Tanja und ich. Die Kleinen Bruder Leo und Little-Maschа, die so zum Unterschiede von meiner Cousine Maschа Kusminskaja genannt wurde.

Wir Älteren blieben stets für uns und zogen nie die Kleinen hinzu, die nichts verstanden und uns bei unseren Spielen nur störten.

Der Kleinen wegen mußte man früher nach Hause gehen; die Kleinen konnten sich erkälten, sie hinderten uns, Lärm zu machen, weil sie am Tage schliefen, und wenn eins von den Kleinen weinte und sich bei Mama beklagte, bekamen wir Großen stets die Schuld und wurden ihretwegen ausgezankt und bestraft.

Der Größe, dem Alter und dem Geiste nach stand mir am nächsten Schwester Tanja. Sie war anderthalb Jahre älter als ich, schwarzäugig, keck und erfinderisch. Mit ihr war ich stets vergnügt, wir verstanden uns ohne Worte. Wir beide wußten Geheimnisse, von denen niemand sonst eine Ahnung hatte. Im Saal liefen wir gern um den Eßtisch. Einer schlug den anderen auf die Schulter und rannte aus Leibeskräften nach der entgegengesetzten Richtung.

„Hast 'en Letzten, hast 'en Letzten!"

Sie holte mich ein, schlug mich und lief wieder davon.

Einmal hatte ich sie erreicht und holte gerade aus, um sie zu klopfen, da blieb sie plötzlich mit dem Gesicht mir gegenüber stehen, hüpfte auf einem Fleck, schwenkte die Ärmchen und sagte: „Ich bin 'ne Eule, bin 'ne Eule!"

Ich begriff natürlich, daß ich sie nicht mehr berühren durfte, wenn sie eine Eule war, und dabei blieb es von jetzt ab. Wenn jemand ‚Eule' sagte, so hieß das, man dürfe ihn nicht mehr berühren.

Sergëi konnte es nicht begreifen. Er fragte lang und breit, überlegte, ob man eine Eule nicht berühren dürfe, und entschied, das sei gar nicht schlau. Ich dagegen hatte sofort gemerkt, daß das sehr klug war, und Tanja wußte, daß ich sie verstand, sobald sie nur ‚so' machte.

Tanja und mich verstand nur Papa richtig, und auch der nicht immer. Er wußte schöne Spiele, von denen er uns einige zeigte.

Da war z. B. die ‚Numidische Reiterei'.

Wir sitzen alle im Saal; soeben sind langweilige Gäste abgereist, alles schweigt. Da springt mit einemmal Papa vom Stuhl, hebt einen Arm hoch über den Kopf und hüpft und springt im Galopp rund um den Tisch. Wir alle jagen hinterher und springen und schwingen die Arme genau wie er.

So jagen wir ein paarmal durchs Zimmer und setzen uns schweratmend schon in ganz anderer Stimmung wieder auf unseren Platz. In vielen Fällen wirkte die ‚Numidische Reiterei' sehr gut. Zank und Streit wurden alsbald vergessen, und die Tränen trockneten überraschend schnell.

Schön waren auch ein paar scherzhafte, halb deutsche, halb russische Verse, die wir als Kinder vom Vater hörten.

Ich weiß nicht, woher er sie hatte, weiß aber, daß sie uns stets viel Vergnügen machten. Sie hießen:

Die angenehme Winterzeit
Ist otschen karaschо [sehr schön]
Bisweilen wird's ein wenig kalt,
Nebos budet teplo [Doch wird's auch wieder warm].

Und wenn man dann nach Hause kommt,
Da steht der Punsch bereit;
Ist es nicht otschen karaschо
Zu kalter Winterzeit?

Ein anderes Gedicht, ebenfalls in deutscher Sprache, lautete so:

Doktor, Doktor Huppental,
Ach, was machst du mir für Qual;
Giebst mir nicht mal satt zu essen,
Und das Pfeifchen wird vergessen!

Diese Verse wurden bei den verschiedensten Gelegenheiten vom Stapel gelassen und wirkten ausgezeichnet, wenn jemand ohne Grund den ‚Heulmajor' machte.

Die Spiele der ersten Kindheit sind bei allen Kindern dieselben. Alle haben dieselben Pferdchen-, Soldaten-, Puppen- und Versteckspiele.

Als wir größer wurden, erfanden wir unsere eigenen Spiele, die bisweilen sehr interessant waren.

Einst lasen wir irgend eine dumme Romanübersetzung, in der die Hauptrolle ein gewisser Ulverston spielte.

Ich habe den Inhalt schon vergessen, weiß aber noch, daß dieser Hauptheld Ulverston sich in jemanden verliebt hatte und: „Ich grämе mich in meiner Einsamkeit" sagte.

Sämtliche Figuren dieses Romans schnitten wir aus Papier, legten uns im Saal auf den Parkettfußboden und ließen unsere Figuren gehen, reden und den ganzen Roman herunterspielen. Am besten kannte Tanja, unsere Anstifterin, ihre Rolle.

Einst überraschte Papa uns bei diesem Spiel, nahm eine Schere und schnitt uns einen rosa Mann aus. Er schnitt ihn aus dem Bilde eines französischen Modejournals und zwar aus dem Dekolletee einer Dame, so daß er ganz wie nackt aussah. Solche Rolle war nicht in unserem Roman.

Da sagte Papa uns, das wäre ‚Adolfchen'; wir erfanden sofort für ihn eine Rolle, und er wurde bald unser Lieblingsheld; wir konnten uns schon nicht mehr vorstellen, daß unser Roman ohne ‚Adolfchen' interessant sein könnte.

In jene Zeit fällt auch unsere Lektüre der Schriften Jules Vernes.

Papa brachte die Bücher aus Moskau mit. Jeden Abend versammelten wir uns, und Papa las uns vor: ‚Die Kinder des Kapitän Grant', ‚Achtzigtausend Meilen unter dem Wasser', ‚Die Reise nach dem Mond', ‚Drei Russen und drei Engländer' und schließlich ‚Die Reise um die Welt in 80 Tagen'.

Dieser letzte Roman war ohne Illustrationen. Da illustrierte Papa ihn selbst. Jeden Tag fertigte er für den Abend Federzeichnungen an; die waren so interessant, daß sie uns weit besser gefielen als die Illustrationen in den übrigen Büchern.

Ich erinnere mich noch einer Zeichnung, einer buddhistischen Göttin, mit mehreren schlangengeschmückten Köpfen, schrecklich-schön.

Papa konnte gar nicht zeichnen, aber doch kam stets etwas Schönes heraus, und wir waren sehr zufrieden.

Voll Ungeduld erwarteten wir stets den Abend; wenn dann Papa bis zu der Stelle gekommen war, die er illustriert hatte, die Lektüre unterbrach und unter dem Buch sein Bild hervorzog, krochen wir über und unter dem runden Tisch von allen Seiten zu ihm hin.

Nach Jules Verne lasen wir, schon mit dem Franzosen Nief, die ‚Drei Musketiere' von Dumas; Papa strich selbst die Stellen aus, die wir Kinder nicht hören durften. Diese Stellen, in denen von den Liebesintrigen der Helden erzählt wurde, interessierten uns sehr; wir wollten sie heimlich lesen, konnten uns aber nicht dazu entschließen.

Schon früher habe ich kurz unsere liebe Engländerin Hanna erwähnt.

Nach ihr bekamen wir die rotbackige junge Dora, dann Emily Carry; und die letzte Engländerin verließ uns erst, als meine jüngsten Brüder Andreas und Michael herangewachsen waren.

Wir älteren Knaben hatten die erste Zeit, zwei, drei Jahre lang, einen deutschen Erzieher Theodor Kaufmann.

Nach ihm kam auf mehrere Jahre ein Schweizer, M. v. Rey; ihm folgte der Franzose und Anhänger der Kommune Mr. Nief, eben jener, der das Eichhörnchen und die Schlange zum Braten in die Küche brachte.

Russisch hießen Herr Rey und Herr Nief einfach ‚Posjerew' und

‚Possinjew' (Graumann und Blaumann), weil der eine stets im grauen, der andre im blauen Rock ging.

Als in Frankreich Amnestie erlassen wurde, fuhr Herr Nief nach Algier; erst dann erfuhren wir, daß sein richtiger Name Comte de Montels war.

Wenn wir im Winter auf dem großen Teich Schlittschuh liefen, spazierte Herr Nief im kurzen Halbpelz frierend und die Hände reibend am Ufer auf und ab und sagte: „Oh, que les Russes sont frileux". Weshalb er, selbst frierend, den Russen Kälte zum Vorwurf machte, haben wir nie begriffen.

Bei Herrn Nief fällt mir ein komischer Zwischenfall ein, der ihn zum Teil charakterisiert.

Wir saßen abends beim Tee, Papa las die mit der Post gekommenen ‚Moskauer Nachrichten'. Da stand die Meldung von einem Attentat auf den verstorbenen Kaiser Alexander II.

Da unter anderen auch Herr Nief am Tisch saß, begann Papa die Nachricht vorzulesen und übersetzte sie gleich ins Französische.

Als er bei der Stelle anlangte, wo in der Zeitung stand: „Aber Gott ließ seinen Gesalbten nicht umkommen", stockte Papa bei den Worten: „Mais le bon Dieu n'a pas perdu son, son . . .", offenbar fehlte ihm der französische Ausdruck für ‚Gesalbten'.

„Son sangfroid," fügte Herr Nief ganz ernst hinzu.

Alle lachten laut, und damit war die Zeitungslektüre zu Ende.

Außer diesem Lehrpersonal hatten die Schwestern fast stets Französinnen, und wir Knaben russische Lehrer; auch kam einmal in der Woche aus Tula der Musiklehrer A. G. Mitschurin zu uns. Auf diese Weise verging unsere ganze Zeit mit Unterrichtsstunden, die wie im Gymnasium eingeteilt waren; und wir wanderten von einem Lehrer zum anderen.

Mama und Papa gaben uns auch Stunden.

Ich habe schon früher erzählt, daß Papa mir in der ersten Zeit Rechenunterricht gab. Später, ich glaube, ich war 13 Jahre alt, lernte ich bei ihm Griechisch.

Papa selbst lernte erst zu meiner Zeit die griechische Sprache. Ich weiß noch, mit welchem Eifer und welcher Ausdauer er daran ging und wie er es dahin brachte, daß er nach sechs Wochen Herodot und Xenophon fließend las und übersetzte.

Auch ich begann bei Papa mit Xenophon. Er erklärte mir das Alphabet und ließ mich dann gleich die Anabasis lesen. Das war anfangs schwer. Ich saß mit starren Augen da, wollte bisweilen brüllen, aber ich begriff schließlich doch, was nötig war. Ebenso lernte ich Latein.

Als ich 1881 das Aufnahmeexamen in Poliwanows Klassischem Gymnasium bestand, wunderten sich alle Lehrer, daß ich ohne jede Kenntnis der Grammatik die Klassiker weit besser las und übersetzte, als verlangt wurde.

Ich erblicke hierin den Beweis dafür, daß die eigenartige Unterrichtsmethode des Vaters die richtige war.

Genau so lernte er selbst später die hebräische Sprache, und zwar so gut, daß er die nötigen Stellen des Alten Testamentes gut entziffern und dem Rabbiner Minor, seinem Lehrer, bisweilen seine eigenen Texterklärungen unterbreiten konnte.

8.

Reiten. — Das grüne Stäbchen. — Schlittschuhlaufen.

Meine erste Leidenschaft als Kind war das Reiten.

Ich erinnere mich der Zeit, die mein Vater in dem eingangs dieser Schilderungen wiedergegebenen Briefe beschreibt, als er mich vor sich in den Sattel setzte und wir hinritten, um in der Woronka zu baden.

Ich weiß, wie ich beim Trab zitterte und fürchtete, das Gleichgewicht zu verlieren, wie mir im Walde der Hut vom Kopfe fiel und Sergëi oder Stefan vom Pferde stieg, um ihn aufzuheben, und erinnere mich namentlich des Pferdegeruchs, wenn ich an das Tier herantrat und der Diener Sergëi Petrowitsch mich am Bein packte und in den Sattel hob. Ich griff dann nach der rettenden Mähne und hielt mich mit beiden Händen krampfhaft fest.

Wir ritten also zum Baden, banden die Pferde an die Birken und liefen im Trab über den Steg.

Papa und Stefan stürzten sich zuerst kopfüber in den Fluß, wir aber plantschten im Badehäuschen und betrachteten die kleinen Fische und langbeinigen Spinnen, die auf dem Wasser liefen, ohne zu versinken.

Papa lehrte uns schwimmen; und als wir aus dem Badehause herausschwimmen konnten, rühmten wir uns dessen vor allen Leuten, weil es uns ein Zeichen großer Tapferkeit zu sein schien.

Unsere ersten Reitpferde hießen Kolpik und Kaschirski. Theodor Kaufmann nannte sie ‚der Kolpinka und der Kassaschirski'.

Auf dem Schimmel Kolpik ritt ich zum erstenmal allein und wurde ein selbständiger Reiter. Bisweilen nahm Papa uns mit; dann ritten wir recht weit.

Ich kann nicht vergessen, wie mich Papa einmal quälte. Ich hörte, daß er ausritt, und bat ihn, mich mitzunehmen. Er ritt eine kräftige englische Stute, für mich wurde nur mit einer Decke, ohne Steigbügel, der Graue aus Samara gebracht, derselbe, der im Rennen den zweiten Preis gewonnen hatte. Er war sehr angenehm im Gang, hatte aber einen mageren, scharfen Rücken.

Wir ritten los. Sobald eine ebene Stelle kam, setzte Papa sein Tier in scharfen Trab, und ich zuckelte hinterher.

Wir ritten weiter und weiter, waren schon über fünf Werst vom Hause entfernt. Ich war müde, konnte nicht mehr; er aber ritt immerfort, sah sich dann und wann nach mir um, fragte: „Bist du nicht müde?" Ich sagte natürlich „nein", und so ging's weiter.

Wir ritten den ganzen Forst ab, ritten auf unmöglichen Wegen durch Schluchten nach Grumont. Als ich endlich nach Hause kam, konnte ich kaum vom Pferde klettern und ging drei Tage lang steifbeinig; alle lachten über mich und nannten mich John Gilpin. Das war der Held einer komischen englischen Erzählung. Der besteigt ein Pferd, kann es nicht halten, galoppiert schrecklich lange und hat alle möglichen Abenteuer. Als man ihn vom Pferde hebt, geht er spreizbeinig. Wir liebten die Bilder in diesem Buch ganz besonders; eins stellte John Gilpin in vollem Galopp mit fortfliegender Perücke dar, ein anderes zeigte ihn kahlköpfig, mit zitternden Knien vom Pferde kletternd.

Mit den Ritten zum Baden sind für mich interessante Erinnerungen verknüpft. Vor allen das Märchen vom ‚Grünen Stäbchen'.

Rechts vom ‚Badewege' am oberen Ende der Schlucht, neben einem kleinen Felde, ist eine Stelle, die durch den aufgeschütteten Boden auffällt. Die Erde ist hier mit einer Schicht von feinem schwarzen Schlackenstaub bedeckt, der offenbar von einer uralten Eisengießerei herrührt.

An dieser Stelle führt neben der Straße zwischen Eichen ein schmaler Pfad entlang, über den knorrige Wurzeln laufen.

So oft das Pferd über diese Wurzeln schritt, spitzte es die Ohren und hob die Füße ganz besonders hoch, während ich die Knie anzog, um nicht gegen die Bäume zu stoßen.

Hier hatte nach Papas Erzählung sein Bruder Nikolas das geheimnisvolle grüne Stäbchen vergraben, mit dem die kindlich-naive Legende im Zusammenhang steht: „Wer von den Ameisenbrüdern dieses Stäbchen fände, der würde selbst glücklich werden und durch die Macht der Liebe alle Menschen glücklich machen."

Wenn wir über diese Stelle ritten, erzählte Papa uns gern das Märchen, und ich erinnere mich, daß ich ihn einmal fragte, wie dieses Stäbchen aussähe, und daß ich mit einem Spaten hingehen und es suchen wollte.

Damals dachte der Vater natürlich nicht daran, daß an dieser Stelle einst sein Grab sein würde . . .

Eine andere Erinnerung: Wir reiten zum Baden. Papa wendet sich zu mir und sagt: „Weißt du, Ilja, ich bin heute sehr mit mir zufrieden.

„Drei Tage lang habe ich mich mit ihr herumgequält und konnte sie nicht ins Haus hineinbringen. Es ging einfach nicht. Alles war verkehrt.

„Heute aber fiel mir ein, daß es in jedem Hausflur einen Spiegel gibt und daß jede Dame einen Hut aufhat. Und sobald mir das einfiel, da ging sie und ging, und tat alles, was sie sollte.

„Scheint so gleichgültig, der Hut; dabei zeigt dieser Hut alles."

Wenn ich mir diese Worte ins Gedächtnis zurückrufe, so will es mir

scheinen, daß der Vater von jener Szene in ‚Anna Karenina' sprach, wo sie zur Zusammenkunft mit ihrem Sohne geht.

Allerdings ist in der endgültigen Fassung des Romans an dieser Stelle weder von Hut noch Spiegel die Rede, es wird nur ein dichter schwarzer Schleier erwähnt; aber ich nehme an, daß Vater in der ursprünglichen Fassung Anna vor einen Spiegel führte und sie ihren Hut zurechtsetzen oder abnehmen ließ.

Ich kann nicht vergessen, mit welcher Begeisterung Papa mir das erzählte, und es kommt mir jetzt sonderbar vor, daß er so feine künstlerische Erlebnisse mit einem siebenjährigen Knaben besprach, der damals kaum etwas mit ihm empfinden konnte.

Übrigens kamen derartige Gespräche häufiger vor.

Einst hörte ich von ihm eine sehr genaue und interessante Illustration dessen, was ein Schriftsteller für seine Arbeit nötig hat:

„Du kannst dir nicht vorstellen, was Stimmung heißt," sagte er. „Bisweilen steht man morgens frisch und munter auf, der Kopf ist klar, man fängt an zu schreiben — es scheint verständig, konsequent. Am nächsten Tage liest man das Geschriebene durch und muß alles ausstreichen, weil es ganz nett ist, aber die Hauptsache fehlt. Keine Phantasie, kein Talent, nicht jenes ‚unbestimmte Etwas', ohne das aller Verstand nichts nützt.

„Ein andermal steht man auf, ohne ausgeschlafen zu haben; die Nerven sind gespannt. Nun, denkt man, heute wirst du gut schreiben. Und wirklich: man schreibt hübsch, bildreich, Phantasie die Menge.

„Man sieht das Geschriebene durch — und es taugt wieder nichts, weil es dumm ist. Farbe ist da, aber der Verstand reicht nicht.

„Nur dann kommt etwas heraus, wenn Verstand und Phantasie im Gleichgewicht sind. Sobald eins von beiden überwiegt, ist alles umsonst; man kann nur alles streichen und von vorne anfangen."

Wirklich sind die Umarbeitungen von Papas Schriften nicht zu zählen. Und seine Arbeitsfähigkeit in dieser Beziehung war erstaunlich.

Neben dem Reiten und der Jagd hatten wir ein herrliches Vergnügen am Schlittschuhlaufen und Krocketspiel.

Sobald der Teich zugefroren war, schnallten wir unsere Schlittschuhe unter und verbrachten alle freie Zeit auf dem Eise.

Winters Anfang, wenn das Eis noch dünn war, wurde uns nicht erlaubt, auf dem ‚großen' Teich zu laufen, darum begaben wir uns zum ‚unteren', der kleiner und vor allem nicht so tief war.

Von diesem ‚unteren' Teich erzählte uns Papa folgende Geschichte:

Als er noch klein war, kam ein bekannter Junge, Wolodja Ogarew, nach Jasnaja zum Besuch. Er war sehr selbstgefällig, tat höchst wichtig und verachtete alles, was nicht ihn betraf.

Als die kleinen Tolstois ihm den Park zeigten, trat er zum ‚unteren' Teich und fragte wichtig:

„Was ist das?"

„Der Teich."

„Schöner Teich! 'ne Pfütze ist's; ich werde sofort hinüberspringen."

Die Kinder foppten ihn: „Nun, spring doch, spring."

Wolodja nahm einen Anlauf und sprang — natürlich mitten in den Teich und wäre ertrunken, wenn ihn nicht zufällig anwesende Schnitter mit ihren Rechen herausgezogen hätten.

Auf demselben Teich verübte ich einst einen niederträchtigen Streich, für den ich gehörig bestraft wurde.

Wir liefen Schlittschuh, mit uns fünf Dorfkinder in meinem Alter. Das Eis war dünn; fortwährend ertönte bald hier, bald da jenes bekannte metallische Knattern und Klingen. Ich kam auf den Einfall, die Stärke des Eises zu probieren, versammelte alle Kinder um mich und befahl ihnen, auf mein Kommando: „Eins, zwei, drei!" aus Leibeskräften auf das Eis zu springen.

Ich selbst trat bei Seite.

Die Jungens sprangen, das Eis knackte, und alle miteinander brachen ein. Zum Glück war es an einer seichten Stelle, so daß alles gut ablief. Die Kinder wurden zu uns ins Haus gebracht, bekamen trockenes Zeug und heißen Tee, und ich meine Strafe.

Auf dem ‚großen' Teich war eine hohe Rutschbahn angelegt, die den ganzen Winter über gefegt wurde.

Papa und Mama liefen mit uns und brachten mehr Leben in unser Vergnügen. Unser bester Läufer war aber Bruder Sergëi.

Auf dem Eise wurden große und kleine Bahnen gefegt, und in diesem Labyrinth von Kreuz- und Querstraßen spielten Sergëi, Tanja und ich Kriegen.

Einmal konnte Sergëi an einer Biegung nicht entschlüpfen; wir alle drei stießen furchtbar heftig zusammen und fielen. Sergëi zu unterst, wir drüber hin. Beim Aufstehen sehen wir, daß Sergëi ganz blau auf dem Eise liegt und mit den Beinen schlägt. Er wurde sofort aufgehoben und nach Hause geschafft.

Er schritt bald ganz mutig aus, trug seine Schlittschuhe selbst, hatte aber alles vergessen und konnte sich nichts vorstellen. Man fragte ihn, welcher Tag heute wäre: „Ich weiß nicht." Er hatte sogar vergessen, daß Sonntag war und daß wir heute nicht zu lernen brauchten. Es wurde sofort ein Arzt aus Tula geholt, der dem Kranken Blutegel hinters Ohr setzte, und gegen Abend ging alles wieder gut.

Ein andermal sah der achtjährige Bruder Leo ein großes Loch im Eise, das mit einer dünnen, frischen Schicht bedeckt war, und lief mit seinen Schlittschuhen drüber weg. Zum Glück brach das Eis erst am anderen Ende, wo er sich mit den Händchen am festen Eise halten konnte. Frauen, die an einem

anderen Eisloch Wäsche ausspülten, sahen, daß er am Ertrinken war, und zogen ihn heraus.

Im nassen Halbpelz wurde er nach Hause gebracht und mit Spiritus eingerieben; da gab es viel Weh und Ach! . . . Er wäre um ein Haar ertrunken. Denn es war dort eine tiefe Stelle.

9.

Jagd.

Von klein auf interessierten wir uns ungemein für die Jagd.

Papas Lieblingshund, den irischen Setter ‚Dora', habe ich ebenso lange im Gedächtnis, wie mich selbst.

Ich sehe noch die Chaise mit dem frommen Pferde vor dem Hause halten, mit der wir zum Sumpf nach Degatna oder Malachowo fuhren. Auf dem Sitz saß Papa, bisweilen Mama oder der Kutscher, ich und ‚Dora' nahmen zu ihren Füßen Platz.

Beim Sumpf angelangt, stieg Papa aus, stellte seine Flinte auf den Boden, hielt sie mit der linken Hand und begann sie zu laden. Zunächst schüttete er in beide Läufe Pulver, legte dann Filzpfropfen darauf und stopfte sie mit dem Ladestock fest. Der Ladestock stieß auf den Pfropfen und sprang elastisch mit metallischem Klang in die Höhe. Papa stopfte so lange, bis der Stock ganz aus dem Lauf heraussprang. Dann schüttete er Schrot auf und stopfte ihn ebenso fest.

Dora umkreiste uns unterdessen schweifwedelnd und mit ungeduldigem Winseln.

Während Papa in den Sumpf ging, fuhren wir etwas hinter ihm am Ufer entlang und verfolgten mit Herzklopfen das Spüren des Hundes, das Auffliegen der Bekassinen und das Schießen.

Papa war kein schlechter Schütze, verlor aber oft die Ruhe und schoß dann schrecklich viel Löcher in die Luft.

Im Frühjahr gingen wir mit ihm auf den Schnepfenstrich. Oft standen wir am ‚Sakas', in der Nähe des ‚grünen Stäbchens', unser Lieblingsplatz war aber der Bienengarten an der Woronka. Dort standen früher unsere Bienenstöcke; und in einer niedrigen, verräucherten Hütte wohnte der einäugige Imker Semjon.

Im Herbst, wenn die Waldschnepfen zogen, hielt es Papa nicht zu Hause; zwischen ihm und unserem deutschen Lehrer Kaufmann entstand ein reger Wettstreit. Der Lehrer ging meistens an die Eisenbahn, wo sie den Kronswald durchschneidet, während Papa den Platz an der Woronka vorzog.

Gegen Mittag kehrten beide mit ihrer Beute heim und tauschten ihre Erlebnisse aus. Wenn Kaufmann weniger als Papa geschossen hatte, recht-

fertigte er sich damit, daß Papa mit dem Hunde gegangen wäre, er aber ohne Hund.

Einmal kam es umgekehrt. Papa wollte an diesem Tage nicht jagen und erlaubte Kaufmann, seinen Hund mitzunehmen. Als der Lehrer bereits fort war, änderte Papa seinen Entschluß, nahm die Flinte und ging, ohne jemandem etwas zu sagen, in den Kronswald.

Gegen Mittag kehrten beide heim, und Papa brachte zwei Waldschnepfen mehr als Kaufmann. Ohne Hund flogen nämlich die Schnepfen meist später hoch und waren in der Nähe leichter zu schießen. Auf diese Weise ging Kaufmann seines Ruhmes verlustig, und wir Kinder frohlockten.

Eine Zeitlang, zwei oder drei Jahre, ging ich als Jüngling mit Papa auf die Schußjagd. Er hatte damals den schwarzgeflockten ‚Bulka', ich den ungewöhnlich klugen und selbständigen ‚Malysch'.

Als Papa die Jagd aufgab, begleitete ‚Malysch' ihn stets auf seinen Spaziergängen; Papa hatte den Hund sehr gern und ging nie ohne ihn.

Er erzählte uns, wie ‚Malysch' in sein Zimmer kam und ihn zum Spazierengehen aufforderte. Um die gewöhnliche Zeit öffnete sich die Tür, und ‚Malysch' trat langsam in die Stube. Sah er Papa am Tische sitzen und beschäftigt, so schaute er verlegen zur Seite und verschwand mit unhörbaren Schritten, vorsichtig die Zehen aufhebend und nur mit den Ballen auftretend. Sah Papa ihn an, so antwortete er mit ganz leisem Schweifwedeln und legte sich unter den Arbeitstisch.

„Als ob er wüßte, daß ich beschäftigt sei und er mich nicht stören dürfe," erzählte Papa verwundert über das Feingefühl des Hundes.

Unsere liebste Jagd war die mit Barsois, die Hetzjagd zu Pferde.

Wie glücklich waren wir, wenn uns der Diener Sergëi Petrowitsch mit einem Licht in der Hand ganz früh vor Morgengrauen weckte!

Munter und frisch sprangen wir, im Morgenfrost am ganzen Leibe zitternd, auf, kleideten uns schnell an und liefen in den Saal, wo der Samowar surrte und Papa uns schon erwartete.

Bisweilen kam Mama im Schlafrock aus der Kammer und zog uns noch ein paar extra warme wollene Strümpfe, Leibchen oder Handschuhe an.

„Weshalb reitest du heute nur, Leo?" wandte sie sich an Papa. „Es ist so kalt und windig. Wieder im einfachen Paletot? Zieh doch irgend etwas über! Nun, tu es mir zulieb!"

Papa macht ein verdrießliches Gesicht, gibt aber schließlich nach, zieht einen kurzen grauen Rock über und tritt hinaus.

Die Dämmerung bricht an; die Reitpferde werden vorgeführt; wir sitzen auf und reiten zum anderen Hause oder zum Gesinde, um die Jagdhunde zu holen.

Agathe Michailowna wartet schon in heller Aufregung an der Treppe. Trotz der Morgenkälte geht sie im bloßen Kopf und offener schwarzer Bluse, unter der die ausgetrocknete, schmutzige, mit Schnupftabak bestreute Brust sichtbar ist, und bringt in den knochigen, knotigen Händen die Hundehalsbänder.

„Hast sie wieder gefüttert?" fragt der Vater streng mit einem Blick auf die vollen Bäuche der Hunde.

„Gar nicht gefüttert, nur jedem eine Brotrinde gegeben."

„So—o? Weshalb lecken Sie denn die Schnauze?"

„Vom Haferbrei gestern ist etwas übrig geblieben."

„Nun, da werden uns die Hasen schön davonlaufen. Es ist doch unmöglich mit dir! Du tust mir das wohl zum Schabernack?"

„Aber die Hunde können doch nicht den ganzen Tag ohne Futter rennen, Lew Nikolajewitsch, wahrhaftig . . ." knurrt Agathe und legt den Hunden ärgerlich die Halsbänder an.

Endlich ist alles bereit, einige Hunde laufen an der Koppel, andere frei, und wir reiten im schlanken Schritt aufs Feld.

Papa kommandiert: „Aufgestellt!" gibt die Richtung an — und wir zerstreuen uns pfeifend und lärmend auf dem Stoppelfeld und über die steilen unter dem Winde gelegenen Hänge, schlagen mit den Hetzpeitschen auf die Büsche und achten scharf auf jeden Punkt, jeden Fleck der Erde.

Vorn schimmert etwas Weißes. Man schaut aus, zieht die Zügel an, mustert die Koppel und traut seinem Glück nicht, daß man endlich auf einen Hasen gestoßen ist.

Man reitet näher und näher und sieht, daß es kein Hase, sondern ein — Pferdeschädel ist. Ei, der Ärger!

Man blickt sich nach Papa und Sergëi um, ob die gesehen haben, daß ich den Knochen für einen Hasen hielt?

Papa sitzt munter in seinem englischen Sattel mit hölzernen Steigbügeln und raucht eine Zigarette; Sergëi aber hat die Koppel verwickelt und kann nicht damit zurecht kommen.

Nein, Gott sei Dank, niemand hat etwas gesehen; es wäre auch schändlich! Wir reiten weiter.

Das Pferd geht in gleichmäßigem Schritt, man schaukelt hin und her, dröselt, es wird schon langweilig, weil nichts aufspringt — da plötzlich, gerade in dem Augenblick, wo man es am wenigsten erwartet, springt zwanzig Schritt vor einem, wie aus dem Boden gewachsen, ein Hase auf.

Die Hunde haben ihn früher als ich erblickt, reißen sich los und jagen schon hinterher.

Ich schreie aus Leibeskräften: „Faßt ihn! Faßt ihn!" haue wie sinnlos auf mein Pferd ein und fliege davon.

Die Hunde jagen, holen ihn ein; die jungen, hitzigen ‚Sultan' und

‚Milka' schießen vorüber, holen ihn nochmals ein, schießen abermals vorbei, aber schließlich paßt die alte schlaue ‚Krylatka', die stets seitwärts galoppiert, den richtigen Moment ab; ein Satz — und der Hase klagt hilflos wie ein Kind; die Hunde verbeißen sich in seine Bläße und zerren ihn nach verschiedenen Seiten.

„Laß los! Laß los!"

Wir galoppieren heran, geben dem Hasen den Fang, teilen den Hunden den Bruch (die Hinterpfoten) zu, indem wir ihn mit den Fingern losreißen und unseren Lieblingen hinwerfen, die ihn im Fluge auffangen. Papa zeigt uns, wie man den Hasen am Sattel befestigt.

Nach dem Hetzen ist die Stimmung vergnügter; wir kommen jetzt zu den besten Stellen bei Jassenki und Retinki. Die Hasen springen häufiger auf; jeder hat schon seinen Sattelschmuck, und wir denken jetzt gar an Füchse. Aber die sind seltener.

Vor den Füchsen zeichnet sich meistens der bejahrte, würdige ‚Tumaschka' aus. Die Hasen hat er bereits satt und gibt sich mit ihnen keine Mühe. Dafür jagt er dem Fuchs aus Leibeskräften nach und kriegt ihn fast immer zu packen.

Spät, oft in der Dunkelheit, kehren wir heim. Die Hasen werden losgebunden und im Flur auf den Fußboden niedergelegt.

Mama kommt mit den Kleinen die Treppe herunter und ist böse, daß wir wieder den Boden mit Blut befleckt haben; aber Papa nimmt uns in Schutz. Was machen auch die paar Flecken aus, da wir acht Hasen und einen Fuchs erjagt haben!

„Und müde sind wir!"

Einst geriet Papa mit Stefan auf der Jagd in Streit. Es war bei ‚Jagodni', ungefähr zwanzig Werst von Hause.

Stefan ritt durch einen lichten Birkenwald. Unter ihm sprang ein Hase auf. Er ließ die Hunde los, und wir hetzten den Hasen. Papa galoppierte heran und machte Stefan Vorwürfe, daß er im Walde hetzte.

„Du bringst ja alle Hunde an den Bäumen um — wie kann man solche Geschichten machen!"

Stefan widersprach. Die beiden ereiferten sich, sagten sich Anzüglichkeiten, und schließlich übergab Stefan beleidigt seine Hunde Sergéi und ritt schweigend nach Hause.

Wir nahmen Stellung auf dem Felde und ritten nach der anderen Seite.

Plötzlich sehen wir: unter Stefan geht ein Hase auf.

Er fährt zusammen, spornt sein Pferd an, schreit: „Faß ihn!" und will losgaloppieren; da fällt ihm offenbar ein, daß er mit Vater im Streit liegt; er hält sein Pferd an und reitet schweigend, ohne sich umzusehen, in langsamem Schritt weiter.

Der Hase rannte uns zu, wir ließen die Hunde los und hetzten ihn.

Als der Hase an den Sattel gebunden war, fiel Papa Stefan ein, und er schämte sich seiner Heftigkeit gegen ihn.

„Ach, wie ärgerlich, wie unangenehm, daß das passiert ist," sagte er, den sich entfernenden Punkt auf dem Felde beobachtend. „Wir müssen ihn wiederholen."

„Sergëi, reit hin und sag ihm, ich bäte ihn, nicht böse zu sein und umzukehren, wir hätten den Hasen erlegt," rief er Sergëi nach, der, froh darüber, sein Pferd angespornt hatte und schon davongaloppierte.

Alsbald kehrte Stefan um, und die Jagd verlief sehr glücklich und ohne Zwischenfälle und dauerte bis zum Abend.

Noch interessanter war die Jagd auf ‚Spurschnee'. Da begann unsere Aufregung schon abends.

Wird es gutes Wetter werden? Der Schneefall in der Nacht aufhören? Kein neues Gestöber hereinbrechen?

Frühmorgens laufen wir halb angekleidet in den Saal und halten Ausschau nach dem Horizont. Wenn die Linien am Horizont deutlich zu sehen sind, so bedeutet das ruhiges Wetter; wenn aber der Horizont mit dem Himmel in eins zusammenfließt, so heißt das Schneeverwehungen, d. h. also die Spuren auf dem Felde sind zugeschneit.

Wir erwarten Papa, entschließen uns bisweilen ihn wecken zu lassen, versammeln uns endlich und reiten los.

Diese Jagd ist besonders dadurch interessant, daß man an der Spur des Hasen sein ganzes nächtliches Treiben sieht. Man sieht, wo er abends aufgegangen ist und hungrig Äsung gesucht hat. Man sieht, wo er das vom Schnee bedeckte Grün ausgegraben, Beifuß abgerupft, sich gesetzt, gespielt und endlich, nachdem er sich satt gefressen und gesprungen, entschlossen sein Tageslager aufgesucht hat.

Hier beginnt seine List.

Er verdoppelt, verwischt, verdoppelt wieder oder verdreifacht sogar und verwischt abermals seine Spur, bis er endlich überzeugt ist, sie genügend verwirrt und verdeckt zu haben; dann gräbt er sich am warmen, unter dem Winde gelegenen Rain sein Loch und geht zu Lager.

Trifft man auf eine Spur, so muß man die Hand mit der Hetzpeitsche aufheben und geheimnisvoll, langgedehnt pfeifen. Dann kommen die übrigen Jäger heran; Papa reitet auf der Spur vorauf und entziffert sie; wir schleichen atemlos in höchster Erregung hinterher.

Einmal hetzten wir auf Spurschnee an einem Tage zwölf Hasen und zwei Füchse.

Ich weiß nicht genau, wann Papa die Jagd aufgab. Ich glaube, es war Mitte der achtziger Jahre — zur selben Zeit, als er Vegetarier wurde.

Im Oktober 1884 schreibt er meiner Mutter aus Jassnaja Poljana:

„. . . . ich ritt aus, die Hunde folgten mir an der Koppel; Agathe Michailowna sagte, ohne Koppel würden sie sich auf das Vieh stürzen, und schickte darum Waska mit. Ich wollte meine Jagdleidenschaft auf die Probe stellen. Das Reiten und Verfolgen der Spur macht mir nach vierzigjähriger Gewohnheit viel Vergnügen. Sprang aber ein Hase auf, so wünschte ich ihm viel Glück. Die Hauptsache war — ich schämte mich."

Auch später war die Jagdleidenschaft in Vater nicht ganz erloschen.

Wenn er im Frühjahr auf Spaziergängen das Pfeifen und Schnarchen der Waldschnepfen hörte, brach er plötzlich das Gespräch ab, hob den Kopf in die Höhe, ergriff seinen Begleiter erregt am Arm und sagte: „Hören Sie, hören Sie, da, die Waldschnepfen!"

Als er in den neunziger Jahren auf meiner Besitzung in Tschernsk wohnte und im dortigen Bezirk Freitische für Hungerleidende einrichtete, passierte ihm eine unangenehme und rührende Geschichte.

Er ritt gern auf meinem Kirgisenjagdpferd in die Dörfer, und häufig schloß sich ihm mein Barsoihund ‚Don' an, der sich an das Pferd gewöhnt hatte und stets mit ihm lief.

Einst ritt er aufs Feld und hört, daß in der Nähe Bauernkinder schreien: „Ein Hase, ein Hase!"

„Ich sehe", erzählt er selbst, „den Hasen zum Walde rennen. Er war weit von mir entfernt, so daß das Hetzen undenkbar war.

„Aber ich wollte ‚Don' einmal laufen sehen, und so hielt ich mich nicht und zeigte ihm den Hasen.

„Der legte aus, und denk dir meinen Schrecken, er holte ihn ein.

„Ich fing an zu beten: Entkomm, um Gotteswillen, entkomm.

„Jetzt sehe ich, daß ‚Don' ihn schon hin und her jagt.

„Was soll ich tun?

„Zum Glück war der Waldrand in der Nähe. Der Hase setzte ins Gebüsch und entkam.

„Wenn der Hund ihn gepackt hätte — ich wäre verzweifelt."

Ich wollte Vater nicht betrüben und sagte ihm nicht, daß ‚Don' erst eine Stunde nach ihm, ganz voll Blut, aufgebläht wie ein Faß nach Hause gekommen wäre.

Augenscheinlich hatte er den Hasen im Gebüsch erwischt und ihn dort verzehrt.

Gott sei Dank erfuhr Papa nichts davon. Das ist das einzige Geheimnis, das ich stets vor ihm bewahrt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Englands Politik und seine Streitmacht zu Lande.

Von

Wolfgang Michael.

Gegen keinen unserer Gegner hat sich seit Beginn des Krieges der Zorn der öffentlichen Meinung lauter und einmütiger erhoben, als gegen England. Seine Kriegserklärung hat auf uns gewirkt wie ein Verrat am Germanentum, sein Bündnis mit Rußland und vollends mit der Mongolenmacht des fernen Ostens wie ein Angriff auf die Kultur Europas. Und während wir auf der Seite Frankreichs und Rußlands eine gewaltige Bewegung der Völker wahrnahmen, die ebenso wie wir selbst ihre Existenz in dem kommenden Kampfe auf das Spiel setzten, so schien England das Revancheverlangen der Franzosen ebenso wie die elementare Macht des Panslawismus nur zu benutzen, um Deutschland, seinen gefährlichsten Konkurrenten, ein für allemal niederzuschlagen, oder richtiger, niederschlagen zu lassen. Denn die Hauptlast des Kampfes sollte den Bundesgenossen aufgeladen werden, England selbst aber den größten Vorteil aus ihren Siegen ziehen. Sie sollten den erbleichenden Glanz seiner Weltmacht neu erstrahlen machen, seine Herrschaft zur See befestigen, seinen Handel, seine Kolonien, den britischen Namen wieder hoch über alle anderen Nationen erheben. Je mehr wir über die Vorgeschichte des Krieges erfahren, um so mehr werden wir in der Auffassung befestigt, daß England der eigentliche Anstifter, die treibende Kraft in dem ganzen Spiel gewesen ist. Seit drei Jahren, seit den Tagen der Marokkokrisis, haben wir es alle empfunden, und auch an dieser Stelle wurde es ausgesprochen[1]), daß Krieg und Frieden davon abhängen werden, ob England die aufsteigende Macht Deutschlands auf die Dauer zu ertragen vermöge oder nicht. Nun ist die Entscheidung gefallen.

Es ist nicht das erste Mal, daß England sich eines mächtigen Konkurrenten durch einen Kampf zu entledigen versucht. In dem Aufsteigen der britischen See- und Weltmacht lassen sich Perioden unterscheiden, die jedesmal durch das Niederringen eines lästigen Nebenbuhlers gekennzeichnet sind. Spanien unter Philipp II., die holländische Großmacht des 17. Jahrhunderts,

[1]) Vgl. W. Michael, Deutschland und England. Deutsche Rundschau, 38. Jahrgang, 5. Heft, Februar 1912.

Frankreich von Ludwig XIV. bis Napoleon I. sind nacheinander die Gegner Englands gewesen und, wenigstens zur See, sämtlich überwunden worden. Jeder dieser Siege bedeutete ein Fortschreiten der englischen Macht. Durch die Vernichtung der spanischen Armada eroberte sich England seinen Platz an der Sonne, gewann es Anteil an der Besiedelung fremder Weltteile. Die Kämpfe gegen Holland galten dem niederländischen Handel, über den sich der englische emporschwang. Die Kriege mit Frankreich trugen den Engländern die Herrschaft in Amerika und Ostindien ein und zuletzt, seit der Schlacht bei Trafalgar, die Oberherrschaft zur See. Sie haben sie den größten Teil des 19. Jahrhunderts hindurch fast unbestritten besessen. Die Macht Frankreichs, des letzten dieser großen Gegner, war, als England 1688 den Kampf aufnahm, bereits so stark, daß es eines eigenen politischen Systems bedurfte, um dagegen aufkommen zu können. Wilhelm III. hat das System der Koalitionen mehrerer Staaten geschaffen, die bestimmt waren, dem Übergewicht Frankreichs die Wage zu halten. Diese Koalitionen, „pour contrebalancer la France", sind im 18. Jahrhundert oft wiederholt worden. Man nennt sie „das alte System". Erst durch Friedrich den Großen gewinnt die übliche Konstellation der Mächte ein verändertes Antlitz, um in den Zeiten der Kriege gegen die französische Revolution und gegen Napoleon wieder zu der früheren Form der antifranzösischen Staatenbünde zurückzukehren.

Auch für unsere Gegenwart enthält die Erinnerung an die englische Politik früherer Jahrhunderte eine bedeutsame Lehre. Man sieht, es ist alte britische Überlieferung, der stärksten Festlandsmacht ein Bündel anderer Staaten entgegen zu werfen, diesen die Hauptlast des notwendigen militärischen Aufwandes zuzuschieben und sich mit seinen eigenen Soldaten nur in soweit zu beteiligen, als diese geeignet erscheinen, das Zünglein an der Wage zu bilden. Sonst aber sind Englands Mittel andere. Es kämpft mit seinem Gelde und mit seiner altberühmten Flotte. Dem Streit auf dem Kontinent sieht es mehr von fern her zu und sorgt dafür, daß die seiner eigenen Weltstellung am meisten gefahrdrohenden Nationen die größte Schwächung erfahren.

Durch diese alte und immer wieder neue Eifersucht ist auch dieses Mal seine Politik bestimmt worden. Frankreich und Rußland spielen als Hilfsmächte Englands, das recht eigentlich an der Spitze der Koalition oder, wie man sie heute nennt, der Triple-Entente steht, dieselbe Rolle wie einst die Häuser Habsburg und Hohenzollern und so manche andere im Gefolge Englands marschierenden Staaten. Die scheinbare Annäherung zwischen den beiden großen germanischen Nationen, die Aussöhnung, die enge Verflechtung ihrer Interessen haben den stärkeren Trieb des Britentums nicht zurückdämmen können. Jene sanfteren Regungen haben verstummen müssen, und Mars regiert die Stunde. Aber wir haben doch wohl bemerkt, daß das britische Volk dieses Mal nicht so geschlossen hinter seiner Regierung steht, wie es sonst wohl der Fall war. Wir haben den Protest gelesen, den die Gelehrten-

kreise gegen einen Krieg mit Deutschland erhoben haben. Die Arbeiterschaft scheint in großen Massen den Krieg zu verurteilen. Ja, selbst im Schoße der Regierung ist der Zwiespalt zutage getreten. Drei Mitglieder des Kabinetts haben ihr Amt niedergelegt, zwar gerade nicht jener Lord Haldane, der vor einigen Jahren am lautesten die Geistesgemeinschaft der beiden Nationen betont hatte. Er mag wohl als früherer Kriegsminister den Wunsch gehabt haben, die von ihm geschaffenen Neuerungen nun in ihren Wirkungen auch noch tätig unterstützen zu können. Von jenen dreien, die nach erfolgter Kriegserklärung ihren Rücktritt genommen haben, hat sich Lord Morley seither in vornehmes Schweigen gehüllt. Die beiden anderen aber, Burns und Trevelyan, haben ungeachtet der Schwierigkeiten, die sie damit der Politik ihrer im Kabinett verbleibenden Kollegen bereiten würden, es für ihre Pflicht gehalten, die Gründe ihres Handelns in öffentlichen Erklärungen vor ihren Wählern darzulegen. Sie haben feierlich beteuert, daß sie nicht die Hand dazu bieten könnten, den russischen Horden zu einem Siege über die deutsche Zivilisation zu verhelfen. Aus Trevelyans Erklärung erfährt man noch die merkwürdige Tatsache, daß die meisten Mitglieder des britischen Kabinetts über die volle Bedeutung der Entente cordiale gar nicht unterrichtet waren. Die ehrlichen Anhänger des Friedens wurden im Kreise der Regierung so lange mit der Versicherung beruhigt, daß es sich nur um einen Freundschaftsbund handle, bis es eines Tages blutiger Ernst wurde, bis die in das Geheimnis Eingeweihten, die Grey und Asquith, Lloyd George und Churchill, ihre Kollegen im Kabinett ebenso wie das englische Publikum und die Welt mit der Erklärung überraschten, daß sie mit der Entente cordiale von jeher den Sinn verbunden hätten, England solle an die Seite der beiden Kontinentalmächte Frankreich und Rußland treten, sobald diese in einen Krieg mit Deutschland verwickelt würden.

Man konnte in dem ganzen Vorgang zugleich eine interessante Illustration zu der den Verfassungshistorikern längst bekannten Tatsache erblicken, daß es jeweils nur ein kleiner Kreis von Ministern ist, die heute im britischen Kabinett die wichtigsten Fragen entscheiden und ihre Kollegen vorher nicht einmal in das Geheimnis einweihen. Es ist jener Kreis des oft sogenannten inneren Kabinetts, der eigentliche Schicksalsträger des britischen Weltreichs, nicht mehr als drei oder vier Männer, die gemeinsam mit dem Premierminister den Kurs der großen Politik bestimmen. Die Mehrheit der Minister ist so wenig eingeweiht wie die Volksvertretung. Merkwürdig genug, daß es gerade in dem Musterstaate des Parlamentarismus dahin kommen konnte, wo doch die kollektive Verantwortlichkeit des Kabinetts ein ebenso anerkannter Grundsatz ist, wie der andere, daß das Ministerium eigentlich nur der Exekutivausschuß der jeweiligen Parlamentsmehrheit sei. Die Entwicklung hat statt dessen zu einer unvergleichlichen Machtvollkommenheit des Premierministers und eines kleinen Kreises um ihn herum geführt. Diese wenigen Eingeweihten beherrschen allein das Geheimnis der großen Politik und können, unbekümmert

um die Meinung der Kollegen und vollends der Volksvertreter, und selbst mehr die Herren als die Diener der öffentlichen Meinung, einen Weltkrieg entzünden, von dessen Nähe auch das englische Publikum nichts geahnt hat, und zu dem es sich erst langsam in die rechte Stimmung einzuleben hat. Wer weiß, ob dies überhaupt völlig gelingen wird, ob nicht vielmehr, wenn der Sieg ausbleibt und die Vernichtung des Nebenbuhlers mißlingt, jene immer wieder ertönenden Stimmen der Kriegsgegner die öffentliche Meinung so stark für sich gewinnen können, ihren Zorn so hoch auflodern lassen werden, daß alsdann für die herrschenden Männer ihre ungeheure Macht zur schwersten Gefahr wird. Man dürfte an die Möglichkeit zu denken haben, daß es alsdann nicht bei einem einfachen Partei- und Ministerwechsel sein Bewenden haben würde, daß vielmehr die seit dem 18. Jahrhundert halb verschollene Ministeranklage wieder einmal zur Tatsache würde.

Von der Betrachtung der Politik Englands ist der Übergang zu seiner Heeresverfassung bald gefunden. Daß die militärische Schwäche des Inselreiches seit Jahrhunderten einer der wesentlichen Gründe der eben geschilderten politischen Haltung gewesen ist, liegt auf der Hand. Woher rührt aber diese Schwäche? Wie kommt es, daß auch die heutige britische Armee numerisch so gering ist, verglichen mit denen anderer Großmächte, und daß sie so ganz anders geartet ist als die Heere der kontinentalen Staaten?

Zwei Gründe weiß jeder dafür anzuführen. Zunächst ist es bekannt, daß das englische Heer eine Söldnertruppe ist, und daß in dieser niemals derselbe Geist herrschen wird wie in einem Volksheer. Unsere Mannschaften kämpfen begeistert für Kaiser und Reich; jenen bietet der Krieg Erwerb und Unterhalt. Und ferner: unter dem Schutze seiner Flotte sind die Küsten Englands für jeden feindlichen Angriff unerreichbar. Eine Invasion galt längst als unmöglich, für die Verteidigung des Landes war die Armee zu entbehren. Die Seemacht wurde gepflegt, das Heer vernachlässigt.

Mit diesen Erwägungen ist gewiß vieles erklärt. Aber um den Charakter der heutigen englischen Heeresverhältnisse zu verstehen, genügen sie nicht völlig. Eine kurze historische Betrachtung wird uns lehren, daß wir in der britischen Armee von heute sozusagen noch den Typus einer Armee des 18. Jahrhunderts vor uns haben, und warum es so ist.

Wir brauchen für unseren Zweck auch nicht allzuweit in die vergangenen Jahrhunderte hinaufzusteigen. Die mittelalterlichen Zeiten, in denen englische Armeen im Siegeszuge über den Boden Frankreichs marschierten, kommen hier gar nicht in Betracht. Denn nach dem Versinken jener mittelalterlichen Heeresorganisationen kam in der beginnenden Geschichte der Neuzeit eine Periode, da in gewöhnlichen Zeiten England überhaupt keine Armee besaß. Man brauchte sie in der Tat auch nicht, denn schon war die Seemacht hinreichend entwickelt, um jeden Feind fernzuhalten. Nur wenn ein Offensiv-

krieg im Ausland geführt werden sollte, war eine Armee vonnöten. Man warb und entließ die Leute wieder nach Bedarf. Die Lust zum Kriegsdienst war gering; man half sich, indem die fehlenden Mannschaften gepreßt wurden. Was man so erhielt, war aber ein Soldatenmaterial schlechtester Art. Man erinnert sich der Tapferen, die der würdige Sir John Falstaff in Shakespeares Heinrich IV. auf Grund seines Aushebungspatents geworben hat. Die Zeitgenossen des Dichters werden in der komischen Truppe der Schwächlich, Schatte und Warze gewiß die Satire auf ihre eigenen militärischen Zustände nicht verkannt haben.

Als der Bürgerkrieg des 17. Jahrhunderts ausbrach, gab es in England kein stehendes Heer. Beide Teile, König und Parlament, mußten bei ihren Rüstungen von vorn beginnen. Zwei neue Armeen wurden aufgestellt. Diejenige gewann endlich den Sieg, welche nach langer, sorgfältiger Durchbildung die Kriegskunst der Zeit in ihrer höchsten Vollendung in sich verkörperte. Es war das Cromwellsche Heer, „ohne allen Zweifel in der Zeit von 1648—1658 die schönste Streitmacht in Europa", wie ein moderner britischer Militärschriftsteller sagt. Und wehmütig fügt er hinzu: „Nie wieder wird England ein solches Heer besitzen." Wir verweilen nicht bei der Schilderung dieser Truppen, der kernigen Infanterie, die, aus Schützen und Lanzenträgern zusammengesetzt, den schwedischen und spanischen Soldaten nicht nachstand, oder der Kavallerie, den berühmten gottseligen Reitern, deren prächtige Attacken von jeher die Herzen aller Kavalleristen entzückten. Gern hat man auch die Erzählung wiederholt, wie nach der Restauration der Stuarts die kleine Truppe der „Coldstreamers", weniger als 200 Mann zu Pferde und kaum 1000 Mann zu Fuß, als der Rest der puritanischen Armee aus Cromwells Zeit, in die Dienste Karls II. übertrat, um als „der Noah der britischen Armee" den Stamm zu bilden, aus welchem das britische Heer der neueren Jahrhunderte entsprossen sei.

Und doch wäre nichts verkehrter, als wenn man den Geist Cromwellscher Soldaten in dem englischen Heere irgendeiner späteren Zeit wiederzufinden vermeinte. Im Gegenteil ist es vielmehr die Erinnerung an die Zeiten des Protektors und seiner Militärherrschaft gewesen, welche den nächsten Generationen eine so heilige Scheu vor jeder stehenden Armee einflößte, daß von nun an der bloße Name einer solchen jedem Engländer verhaßt war. Diese Stimmung ward noch verstärkt, als der letzte Stuartkönig Jakob II. den Versuch machte, sich zur Durchführung seiner reaktionären Politik das Werkzeug einer stehenden Armee zu verschaffen. Da erfolgte der Sturz der Stuarts, die „glorreiche Revolution", die Erhebung Wilhelms von Oranien und Marias auf den Thron. Die berühmte Urkunde der Erklärung der Rechte, in der die Hauptsätze des von nun an geltenden öffentlichen Rechts niedergelegt waren, und die Wilhelm und Maria feierlich bestätigten, enthielt den Satz, „daß die Errichtung und Unterhaltung einer stehenden Armee im

Königreiche in Friedenszeiten gegen das Gesetz ist, es geschehe denn mit der Zustimmung des Parlaments".

Es war den Engländern voller Ernst damit. Die stehende Armee galt schlechthin als ein Werkzeug der Tyrannei, als eine Stütze des Absolutismus, als freiheitswidrig. Da nun aber gerade seit der Thronerhebung des Oraniers England viel stärker als zuvor in die europäische Politik verwickelt wurde, da es, wie wir wissen, in einer Reihe von Kriegen gegen Ludwig XIV. und seine Nachfolger auftrat, so war die Armee und auch die stehende Armee, selbst in Friedenszeiten, gar nicht mehr zu entbehren. Ihre Entlassung hätte den Verzicht auf europäische Politik bedeutet. So half man sich mit einer Fiktion. Alljährlich wurde im Parlamente die sogenannte Meutereiakte beschlossen, die der Krone immer von neuem, aber immer nur für ein Jahr, die Kommando- und Disziplinargewalt über die Armee verlieh. Diese war damit praktisch unter die Abhängigkeit des Parlaments gebracht. Dasselbe brauchte nur einmal die Meutereiakte abzulehnen, und es gab keine Armee mehr in England.

Der Kampf gegen die stehende Armee währt das 18. Jahrhundert hindurch. Die Opposition im Parlamente drängt immer darauf, sie völlig zu beseitigen; oder sie sucht doch, da dies niemals geschieht, der Regierung einen Strick daraus zu drehen. Einer ihrer Redner, William Shippen, hat 1739, mit einem Anflug von Wehmut, seine Rede also begonnen: „Ich erhebe mich, um meine alljährliche Rede gegen eine stehende Armee zu halten, was ich jetzt seit 21 Jahren regelmäßig getan habe." Robert Walpole, der berühmte Staatsmann, sprach 1717, als er selbst zur Opposition hielt, aufs heftigste gegen die stehende Armee, um sich freilich schleunigst zu anderer Meinung zu bekehren, seitdem er 1720 in die Regierung eingetreten war. Von nun an wird er selbst zum Anwalt des stehenden Heeres und verharrt auf demselben Standpunkt während seiner langen Amtsdauer. „Ich bin überzeugt," sagt er 1738, „eine stehende Armee ist absolut notwendig, wenigstens vorläufig, ebensowohl um uns gegen feindliche Einfälle wie gegen innere Unruhen zu schützen." Aber die Kontroverse währt fort. Noch 1786 warnt ein Redner im Unterhause vor einer stehenden Armee, da eine solche immer als gefahrdrohend für die Freiheit der Engländer gegolten habe.

Es lohnt sich auch wohl, den Argumenten zu lauschen, die in diesen parlamentarischen Debatten des 18. Jahrhunderts vorgebracht werden. Man weist warnend auf das Beispiel anderer Völker hin und pflegt dabei besonders Frankreich und Spanien zu nennen, als solche, die auf diesem Wege um ihre Freiheit gebracht sind. Auch zu ihnen, heißt es, sprach man von dringender Gefahr, von dem Schutz von Recht und Religion, von dem Ehrgeiz der Nachbarn, von europäischem Gleichgewicht. Und zu spät wurden sie gewahr, daß sie die Gewalt, die sie geschaffen, nicht mehr zu beseitigen vermochten, daß der Soldat, wenn er das Behagen der Herrschaft einmal gekostet hat, es

nicht mehr fahren lassen will, daß die Fürsten es leichter und bequemer finden, mit einer stehenden Armee zu regieren, als mit den Gesetzen des Landes. So tragen die Völker selbstgeschmiedete Ketten und klagen über verlorene Freiheiten, die sie selbst zerstören halfen. Auch den Einwand, daß für England mit seiner Meutereiakte und seiner jährlichen Bewilligung der Armee die Gefahr geringer sei, lassen die radikaleren Redner nicht gelten. Man kann ja, sagen sie, die Truppen gar nicht entlassen, man glaube doch nicht, daß Menschen mit Schwertern in ihren Händen Hungers sterben werden. Natürlich steht auch der Gedanke, Englands Schutz beruhe auf seiner insularen Lage, auf seiner Flotte, stets im Vordergrunde. Oder man sagt, die Sicherheit der Regierung, die Autorität des Königs sollte allein auf der Liebe seiner Untertanen beruhen. „Entlasset eure Armee," ruft ein Redner aus, „erweckt nicht den Verdacht, als wolltet ihr die Verfassung stürzen, und das Volk wird treu und wohlgesinnt sein."

Merkwürdig ist es auch, wie lange man bei diesem Zustande noch an der Fiktion festhielt, als habe man überhaupt keine stehende Armee. Man ist sogar stolz darauf, sie nicht im Lande zu haben, und argwöhnisch, daß es eines Tages dahin kommen könnte. „Das sieht ja gerade so aus," rügt Shippen einmal, „als ob die Regierung beabsichtige, eine stehende Armee zu errichten. England ist frei und sicher unter dem Schutze seiner Bürger. Ein stuartisches Pasquill aus dem Jahre 1715 klagt und spottet über den neuen König Georg aus hannövrischem Stamme. Hätte nicht Königin Anna so manche Fehler begangen, Georg wäre heute noch der kleine deutsche Prinz, der

„Über Sklaven und Narren das Szepter führt,
Mit Söldnertruppen sein Land regiert."

Als das Ergebnis solcher Anschauungen treten uns die wunderbar kleinen Ziffern der englischen Armee im 18. Jahrhundert entgegen. Eine starke Truppenvermehrung anläßlich eines Jakobitischen Aufstandes im Jahre 1716 ergab die Gesamthöhe von 36000 Mann für Großbritannien. Aber dabei bleibt es nicht. Man nimmt Reduktionen vor. 1718 hat man nur noch 16000 Mann, und selbst dieses Häuflein wird im nächsten Jahre noch um ein Viertel verringert. Man braucht, um diese Zahlen klein zu finden, sie auch gar nicht einmal mit denen moderner Heere zu vergleichen. Sie verschwinden schon neben der Stärke anderer Armeen jener Zeit. Frankreich stellte Hunderttausende auf, und selbst das kleine Preußen brachte es unter seinem Soldatenkönige bald auf eine Streitmacht von mehr als 80000 Mann. Da war denn der Eindruck, den der preußische Militärstaat auf britische Besucher zu machen pflegte, ein gewaltiger. Wir kennen die Berichte englischer Diplomaten, die 1723 in Begleitung ihres Königs den Hof Friedrich Wilhelms I. besuchten. Sobald sie die preußische Grenze überschritten hatten, fiel ihnen auf allen wichtigen Stationen, in Gardelegen, in Tangermünde, in Rathenau, in Spandau das zahlreiche Militär in die Augen, „lauter schöne Leute und von wunderbarer

Ordnung und Zucht". Und nun gar, als sie sie bei der Parade erblicken, die großen Gestalten mit ihren schönen Uniformen und der sicheren Regelmäßigkeit ihrer Bewegungen, „das ganze Bataillon wie ein Mann", das Kadettenkorps, an dessen Spitze der elfjährige Kronprinz Friedrich vor seinem königlichen Großvater Georg I. vorbeidefiliert, die beängstigende Masse der Kanonen im Zeughause von Berlin und endlich die Riesen vom Potsdamer Königsregiment, jeder Mann seine 7—8 Fuß lang: es ist eine den englischen Gästen ganz neue Welt. „Man kann sagen, was man will," schreibt einer von ihnen, „an 80 000 Mann so wohl disziplinierter Truppen sind eine gewaltige Macht."

Wenn es so um Heer und Heeresverfassung in britischen Landen stand, wenn das englische Volk, in ängstlicher Sorge für seine Freiheit, das Anlegen einer starken Rüstung verschmähte, so kann es nicht wundernehmen, daß es durch die Bedürfnisse der großen Politik oft gezwungen wurde, die Streitkräfte, die es selbst nicht besaß, von auswärtigen Freunden zu erborgen. Die seltsamsten Folgen ergaben sich aus dieser Notlage, wenn doch einmal auf britischem Boden selbst gefochten werden mußte. Als 1715 zugunsten des Hauses Stuart ein Aufstand in Schottland ausbrach, ward die Regierung desselben nur dadurch Herr, daß sie 6000 Mann holländischer Truppen übers Meer herüberschaffen ließ. Vier Jahre später gab es dort oben in Schottland ein noch merkwürdigeres Schauspiel. Abermals eine jakobitische Erhebung unter den Hochländern, die jetzt von Spanien aus unterstützt wurde. Und da die Regierung ihren eigenen Regimentern wieder ein holländisches Hilfskorps zugesellte, so kämpften nun spanische und holländische Truppen im Tal von Glenshiel um die Entscheidung, ob das Haus Stuart oder die Dynastie Hannover die englische Krone tragen solle.

Die Gewohnheit, Soldaten fremder Nationen für britisches Interesse kämpfen und bluten zu lassen, fand aber am häufigsten ihren Ausdruck in jenen Subsidienverträgen, durch welche auswärtige Fürsten, gegen Zahlung von Hilfsgeldern, an den Kriegen Großbritanniens teilnahmen. Gewiß geschah es manches Mal auch in ihrem eigenen Interesse. Man denke an die Unterstützung, die Friedrich der Große von seiten Englands empfing, und ohne die er den schweren Kampf der sieben Jahre wohl nicht hätte durchhalten können. Aber wahrlich, auch der Vorteil, den England davon hatte, daß ein so großer Teil der Streitkräfte Frankreichs in Europa beschäftigt wurde, war nicht gering. Man kennt das Wort des älteren Pitt: „Amerika ist in Deutschland erobert worden."

Neben derartigen ernsthaften Bündnisverträgen zeigt aber die Geschichte des 18. Jahrhunderts auch eine lange Reihe von Abmachungen, die ein viel häßlicheres Ansehen haben. Es sind jene Verträge, wir würden sie wohl Militärkonventionen nennen, die, besonders mit Fürsten in deutschen Mittel- und Kleinstaaten geschlossen, diese verpflichteten, dem Könige von Großbritannien

gegen eine festgesetzte Summe so und so viel tausend Mann zur Verfügung zu stellen. Hier handelt es sich nicht mehr um gegenseitige Förderung politischer Interessen, sondern nur noch um ein einfaches Geschäft. England sichert sich immer von neuem die für seine Politik nötigen Truppen: es braucht nur für sie zu zahlen. Das Werbegeschäft, die Ausbildung, die Unterhaltung wird von anderen übernommen. England bezahlt die Truppen, sobald es sie in seine Dienste nimmt, und es hat in jedem Augenblick ein Recht dazu. Hannöversche, braunschweigische und ansbachische Truppen, vor allem aber diejenigen des Landgrafen von Hessen-Cassel, sind immer wieder durch diese Verträge an England verschachert worden. Für uns Deutsche ist die Erinnerung um so peinlicher, als unzweifelhaft die größere Schmach jene deutschen Fürsten traf, welche ihre Landeskinder zum Heeresdienst preßten und verkauften, um mit englischem Gelde einen glänzenden Hofhalt zu bezahlen, und die wohl noch die Miene biederer Landesväter annahmen, wenn sie einmal Steuern verminderten oder Bauten errichteten, die auch den Untertanen Nutzen brachten.

Am ärgsten ward der Skandal in der Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, als jene hessischen Regimenter in die neue Welt gesandt wurden, um die Rechte der englischen Krone gegen die amerikanischen Kolonisten zu verteidigen. Wer kennt nicht die Erzählung Gottfried Seumes, der auf dem Wege nach Paris, wo er Mathematik studieren wollte, den hessischen Werbern in die Hände fiel und mit nach Amerika mußte. In gelassenem Tone berichtet er über seine Leiden, als handle es sich um ein gewöhnliches Menschenschicksal, und erst nach langen Jahren, 1810, als er den patriotischen Zorn seiner Landsleute mitzufühlen gelernt hat, fand auch er die Worte der Entrüstung für jene fürstlichen Kreise:

„Wo der blinde Eigennutz gebietet,
Wo man für Obolen Söldner mietet."

Der Leser wird in diesen Schilderungen vielleicht selbst schon den Grund gefunden haben, warum wir an dieser Stelle so viel über das englische Heer des 18. Jahrhunderts zu sagen hatten. Er wird bald gewahr geworden sein, daß die heutige britische Armee mit jener noch eines Geistes ist, daß der Wandel der Zeiten und der Anschauungen sich auf diesem Gebiete in dem konservativen England nicht so vollzogen hat wie in der übrigen Welt. Überall sonst in Europa sind die Söldnerheere des 18. Jahrhunderts längst verschwunden. Die französische Revolution rief für die nationale Verteidigung gegen den Angriff der alten Mächte die levée en masse, ein Volksheer, ins Leben. Preußen erhielt nach dem Befreiungskriege seine neue Wehrordnung mit der Dienstpflicht der ganzen männlichen Bevölkerung. Alle übrigen Nationen des Weltteils sind dem Beispiel gefolgt. Die Völker sind es, die selbst zum Schwerte greifen, wenn die Stunde sie ruft. Die Zeit der Söldnerheere und der Kabinettskriege ist vorüber. England allein machte die Wandlung

nicht mit und hielt an seiner alten Heeresverfassung fest. Seine Armee von heute ist nicht wie die übrigen durch eine mächtige Kluft von der alten Zeit geschieden. Mag es in seiner Ausrüstung, in seinen Kampfmitteln, in Taktik und Strategie der allgemeinen Entwicklung der Kriegskunst gefolgt sein, in seinem Geiste ist es noch das alte Heer, das Söldnerheer des 18. Jahrhunderts.

Auch in seiner numerischen Schwäche verhält es sich zu den festländischen Heeren nicht anders wie damals. Daher denn auch Englands Einmischung in die europäischen Angelegenheiten ohne festländische Bündnisse nicht möglich ist. Wohl darf man heute die belgischen Bataillone, darf man selbst die Millionenheere der Russen und Franzosen jenen unglücklichen Hessen und Hannoveranern an die Seite stellen, die im 18. Jahrhundert die Schlachten der Engländer schlugen.

Gewiß ist es nicht die Aufgabe dieser Zeilen, die Leistungen der englischen Armee in den Kriegen des 19. Jahrhunderts im einzelnen zu würdigen. Meistens waren die Kriegstheater in entlegenen Zonen. Die Feinde aber waren wilde oder halbwilde Völkerschaften, deren Rüstung und Kriegskunst sich mit denen geschulter, europäischer Truppen nicht messen konnten, und deren Besiegung ein Urteil über den absoluten Wert der britischen Leistungen im Felde noch nicht zuläßt. Der diesen Kämpfen gemeinsame Zug ist gewöhnlich nur die große Zähigkeit des kriegführenden Englands gewesen, das sich auch durch häufige Niederlagen von der Verfolgung des ursprünglichen Zieles nicht abbringen ließ und immer fest an den endgültigen Sieg glaubte. Der große indische Aufstand von 1857 und der Burenkrieg sind die berühmten Beispiele, wie durch zähes Durchhalten und beharrliches Nachschieben immer neuer Streitkräfte auch eine fast verlorene Sache noch zu siegreichem Abschluß gebracht werden konnte.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei den Erfahrungen des Burenkrieges, so sind diese wenig geeignet, uns eine günstige Meinung von der Tüchtigkeit der englischen Truppen zu verschaffen. An und für sich scheint es fast ungeheuerlich, daß eine Viertelmillion Soldaten zweieinhalb Jahre lang Krieg führen mußte, um ein Völkchen niederzuringen, das gewiß nicht mehr als 50000 Streiter ins Feld stellte. Dazu waren die Burenkämpfer keineswegs vorzügliche Soldaten. Ihre Zahl schmolz immer mehr zusammen, und nur durch die Ausdehnung und durch die Natur ihres Landes vermochten sie den Kampf so lange fortzusetzen. Über die englische Kriegführung aber kennen wir die Urteile erfahrener deutscher Offiziere. Sie lauten durchweg wenig günstig. Wir hören, daß die artilleristische Ausbildung der englischen Truppen ganz ungenügend war, besonders durch ihre mangelhafte Zielerkundung und Beobachtung. Der Respekt der Buren vor dem englischen Artilleriefeuer war so gering, daß sie mitten darin Kaffee kochten. Auch vor dem Bajonett und der Lanze der Engländer fürchten sie sich nicht allzusehr. Ebenso waren

die Leistungen der Kavallerie für den Kampf wie für die Aufklärung gering. Überhaupt war, und wenn ich nicht irre, ist noch heute der Aufklärungsdienst eine der schwächsten Seiten der englischen Kriegführung. Daß das Patrouillenreiten wenig erfolgreich war, wird gewiß zutreffend damit erklärt, daß es an Selbstüberwindung und Kühnheit meistens höhere Anforderungen stellt als jede andere Aufgabe. Und damit ist denn auch der Kern der Sache schon berührt, die mangelnde Initiative der Mannschaften, die aber wiederum aus dem ganzen Charakter des Heeres sich ergab. „Ein Land," sagt einer unserer Gewährsmänner, „das in Zeiten hoher wirtschaftlicher Blüte seine kriegerische Kraft in angeworbenen Soldtruppen sucht, wird mit seiner militärischen Leistungsfähigkeit bald zu Ende sein."

Vollends handelt es sich bei dem für England zuletzt erfolgreichen Burenkriege doch auch nur um Erfahrungen in exotischen Ländern. In dem großen europäischen Kriege der Gegenwart wird England lernen müssen, daß die Dinge hier wesentlich anders liegen, daß es mit ständiger Anfeuerung der Bundesgenossen und auch mit häufiger Entsendung kleiner Detachements, wie es soeben noch vor Antwerpen geschehen ist, den Erfolg nicht zu erzwingen, daß es hier auch mit all seiner Zähigkeit doch den Lauf der Weltgeschichte nicht aufzuhalten vermag.

Nach den Erfahrungen des Burenkrieges konnten sich die einsichtigeren Engländer der Notwendigkeit einer Heeresreform nicht mehr verschließen. Man hat seitdem nicht aufgehört, sich mit der Frage zu beschäftigen. Zunächst wurde, um ein rasches und zweckentsprechendes Zusammenwirken von Heer und Flotte für die Verteidigung des gesamten britischen Reiches zu sichern, unter dem letzten Ministerium Balfour ein Reichsverteidigungsausschuß (Committee of Imperial Defence) geschaffen. Er tagt unter dem Vorsitz des Premierministers, der dazu nicht nur die Chefs des Generalstabs der Marine und der Armee beruft, sondern je nach Bedarf Mitglieder des auswärtigen Amts, des Kolonialamts, des India Office, des Schatzamts und anderer Behörden, eventuell auch Vertreter derjenigen Kolonien, die an der eben zur Verhandlung stehenden Frage besonders interessiert sind. So könnte man diesen Verteidigungsausschuß einen großen Generalstab für das britische Weltreich nennen. Er läßt fortwährend in zahlreichen Unterausschüssen eine Menge von Einzelfragen bearbeiten, er sucht alle möglichen Situationen und Aufgaben, wie ein Krieg sie heraufführen kann, schon in Friedenszeiten zu lösen. Er hat natürlich auch die Aufgaben des gegenwärtigen Krieges schon vor dem Beginne desselben zu lösen versucht und Fragen, wie die Entsendung und sichere Beförderung der Expeditionsarmee, ihre Verpflegung, ihr Zusammenwirken mit den Truppen des verbündeten Frankreich, ebenso seine Aufmerksamkeit gewidmet, wie den Aktionen der Flotte, dem Küstenschutz, der Lebensmittelzufuhr vom Auslande, den Leistungen der Kolonien.

Zur Vorbereitung eines großen gesetzgeberischen Aktes hat sodann der 1905 als Kriegsminister in das liberale Kabinett Campbell Bannerman eingetretene Mr. Haldane die Sache sehr gründlich studiert. Er bereiste alle Teile des Landes und brachte 1907 ein Gesetz durch, das die britische Heeresverfassung stark veränderte. Dabei ist nun der Gedanke maßgebend, daß England die Herrschaft zur See besitze und immer besitzen müsse. Das sei nicht nur für die Verteidigung des Weltreiches, sondern auch der heimischen Insel ganz unentbehrlich. „Es ist die wesentliche Grundlage unserer ganzen Strategie," sagt Haldane. „Unser letzter Schilling muß an die Behauptung der Seeherrschaft gesetzt werden," sagt General Hamilton, Haldanes militärischer Helfer.

Daraus folgt nun, daß England eine eigentliche Linienarmee nicht zu besitzen braucht. Seine Linie ist die in seinen Häfen und vor seinen Küsten liegende Flotte. Die großen Schlachtschiffe, die Kreuzer, die Zerstörer, die Unterseeboote sind die Divisionen und Regimenter, die Englands Grenzschutz bilden. Welche Rolle fällt dann aber der regulären Truppe zu, welche England tatsächlich besitzt? Sie bildet die zweite Linie, sie ist für den Kampf im Ausland bestimmt, d. h. für offensive Zwecke. Sie ist die Expeditionsarmee, die expeditionary force, ebenso bereit, jeden Tag nach dem Festlande Europas, wie an die Küsten Indiens oder Ostasiens geworfen zu werden. So etwas, finden die Engländer, läßt sich aber nur ermöglichen bei einer langen Dienstzeit und bei der Verpflichtung des Soldaten, überall und so lange man ihn braucht zu dienen. Berufsmäßiger, freiwillig übernommener Dienst gilt daher als die Voraussetzung für die Zugehörigkeit zur Armee.

So weist denn diese reguläre Armee auch immer noch alle Züge der berufsmäßigen Söldnertruppe auf: neben einer robusten Zähigkeit und Ausdauer, die freilich nicht mit echter Tapferkeit verwechselt werden darf, eine starke Gleichgültigkeit gegenüber der Sache, wofür sie streitet. Wer der Gegner ist, gilt diesen Leuten gleich. Sie fechten ohne Begeisterung, ohne nationalen Zorn, ebenso geschäftsmäßig gegen sudanesische Derwische wie gegen die deutsche Armee. Die geringe Achtung, die die Soldaten in der englischen Gesellschaft genießen, die gutmütig spottend von dem armen Tommy Atkins spricht, zeigt auch deutlich, aus welchen Volksklassen die Armee sich rekrutiert. Jeder Kaufmann, jeder tüchtige Arbeiter gilt mehr als der Soldat und ist auch etwas Besseres. Zur Armee gehen diejenigen Elemente, welche in anderen Berufsklassen keine Aufnahme finden oder sie nicht suchen, die Untüchtigen, die Arbeitsscheuen, die Leichtsinnigen, die Leute, die sich durch den Anblick der bunten Uniformen, wie sie sie an den Plakaten vor den Kasernen aufgemalt erblicken, anlocken lassen. Sind sie eingereiht und ausgebildet, so bekommen sie unzweifelhaft ein bedeutendes Maß militärischer Fertigkeiten. Denn der Mann dient seine sieben Jahre bei der Fahne und fünf in der Reserve. Daß diese Truppe den wilden und halbwilden Streitern der überseeischen Bereiche weit

überlegen ist, kann natürlich nicht Wunder nehmen. Aber ebenso gewiß und natürlich ist ihre völlige Unzulänglichkeit gegenüber einer großen nationalen Armee in Europa.

Wir haben bisher nur von der regulären britischen Armee gesprochen. Es mag noch einmal daran erinnert werden, daß sie schlechthin als Expeditionsarmee, d. h. als eine nur außer Landes zu verwendende Truppe, zu verstehen ist. Daraus ergibt sich zugleich die Schwierigkeit einer Verwendung derselben in einem etwaigen Bürgerkriege auf den britischen Inseln. In dem Augenblicke, als die Regierung Miene machte, gegen die wegen Homerule aufsässigen Ulsterleute Soldaten marschieren zu lassen, zeigte es sich, daß sie über ihre eigenen Truppen nicht Herr war.

Wer übernimmt denn nun den Schutz des Landes, wenn es doch einmal, während die reguläre Armee im Auslande beschäftigt ist, zu einem Angriff auf britischem Boden kommen, d. h. wenn einmal der, seit der napoleonischen Zeit, seit den Tagen des Lagers von Boulogne, halb märchenhaft klingende Gedanke einer Invasion zur Tatsache werden sollte? Für diesen Zweck hat man in England immer wieder auf den uralten Gedanken der Miliz zurückgegriffen, der nun aber vor einigen Jahren, nämlich durch das schon erwähnte Gesetz von 1907, in neuer Gestalt verwirklicht worden ist. Sehen wir, von welchen Gedanken und Absichten Haldane, der als Kriegsminister die Reform durchgeführt hat, dabei geleitet wurde.

Er geht wieder von jener stolzen Voraussetzung aus, derselben, die seit den Tagen der Königin Elisabeth allen Systemen der Verteidigung Englands zu Grunde lag. Wie der Großadmiral Clinton es im Jahre 1570 in seinem Mobilisierungsplane verkündigte, so sagt auch Haldane: die Herrschaft auf dem Meere ist die Grundlage unserer Strategie, auch zum Schutze der Heimat. Die Flotte ist dazu da, jede Invasion in großem Stile zu vereiteln. Sie dazu fähig zu erhalten, ist die Pflicht der verantwortlichen Leiter der Marine. Für die militärischen Autoritäten kann es sich alsdann nur um die Aufgabe handeln, mit welchen Mitteln ein Angriff, der trotz aller Wachsamkeit der Flotte im allerungünstigsten Falle vielleicht einmal versucht werden könnte, abzuwehren sein wird. Darf man nämlich, wie gesagt, auch das sichere Vertrauen haben, daß der Plan einer Invasion großen Stiles, d. h. der Versuch, eine Armee von Hunderttausenden an den englischen Küsten zu landen, rechtzeitig bemerkt und durch die Kanonen der Kriegsschiffe vereitelt werden wird, so wäre doch der Fall denkbar, daß trotz aller Wachsamkeit, trotz drahtloser Telegraphie und der anderen Hilfsmittel des Aufklärungsdienstes zur See eine kleine feindliche Streitmacht einmal unbemerkt zu landen vermöchte. Die Fachleute von der Marine berechneten, daß äußersten Falles einmal 70000 Feinde im Lande erscheinen könnten, denn ein größerer Transport würde unter allen Umständen rechtzeitig bemerkt und von der Flotte unschädlich

gemacht werden. Gewiß, sagt man, durch einen solchen Streich könnte der Feind dem Lande nichts Schlimmeres als Unruhe und mäßigen Schaden bereiten, aber auch das muß natürlich verhindert werden.

Diesem Zwecke soll die Territorialarmee dienen, welche durch das Gesetz von 1907 geschaffen wurde. Die früheren Formen freiwilliger militärischer Leistungen der Bürgerschaft, nämlich die Reitertruppe der Yeomanry und die infanteristisch ausgebildeten Volunteers, hörten damit auf zu bestehen. Die an ihre Stelle tretende Territorialarmee ist aber ebenso wie jene nichts anderes als eine Miliztruppe. Wer in dieselbe eintreten will, und natürlich ist niemand dazu gezwungen, nimmt auch nicht allzuschwere Pflichten auf sich. 40 Übungstage im ersten Dienstjahre, je 10 in den folgenden und eine 8—15tägige Lagerübung, das ist alles. Man verpflichtet sich auch nur für vier Jahre. Natürlich werden so dürftig ausgebildete Mannschaften gegenüber einer gleich starken regulären Streitmacht wenig Widerstandskraft besitzen. Aber dieser Mangel soll durch die größere Zahl ersetzt werden. Die Territorialarmee soll aus 11 000 Offizieren und 301 000 Unteroffizieren und Mannschaften bestehen, die alle Waffengattungen aufweisen und in 14 Divisionen und 14 Kavalleriebrigaden eingeteilt sind. In den ersten Jahren sind aber bei der natürlichen Abneigung der Engländer gegen den Heeresdienst, und da niemand gezwungen werden konnte, diese Zahlen nicht vollständig erreicht worden. 1910 erklärte Haldane, es auf fünf Sechstel der vorgeschriebenen Zahlen gebracht zu haben. Auch 1912 waren sie nicht voll erreicht. Über den heutigen Stand fehlen uns natürlich die Angaben.

In Friedenszeiten wird die Tätigkeit der Territorialen wohl nicht weit über das gewöhnliche Maß sportlicher Betätigung, wie der Engländer sie liebt, hinausgegangen sein. Aber nun ordnet das Gesetz an, daß im Falle der Mobilmachung eine wirklich kriegsmäßige Ausbildung einzusetzen hat, die alsdann sechs Monate dauern soll.

Wir haben damit die wichtigsten Voraussetzungen des englischen Wehrsystems zu Lande kennen gelernt. Daß sich die regulären Truppen, numerisch wie qualitativ, für den Kampf gegen eine europäische Großmacht ganz ungenügend erweisen, hat die Erfahrung der jüngsten Wochen gelehrt. Inwieweit die Territorialarmee ihre Aufgabe zu lösen imstande wäre, kann heute niemand voraussagen. Als Gegner Großbritanniens erfahren wir nichts darüber, wie weit etwa ihre kriegsmäßige Durchbildung heute gediehen sein mag. Und wir wollen es uns versagen, die Lage auszumalen, in der sich das englische Volk befinden würde, wenn etwa eine deutsche Invasion zur Tatsache würde, und wenn es nun gar nicht einmal bei den 70 000 Mann Haldanes sein Bewenden hätte.

Gedenken wir zum Schlusse noch einmal der Haltung des britischen Volkes zur Frage der allgemeinen Wehrpflicht. Die große Mehrheit hat bisher eine

instinktive Abneigung dagegen bewiesen. Es spielt immer noch die alte Anschauung dabei mit, daß die stehende Armee ein Übel, wenn auch ein notwendiges Übel sei. Wird doch auch heute noch die grundsätzliche Genehmigung, ein stehendes Heer zu halten, dem Könige alljährlich durch die vom Parlamente beschlossene Armeeakte immer von neuem erteilt, gerade als ob man diese Genehmigung auch eines Tages verweigern könnte. Schon diese Abneigung gegen alles Militärische, verbunden mit der Vorstellung, als ob der Heeresdienst des freien Mannes nicht ganz würdig sei, macht die allgemeine Wehrpflicht unpopulär. Dennoch ist seit ein paar Jahrzehnten der Ruf nach derselben immer wieder erschollen. In den neunziger Jahren hat eine vielgelesene Schrift, „The Briton's first duty", diese Forderung dem großen Publikum nahe gebracht. Seit dem Burenkriege ist der Feldmarschall Lord Roberts der vornehmste Anwalt der allgemeinen Wehrpflicht. Endlich hat ein unter diesem Gesichtspunkt zusammengetretener Verband, die National Service League, in Ergänzung des Gesetzes von 1907 eine allgemeine Verpflichtung wenigstens zum Dienste in der Territorialarmee schaffen wollen. Ihr Vorschlag ging dahin, alle männlichen Personen vom 18. bis zum 30. Lebensjahre zu diesem Dienste gesetzlich zu verpflichten. Freilich sollte dieser Dienst nur eine recht kurze Zeit in Anspruch nehmen. Im ersten Jahre würde der Infanterist vier Monate, die Angehörigen der anderen Waffengattungen vier bis sechs Monate lang als Rekruten ausgebildet werden. Dann folgen drei Jahre lang je vierzehntägige Übungen und ein Kursus im Gebrauch der speziellen Waffe. Dennoch haben die maßgebenden Kreise, hat auch die Regierung selbst sich immer noch vorsichtig ablehnend verhalten. Und wenn vor wenigen Wochen der Minister Lloyd George unter dem Eindruck der schwächlichen Leistungen der englischen Armee in Frankreich urplötzlich die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht angekündigt hat, so mag das vorläufig nur ein hingeworfenes Schlagwort sein, dem im Munde dieses radikalen Politikers nicht allzuviel Gewicht beizumessen ist.

Wir kennen die Erwägungen, aus denen die skeptische Haltung der militärischen Kreise Großbritanniens geflossen ist, recht gut aus einem Buche, das General Hamilton über das Thema der allgemeinen Wehrpflicht verfaßt und zu dem Haldane eine längere Einleitung geschrieben hat. Es mag wohl manchem wunderbar erscheinen, daß diese Männer das Söldnersystem um deswillen nicht entbehren wollen, weil sie in ihm die einzige Gewähr für eine kräftige auswärtige Politik erblicken, einer solchen, die in der Verteidigung nicht das einzige Ziel sieht, sondern auch jederzeit zur Ergreifung der Offensive bereit ist. Hätte England, sagen sie, stets nur defensiv gekämpft, so wäre das britische Weltreich niemals entstanden. Das Vermächtnis Chathams und Nelsons weist die Nachfahren auf eine Politik hin, die sich nicht damit begnügt, still zu sitzen und auf die Ankunft des Feindes zu warten, sondern einer solchen, die ihn draußen in der Welt aufsucht. Mit anderen Worten,

eine Eroberungspolitik, wie England sie geführt hat und auch ferner zu führen gedenkt, sei mit einer Nation in Waffen nicht möglich. Da kommt man mit der Söldnerarmee viel weiter. Denn diese ist nicht wie jene durch tausend Bande an die Heimat gefesselt. Man kann sie ruhig Monate und Jahre in fremden Zonen stehen und fechten lassen, ohne daß die Leute vor Heimweh vergehen oder der Strapazen und Entbehrungen überdrüssig werden. Es ist ungewollt ein Bekenntnis zu einer Politik, die den Krieg da draußen ruhig entzündet und keine Eile hat, Frieden zu schließen, da das Volk daheim so wenig davon berührt wird. Hamilton spricht ganz richtig von einer Arbeitsteilung. Zwei Klassen der Bevölkerung, er meint Armee und Flotte, übernehmen das Geschäft des Kampfes; alle anderen Klassen gehen ohne Unterbrechung ihren Privatgeschäften nach. Sie zahlen für den Krieg nicht mit ihrer Person, sondern mit ihrem Geldbeutel. „So sieht denn", fährt er fort, „die Masse der Nation den Krieg auch nicht allzu tragisch an."

Würde demnach der Übergang zur allgemeinen Wehrpflicht für England eine Umkehr — wir sagen eine heilsame Umkehr — in seiner politischen Richtung bedeuten, so ist auch das ganze System dem Engländer wenig sympathisch. Er faßt es wohl zusammen in dem Worte Militarismus, das, wie wir in diesen Wochen so oft gehört haben, in englischem Munde einen gehässigen Klang im Sinne einer kulturfeindlichen Macht erhält. Hören wir die Beschreibung, die Hamilton von einem Volke mit allgemeiner Wehrpflicht gibt: „Die Bürger hunderttausendweise amtlich gestempelt, in straffer Haltung, die Brust heraus, sauber, gehorsam, pünktlich, aber auch von schwacher persönlicher Entschlußfähigkeit. Wahrlich, die allgemeine Dienstpflicht ist ein furchtbarer Gleichmacher. Die Stolzen werden gedemütigt, die Schwachen gestärkt, der nationale Gedanke wird gepflegt, alle anderen Ideale geopfert. Gut oder Schlecht, Schwarz oder Weiß, alles wird gleichmäßig in die Mühle geschüttet, um wieder zum Vorschein zu kommen, nicht mehr als Schwarz oder Weiß, sondern als ein schmutzig graues, einförmiges Khaki."

Von dem hohen sittlichen Wert der allgemeinen Wehrpflicht hat man in England noch gar keine Vorstellung. Was man dort mit Wegwerfung als Militarismus bezeichnet, was man verständnislos und hochmütig als Ertötung der Individualität, der eigenen Entschlußfähigkeit des Soldaten verwirft, das wird bei uns als die Einfügung in ein großes Ganzes, als die Erziehung zu Gehorsam und Pflichtgefühl, als das Zurückstellen des Selbst gegenüber dem Staatszweck gewertet. Und wir haben es erlebt, wie in dem großen Moment des ausbrechenden Krieges diese Erziehung sich bewährt und gewirkt hat. Wie oft hatten wir wohl dieses England um seinen Staatsgedanken, um seinen praktischen politischen Sinn beneidet, wie hatten wir über die unheilvolle Rolle der Parteien in unserem eigenen politischen Leben geklagt. Und wie sehr haben wir doch unser eigenes Volk verkannt. Als der Kaiser rief, da sind nicht nur diejenigen gefolgt, die bereits dem Heere angehören;

in flammender Begeisterung sind auch die anderen gekommen, die kaum oder noch gar nicht der Schule entwachsenen Jünglinge, die Männer in vorgerückten Jahren, um mitzufechten, mitzuhelfen in der Zeit der Not, jeder einzelne, „Mann für Mann, wer den Flamberg schwingen kann". Die zwei Millionen Freiwillige, die, erst ausgebildet, nun allmählich in die Reihen der Kämpfenden einrücken, sie sind unser Stolz, sie sind es, die das Bild eines Volkes in Waffen erst vollständig machen und das Dichterwort wahr machen: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los. Und wir alle fühlen, daß ein solches Volk nicht unterliegen, nicht vernichtet werden kann. Was aber weiß von alledem der gewöhnliche Engländer, den der Gedanke des Krieges niemals so packt, denn er führt ihn ja nicht, er bezahlt ihn nur!

Und noch in anderer Weise zeigt sich die gewaltige sittliche Überlegenheit des „Militarismus". Soll ein ganzes Volk sich erheben, um Blut und Gut an eine große Sache zu setzen, so muß es auch von der Gerechtigkeit dieser Sache überzeugt sein. Alle muß es angehen, alle müssen fühlen, daß ihr Höchstes, daß der große Gedanke des Vaterlandes in Gefahr ist. Nicht anders darf der Kaiser sein Volk aufrufen. Ein Krieg für die Interessen einzelner Gruppen ist bei uns nicht denkbar. Erst, wenn die Überzeugung in allen lebt, man will uns unsere Stellung in der Welt, unser nationales Wachstum rauben, es geht um die Existenz unser aller, dann erst wird der Funke in den Herzen zünden und wird unsere Armeen unwiderstehlich machen. England aber führt diesen Krieg mit halbem Herzen um geschäftlicher Interessen willen. Große Volksklassen haben sich entrüstet von solcher Politik der Regierung abgewendet, und unter den Ministern haben die einen gegen die anderen öffentlich Zeugnis abgelegt. Wenn eines Tages auch das britische Volk den inneren Wert der allgemeinen Wehrpflicht erkannt haben wird, wenn jeder Mann im Volke, hoch oder niedrig, sein Leben einzusetzen haben wird in einem Kampfe, den sein Land führt, so werden auch manche der uns heute so unsympathischen Züge der britischen Politik, der Politik des „perfiden Albion", verschwinden. Dann aber wird auch eine Regierung wie die heutige nicht mehr möglich sein, eine Regierung, die, auf einer unnatürlichen Gruppierung der Parteien beruhend, ohne Pietät für geschichtliche Überlieferungen im eigenen Lande das Alte stürzt und zuletzt, da sie der selbstgeschaffenen Schwierigkeiten nicht mehr Herr zu werden vermag, einen Weltbrand entfacht. Ein mit der allgemeinen Wehrpflicht ausgestattetes England würde nur, wenn alles auf dem Spiele steht, zum Kriege schreiten, dann aber auch mit demselben Ernste, mit demselben Gefühl der Verantwortlichkeit, wie heute unser deutsches Volk es tut. Der Friede der Welt aber könnte bei einer solchen Wandlung nur gewinnen.

Freiburg i. B., 19. Oktober 1914.

Literarische Rundschau.

Deutschlands auswärtige Politik.

Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913. Von Graf Ernst zu Reventlow. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1914.

Es ist ein eigentümliches, in der letzten Zeit viel beklagtes, zuweilen allerdings auch mit Humor ertragenes Verhängnis, daß der Deutsche, obwohl er von jeher wie kein anderer bestrebt gewesen ist, mit aufrichtiger Objektivität und liebevoller Hingabe fremdes Wesen zu begreifen und zu würdigen, seinerseits im Auslande immer wieder auf Verständnislosigkeit, wenn nicht gehässige Abneigung stößt. Wie sollen wir uns das erklären? Wohl die meisten werden gegenwärtig geneigt sein, statt aller Antwort auf unsere mit beispiellosem Erfolge kämpfenden Heere, auf die glänzenden Triumphe unserer Waffen hinzuweisen, um damit auszudrücken, daß die Eifersucht, der Neid des Auslandes, seine in maßlosen Preßverleumdungen sich äußernde Wut über unsere gewaltige Volkskraft, über unsere organisatorischen und technischen Leistungen auf wirtschaftlichem wie militärischem Gebiet, die eigentlichen Ursachen der Feindschaft seien: der Erfolg sei unser Verbrechen.

Und doch widerspricht es dem innersten deutschen Wesen, widersteht es unserer eigensten Natur, die Schuld ausschließlich draußen bei den anderen zu suchen. Wir werden gerade jetzt, wo sich das Waffenglück immer entschiedener an unsere Fahnen heftet, dazu neigen, uns über das Fehlerhafte in unseren Beziehungen zum Auslande Rechenschaft abzulegen, und uns klar zu werden suchen, welche Versäumnisse und Verkehrtheiten hier vorliegen: auch auf die Gefahr hin, daß wir uns in manchen Punkten selber anzuklagen haben.

Ein Buch, das in hohem Grade geeignet ist, zum Nachdenken über diese Dinge anzuregen, ist das wenige Monate vor Ausbruch des Weltkrieges erschienene Werk des Grafen Ernst zu Reventlow über Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913, das sich wie ein spannender Roman liest, dessen Schlußkapitel auf den blutgetränkten Schlachtfeldern in Ost und West mit eisernen Lettern geschrieben stehen.

Versuchen wir die Grundlinien der inhaltreichen Darstellung wiederzugeben:

Schon Ende der achtziger Jahre, vor Bismarcks Rücktritt, begann Deutschlands politische Machtstellung sich zu verschlechtern, da Frankreichs Einfluß zunahm und seine Annäherung an Rußland, die sich schon seit dem Berliner Kongresse von 1878 anbahnte, große Fortschritte gemacht hatte. Aber noch bestand die deutsch-russische Rückversicherung, durch die England isoliert gehalten und oft — z. B. in kolonialen Fragen — Deutschland gegenüber zur Nachgiebigkeit wie überhaupt zu engem Anschluß an den Dreibund gezwungen wurde.

Der 1890 abgelaufene deutsch-russische Vertrag wurde nach dem Amtsantritt Caprivis, welcher ein engeres Verhältnis zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien erstrebte, nicht erneuert. Die Folge war einerseits das russisch-französische Bündnis, das im Jahre 1894 unterzeichnet wurde, andererseits das deutsch-englische

Helgoland- und Sansibar-Abkommen. Bald danach stellte sich aber schon eine gewisse Entfremdung zwischen England und Deutschland ein, da dieses in seiner afrikanischen Politik auf Frankreichs Seite trat. Das etwa war der Anfang der politischen Vereinsamung Deutschlands. Der Dreibund zwar stand noch unerschüttert, doch kam in Italien bereits eine starke Strömung zugunsten Frankreichs auf.

Um die Mitte der neunziger Jahre wurde das Verhältnis zu England immer gespannter. Die südafrikanische Frage wurde akut. Das vielbesprochene und verurteilte Krüger-Telegramm des Kaisers war nicht eine der sogenannten impulsiven Handlungen, sondern der wohlerwogene Ausdruck der amtlichen deutschen Politik, die freilich „auf unrichtiger Einschätzung wichtiger und entscheidender Faktoren auf der englischen Seite" beruhte. „Sie glaubte, mit juristischen Argumenten und mit dem Vertragsrecht wirken zu können, wo auf der britischen Seite der nüchterne und feste Wille bestand, sich durch keinerlei papierene Hindernisse beirren zu lassen, sondern sich den Weg zur Macht durch die Mittel der Macht zu bahnen, es koste, was es wolle." Deutschland aber trieb damals Machtpolitik ohne die Grundlage der Macht, was niemals zum Erfolge führen konnte.

Ein ähnliches Verhalten zeigte es in der ostasiatischen Frage, als es nach dem Frieden von Schimonoseki zwischen China und Japan 1895 sich (nach Bismarcks Ausspruch) zum „Sprung ins Dunkle" entschloß und Japans Festsetzung in China verhinderte, während es Frankreich und Rußland bedeutende chinesische Zugeständnisse erwirken half, wodurch es sich gleichzeitig England und Japan zu Feinden machte. Erklärlich wird dies Verhalten nur durch ein geheimes Abkommen, das zwischen dem deutschen Kaiser und dem Zaren bestand.

Neben diesen politischen Vorgängen trug der wirtschaftliche Wettbewerb, der Handelsneid Englands gegenüber dem gewaltigen kommerziellen Aufschwung Deutschlands dazu bei, das Verhältnis zwischen den beiden Nationen immer unerquicklicher zu gestalten. Die wichtigste Folge hiervon war, daß Deutschland nun den Wert einer starken Flotte mehr und mehr einsehen lernte. Als im Jahre 1897 Tirpitz das Reichsmarineamt übernahm, begann der planmäßige Ausbau der deutschen Flotte. Wie groß damals noch Deutschlands Ohnmacht zur See war, zeigte sich bei dem griechisch-türkischen Konflikt, als sein Vorschlag, die griechische Küste zu blockieren, von England sowohl wie von der Dreibundmacht Italien (die es mit England nicht verderben wollte) abgelehnt wurde. — Das wichtigste Ereignis des Jahres 1897 aber war die Erwerbung von Kiautschau auf deutscher, die von Port Arthur auf russischer und die von Wei-hai-wei auf englischer Seite.

Diese ostasiatischen Ereignisse, die in England neue Besorgnisse wegen Rußlands wachsender Macht wachriefen, führte dazu, daß England jetzt Anlehnung an Deutschland suchte. Dieses aber wies die englischen Vorschläge zurück, hauptsächlich wohl, weil es das wiedergewonnene gute Verhältnis zu Rußland nicht preisgeben und nicht ins Schlepptau der englischen Politik kommen wollte.

So wurde England an die Seite Frankreichs gedrängt. Damit begann eine neue Epoche in der europäischen Lage. Sehr bald nach dem Amtsantritt Delcassés im Jahre 1898 begann sich trotz der „Schmach von Faschoda", die vielmehr wie ein reinigendes Gewitter in den Beziehungen der beiden Staaten wirkte, die englisch-französische Entente cordiale zu entwickeln. Nach der Thronbesteigung Eduards VII. machte sie solche Fortschritte, daß sie im Jahre 1904 mit dem Marokkoabkommen zwischen England und Frankreich volle Tatsache werden konnte. — Im Anschluß daran erfolgte der berühmte Flottenfrontwechsel: die Verlegung der britischen Hauptmacht vom Mittelmeer in die Nordsee.

Inzwischen war der russisch-japanische Krieg ausgebrochen; sein Ergebnis, der japanische Sieg, befreite England von der russischen Gefahr. Andererseits wuchs aber seine Sorge über das Anwachsen der deutschen Seemacht, die durch die Flottenvorlage von 1905 eine wesentliche Erweiterung erfuhr (Dreadnoughts). Die politische Lage Deutschlands wurde allerdings dadurch um so schwieriger.

Das zeigte sich insbesondere auf der Konferenz von Algeciras, wo Deutschland von seinen Gegnern, denen sich auch Italien und Rußland anschlossen, mit Österreich in der Minorität blieb. Der Bann der Einkreisungspolitik wurde erst, wenigstens vorübergehend, gebrochen, als in der bosnischen Krisis Deutschland entschlossen an Österreichs Seite trat. Die Folge war sogar eine zeitweilige Besserung der deutsch-englischen Beziehungen. Auch der Vorfall von Agadir im Jahre 1911 bedeutete für Deutschland einen, wenn auch sehr beschränkten, Erfolg. Man kann ihn „nur unter dem Gesichtspunkt einwandfrei verstehen und dementsprechend würdigen, daß die deutsche Politik in allererster Linie von der Absicht geleitet wurde, mit der Marokkofrage reinen Tisch zu machen. Die Regierung betrachtete jedenfalls die deutsch-französischen Verhandlungen und deren Gegenstand an sich nicht als etwas, worin die Ehre des Deutschen Reichs engagiert sei. Aus dieser nüchternen Einschätzung der ganzen Sache ist zu erklären, daß die Verhandlungen nicht abgebrochen wurden, nachdem die ersten Bedingungen Kiderlen-Waechters auf französischer Seite nicht angenommen worden waren." — Bezeichnend war als begleitender Umstand die englische Nervosität.

Dann kamen der türkisch-italienische und der Balkankrieg, durch welche die Türkei annähernd aus Europa verdrängt wurde. „Die beinahe überall unerwartete Niederlage der Türkei, ihr völliger Zusammenbruch in Europa schon auf den ersten militärischen Anstoß der Balkanstaaten, wurde zunächst als Zusammenbruch auch der deutschen Orientarbeit, ja überhaupt als schwerer Verlust angesehen. In Wirklichkeit hat das Deutsche Reich mit dem Zusammenbruche der europäischen Türkei nichts verloren als eine Illusion. Solcher Verlust ist Gewinn."

Ende 1913 war die politische Konstellation nach den Ausführungen des Verfassers die folgende: Das dreibundfreundliche Rumänien war auf dem Balkan Vormacht und befand sich im Einverständnis mit Serbien und Griechenland. Das von Rußland im Stich gelassene Bulgarien suchte Anschluß an Österreich. Mit der Türkei befand sich Deutschland in guten Beziehungen. Andererseits war der Dreiverband unversehrt aus der Balkankrisis hervorgegangen. Trotz Rußlands verstärkter Position im Orient blieb England an seiner Seite. In Frankreich war der Haß gegen Deutschland eher gestiegen als gesunken. Die österreichisch-italienischen Beziehungen hatten sich dagegen durch die Bildung eines selbständigen Albanien gebessert. Das deutsch-englische Verhältnis war äußerlich gut, doch hatte sich die englische Angst vor der deutschen Gefahr nicht verringert. Der Deutschenhaß in Japan war während der chinesischen Revolution von englischer und amerikanischer Seite geschürt worden. Japan konnte überdies das deutsche Verhalten im Jahre 1895 nicht vergessen.

Trotz aller Kritik, die Graf Reventlow an der deutschen auswärtigen Politik übt, möchte man sein Werk als eine Rechtfertigung der deutschen Staatskunst bezeichnen. Denn mit dem tiefen Blick des Historikers schaut er die Entwicklung der jüngsten Ereignisse und läßt uns „die ewigen, ehernen, großen Gesetze" da ahnen, wo wir oft nur allzu geneigt waren, nichts weiter als diplomatische Unfähigkeit zu erblicken, wo wir Friedrich Wilhelms IV. Äußerung im Munde geführt haben, daß unsere Armee jedesmal die Fehler unserer Diplomaten wieder gut machen müsse.

Jedenfalls sehen wir, wie die deutsche Flottenpolitik Englands Gegnerschaft mit einer Art Naturnotwendigkeit erzeugen mußte, und wie sich daraus Deutschlands schwierige Lage ohne weiteres ergab, an der auch die geschickteste Diplomatie wohl nur wenig hätte ändern können. Nur der Entschluß Deutschlands, auf eigene Seegewalt zu verzichten, hätte den Weg ebnen können, hätte vielleicht auch den jetzigen Krieg hintangehalten. Aber wer möchte darüber rechten? Wenn Deutschlands Flottenpolitik ein Fehler war, so war es einer von denen, deren sich die Weltgeschichte bedient, um ihre Zwecke zu erreichen. Ich möchte an Hegels Wort erinnern: „Ich halte mich daran, daß der Weltgeist das Kommandowort zum Avanzieren gegeben: solchem Kommando wird pariert. Dies Wesen schreitet wie eine gepanzerte, festgeschlossene Phalanx, unwiderstehlich und mit so unmerklicher Bewegung, als die Sonne schreitet, vorwärts, durch dick und dünn; die meisten wissen gar von nichts, um was es sich handelt, und kriegen nur Stöße durch den Kopf wie von einer unsichtbaren Hand. Alles verweilerische Geflunkere und weismacherische Luftstreicherei hilft nichts dagegen; es kann diesem Kolosse bis an die Schuhriemen reichen, ein bißchen Schuhwichse oder Kot daran schmieren, aber vermag dieselbe nicht zu lösen, viel weniger die Götterschuhe mit den elastischen Schwungsohlen oder gar die Siebenmeilenstiefel, wenn er diese anzieht, auszuziehen".

Eine fähigere Diplomatie hätte vielleicht die Zahl unserer kleineren Feinde zu verringern gewußt, hätte möglicherweise manche Imponderabilien zu unseren Gunsten geschaffen. Daß sie es nicht besser verstanden hat, mit dem Auslande nähere Fühlung zu gewinnen, liegt, wenn wir schon nach ihrer Schuld suchen, wie mir scheint, an einer Eigenart, die wir in Reventlows Werk, wenn auch nicht in den Zeilen, so doch zwischen den Zeilen lesen können: es ist im Grunde ihre Korrektheit, der immer wieder von ihr vertretene juristische Standpunkt. Er erklärt das Verhalten Deutschlands bei dem Frieden von Schimonoseki, in der Burenfrage, bei dem Agadirfall, eigentlich bei jeder einzelnen Angelegenheit.

Diesem juristischen Standpunkt gegenüber finden wir auf der gegnerischen Seite eine mehr kaufmännische Auffassung, den „Krämergeist", wie wir oft — vielleicht zu Unrecht — sagen. Mir will scheinen, daß diese Verschiedenheit der Auffassung häufig die deutsche Politik dem Auslande unbegreiflich oder gar kleinlich und militaristisch, wir würden sagen „assessorenhaft", haben erscheinen lassen.

Dieser Gegensatz liegt vielleicht schon in der verschiedenartigen Vorbildung der Mitglieder des auswärtigen Dienstes begründet. Während im Auslande meist die journalistische, die parlamentarische, die Advokatenlaufbahn das Sprungbrett zur Diplomatie bildet, erfahren unsere Diplomaten eine Ausbildung und Erziehung, die im Grunde für die innere Verwaltung zugeschnitten ist. Diese hat zwar dazu beigetragen, daß wir die beste, jedenfalls die zuverlässigste Bureaukratie der Welt haben; versagen muß sie aber für den auswärtigen Dienst. Man möchte diesen geradezu als die Schattenseite unserer inneren Verwaltung bezeichnen.

Im Grunde haben wir hier nur eines der vielen Symptome, die uns zeigen, daß unsere innere politische und soziale Entwicklung mit unserem gewaltigen äußeren wirtschaftlichen Wachstum nicht ganz Schritt gehalten hat. So kann man auch, um noch eines zu nennen, dem Reventlowschen Werke entnehmen, wie häufig unsere öffentliche Meinung und unsere Presse auf dem Gebiete der äußeren Politik gesündigt haben: so im spanisch-amerikanischen Kriege — damals haben wir uns dadurch viele nordamerikanische Sympathien verscherzt —, so auch im türkisch-italienischen Kriege, wo wir auf Italien wenig Rücksicht genommen. Das alles fällt um so schwerer ins Gewicht, als wir jetzt sehen müssen, wie meisterhaft, aller-

dings auch wie gewissenlos unsere Gegner den Nachrichtendienst ihren nationalen Zwecken dienstbar zu machen wissen.

Wie dem aber auch sei, das sind alles Fehler, die wir mehr und mehr abzulegen im Begriff stehen. Die jetzigen gewaltigen Ereignisse bedeuten für uns eine Hochschule der Erziehung zur auswärtigen Politik; wie nichts anderes werden sie dazu beitragen, uns auf diesem Gebiete zu fördern. E. W.

Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde 1914. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

„Ein Kennen- und Verstehenlernen jener Völker, die auf germanischer Kulturbasis aufwachsen" und „den germanischen Gedanken frei von jeder aggressiven Tendenz zu stützen —", das ist die Aufgabe, die sich das „Deutsch-Nordische Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde" gesetzt hat. Das Buch ist nicht der erste Versuch, der in dieser Richtung unternommen wird, aber der erste, der in eine Zeit fällt, die für diese Bestrebungen besonders empfänglich ist; denn noch nie war unsere Aufmerksamkeit so sehr nach Norden, noch nie seit 1864 die Aufmerksamkeit der Nordgermanen so auf uns gerichtet wie 1914; kommerzielle, künstlerische, literarische, wissenschaftliche Momente wirken da mit den politischen zusammen. Als Organ eines unpolitischen Verbandes spricht das Buch wenig von den aktuellen politischen Vorgängen; nur E. Lilienthal weilt auf diesem Gebiet mit einem Aufsatz, der die Industrialisierung Skandinaviens als europäisches Problem behandelt. Im übrigen sind es Landschaftsschilderungen, Impressionen von Land und Leuten, literarische, kunsthistorische und folkloristische Essays, durch die alle diejenigen Eindrücke vertieft werden sollen, die der Tourist und der Liebhaber aus dem Norden heimbringt. Das Buch steht also nicht kühl über den Dingen, sondern hat Absichten; es sind aber Absichten, die großzügig, zeitgemäß und gesund sind. Und den großen, gesunden Absichten muß man dies und das zugute halten, was noch nicht ganz gelungen ist oder über das Ziel hinausschießt, insbesondere die Superlative, die hier und da zu laut ertönen, die aber jedes junge, von Begeisterung getragene Unternehmen kennzeichnen. Die Mannigfaltigkeit des Inhalts erstreckt sich von den Steindenkmälern prähistorischer Perioden bis zu den Ereignissen dieses Jahres, vom Hamburger Hafen bis zur ultima Thule, von der Kopenhagener Kultur bis in die unangetasteten Öden Finnmarkens, vom reinsten Kerne aller germanischen Elemente bis an die Peripherie ihres Wirkungskreises, bis zu Finnen und Lappen und dem, was diese fremdartigen Völker auf skandinavischem Boden hinterlassen und empfangen haben. Auch die Persönlichkeiten werden nicht vernachlässigt: Da werden Munch (von W. Georgi) und Strindberg (von Irene Triesch), Sibelius und Gallén (von Adolf Paul) gewürdigt, und neben noch heute lebenden Schriftstellern, Liebhabern und Kennern von Skandinavien kommt Ernst Moritz Arndt, der alte (und noch immer tiefste) Ergründer des schwedischen Volkscharakters, zu Wort. Das Jahrbuch wird im Laufe der Jahre eine Lücke zeitgemäß ausfüllen, wenn diejenigen, die für die Sache leben, sich nicht in den Hintergrund drängen lassen durch die, die von der Sache leben. *evo.*

Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik. Von L. Bernhard.

Dieses nicht umfangreiche Buch ist wieder ein Beweis der klaren, sachlichen Beobachtungsgabe Ludwig Bernhards, der — selbst ein eifriger Vorkämpfer für die Einrichtungen der Sozialpolitik und die Forderungen der sozialen Gerechtigkeit — doch gewisse Entartungserscheinungen dieser Bestrebungen klar erkennt. — So zeigt er an einigen Beispielen, die das staatliche Reglementieren in Gegensatz zur privaten Unselbständigkeit stellen, daß es in unserer modernen Industrie Vorgänge gibt, an denen deutlich zu erkennen ist, daß die persönliche Verantwortung und die notwendige Bewegungsfreiheit in schädlicher Weise durch soziale Rücksichten eingeengt wird. Die Forderung der staatlichen Genehmigung privater Betriebe bringt wegen der häufig zu weitgehenden Bestimmungen über den Arbeiterschutz, wegen der vielen Tarife und wegen der vielfachen Kompetenzschwierigkeiten eine gewisse Schwerfälligkeit mit sich. Die Klagen der Beteiligten, daß die Konkurrenzkraft der deutschen Industrie dadurch gefährdet werde und die Auslandsindustrie eine neue Erfindung längst ausgenützt habe, bevor der deutsche Unternehmer erst die behördliche Erlaubnis erhalt, sie in seinem Betriebe nutzbringend zu verwerten, sind nicht ganz ungerechtfertigt. Eine Besserung ist der parlamentarischen Lage und der jetzt bestehenden ungünstigen politischen Stellung der Industrie wegen kaum

durchführbar. – Auch die an sich sehr wertvolle staatliche Kontrolle privater Betriebe, die Gewerbeinspektion, bringt durch ihre oft sehr umständliche Handhabung eine der Konkurrenz mit ausländischen Unternehmungen schädliche Verlangsamung. Weiter deckt Bernhard durch einen Vergleich der fiskalischen und privaten Kohlenbergbauunternehmungen neben den Vorzügen die Schäden der Verstaatlichung privater Betriebe auf. Sehr interessant sind ferner die Ausführungen über den durch die Arbeiterversicherungen geschaffenen „Kampf um die Rente". An der Hand von ärztlichem Material und unter Herbeiziehung der einschlägigen medizinischen Literatur weist Bernhard hin auf das Bestreben der Versicherten, einen Unfall auszunutzen, und auf die in Anbetracht der Rente häufig vorkommende Simulation, deren exakte Überführung überhaupt ausgeschlossen ist. Im Laufe der Zeit hat sich eine Rentensucht in weitestem Maße ausgebildet, die durch das Betreiben von Winkelkonsulenten nur noch verstärkt wird. Auch hier ist eine Reform so besonders schwierig, weil sie sich gegen die Arbeiterversicherung wenden müßte und die großen Parteien im Reichstage ängstlich alles vermeiden, was die Arbeitermassen gegen sie erregen könnte. Bernhard sieht wirksame Reformmöglichkeiten in einem schneller eingreifenden Heilverfahren, in der Beseitigung der Kostenlosigkeit der Prozesse, wodurch viele aussichtslose, die Sache nur verschleppende Rekurse usw. vermieden werden würden; weiter in einer Reform der kleinen Teilrenten und der Auszahlung von kleineren Abfindungssummen, die als praktische Folge eine schnellere Wiederaufnahme der Arbeit mit sich bringen würde. – Das Buch schließt mit einer leider recht kurzen Betrachtung über den parteipolitischen Mißbrauch sozialpolitischer Einrichtungen und einem Hinweis auf die Grenzen der Sozialpolitik. *σχ.*

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Neu herausgegeben und eingeleitet von Heinz Amelung. Berlin und Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong und Co.

In neuem Gewand ein altes, nicht ein veraltetes Buch. Der Herausgeber hat ganz richtig sich auf das Notwendigste in bezug auf Wahrheit und Dichtung in demselben beschränkt. Wem mehr zu wissen verlangt, verweist er auf kritische Arbeiten, vor allem auf W. Oehlkes „Bettina von Arnims Briefromane". Das einzige Beispiel, das er von ihrer souveränen Freiheit in Behandlung des Stoffes gibt, mag genügen. Goethes ironisches Urteil über Bettinens „Denkmal" ist abgedruckt. In ihrem Tagebuch wird erzählt, wie er sie mit dem Ausruf „. . . so was konnte nur die Liebe tun" in effektischen Worten dafür segnete. Aber ihre Erfindungen sind relativ gleichgültig. Uns will es bedünken, daß gerade die einfachsten, der Wirklichkeit abgelauschten Schilderungen Bettinens, vornehmlich die auf Frau Rat und Goethes Jugend bezüglichen und nicht die um den Preis arger Entgleisungen des Geschmacks sich wiederholenden Herzensergießungen der genialen Frau, die ja auch zum Zeitbild und vor allem ihr zugehören, der wertvollste Beitrag dieses einzigen Buches sind. Seine Prosa bleibt eine Bereicherung der deutschen Sprache, die selten wieder mit so viel Anmut gehandhabt worden ist. Der Geist, der sie durchdringt, ist echt, und die Generationen, die auch in Zukunft sich daran erfreuen, werden sich an Goethes Worte beistimmend erinnern: „Man muß schweigen und Dich gewähren lassen." *gk.*

Napoléon et les Grands Généraux de la Révolution et de l'Empire. Par le comte de Lort de Sérignan. Paris, Fontemoing et Co. 1914.

Das Werk ist kaum für das große Publikum gedacht. Sein Verfasser ist Militär, und er wendet sich in erster Linie an Kreise, welche die militärischen Qualitäten der verschiedenen Napoleonischen Offiziere fachmännisch zu würdigen wissen. Unter diesen gelangen zur Behandlung Davoust, Moreau, Lecourbe, Desaix, Gouvion-Saint-Cyr. Der Laie wird bei den drei ersten, Napoleon selbst gewidmeten Kapiteln am ehesten auf seine Rechnung kommen. Napoleon ist hier von einigen speziellen Gesichtspunkten aus beurteilt, die konsequent beibehalten werden: Napoleon als Autodidakt und intuitiv Erkennender und Schaffender; dann als Menschenkenner und Menschenbeherrscher, dem jedes Mittel, vor allem das der Verstellung, geläufig ist, um sich die Menschen dienstbar zu machen und sie an sich zu fesseln; endlich folgt eine Vergleichung zwischen dem Feldherrn in der Zeit seiner körperlichen Vollkraft und in der Zeit des körperlichen Zerfalls, zweier scharf getrennter Perioden seines Lebens, deren verschiedenartige Eigenschaften über die Geschicke Europas entschieden. Der gräfliche Verfasser ist weit davon entfernt, mit der Person des Bürgergenerals Kult zu treiben; seine kritische Studie ist nicht von Einseitigkeit frei, doch bringt sie gerade durch die Betonung einiger sehr menschlicher Eigenschaften Napoleons diese inkommensurable Größe unserm Verständnis näher. *pw.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Baedeker. — Nordost-Deutschland (von der Elbe und der Westgrenze Sachsens an) nebst Dänemark. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. 31. Auflage. Mit 54 Karten und 80 Plänen. Leipzig, Karl Baedeker. 1914.

Baedeker. — Nordwest-Deutschland (von der Elbe und der Westgrenze Sachsens an, nebst Hamburg und der Westküste von Schleswig-Holstein). Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. 31. Auflage. Mit 56 Karten u. 84 Plänen. Leipzig, Karl Baedeker. 1914.

Baedeker. — Südbayern, Tirol, Salzburg, Ober- und Nieder-Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. 36. Auflage. Mit 75 Karten, 18 Plänen und 11 Panoramen. Leipzig, Karl Baedeker. 1914.

Bischoff. — Wie kam's und wohin geht's? Kriegsbetrachtungen von Diedrich Bischoff. 56 S. Leipzig, Bruno Zechel. 1914.

Bourget. — Le démon de midi. Par Paul Bourget. Deux volumes. Tome I: 316 S., Tome II: 375 S. Paris, Plon-Nourrit et Cie. O. J.

De Nora. — Das Soldatenbuch. Neue schöne und lustige Soldatenlieder von A. De Nora. 100 S. Leipzig, L. Staackmann. 1914.

Deutsche Reden in schwerer Zeit. — 1. Gustav Roethe. Rede am 3. Sept. 1914. Berlin, Carl Heymanns Verlag. Berlin. O. J.

Deutsche Vorträge. — Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren. Heft 2. Wilhelm Dibelius: England und Wir. 30 S. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1914.

Erzberger. — Die Mobilmachung. Von M. Erzberger. (Der Deutsche Krieg, Heft 5.) 26 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Gesundbrunnen. — Gesundbrunnen 1915. Kalender des Dürerbundes. 218 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Handel-Mazzetti. — Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman von E. von Handel-Mazzetti. Dritter Teil: Jungfrau und Martyrin. Erstes bis elftes Tausend. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1914.

Hausbücherei. — **Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.** 20. und 21. Band: Deutsches Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der schönsten und beliebtesten Weihnachtsdichtungen in Poesie und Prosa. Hamburg, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Hausbücherei. — 5. Band: Deutsche Humoristen. 3. Band: Hans Hoffmann. Otto Ernst. Max Eyth. Helene Böhlau. Hamburg, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Hoffmann. — Das Gymnasium zu Stolvenburg. Novellen von Hans Hoffmann. Siebente Auflage. 281 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

Jensen. — Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. 32 Auflage. 239 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

Kempen. — Benekes Religionsphilosophie im Zusammenhang seines Systems, seine Gottes- und Unsterblichkeitslehre. Von Dr. Aloys Kempen. 81 S. Münster i. W., Franz Coppenrath. 1914.

Kjellen. — Die Großmächte der Gegenwart. Von Dr. Rudolf Kjellen, Professor an der Hochschule zu Gothenburg. Übersetzt von Dr. E. Koch, Gothenburg. 208 S. Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

Kober. — Ferien des Lebens. Automobilfahrten von Ernst Kober. 124 S. Berlin, Prometheus Verlagsgesellschaft m. b. H. 1914.

Leo. — Kriegserinnerungen an 1870/71. Von Friedrich Leo. Mit einem Einleitungswort von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. 80 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1914.

Meisel-Heß. — Betrachtungen zur Frauenfrage von Grete Meisel-Heß. 282 S. Berlin, Prometheus Verlagsgesellschaft m. b. H. 1914.

Müller. — Fragmente einer Biographie. E. T. A. Hoffmanns in freier Folge vorgelegt von Hans von Müller. Erstes Stück: Letzte Monate in Posen und Aufenthalt in Plock, Anfang 1802 bis März 1804. 66 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

Quadflieg. — Russische Expansionspolitik von 1774 bis 1914. Von Dr. Franz Quadflieg. 255 S. Berlin, Ferd. Dümmler. 1914.

Rathgen. — Deutschland, die Weltmächte und der Krieg. 18. September 1914. (Deutsche Vorträge Hamburger Professoren.) 19 S. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1914.

Rohrbach. — Warum es der Deutsche Krieg ist. Von Paul Rohrbach (Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften. Erstes Heft.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Schiefler. — Unsere kulturellen Verantwortungen nach dem Kriege. Vortrag von Gustav Schiefler, Landgerichtsdirektor. 18 S. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1914.

Schliep. — Im Julifeldzug 1913 auf dem Balkan. Von Dr. med. Ludwig Schliep. Mit 49 Abbild. 104 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

Schmidt. — Friedrich Julius Stahl und die deutsche Nationalstaatsidee. Von Herbert Schmidt. (Historische Untersuchungen, Heft 4.) 106 S. Breslau, M. und H. Marcus. 1914.

Stoffe für Unterhaltungsabende. Programme, Vorträge, Deklamationen, Liederterte und Nachweis von Bühnenliteratur für Jugend-, Eltern- und Volksabende. Im Auftrage der Königlichen Regierung zu Münster bearbeitet von Rektor Oberg zu Münster i. W. 319 S. Münster i. W., Druck von Heinrich Buschmann. O. J.

Storm. — Aquis submersus. Novelle von Theodor Storm. Neunte Auflage. 195 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

Storm. — Carsten Curator. Von Theodor Storm. Zweite Auflage. 102 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. 78 Auflage. 72 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

Storm. — Renate. Von Theodor Storm. Zweite Auflage. 101 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

Storm. — Der Schimmelreiter. Novelle von Theodor Storm. 22. Auflage. 207 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

Traub. — Der Krieg und die Seele. Von Gottfried Traub. (Der Deutsche Krieg, Heft 4.) 26 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Wartensleben. — Die christliche Persönlichkeit im Idealbild. Eine Beschreibung sub specie psychologica. Von Dr. Gabriele Gräfin Wartensleben. 71 S. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1914.

Wilamowitz. — Zwei Reden. Kriegesanfang. Die geschichtlichen Ursachen des Krieges. Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. 31 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1914.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Knulps Ende.

Erzählung von

Hermann Heſſe.

Es war ein heller Tag im Oktober; die leichte, durchſonnte Luft wurde von launigen kurzen Windzügen bewegt, aus Feldern und Gärten zog in dünnen, zögernden Bändern der hellblaue Rauch von Herbſtfeuern und erfüllte die lichte Landſchaft mit einem ſcharfſüßen Geruch von verbranntem Kraut und Grünholz. In den Dorfgärten blühten ſattfarbige Buſchaſtern, ſpäte bläßliche Roſen und Georginen, und an den Zäunen brannte noch hier und dort eine feurige Kapuzinerblüte aus dem ſchon matt und weißlich ſchimmernden Gekräut.

Auf der Landſtraße nach Bulach fuhr langſam der Einſpänner des Doktors Machold. Der Weg ging ſachte bergan, links abgemähte Äcker und Kartoffelfelder, in denen noch geerntet wurde, rechts junger enger Fichtenwald halb erſtickt, eine braune Wand von dichtgedrängten Stangen und dürren Zweigen, der Boden gleichfarbig trockenbraun voll dick gelagerter welker Nadeln. Geradeaus führte die Straße einfach in den zartblauen Herbſthimmel hinein, als habe da oben die Welt ein Ende.

Der Doktor hielt die Zügel loſe in den Händen und ließ das alte Pferdchen gehen, wie es wollte. Er kam von einer ſterbenden Frau, der nicht mehr zu helfen war und die doch zäh ums Leben gekämpft hatte bis zur letzten Stunde. Nun war er müde und genoß die ſtille Fahrt durch den freundlichen Tag; ſeine Gedanken waren eingeſchlafen und folgten leicht betäubt und willenlos den Zurufen, die aus dem Geruch der Feldfeuerchen aufſtiegen, angenehme, verſchwommene Erinnerungen an Herbſtferientage der Schülerzeit und weiter zurück in klangvolle, geſtaltloſe Kindheitsdämmerung. Denn er war auf dem Lande aufgewachſen, und ſeine Sinne folgten erfahren und willig allen ländlichen Zeichen der Jahreszeiten und ihrer Geſchäfte.

Er war nahe am Einſchlafen, da weckte ihn das Stehenbleiben des Wagens. Eine Waſſerrinne lief quer über die Straße, darin fanden die Vorderräder einen Halt, und das Roß blieb dankbar ſtehen, ſenkte den Kopf und genoß wartend die Raſt.

Machold ermunterte ſich über dem plötzlichen Verſtummen der Räder, nahm die Zügel zuſammen, ſah lächelnd nach verdämmerten Minuten Wald und Himmel wie zuvor in ſonniger Klarheit ſtehen und trieb den Gaul mit

vertraulichem Zungenschnalzen zum Weitersteigen an. Darauf setzte er sich aufrecht, er liebte es nicht, am Tage zu schlummern, und steckte sich eine Zigarre an. Die Fahrt ging im langsamen Schritt weiter, zwei Weiber grüßten vom Felde, in Schattenhüten hinter einer langen Front von gefüllten Kartoffelsäcken hervor.

Die Höhe war jetzt nahe, und das Pferdchen hob den Kopf, ermuntert und voll Erwartung, nächstens den langen Sattel des heimatlichen Hügels hinab zu traben. Da erschien im nahen lichten Horizont von drüben her ein Mensch, ein Wanderer, stand einen Augenblick vom Blau umlodert frei und hoch, stieg nieder und wurde grau und klein. Er kam näher, ein magerer Mann mit kleinem Bart in schlechten Kleidern, sichtlich auf der Landstraße daheim, er ging müde und mühevoll, aber er zog den Hut mit stiller Artigkeit und sagte: Grüß Gott.

„Grüß Gott," sagte der Doktor Machold und sah dem Fremden nach, der schon vorüber war, und plötzlich hielt er den Gaul an, wandte sich stehend über das knarrende Lederdach zurück und rief: „Heda, Sie! Kommen Sie einmal her!"

Der staubige Wanderer blieb stehen und sah zurück. Er lächelte schwach herüber, wandte sich wieder ab und schien weiter gehen zu wollen, dann besann er sich dennoch und kehrte gehorsam um.

Jetzt stand er neben dem niederen Wagen und hatte den Hut in der Hand.

„Wohinaus, wenn man fragen darf?" rief Machold.

„Der Straße nach, gegen Berchtoldsegg."

„Kennen wir einander nicht? Ich kann bloß nicht auf den Namen kommen. Sie wissen doch, wer ich bin?"

„Sie sind der Doktor Machold, will mir scheinen."

„Na also? Und Sie? Wie heißen Sie?"

„Der Herr Doktor wird mich schon kennen. Wir sind einmal nebeneinander beim Präzeptor Plocher gesessen, Herr Doktor, und Sie haben damals die lateinischen Präparationen von mir abgeschrieben."

Machold war schnell ausgestiegen und sah dem Mann in die Augen. Dann klopfte er ihm auflachend auf die Schulter.

„Stimmt!" sagte er. „Dann bist du also der berühmte Knulp, und wir sind Schulkameraden. So laß dir doch die Hand schütteln, alter Kerl! Wir haben uns sicher zehn Jahre nimmer gesehen. Immer noch auf der Wanderschaft?"

„Immer noch. Man bleibt gern beim Gewohnten, wenn man älter wird."

„Da hast du recht. Und wohin geht die Reise? Wieder einmal der Heimat zu?"

„Richtig geraten. Ich will nach Gerbersau, ich habe eine Kleinigkeit dort zu tun."

„So so. Lebt denn noch jemand von deinen Leuten?"

„Niemand mehr."

„Grade jugendlich schaust du nimmer aus, Knulp. Wir sind doch erst Vierziger, wir zwei. Und daß du so einfach an mir vorbei hast laufen wollen, ist nicht recht von dir. — Weißt du, mir scheint, du könntest vielleicht einen Doktor brauchen."

„Ach was. Mir fehlt weiter nichts, und was mir fehlt, das kann doch kein Doktor kurieren."

„Das wird sich ja zeigen. Jetzt steig einmal ein und komm mit mir, dann können wir besser reden."

Knulp trat ein wenig zurück und setzte den Hut wieder auf. Mit verlegenem Gesicht wehrte er sich, als der Doktor ihm in den Wagen helfen wollte.

„Ach, wegen dessen, das wäre nicht nötig. Das Rößlein rennt dir nicht fort, solang wir dastehen."

Indessen faßte ihn ein Anfall von Husten, und der Arzt, der schon Bescheid wußte, packte ihn kurzerhand und setzte ihn in das Gefährt.

„So," sagte er im Weiterfahren, „gleich sind wir droben, und dann geht's Trab, in einer halben Stunde sind wir daheim. Du brauchst keine Unterhaltung zu machen, mit deinem Husten, wir können dann daheim weiter reden. — — Was? — — Nein, das hilft dir jetzt nichts mehr, kranke Leute gehören ins Bett und nicht auf die Landstraße. Weißt du, damals im Latein hast du mir oft genug geholfen, jetzt bin ich einmal an der Reihe."

Sie fuhren über den Höhenrücken und mit pfeifender Bremse den langen Sattel hinab; gegenüber sah man schon die Dächer von Bulach über den Obstbäumen. Machold hielt die Zügel kurz und paßte auf den Weg, und Knulp ergab sich müde in halbem Behagen dem Genuß des Fahrens und der gewaltsamen Gastfreundschaft. Morgen, dachte er, oder spätestens übermorgen walze ich weiter nach Gerbersau, wenn die Knochen noch zusammenhalten. Er war kein Springinsfeld mehr, der die Tage und Jahre verschwendete. Er war ein kranker, alter Mann, der keinen Wunsch mehr hatte, als vor dem Ende noch einmal die Heimat zu sehen.

In Bulach nahm ihn sein Freund zuerst in die Wohnstube und gab ihm Milch zu trinken und Brot mit Schinken zu essen. Dabei plauderten sie und fanden langsam die Vertrautheit wieder. Dann erst nahm ihn der Arzt ins Verhör, das der Kranke gutmütig und etwas spöttisch über sich ergehen ließ.

„Weißt du eigentlich, was dir fehlt?" fragte Machold am Ende seiner Untersuchung. Er sagte es leicht und ohne Wichtigkeit, und Knulp war ihm dafür dankbar.

„Ja, ich weiß schon, Machold. Es ist die Auszehrung, und ich weiß auch, daß es nimmer lang gehen kann."

„Na, wer weiß! Aber dann mußt du also auch einsehen, daß du in ein Bett und in eine Pflege gehörst. Einstweilen kannst du ja hier bei mir bleiben, ich sorge inzwischen für einen Platz im nächsten Spital. Es spukt bei dir, mein Lieber, und du mußt dich zusammennehmen, daß du's noch einmal durchhaust."

Knulp zog seinen Rock wieder an. Er wandte sein hageres und graues Gesicht mit einem Ausdruck von Schelmerei dem Doktor zu und sagte gutmütig: „Du machst dir viele Mühe, Macholdt. Also meinetwegen. Aber von mir darfst du nimmer viel erwarten."

„Wir werden ja sehen. Jetzt setzest du dich in die Sonne, solang sie noch in den Garten scheint. Die Lina macht dir das Gastbett zurecht. Wir müssen dir auf die Finger sehen, Knülplein. Daß so ein Mensch, der sein ganzes Leben in der Sonne und Luft zugebracht hat, sich dabei ausgerechnet die Lungen kaput macht, ist eigentlich nicht in der Ordnung."

Damit ging er weg.

Die Haushälterin Lina war nicht erfreut und wehrte sich dagegen, so einen Landstreicher ins Gastzimmer zu lassen. Aber der Doktor schnitt ihr das Wort ab.

„Lassen Sie gut sein, Lina. Der Mann hat nimmer lang zu leben, er muß es bei uns noch ein bißchen gut haben. Sauber ist er übrigens immer gewesen, und eh er zu Bett geht, stecken wir ihn ins Bad. Tun Sie ihm eins von meinen Nachthemden heraus und vielleicht meine Winterpantoffeln. Und vergessen Sie nicht: der Mann ist ein Freund von mir."

Knulp hatte elf Stunden geschlafen und den nebligen Morgen im Bett verdämmert, wo er sich erst allmählich darauf besinnen konnte, bei wem er sei. Als die Sonne herausgekommen war, hatte Macholdt ihm das Aufstehen erlaubt, und nun saßen sie beide nach Tisch bei einem Glas Rotwein auf der sonnigen Altane. Knulp war vom guten Essen und von seinem halben Glas Wein munter und gesprächig geworden, und der Doktor hatte sich für eine Stunde frei gemacht, um noch einmal mit dem seltsamen Schulkameraden zu plaudern und vielleicht etwas über dieses nicht gewöhnliche Menschenleben zu erfahren.

„Du bist also zufrieden mit dem Leben, das du gehabt hast?" sagte er lächelnd. „Dann ist ja alles gut. Sonst hätte ich aber doch gesagt, es ist eigentlich schad um so einen Kerl wie dich. Du hättest ja kein Pfarrer oder Lehrer zu werden brauchen, vielleicht aber wäre ein Naturforscher oder auch etwa ein Dichter aus dir geworden. Ich weiß nicht, ob du deine Gaben benutzt und weiter gebildet hast, aber du hast sie für dich allein verbraucht. Oder nicht?"

Knulp stützte das Kinn mit dem dünnen Bärtchen in die hohle Hand und sah auf die roten Lichter, die hinterm Weinglas auf dem besonnten Tischtuch spielten.

„Es stimmt nicht ganz," sagte er langsam. „Die Gaben, wie du es nennst, damit ist es nicht so weit her. Ich kann ein bißchen kunstpfeifen, auch Handorgel spielen, und manchmal Verslein machen, früher bin ich auch

ein guter Läufer gewesen und habe nicht schlecht getanzt. Das ist alles. Und daran habe ich ja nicht allein Freude gehabt, es waren meistens Kameraden dabei, oder junge Mädel oder Kinder, die haben ihren Spaß daran gehabt und sind mir manchmal dafür dankbar gewesen. Wir wollen es gut sein lassen und damit zufrieden sein."

„Ja," sagte der Doktor, „das wollen wir. Aber eins muß ich dich noch fragen. Du bist damals bis in die fünfte Klasse mit mir in die Lateinschule gegangen, ich weiß es noch genau, und bist ein guter Schüler gewesen, wenn auch kein Musterbub. Und dann auf einmal warst du weg, und es hieß, du gehst jetzt in die Volksschule, und da waren wir auseinander, ich durfte ja als Lateiner nicht mit einem Freund sein, der in die Volksschule ging. Wie ist nun das zugegangen? Später, wenn ich von dir hörte, habe ich immer gedacht: wenn er damals bei uns in der Schule geblieben wäre, hätte alles anders kommen müssen. Also, wie war's damit? War es dir verleidet, oder hat dein Alter das Schulgeld nimmer zahlen mögen, oder was sonst?"

Der Kranke nahm sein Glas in die braune, magere Hand, doch trank er nicht, er blickte nur durch den Wein gegen das grüne Gartenlicht und stellte dann den Kelch vorsichtig auf den Tisch zurück. Schweigend schloß er dann die Augen und versank in Gedanken.

„Ist es dir zuwider, davon zu reden?" fragte sein Freund. „Es muß ja nicht sein."

Da tat Knulp die Augen auf und sah ihm lange und prüfend ins Gesicht.

„Doch," sagte er, noch zögernd, „ich glaube, es muß sein. Ich habe das nämlich noch nie einem Menschen erzählt. Aber jetzt ist es vielleicht ganz gut, wenn jemand es hört. Es ist ja bloß eine Kindergeschichte, aber für mich ist sie doch wichtig gewesen, es hat mir jahrelang zu schaffen gemacht. Sonderbar, daß du gerade danach fragst!"

„Warum?"

„Ich habe die letzte Zeit wieder viel daran denken müssen, und deswegen bin ich auch wieder auf dem Weg nach Gerbersau."

„Ja, dann erzähle."

„Siehst du, Machold, wir sind ja damals gute Freunde gewesen, wenigstens bis in die dritte oder vierte Klasse. Nachher kamen wir weniger zusammen, und du hast manchmal vergebens vor unserem Haus gepfiffen."

„Herrgott, ja, das stimmt! Daran habe ich seit mehr als zwanzig Jahren nimmer gedacht. Mensch, was hast du für ein Gedächtnis! Und weiter?"

„Ich kann dir jetzt sagen, wie das gegangen ist. Die Mädchen waren daran schuld. Ich bin ziemlich früh auf sie neugierig geworden, und du hast noch an den Storch und an den Kindlesbrunnen geglaubt, da wußte ich schon so ziemlich, wie es mit Buben und Mädeln beschaffen ist. Das war mir damals die Hauptsache, darum bin ich nimmer viel bei eurem Indianerspiel dabei gewesen."

„Da warst du zwölf Jahr alt, nicht?"

„Fast dreizehn, ich bin ein Jahr älter als du. Wie ich einmal krank war und im Bett lag, da hatten wir eine Base zum Besuch da, die war drei oder vier Jahr älter als ich, und die fing an mit mir zu spielen, und als ich wieder gesund und auf war, bin ich einmal nachts zu ihr in die Stube gegangen. Mit der Base wollte ich jetzt kein Wort mehr reden, sie war mir verleidet, und ich hatte Angst vor ihr, aber die Sache war mir halt einmal im Kopf, und von da an bin ich eine Zeitlang bloß den Mädchen nachgegangen. Beim Rotgerber Haasis waren zwei Töchter in meinem Alter, und da kamen auch andere Mädchen aus der Nachbarschaft hin, wir spielten auf den dunkeln Böden Verstecken und hatten immer viel zu kichern und geheim zu tun. Ich war meistens der einzige Bub in dieser Gesellschaft, und manchmal durfte ich einer von ihnen die Zöpfe flechten oder eine gab mir einen Kuß, wir waren alle noch unerwachsen, aber es war alles voll von Verliebtheit. — — Und eines Tages war eine Neue da, eine aus der Vorstadt, ihr Vater war Arbeiter in der Strickerei. Sie hat Franziska geheißen, und sie hat mir gleich beim erstenmal gut gefallen."

Der Doktor unterbrach ihn. „Wie hat ihr Vater geheißen? Vielleicht kenn ich sie."

„Verzeih, ich möcht dir das lieber nicht sagen, Machold. Es gehört nicht zur Geschichte, und ich will auch nicht, daß jemand das von ihr weiß. — Nun also! Sie ist größer und stärker gewesen als ich, wir haben hie und da miteinander gehändelt und gerauft, und wenn sie mich dann an sich drückte, bis es mir weh tat, dann war mir schwindlig und wohl wie in einem Rausch. In die wurde ich verliebt, und weil sie zwei Jahre älter war und schon davon redete, daß sie jetzt bald einen Schatz haben wolle, da wurde es mein einziger Wunsch, der möchte ich sein. — — Einmal saß sie allein im Lohgarten am Fluß und hatte die Füße ins Wasser hängen, sie hatte gebadet und bloß das Leibchen an. Da kam ich und setzte mich zu ihr. Auf einmal bekam ich Mut und sagte ihr, ich wolle und müsse ihr Schatz werden. Aber sie sah mich mit den braunen Augen mitleidig an und sagte: „Du bist ja noch ein Büble und hast kurze Hosen an, was weißt denn du von Schatz und Liebhaben?" Doch, sagte ich, ich wisse alles, und wenn sie nicht mein Schatz werden möge, dann werfe ich sie ins Wasser und mich mit. Da schaute sie mich aufmerksam an, mit einem Blick wie eine Frau, und sagte: „Wir wollen einmal sehen. Kannst du denn schon küssen?" Ich sagte Ja und gab ihr schnell einen Kuß auf den Mund und dachte, damit wäre es gut, aber sie hatte meinen Kopf gepackt und hielt ihn fest und küßte mich jetzt richtig wie ein Weib, daß mir Hören und Sehen verging. Dann lachte sie mit ihrer tiefen Stimme und sagte: „Du würdest mir schon passen, Bub. Aber es geht doch nicht. Ich kann keinen Schatz brauchen, der in die Lateinschule geht, das gibt keine rechten Leute. Ich muß einen richtigen Mann zum Schatz haben, einen Handwerker oder einen Arbeiter, keinen Studierten. Es

ist also nichts damit." Sie hatte mich aber auf ihren Schoß gezogen und war in ihrer festen Wärme so schön und gut in den Armen zu halten, daß ich gar nicht daran denken konnte, von ihr zu lassen. Also habe ich der Franziska versprochen, ich wolle nimmer in die Lateinschule gehen und ein Handwerker werden. Sie lachte nur, aber ich ließ nicht nach, und zuletzt küßte sie mich wieder und versprach mir, wenn ich kein Lateinschüler mehr sei, dann wolle sie mein Schatz sein, und ich solle es gut bei ihr haben."

Knulp hielt inne und hustete eine Weile. Sein Freund sah aufmerksam herüber, beide schwiegen eine kleine Zeit. Dann fuhr er fort: „Also, jetzt weißt du die Geschichte. Es ist natürlich nicht so geschwind gegangen, wie ich gemeint hatte. Mein Vater gab mir ein paar Ohrfeigen, als ich ihm mitteilte, ich wolle und könne jetzt nimmer in die Lateinschule gehen. Ich wußte nicht gleich Rat; oft habe ich mir vorgenommen, ich wolle unsere Schule anzünden. Das waren Kindergedanken, aber mit der Hauptsache ist es mir Ernst gewesen. Schließlich fiel mir der einzige Ausweg ein. Ich tat einfach in der Schule nimmer gut. Weißt du's nimmer?"

„Wahrhaftig, es dämmert mir wieder. Du hast eine Zeitlang fast jeden Tag Arrest gehabt."

„Ja. Ich habe Stunden geschwänzt und schlechte Antworten gegeben, ich habe die Aufgaben nimmer gemacht und meine Schulhefte verloren, es war jeden Tag etwas los, und schließlich bekam ich Freude dran und habe jedenfalls den Lehrern damals das Leben nicht leicht gemacht. Das Latein und das Zeug alles war mir sowieso jetzt nimmer extra wichtig. Du weißt, ich hab immer eine gute Nase gehabt, und wenn ich hinter etwas Neuem her war, dann gab's eine Weile nichts anderes für mich auf der Welt. So war mir's mit dem Turnen gegangen, und dann mit dem Forellenfangen, und mit der Botanik. Und grade so hatte ich's halt damals mit den Mädchen, und eh ich da die Hörner abgelaufen und meine Erfahrung gewonnen hatte, war mir nichts andres wichtig. Es ist ja auch blöd, so als Schulbub in der Bank zu hocken und Konjugationen zu üben, wenn man heimlich mit allen Sinnen doch nur bei dem ist, was man von den Mädchen ausspioniert hat. — Na, item! Die Lehrer merkten das vielleicht, sie hatten mich im ganzen gern und schonten mich solang wie möglich, und es wäre nichts aus meinen Absichten geworden, aber ich fing jetzt eine Freundschaft mit dem Bruder der Franziska an. Er ging in die Volksschule, in die letzte Klasse, und war ein schlechter Kerl; ich habe viel von ihm gelernt, aber nichts Gutes, und habe viel von ihm zu leiden gehabt. In einem halben Jahr war mein Ziel endlich erreicht, mein Vater hat mich halbtot geschlagen, aber ich war aus eurer Schule ausgewiesen und saß jetzt in der gleichen Volksschulstube wie der Bruder der Franziska."

„Und sie? Das Mädel?" fragte Machold.

„Ja, das war eben der Jammer. Sie ist doch nicht mein Schatz geworden. Seit ich manchmal mit ihrem Bruder heimkam, wurde ich schlechter

von ihr behandelt, wie wenn ich jetzt weniger wäre als früher, und erst als ich schon zwei Monate in der Volksschule saß und mir angewöhnte, öfter am Abend mich aus dem Haus zu stehlen, da wurde mir die Wahrheit bekannt. Ich streunte eines Abends spät im Nieder Wald herum, und wie ich's schon mehrmals getan hatte, behorchte ich ein Liebespaar auf einer Bank, und als ich schließlich mich näher drückte, da war es die Franziska mit einem Mechanikergesellen. Sie haben gar nicht auf mich geachtet, er hatte den Arm um ihren Hals gelegt und in der Hand eine Zigarette, kurz, es war scheußlich. Da war also alles vergebens gewesen."

Machold klopfte seinem Freund auf die Schulter.

„Na, vielleicht war's für dich doch das Beste."

Aber Knulp schüttelte energisch den scharfen Kopf.

„Nein, gar nicht. Ich möchte heut noch meine rechte Hand drum geben, wenn das anders gegangen wäre. Sag mir nichts über die Franziska, ich lasse nichts auf sie kommen. Und wenn es richtig gegangen wäre, dann hätte ich die Liebe auf eine schöne und glückliche Art kennen gelernt, und vielleicht hätte mir das geholfen, daß ich auch mit der Volksschule und mit meinem Vater im guten zurecht gekommen wäre. Dann — wie soll ich's sagen? — schau, seither habe ich manche Freunde und Bekannte und Kameraden und auch Liebschaften gehabt; aber ich habe nie mehr mich auf das Wort eines Menschen verlassen oder mich selber durch ein Wort gebunden. Niemals mehr. Ich habe mein Leben gehabt, wie es mir paßte, und es hat mir nicht an Freiheit und an Schönem gefehlt, aber ich bin doch immer allein geblieben."

Er griff nach dem Glase, sog mit Sorgfalt den letzten kleinen Schluck Wein und stand auf.

„Wenn du erlaubst, leg ich mich wieder hin, ich mag nimmer davon reden. Du hast gewiß auch noch zu tun."

Der Doktor nickte.

„Noch etwas, du! Ich will heut um einen Platz im Spital für dich schreiben. Es paßt dir vielleicht nicht, aber da ist nichts zu ändern. Du gehst kaputt, wenn du nicht schnell in eine Pflege kommst."

„Ach was," rief Knulp mit ungewohnter Heftigkeit, „so laß mich halt kaputt gehen! Es nützt ja doch nichts mehr, das weißt du selber. Warum soll ich mich jetzt noch einsperren lassen?"

„Nicht so, Knulp, sei doch vernünftig! Ich wäre ein miserabler Doktor, wenn ich dich so herumlaufen ließe. In Oberstetten fänden wir sicher Platz für dich, und du kriegst extra einen Brief von mir mit, und nach acht Tagen komm ich selber einmal und seh nach dir. Ich verspreche dir's."

Der Landstreicher sank auf seinen Sitz zurück, es schien fast, als wäre er nahe am Weinen, und rieb seine dünnen Hände ineinander wie ein Frierender. Dann sah er dem Doktor flehentlich und kindlich in die Augen.

„Also denn," sagte er ganz leise. „Es ist ja nicht recht von mir, du hast so

viel für mich getan, und sogar Rotwein — es war alles viel zu gut und fein für mich. Du mußt mir nicht bös sein, ich habe noch eine große Bitte an dich."

Machold klopfte ihm begütigend auf die Schulter.

„Sei gescheit, Alter! Es will dir niemand an den Kragen. Also, was ist's?"

„Bist du mir nicht bös?"

„Gar nicht. Warum auch?"

„Dann bitt ich dich, Machold, dann mußt du mir einen großen Gefallen tun. Schick mich nicht nach Oberstetten! Wenn ich doch in so einen Spittel muß, dann möcht ich wenigstens nach Gerbersau, da kennt man mich, und ich bin dort daheim. Vielleicht ist es auch wegen der Armenpflege besser, ich bin ja dort geboren, und überhaupt —"

Seine Augen bettelten mit Inbrunst, er konnte vor Erregung kaum sprechen.

Er hat Fieber, dachte Machold. Und er sagte ruhig: „Wenn das alles ist, was du zu bitten hast — das wird bald in Ordnung sein. Du hast ganz recht, ich will nach Gerbersau schreiben. Geh du jetzt und lege dich hin, du bist müd und hast zu viel gesprochen."

Er sah ihm nach, wie er schleppend ins Haus ging, und mußte plötzlich an den Sommer denken, da Knulp ihn im Forellenfangen unterrichtet hatte, an seine kluge, beherrschende Art, mit Kameraden umzugehen, an die hübsche zwölfjährige Glut des rassigen Buben.

„Armer Kerl," dachte er mit einer Rührung, die ihn störte, und erhob sich rasch, um an die Arbeit zu gehen.

Der nächste Morgen brachte Nebel, und Knulp blieb den ganzen Tag im Bett. Der Doktor legte ihm einige Bücher hin, die er aber kaum berührte. Er war verdrossen und bedrückt, denn seit er Sorgfalt, Pflege, gutes Bett und zarte Kost genoß, spürte er deutlicher als zuvor, daß es mit ihm zu Ende gehe.

Wenn ich noch eine Weile so liege, dachte er unmutig, dann komme ich nimmer auf. Es war ihm wenig mehr ums Leben zu tun, die Landstraße hatte in den letzten kränklichen Jahren viel von ihrem Zauber verloren. Aber sterben wollte er nicht, ehe er Gerbersau wiedergesehen und allerlei heimlichen Abschied dort genommen hätte, von Fluß und Brücke, vom Marktplatz und vom einstigen Garten seines Vaters, und auch von jener Franziska. Seine späteren Liebschaften waren vergessen, wie denn überhaupt die lange Reihe seiner Wanderjahre ihm jetzt klein und unwesentlich erschien, während die geheimnisvollen Zeiten der Knabenschaft einen neuen Glanz und Zauber gewannen.

Aufmerksam betrachtete er das einfache Gastzimmer; er hatte in vielen Jahren nicht so prächtig gewohnt. Er studierte mit sachlichem Blick und tastenden Fingern das Gewebe der Bettleinwand, die weiche, ungefärbte Woll-

decke, die feinen Kissenbezüge. Auch der hartholzene Fußboden interessierte ihn, und die Photographie an der Wand, die den Dogenpalast in Venedig vorstellte und in Glasmosaik gerahmt war.

Dann lag er wieder lange mit offenen Augen, ohne etwas zu sehen, müde und nur mit dem beschäftigt, was still in seinem kranken Leibe vorging. Aber plötzlich fuhr er wieder auf, beugte sich schnell aus dem Bett und angelte mit hastigen Fingern seine Stiefel her, um sie sorgfältig und sachkundig zu untersuchen. Gut waren sie nimmer, aber es war Oktober, und bis zum ersten Schnee würden sie noch aushalten. Und nachher war doch alles aus. Es kam ihm der Gedanke, er könnte Machold um ein paar alte Schuhe bitten. Aber nein, der würde nur mißtrauisch werden; ins Spital braucht man kein Schuhwerk. Vorsichtig tastete er die brüchigen Stellen im Oberleder ab. Wenn das gut mit Fett behandelt wurde, mußte es mindestens noch einen Monat halten. Die Sorge war überflüssig; vermutlich würde dies alte Paar Schuhe ihn überdauern und noch im Dienste sein, wenn er selbst schon von der Landstraße verschwunden war.

Er ließ die Stiefel fallen und versuchte tief zu atmen, es tat aber weh und machte ihn husten. Da blieb er still und wartend liegen, atmete in kleinen Zügen und hatte Angst, es möchte schlimm mit ihm werden, ehe er sich seine letzten Wünsche erfüllt hätte.

Er versuchte an den Tod zu denken, wie schon manchmal, aber sein Kopf ermüdete daran und er fiel in Halbschlummer. Nach einer Stunde erwachend, meinte er tagelang geschlafen zu haben und fühlte sich frisch und still. Er dachte an Machold, und es fiel ihm ein, er müsse ihm ein Zeichen seiner Dankbarkeit dalassen, wenn er fortginge. Er wollte ihm eines von seinen Gedichten aufschreiben, weil der Doktor gestern einmal danach gefragt hatte. Aber er konnte sich auf keines ganz besinnen, und keines gefiel ihm. Durchs Fenster sah er im nahen Walde den Nebel stehen und starrte lange hinüber, bis ihm ein Gedanke kam. Mit einem Bleistiftende, das er gestern im Hause gefunden und mitgenommen hatte, schrieb er auf das saubere weiße Papier, mit dem die Schublade seines Nachttisches ausgelegt war, einige Zeilen:

Die Blumen müssen
Alle verdorren,
Wenn der Nebel kommt,
Und die Menschen
Müssen sterben,
Man legt sie ins Grab.

Auch die Menschen sind Blumen,
Sie kommen alle wieder,
Wenn ihr Frühling ist.
Dann sind sie nimmer krank,
Und alles wird verziehen.

Er hielt inne und las, was er geschrieben hatte. Es war kein richtiges Lied, die Reime fehlten, aber es stand doch das darin, was er hatte sagen wollen. Und er netzte den Bleistift an den Lippen und schrieb darunter: „Für Herrn Doktor Machold, Wohlgeboren, von seinem dankbaren Freunde K."

Dann legte er das Blatt in die kleine Schublade.

Andern Tages war der Nebel noch dicker geworden, aber es war eine strengkühle Luft, und man konnte am Mittag auf Sonne hoffen. Der Doktor ließ Knulp aufstehen, da er flehentlich danach verlangte, und erzählte, daß im Gerbersauer Spital Platz für ihn sei und er dort erwartet werde.

„Da will ich gleich nach dem Mittagessen marschieren," meinte Knulp, „vier Stunden brauche ich doch, vielleicht fünf."

„Das fehlt noch!" rief Machold lachend. „Fußwandern ist jetzt nichts für dich. Du fährst mit mir im Wagen, wenn wir sonst keine Gelegenheit finden. Ich schicke einmal zum Schulzen hinüber, der fährt vielleicht mit Obst oder mit Kartoffeln in die Stadt. Auf einen Tag kommt es jetzt auch nimmer an."

Der Gast fügte sich, und als man erfuhr, daß morgen der Schulzenknecht mit zwei Kälbern nach Gerbersau fahre, wurde beschlossen, Knulp solle mit ihm fahren.

„Einen wärmeren Rock könntest du aber auch brauchen," sagte Machold, „kannst du einen von mir tragen? Oder ist der zu weit?"

Er hatte nichts dagegen, der Rock wurde geholt, probiert und gut befunden. Knulp aber, da der Rock von gutem Tuch und wohlbehalten war, machte sich in seiner alten Kindereitelkeit sogleich daran, die Knöpfe zu versetzen. Belustigt ließ ihn der Doktor machen und gab ihm noch einen Hemdkragen dazu.

Am Nachmittag probierte Knulp in aller Heimlichkeit seine neue Kleidung, und da er nun wieder so gut aussah, begann es ihm leid zu tun, daß er sich in der letzten Zeit nicht mehr rasiert hatte. Er wagte nicht, die Haushälterin um des Doktors Rasierzeug zu bitten, aber er kannte den Schmied im Dorf und wollte dort einen Versuch machen.

Bald hatte er die Schmiede gefunden; er trat in die Werkstatt und sagte den alten Handwerksgruß: „Fremder Schmied spricht um Arbeit zu."

Der Meister sah ihn kalt und prüfend an.

„Du bist kein Schmied," sagte er gelassen. „Das mußt du einem andern weismachen."

„Richtig," lachte der Landstreicher. „Du hast noch gute Augen, Meister, und doch kennst du mich nicht. Weißt du, ich bin früher Musikant gewesen, und du hast in Haiterbach manchen Samstagabend zu meiner Handorgel getanzt."

Der Schmied zog die Augenbrauen zusammen und tat noch ein paar Stöße mit der Feile, dann führte er Knulp vor die Tür ans Licht und sah ihn mit Aufmerksamkeit an.

„Ja, jetzt weiß ich," lachte er kurz. „Du bist also der Knulp. Man wird halt älter, wenn man sich so lang nicht sieht. Was willst du in Bulach? Auf einen Zehner und auf ein Glas Most soll's mir nicht ankommen."

„Das ist recht von dir, Schmied, und ich nehm's für genossen an. Aber ich will was anderes. Du könntest mir dein Rasiermesser für eine Viertelstunde leihen, ich will heut abend zum Tanzen gehen."

Der Meister drohte ihm mit dem Zeigefinger.

„Du bist doch ein Lugenbeutel, ein alter. Ich meine, mit dem Tanzen wirst du's nimmer wichtig haben, so wie du aussiehst."

Knulp kicherte vergnügt.

„Du merkst doch alles! Schad, daß du kein Amtmann geworden bist. Ja, ich muß also morgen ins Spital, der Macholdschickt mich hin, und da wirst du begreifen, daß ich nicht so wie ein Zottelbär antreten mag. Gib mir das Messer, in einer halben Stunde hast du's wieder."

„So? Und wo willst du denn hin damit?"

„Zum Doktor hinüber, ich schlafe bei ihm. Gelt, du gibst mir's?"

Das schien dem Schmied nicht sehr glaubwürdig. Er blieb mißtrauisch.

„Ich geb dir's schon. Aber weißt du, es ist kein so gewöhnliches Messer, es ist eine echte Solinger Hohlklinge. Die möcht ich gern wiedersehen."

„Verlaß dich drauf."

„Ja, schon. Du hast da einen guten Rock an, Freundlein. Den brauchst du zum Rasieren nicht. Ich will dir was sagen: Zieh ihn aus und laß ihn da, und wenn du mit dem Messer wiederkommst, kriegst du auch den Rock wieder."

Der Landstreicher verzog das Gesicht.

„Also gut. Extra nobel bist du nicht, Schmied. Aber es soll meinetwegen gelten."

Nun holte der Schmied das Messer, Knulp gab den Rock zum Pfande, duldete aber nicht, daß der rußige Schmied ihn anfasse. Und nach einer halben Stunde kam er wieder und gab das Solinger Messer zurück, und sein struppiges Kinnbärtchen war weg, er sah ganz anders aus.

„Jetzt noch ein Nägelein hinters Ohr, dann kannst du weiben gehen," sagte der Schmied voll Anerkennung.

Aber Knulp war nicht mehr zu Scherzen gelaunt, er zog seinen Rock wieder an, sagte kurzen Dank und ging davon.

Auf dem Heimweg traf er vor dem Hause den Doktor, der ihn verwundert anhielt.

„Wo läufst denn du herum? Ja, und wie siehst du aus! — Aha, rasiert! Mensch, du bist doch ein Kindskopf!"

Aber es gefiel ihm, und Knulp bekam diesen Abend wieder einen Rotwein

zu trinken. Die beiden Schulkameraden feierten Abschied, und jeder war so aufgeräumt wie möglich, und keiner wollte sich etwas wie eine Beklemmung anmerken lassen.

Zeitig am Morgen kam der Knecht des Schulzen mit dem Wagen vorgefahren, auf dem in Lattenverschlägen zwei Kälber standen, mit den Knien zitterten und grell in den kalten Morgen starrten. Es lag zum erstenmal Reif auf den Wiesen. Knulp wurde zu dem Knecht auf den Bock gesetzt und bekam eine Decke über die Knie, der Doktor drückte ihm die Hand und schenkte dem Knecht eine halbe Mark; der Wagen rasselte weg und dem Wald entgegen, während der Knecht seine Pfeife anzündete und Knulp mit verschlafenen Augen in die hellblaue Morgenkühle blinzelte.

Aber später kam die Sonne, und der Mittag wurde ganz warm. Die Zwei auf dem Bock unterhielten sich ausgezeichnet, und als sie in Gerbersau ankamen, wollte der Knecht durchaus samt seinem Wagen und den Kälbern den Umweg machen und am Krankenhaus vorfahren. Indessen hatte Knulp ihm das bald ausgeredet, und sie trennten sich freundschaftlich vor der Einfahrt in die Stadt. Da blieb Knulp stehen und sah dem Wagen nach, bis er unter den Ahornen beim Viehmarkt verschwand.

Er lächelte und schlug einen Heckenpfad zwischen den Gärten ein, den nur Einheimische kannten. Er war wieder frei! Im Spital mochten sie warten.

Noch einmal kostete der Heimgekehrte das Licht und den Duft, die Geräusche und Gerüche der Heimat und die ganze erregende und sättigende Vertrautheit des Daheimseins: Gewühl der Bauern und Bürger auf dem Viehmarkt, durchsonnte Schatten brauner Kastanienbäume, Trauerflug später dunkler Herbstfalter an der Stadtmauer, Klang des vierstrahligen Marktbrunnens, Weingeruch und hohles hölzernes Gehämmer aus der gewölbten Kellereinfahrt des Küfermeisters, wohlbekannte Gassennamen, jeder dicht behängt von einem unruhigen Schwarm von Erinnerungen. Mit allen Sinnen schlürfte der Heimatlose den vielfältigen Zauber des Zuhauseseins, des Kennens, des Wissens, des Sicherinnerns, der Kameradschaft mit jeder Straßenecke und jedem Prellstein. Schlendernd und ermüdet war er den ganzen Nachmittag in allen Gassen unterwegs, belauschte den Messerschleifer am Fluß, sah dem Drechsler durchs Fenster seiner Werkstatt zu, las auf neugemalten Schildern die alten Namen wohlbekannter Familien. Er tauchte die Hand in den steinernen Trog des Marktbrunnens, seinen Durst aber löschte er erst unten am kleinen Abtsbrünnlein, das noch immer geheimnisvoll wie vor all den verflossenen Jahren im Erdgeschoß eines uralten Hauses entsprang und in der seltsam klaren Dämmerung seiner Quellstube zwischen den Steinplatten rauschte. Am Flusse stand er lange und lehnte an der hölzernen Brüstung überm ziehenden Wasser, worin das dunkle Seegras langhaarig wallte und

die schmalen Rücken der Fische schwarz und stille über den zitternden Kieseln standen. Er ging über den alten Steg und ließ sich in der Mitte in die Kniekehlen sinken, um wie als Knabe den feinen, lebendig elastischen Gegenschwung des Brückleins in sich zu spüren.

Ohne Eile spazierte er weiter und vergaß nichts, nicht die Kirchenlinde mit dem kleinen Rasenstück und nicht das Wehr der oberen Mühle, seinen einstigen Lieblingsbadeplatz. Er blieb vor dem Häuschen stehen, in dem vor Zeiten sein Vater gewohnt hatte, und lehnte sich eine kleine Weile zärtlich mit dem Rücken an die alte Haustür, suchte auch den Garten auf und sah über einen lieblos neuen Drahtzaun weg in eine neu angelegte Pflanzung hinein — aber die vom Regenwasser abgerundeten Steinstufen und der runde, feiste Quittenbaum neben der Tür waren noch die alten. Hier hatte Knulp seine besten Tage gehabt, noch ehe er sich aus der Lateinschule hatte wegjagen lassen, hier hatte er einst ein volles Glück. Erfüllungen ohne Rest, Seligkeiten ohne Bitternisse gekostet, diebesselige Kirschensommer, versunkenes flüchtiges Gärtnerglück im Belauschen und Pflegen seiner Blumen: geliebter Goldlack, lustige Winde, zärtlich samtenes Stiefmütterchen, und Kaninchenställe und Werkstatt und Drachenbau, Wasserleitungen aus dem Markrohr des Hollunders und Mühlräder aus Fadenrollen mit Schaufeln aus Schindelstücken. Kein Dach, dessen Katzen er nicht gekannt, kein Garten, dessen Früchte er nicht versucht, kein Baum, den er nicht bestiegen, in dessen Krone er nicht ein grünes Traumnest besessen hatte. Dieses Stück Welt hatte ihm gehört, war von ihm in tiefster Vertrautheit gekannt und geliebt worden; hier hatte jeder Strauch und jeder Gartenhag Bedeutung, Sinn, Geschichten für ihn gehabt, jeder Regen- und Schneefall zu ihm gesprochen, hier hatte Luft und Erde in seinen Träumen und Wünschen gelebt, sie erwidert und ihr Leben mitgeatmet. Und heute noch, dachte Knulp, war vielleicht hier ringsum kein Hausbewohner und kein Gartenbesitzer, dem dies alles mehr angehört hätte als ihm, dem es mehr wert war, mehr sagte, mehr Antwort gab, mehr Erinnerungen weckte.

Zwischen nahen Dächern stach hoch und spitzig der graue Giebel eines schmächtigen Hauses empor. Dort hatte vor Zeiten der Rotgerber Haasis gewohnt, und dort hatten Knulps Kinderspiele und Knabenwonnen ihr Ende gefunden in den ersten Heimlichkeiten und zärtlichen Händeln mit Mädchen. Von dort war er manchen Abend über die dämmernde Gasse heimgekehrt mit keimenden Ahnungen und Liebeslust, dort hatte er den Gerberstöchtern die Zöpfe aufgelöst und unter den Küssen der schönen Franziska getaumelt. Er wollte hinüber gehen, später am Abend, oder vielleicht morgen. Jetzt aber lockten diese Erinnerungen ihn wenig, er hätte sie alle zusammen gerne hingegeben für das Gedächtnis einer einzigen Stunde der früheren, der Knabenzeit.

Eine Stunde und länger verweilte er am Gartenzaun und schaute hinunter, und was er sah, war nicht der neue, fremde Garten, der dalag und mit dem jungen Beerengesträuch schon ganz leer und herbstlich aussah. Er sah den

Garten seines Vaters, und seine Kinderblumen im kleinen Beet, am Ostersonntag gepflanzte Aurikeln und glasige Balsaminen, und kleine Gebirge aus Steinchen, auf welchen er hundertmal gefangene Eidechsen ausgesetzt hatte, unglücklich, daß keine dort bleiben und wohnen und sein Haustier sein wollte, und dennoch immer wieder voll Erwartung und Hoffnung, wenn er eine neue mitbrachte. Alle Häuser und Gärten, alle Blumen und Eidechsen und Vögel der Welt konnte man ihm heute schenken, und es wäre nichts gegen den zaubervollen Glanz einer einzigen Sommerblume, wie sie damals in seinem Gärtchen wuchs und die köstlichen Blumenblätter leise aus der Knospe rollte. Und die Johannisbeerbüsche von damals, deren jeden er noch genau im Gedächtnis hatte! Sie waren fort, sie waren nicht ewig und unzerstörbar gewesen, irgendein Mann hatte sie ausgerissen und ausgegraben und ein Feuer draus gemacht, Holz und Wurzeln und welke Blätter waren miteinander verbrannt, und niemand hatte darum geklagt.

Ja, hier hatte er oft den Macholdbei sich gehabt. Der war jetzt ein Doktor und Herr und fuhr im Einspänner bei den kranken Leuten herum, und er war wohl auch ein guter und aufrichtiger Mensch geblieben; aber auch er, auch dieser kluge und stramme Mann, was war er gegen damals, gegen den gläubigen, scheuen, erwartungsvoll zärtlichen Knaben von damals? Hier hatte ihm Knulp gezeigt, wie man Käfige für Fliegen baut und Schindeltürme für Heuschrecken, und er war Macholds Lehrer und sein größerer, klügerer, bewunderter Freund gewesen.

Der nachbarliche Fliederbaum war alt und moosig dürr geworden, und das Lattenhaus im andern Garten war zerfallen, und man mochte an seine Stelle bauen, was man wollte, es wurde nie mehr so schön und beglückend und richtig, wie alles einmal gewesen war.

Es begann zu dämmern und kühl zu werden, als Knulp den vergrasten Gartenweg verließ. Vom neuen Kirchturm, der das Bild der Stadt veränderte, rief eine neue Glocke laut herüber.

Er schlich durchs Tor der Rotgerberei in den Gerbergarten, es war Feierabend und niemand zu sehen. Unhörbar schritt er über den weichen Lohboden an den gähnenden Löchern vorüber, wo die Häute in der Lauge lagen, und bis zum Mäuerchen, wo der Fluß schon dunkel an den moosig grünen Steinen hin trieb. Da war der Ort, an dem er einmal eine Abendstunde mit Franziska gesessen war, die bloßen Füße im Wasser plätschernd.

Und wenn sie mich nicht vergebens hätte warten lassen, dachte Knulp, dann wäre alles anders gekommen. Wenn auch die Lateinschule und das Studieren versäumt war, ich hätte Kraft und Willen genug gehabt, um doch etwas zu werden. Wie einfach und klar war das Leben! Damals hatte er sich weggeworfen und von allem nichts mehr wissen wollen, und das Leben war darauf eingegangen und hatte nichts von ihm verlangt. Er war außer-

halb gestanden, ein Bummler und Zaungast, beliebt in den guten jungen Jahren, und allein im Kranksein und Altern.

Es ergriff ihn eine große Müdigkeit, er setzte sich auf dem Mäuerchen nieder, und der Fluß rauschte dunkel in seine Gedanken. Da wurde über ihm ein Fenster hell, das mahnte ihn, es sei spät, und man dürfe ihn hier nicht finden. Er schlüpfte lautlos aus dem Lohgarten und aus dem Tor, knöpfte den Rock zu und dachte ans Schlafen. Er hatte Geld, der Doktor hatte ihn beschenkt, und nach kurzem Besinnen verschwand er in einer Herberge. Er hätte in den „Engel" oder „Schwanen" gehen können, wo man ihn kannte und wo er Freunde gefunden hätte. Aber daran war ihm jetzt nicht gelegen.

Vieles hatte sich im Städtchen verändert, was ihn früher bis ins kleinste interessiert hätte, aber diesmal wollte er nichts sehen und wissen, als was zur alten Zeit gehörte. Und als er nach kurzem Fragen erfuhr, daß die Franziska nicht mehr lebe, da verblaßte alles, und ihm schien, er sei einzig ihretwegen hergekommen. Nein, es hatte keinen Sinn, hier in den Gassen und zwischen den Gärten herumzustrolchen und sich von denen, die ihn kannten, halb mitleidige Späße zurufen zu lassen. Und als er zufällig in dem engen Postgäßlein dem Oberamtsarzt begegnete, fiel ihm plötzlich ein, man könnte ihn am Ende droben im Krankenhaus vermissen und nach ihm fahnden. Alsbald kaufte er bei einem Bäcker zwei Wecken, stopfte sie in seine Rocktaschen und stieg noch vor Mittag zur Stadt hinaus eine steile Bergstraße hinan.

Da saß hoch oben am Waldrande, an der letzten großen Straßenbiegung, ein staubiger Mann auf einem Steinhaufen und klopfte mit einem langstieligen Hammer den graublauen Muschelkalk in Stücke.

Knulp sah ihn an, grüßte und blieb stehen.

„Grüß Gott," sagte der Mann und klopfte weiter, ohne den Kopf zu heben.

„Ich meine, das Wetter bleibt nimmer lang," probierte Knulp.

„Kann schon sein," brummte der Steinklopfer und sah einen Augenblick empor, vom Mittagslicht auf der hellen Straße geblendet. „Wo wollet Ihr hinaus?"

„Nach Rom zum Papst," sagte Knulp. „Ist's wohl noch weit?"

„Heut kommet Ihr nimmer hin. Wenn Ihr überall stehen bleiben müsset und die Leute in der Arbeit stören, dann erlaufet Ihr's in keinem Jahr."

„So, meinet Ihr? Na, eilig hab ich's nicht, Gott sei Dank. Ihr seid ein fleißiger Mann, Herr Andres Schaible."

Der Steinklopfer hielt die Hand über die Augen und musterte den Wanderer.

„Ihr kennt mich also," sagte er bedächtig, „und ich kenn Euch auch, will mir scheinen. Bloß auf den Namen muß ich noch kommen."

„Da müsset Ihr den alten Krabbenwirt fragen, wo wir anno neunzig allemal unseren Sitz gehabt haben. Aber er wird nimmer leben."

„Schon lang nimmer. Aber jetzt tagt mir's, alter Kunde. Du bist der Knulp. Setz dich ein bißchen her, und Grüß Gott auch!"

Knulp setzte sich, er war zu rasch gestiegen und atmete mit Beschwerden; er sah erst jetzt, wie schön in der Tiefe das Städtchen lag, blaublanker Fluß, rotbraunes Dächergewimmel und kleine grüne Bauminseln dazwischen.

„Du hast es nett hier droben," sagte er aufatmend.

„Es geht so, ich kann nicht klagen. Und du? Früher ist's leichter den Berg rauf gegangen, gelt? Du schnaufst ja heillos, Knulp. Hast wieder einmal die Heimat besucht?"

„Jawohl, Schaible, es wird das letztemal sein."

„Und warum denn?"

„Weil halt die Lunge kaput ist. Weißt du nix dagegen?"

„Daheim geblieben wenn du wärst, mein Lieber, und hättest brav geschafft, und hättest Weib und Kinder und jeden Abend dein Bett, dann wär's vielleicht anders mit dir. Na, darüber weißt du meine Meinung von früher her. Da kann man jetzt nichts machen. Ist's denn so schlimm?"

„Ach, ich weiß nicht. — Oder doch, ich weiß schon. Es geht halt den Berg hinunter, und jeden Tag ein bißchen schneller. Da ist dann wieder ganz gut, wenn man für sich allein ist und niemand zur Last fällt."

„Wie man's nimmt; das ist deine Sache. Es tut mir aber leid."

„Ist nicht nötig. Gestorben muß einmal sein, es kommt sogar an die Steinklopfer. Ja, alter Kunde, da sitzen jetzt wir zwei und können uns beide nicht viel einbilden. Du hast ja auch einmal andere Gedanken im Kopf gehabt. Hast du nicht damals zur Eisenbahn gewollt?"

„Ach, das sind alte Geschichten."

„Und deine Kinder sind gesund?"

„Ich weiß nichts andres. Der Jakob verdient jetzt schon."

„So? Ha, die Zeit vergeht. Ich will, glaub ich, jetzt auch ein wenig weiter."

„Es pressiert nicht so. Wenn man sich so lang nimmer gesehen hat! Sag, Knulp, kann ich dir mit etwas helfen? Viel hab ich nicht bei mir, es wird eine halbe Mark sein."

„Die kannst du selber brauchen, Alterle. Nein, danke schön."

Er wollte noch etwas sagen, aber es wurde ihm elend ums Herz, und er schwieg, und der Steinklopfer gab ihm aus seiner Mostflasche zu trinken. Sie blickten eine Weile auf die Stadt hinunter, ein Sonnenspiegel im Mühlkanal blitzte kräftig herauf, über die Steinbrücke fuhr langsam ein Lastwagen, und unterm Wehr schwamm lässig ein weißes Gänsegeschwader.

„Jetzt hab ich ausgeruht und muß weiter," fing Knulp wieder an.

Der Steinklopfer saß in Gedanken und schüttelte den Kopf.

„Hör du, du hättest mehr werden können als so ein armer Teufel von Pennbruder," sagte er langsam. „Es ist doch sündenschad um dich. Weißt

du, Knulp, ich bin gewiß kein Stündeler, aber ich glaube halt doch, was in der Bibel steht. Du mußt auch daran denken. Du wirst dich verantworten müssen, es wird nicht so leicht gehn. Du hast Gaben gehabt, bessere als ein anderer, und es ist doch nichts aus dir geworden. Du darfst mir's nicht zürnen, wenn ich das sage."

Jetzt lächelte Knulp, und ein Schimmer von der alten harmlosen Schelmerei stand in seinen Augen. Er klopfte seinem Kameraden freundlich auf den Arm und stand auf.

„Wir werden ja sehen, Schaible. Der liebe Gott fragt mich vielleicht gar nicht: warum bist du nicht Amtsrichter geworden? Vielleicht sagt er auch bloß: Bist wieder da, du Kindskopf? und gibt mir droben eine leichte Arbeit, Kinderhüten oder so."

Andres Schaible zuckte die Achseln unter dem blau und weiß gewürfelten Hemde.

„Mit dir kann man nicht im Ernst reden. Du meinst, wenn der Knulp kommt, da wird der Herrgott nichts als Späße machen."

„Ach nein. Aber es könnte doch sein, nicht?"

„Red nicht so!"

„Ja, dann will ich dem lieben Gott sagen, er solle halt einmal den Schaible fragen, der kenne mich gut. Was sagst du ihm dann?"

„Ne, mich braucht der Herrgott gewiß nicht dazu. Aber ich täte sagen: der Knulp hat sein Leben lang nichts als Kindereien getrieben, aber ich glaube, er ist halt doch ein guter und anständiger Kerl gewesen."

Sie gaben sich die Hände, und dabei steckte der Steinklopfer ihm ein kleines Geldstück zu, das er verstohlen aus seiner Hosentasche gegraben hatte. Und Knulp nahm es an und wehrte sich nimmer, um dem anderen nicht seine Freude zu verderben.

Er warf noch einen Blick in das alte heimatliche Tal, nicht noch einmal zu Andres Schaible zurück, dann begann er zu husten und machte schnellere Schritte, und war alsbald um die obere Waldecke verschwunden.

Vierzehn Tage später, nachdem es auf nebelkalte Tage noch sonnige mit späten Glockenblumen und kühlreifen Brombeeren gegeben hatte, brach plötzlich der Winter herein. Es gab strengen Frost, und darauf am dritten Tage bei milderer Luft einen schweren, hastigen Schneefall.

Knulp war diese ganze Zeit unterwegs gewesen, auf zielloser Streife immer im Umkreis der Heimat, und noch zweimal hatte er aus nächster Nähe, im Walde verborgen, den Steinklopfer Schaible gesehen und beobachtet, ohne ihn nochmals anzurufen. Er hatte viel zu denken gehabt und war auf allen den langen, mühsamen, nutzlosen Wegen immer tiefer in das Gewirre seines verfehlten Lebens geraten wie in zähe Dornranken, ohne den Sinn und Trost

dazu zu finden. Dann war die Krankheit von neuem über ihn gekommen, und wenig fehlte, so wäre er eines Tages trotz allem doch noch in Gerbersau erschienen und hätte am Krankenhaus angeklopft. Aber als er nach tagelangem Alleinsein wieder die Stadt unten liegen sah, da klang ihm alles fremd und feindlich entgegen, und es ward ihm klar, daß er nimmer dorthin gehöre. Zuweilen kaufte er in einem Dorf ein Stück Brot, auch gab es noch Haselnüsse genug. Die Nächte brachte er in den Blockhütten der Waldarbeiter oder zwischen Strohbündeln auf dem Felde zu.

Jetzt kam er im dichten Schneetreiben vom Wolfsberg herüber gegen die Talmühle gegangen, verfallen und todesmüde und dennoch immerzu auf den Beinen, als müsse er den kleinen Rest seiner Tage noch mächtig ausnützen und laufen, laufen, allen Waldrändern und Schneisen nach. So krank und müde er war, seine Augen und seine Nüstern hatten die alte Beweglichkeit behalten; äugend und schnuppernd wie ein feinfühliger Jagdhund stellte er auch jetzt noch, da es keine Ziele mehr für ihn gab, jede Bodensenkung, jeden Windhauch, jede Tierspur fest. Sein Wille war nicht dabei, und seine Beine gingen von selber.

In seinen Gedanken aber stand er jetzt wieder, wie seit einigen Tagen fast immerzu, vor dem lieben Gott und sprach unaufhörlich mit ihm. Furcht hatte er keine; er wußte, daß Gott uns nichts tun kann. Aber sie sprachen miteinander, Gott und Knulp, über die Zwecklosigkeit seines Lebens, und wie das hätte anders eingerichtet werden können, und warum dies und jenes so und nicht anders habe gehen müssen.

„Damals ist es gewesen," beharrte Knulp immer wieder, „damals, wie ich vierzehn Jahre alt war und die Franziska mich im Stich gelassen hat. Da hätte noch alles aus mir werden können. Und dann ist irgend etwas in mir kaput gegangen oder verpfuscht worden, und von da an habe ich eben nichts mehr getaugt. — Ach was, der Fehler ist einfach der gewesen, daß du mich nicht mit vierzehn Jahren hast sterben lassen! Dann wäre mein Leben so schön und vollkommen gewesen wie ein reifer Apfel."

Der liebe Gott aber lächelte immerzu, und manchmal verschwand sein Gesicht ganz in dem Schneetreiben.

„Na, Knulp," sagte er ermahnend, „denk einmal an deine Jungeburschenzeit, und an den Sommer im Odenwald, und an die Lächstettener Zeiten! Hast du da nicht getanzt wie ein Reh, und hast das schöne Leben in allen Gelenken zucken gefühlt? Hast du nicht singen können und Harmonika spielen, daß den Mädchen die Augen übergelaufen sind? Weißt du noch die Sonntage in Bauerswil? Und deinen ersten Schatz, die Henriette? Ja, ist denn das alles nichts gewesen?"

Knulp mußte nachdenken, und wie ferne Bergfeuer strahlten ihm die Freuden seiner Jugend dunkelschön herüber und dufteten schwer und süß wie Honig und Wein, und klangen tieftönig wie Tauwind in der Vorfrühlings-

nacht. Herrgott, es war schön gewesen, schön die Lust und schön die Trauer, und es wäre jammerschade um jeden Tag gewesen, der gefehlt hätte!

„Ach ja, es war schön," gab er zu, und war doch voll Weinerlichkeit und Widerspruch wie ein müdes Kind. „Es war ja wunderschön damals. Freilich, Schuld und Traurigkeit ist auch schon dabei gewesen. Aber es ist wahr, es sind gute Jahre gewesen, und vielleicht haben nicht viele solche Becher ausgetrunken und solche Tänze angeführt und solche Liebesnächte gefeiert, wie ich dazumal. Aber dann, dann hätte es aus sein sollen! Schon dort war ein Stachel im Glück, ich weiß noch wohl, und dann sind niemals mehr so gute Zeiten gekommen. Nein, niemals mehr."

Der liebe Gott war weit im Schneegewehe verschwunden. Nun, da Knulp ein wenig stehen blieb, um wieder zu Atem zu kommen und ein paar kleine Blutflecke in den Schnee zu spucken, nun war Gott unversehens wieder da und gab Antwort.

„Sag einmal, Knulp, bist du nicht ein wenig undankbar? Ich muß lachen, wie vergeßlich du geworden bist! Wir haben uns an die Zeit erinnert, wo du der Tanzbodenkönig warst, und an deine Henriette, und du hast zugeben müssen: es war gut und schön, es hat wohl getan und einen Sinn gehabt. Und wenn du so an die Henriette denkst, mein Lieber, mit was für Gefühlen willst du dann gar an Lisabeth denken? He? Ja, hast du denn die ganz vergessen können?"

Und wieder stand wie ein fernes Gebirge ein Stück Vergangenheit vor Knulps Augen, und wenn es nicht ganz so froh und lustig aussah wie das vorige, so glänzte es dafür viel heimlicher und inniger, wie Frauenlächeln zwischen Tränen, und es standen Tage und Stunden aus ihren Gräbern auf, an die er lange nimmer gedacht hatte. Und mitten inne stand Lisabeth, mit schönen, traurigen Augen, den kleinen Buben auf dem Arm.

„Was für ein schlechter Kerl bin ich gewesen!" fing er wieder zu klagen an. „Nein, seit die Lisabeth tot ist, hätte ich auch nimmer leben dürfen."

Aber Gott ließ ihn nicht weiter reden. Er sah ihn durchdringend aus den hellen Augen an und fuhr fort: „Hör auf, Knulp! Du hast der Lisabeth sehr weh getan, das ist nicht anders, aber du weißt wohl, sie hat doch mehr Zartes und Schönes von dir empfangen als Böses, und sie hat dir nicht einen Augenblick gezürnt. Siehst du denn immer noch nicht, du Kindskopf, was der Sinn von dem allen war? Siehst du nicht, daß du deswegen ein Leichtfuß und ein Vagabund sein mußtest, damit du überall ein Stück Kindertorheit und Kinderlachen hintragen konntest? Damit überall die Menschen dich ein wenig lieben und dich ein wenig hänseln und dir ein wenig dankbar sein mußten?"

„Es ist am Ende wahr," gab Knulp nach einigem Schweigen halblaut zu. „Aber das ist alles früher gewesen, da war ich noch jung! Warum hab ich aus dem allen nichts gelernt und bin kein rechter Mensch geworden? Es wäre noch Zeit gewesen."

Es gab eine Pause im Schneefall. Knulp rastete wieder einen Augenblick und wollte den dicken Schnee von Hut und Kleidern schütteln. Aber er kam nicht dazu, er war zerstreut und müde, und Gott stand jetzt nahe vor ihm, seine lichten Augen waren weit offen und strahlten wie die Sonne.

„Nun sei einmal zufrieden," mahnte Gott, „was soll das Klagen nützen? Kannst du wirklich nicht sehen, daß alles gut und richtig zugegangen ist und daß nichts hätte anders sein dürfen? Ja, möchtest du denn jetzt ein Herr oder ein Handwerksmeister sein und Frau und Kinder haben und am Abend das Wochenblatt lesen? Würdest du nicht sofort wieder davonlaufen und im Wald bei den Füchsen schlafen und Vogelfallen stellen und Eidechsen zähmen?"

Wieder fing Knulp zu gehen an, er schwankte vor Müdigkeit und spürte doch nichts davon. Es war ihm viel wohler zumute geworden, und er nickte dankbar zu allem, was Gott ihm sagte.

„Sieh," sprach Gott, „ich habe dich nicht anders brauchen können, als wie du bist, und ich habe dir den Stachel der Heimatlosigkeit und Wanderschaft mitgeben müssen, sonst wärest du irgendwo sitzen geblieben und hättest mir mein Spiel verdorben. In meinem Namen bist du gewandert und hast den seßhaften Leuten immer wieder ein wenig Heimweh nach Freiheit mitbringen müssen. In meinem Namen hast du Dummheiten gemacht und dich verspotten lassen; ich selber bin in dir verspottet und bin in dir geliebt worden. Du bist ja mein Kind und mein Bruder und ein Stück von mir, und du hast nichts gekostet und nichts gelitten, was ich nicht mit dir erlebt habe."

„Ja," sagte Knulp und nickte schwer mit dem Kopf. „Ja, es ist so, ich habe es eigentlich immer gewußt."

Er lag ruhend im Schnee, und seine müden Glieder waren ganz leicht geworden, und seine entzündeten Augen lächelten.

Und als er sie schloß, um ein wenig zu schlafen, hörte er noch immer Gottes Stimme reden und sah noch immer in seine hellen Augen.

„Also ist nichts mehr zu klagen?" fragte Gottes Stimme.

„Nichts mehr," nickte Knulp und lachte schüchtern.

„Und alles ist gut? Alles ist, wie es sein soll?"

„Ja," nickte er, „es ist alles, wie es sein soll."

Gottes Stimme wurde leiser und tönte bald wie die seiner Mutter, bald wie Henriettes Stimme, bald wie die gute, sanfte Stimme der Lisabeth.

„Dann bist du daheim," sagte die Stimme. „Dann bist du daheim und bleibst bei mir."

Als Knulp die Augen nochmals auftat, schien die Sonne und blendete so sehr, daß er schnell die Lider senken mußte. Er spürte den Schnee schwer auf seinen Händen liegen und wollte ihn abschütteln, aber der Wille zum Schlaf war schon stärker als jeder andere Wille in ihm geworden.

Neue Briefe aus Gottfried Kellers Frühzeit.

Mitgeteilt von

Emil Ermatinger.

Der Empfänger der nachfolgenden Briefe, Johann Salomon Hegi, gehört zu den nächsten Freunden Kellers aus seiner Münchener Zeit. In Zürich am 9. November 1814 geboren, sollte er eigentlich Kaufmann werden. Ende der dreißiger Jahre aber trieb ihn der Drang zu künstlerischem Schaffen nach München, wo er der Genre- und Historienmalerei oblag. Da lernte er Keller kennen, der anfangs Mai 1840 in München eingerückt war. 1844 ging Hegi nach Genf und Paris. 1849 unternahm er eine malerische Entdeckungsfahrt nach Mexiko, deren Ausbeute indes mehr ethnographisch-stoffliche als künstlerische Qualitäten weist. Nach der Rückkehr — 1860 — arbeitete er in Schaffhausen und Genf als Zeichner für naturwissenschaftliche Werke und versuchte sein Heil auch etwa in einer Illustration Kellerscher Werke. Aber zu freier künstlerischer Gestaltung gebrach die persönliche Kraft und, ein lauterer und guter Mensch, brachte es der Künstler nie auf einen grünen Zweig. Am 11. Dezember 1890 ist er gestorben.

Kellers Jugendbriefe an Hegi sind ziemlich lückenlos von Ende 1840, wo Hegi für einige Zeit zu seiner Mutter nach Schaffhausen übersiedelte, bis zum April 1841 erhalten. Ihre äußere Veranlassung sind das Geld, das Keller von dem Freund geborgt, und die Besorgung von Aufträgen, mit denen Hegi ihn betraute, wie Kauf von Tabakspfeifen, Leinwand und dergleichen. Ihr Reiz liegt in der Schilderung von Kellers Münchener Leben, aus dem wir manchen neuen Einzelzug erfahren, und die Geständnisse trüber Stunden lassen tiefer in sein Inneres schauen. Die späteren Aufzeichnungen Hegis, die Baechtold I, S. 98 ff. mitteilt, erhalten durch die Briefe da und dort eine Berichtigung. Nach der Wendung von der Malerei zur Dichtung (1843) wuchs Keller von Hegi ab, und die Briefe werden seltener. Auch mochte ihm die Erinnerung an den Freund peinlich sein, dem er die Schulden auch jetzt nicht bezahlen konnte. Nach dem Frühjahr 1849 hat Keller, soviel ich weiß, Hegi nicht mehr geschrieben bis zum 12. Mai 1869 (Baechtold Nr. 142). Erst zu Beginn der achtziger Jahre traten sich die beiden wieder näher, und Keller

hat bis zu seinem Tode die Hilfe, die Hegi ihm in der Jugend geleistet, dem Greise voll Treue und Takt vergolten[1]).

1.

München, den 21. Dezember 1840.

An die „Morgenstunde!"[2]) ein Bußpsalm.

Um die Beichte aller meiner Sünden und vernachlässigten Pflichten nicht zu meiner Pein zu verlängern, will ich sie ganz kurz fassen, wie folgt:

1. Was die Pfeifen betrifft, so hatte, als ich bereit war, dieselben zu holen, Süffert[3]) seine drei Karolinen noch nicht erhalten, und hat sie jetzt noch nicht. Unterdessen ist meine Barschaft auch wieder durchgebrannt, so daß, als er nun Geld hatte, ich wieder auf dem Hund war. Indessen hoffen wir beide noch vor dem Neujahr Geld zu bekommen, und dann werden die Pfeifen folgen.

2. Die Lithographien betreffend[4]), so ging ich nach Deinem Schreiben sogleich zu Tuschek, er sagte, er wolle nachsehen, er werde in nächsten Tagen zu mir kommen; es werde aber nicht viel über einen Gulden mehr ausmachen usw. Er ist aber noch nie gekommen, und als [ich] ihn aufsuchte, war er nicht zu treffen. Endrich hat nie kein Geld, sondern immer auf den folgenden versprochen, welches der Grund ist, warum ich so lange zögerte, zu schreiben, indem ich immer die Sachen zugleich versenden zu können glaubte. Jetzt hat er aber ganz bestimmt auf diese Woche versprochen, und da Du die Sachen wahrscheinlich aufs Neujahr brauchen wirst, so werden wir dieselben dann auf der Stelle besorgen. Die andern früheren Aufträge werden dann mitlaufen. Du mußt mir also Deine Vergebung angedeihen lassen und in Akzeptierung derselben gehe ich über in den unterhaltenden Abschnitt dieses denkwürdigen Briefes.

Ich beginne mit den hiesigen Neuigkeiten folgendermaßen.

Die Fornaro[5]) ist im Herrn entschlafen und Sonntags vor vierzehn Tagen beerdigt worden. Requiescat in pacem.

[1]) Die Briefe, die jüngst aus dem Nachlaß Hegis in Schaffhausen zutage traten, sind jetzt Eigentum der Zürcher Stadtbibliothek durch die Umsicht von Herrn Oberbibliothekar Dr. Hermann Escher, dem ich zu großem Dank verpflichtet bin. Für den Nachweis der von Keller genannten Münchener Künstler leisteten Bruns Schweizerisches Künstlerlexikon und Thieme und Beckers Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler wertvolle Dienste.

[2]) Hegis Cerevisname.

[3]) Eduard Süffert, Maler, von Basel, ein Münchener Freund Kellers.

[4]) Hegi hatte Keller gebeten, ihm eine Reproduktion einer Madonna in der Allerheiligenkirche, sowie eine der Napoleonlithographien von J. K. Bolleter (1814–1819) zu beschaffen.

[5]) Fräulein Fornaro aus Rapperswil, vgl. Baechtold I, S. 151.

Leemann, Süffert und [folgt Profil von Kellers Kopf] haben ein neues, bewegliches Fest gestiftet: das Fest der „Häutung". Wir haben nämlich alle drei auf einen Tag neue Röcke bekommen oder mit andern Worten uns gehäutet und haben diese merkwürdige Katastrophe durch ein glänzendes Fest gefeiert, und beschlossen, dasselbe alljährlich zu wiederholen; da wir aber nicht versichert sind, immer auf diesen Tag gehörig versilbert zu sein, so hat dieses Fest die Eigenschaft eines „beweglichen" bekommen; wie die Ostern 2c. 2c.

Kunstverein. In jüngster Zeit geht es ziemlich lebhaft. Mehrere Bilder von Bürkel, Stieler und Dürck[1]) wechselten miteinander ab. Dürcks Malerei gefällt mir besser als die des Stieler. Nach dem Neujahr werde ich den Verein auch mit einer oder mehreren Piecen beehren. — Hast Du im Kunstverein auch einen Geschäftsführer während Deiner Abwesenheit bestimmt?

Schweizerei. Curti[2]) liegt an der Gicht so hart darnieder, daß er kein Glied rühren kann. Gämperli hatte vor seiner Abreise noch einen brillanten Abschied. Er hat alle gerauen[3]) und ist jetzt in Glarus, wie ich glaube. — Vor ungefähr vier Wochen versammelten wir uns, um die Gesellschaft solider zu konstituieren. Es waren ungefähr fünfzig anwesend. Ein Ausschuß hatte eine Verfassung von neunzehn Paragraphen vorgeschlagen, welche wesentlich in folgendem bestand: Die Gesellschaft hat einen Präses, dito Vize und einen Sekretär und drei Ersatzmänner. Die Chargierten bilden das Ehrengericht, vor welches allfällige Streitigkeiten, deren in der Kneipe keine ausgemacht werden dürfen, gebracht werden. Die Gesellschaft hält sich einige Schweizerzeitungen und zu diesem Ende hin liefert jedes Mitglied monatlich einen Zwölfer. Die Fähigen halten sich einen Fechtboden, welcher jedoch nicht obligatorisch ist. Curti ist Präses, Hochstettler Vize, Andermatt Sekretär und Kassier, und Sidler, welcher sich wieder mit vollem Atem unter die Schweizer geworfen hat, ist Redakteur des Wochenblattes. Was die Neuangekommenen betrifft, so ist außer einem, der aber sogleich zu den Schwaben getreten ist, kein einziger Honoriger da, alles Brüller und unkultivierte Kerls. Diese haben, den Fischer von Schaffhausen an der Spitze, ihre Extneipe im „Spitzer" aufgeschlagen und führen sich dort so skandalös auf, daß die Schweizer das Stadtgespräch werden. Daher habe ich letzten Samstag in der allgemeinen Kneipe, nachdem lange gezankt und geschimpft worden ist, öffentlich erklärt, daß ich und alle Gleichgesinnten mich aller dieser Spitzerianer schäme, daß sie keine Ehre hätten usf., worauf sie alle zu unserer Freude die Gesell-

[1]) Heinrich Bürkel (1802—1869), Genre-, Tier- und Landschaftsmaler. — Josef Stieler (1781–1858), Porträtmaler. — Friedrich Dürck (1809–1884), Porträt- und Genremaler.

[2]) Karl Curti, aus Rapperswil stammend, wo er später Stadtschreiber wurde, eines der angesehensten Mitglieder der Schweizergesellschaft in München.

[3]) = gereut. Alle bedauerten seinen Weggang.

schaft verließen, nachher aber schworen, mich abzuholzen, wo sie mich finden würden; einer namens Lamarqua, ein Welscher, drohte sogar mich zu erstechen; Du kannst Dir also vorstellen, in welcher Angst ich schwebe[1]).

(Fortsetzung folgt.)

Wir grüßen Dich alle.

Dein ergebenster G. Keller vulgo Strabo.

Ich schreibe diesen Brief bei Leemann[2]) und das Tintenfaß ist eine große Waschschüssel, in welcher ich ein wenig Tusch angerieben habe.

Morgen wird Doktor Willhelm begraben.

2.

München, den 26. Dezember 1840.

Bester Hegi!

Endlich habe ich es errungen, Dir wenigstens die zwei Lithographien schicken zu können. Gott gebe, daß sie noch aufs Neujahr ankommen. Was Deine Vorwürfe betrifft, so warst Du wirklich in der Hinsicht berechtigt dazu, daß ich wenigstens hätte schreiben können. Allein ich hoffte immer, Dir alles miteinander zu schicken. Süffert und Leemann können bezeugen, in welcher Unruhe ich immer war Deinetwegen, und als vollends Dein letzter Brief kam, geriet ich gänzlich in Verzweiflung der schlechten Meinungen halben, die Du von mir haben mußt. Leemann hätte helfen können, denn er hat vergangene Woche bei acht Louis eingenommen, allein er sagte kein Wort dazu, obgleich er alle meine Klagen mit anhörte, und Süffert konnte nicht; daher war es auch unmöglich, die Ansichten für jetzt mitzuschicken. — Fräulein Sulzer wollen nur vier bis fünf Gulden hergeben, weil sie nicht für mehr Auftrag hätten; daher entschloß ich mich, die Lithographien zu schicken, weil dies das Pressanteste war. Ich nahm daher drei Gulden dreißig Kreuzer von ihnen, welches ich für die Madonna bezahlen mußte. Mit Volleter wirst Du schon rechnen. Ich war gestern und vorgestern mehrere Male bei ihm und habe ihn erst heute getroffen, zur Vermehrung meiner Angst hat er mich durch sein dummes Geschwätz noch beinahe zwei Stunden aufgehalten.

Heut früh lief ich noch zu Tuschek; allein er vertröstete mich aufs Neujahr; von dort ging ich zu Endrich, welcher auf morgen versprach; daher dachte ich: Du schickst wenigstens die Lithographien. Die Leinwand wird nächstens nachfolgen. Ebenso die andern Sachen.

Nun muß ich noch eine Sünde beichten, nämlich daß Deine Kiste noch beim Hähnlein[3]) ist, und zwar aus folgenden Ursachen: Als wir, Bendel[4]),

[1]) Dabei eine Federzeichnung: Keller an einem Strick schwebend, rings um ihn Wolken als „Angst" bezeichnet.

[2]) Julius Rudolf Leemann (1812–1865, Zeichner und Maler, ein Intimus Kellers.

[3]) Hegis Wirt in München.

[4]) Hans Bendel (1814—1853), Zeichner, Maler und Lithograph.

Leemann, Süffert und ich, Dich an jenem Tage aus dem Gesichte verloren hatten, standen wir noch traurig beisammen vor der Post, sahen den schönen Tag und den blauen heitern Himmel, sahen ferner die bereitwilligen Fiaker auf dem Residenzplatze vor uns stehen und sahen endlich einander selbst an und lasen gegenseitig in unsern Gesichtern. Süffert las am richtigsten; denn er lief ohne ein Wort zu sagen nach dem nächsten Fiaker, akkordierte mit ihm, wir ohne ein Wort zu sagen folgten ihm, stiegen ein und fuhren, statt in Dein altes Logis zu gehen, nach Harlachingen, speisen dort zu Mittag; begaben uns dann nach der Menterschwaig, zechten dort bis um Mitternacht. Als wir aber nach Hause wollten, überfiel uns ein heftiger Platzregen, so daß wir bleiben mußten. Wir übernachteten also dort und wurden mehr als einmal durch Süfferts Tollheiten aufgeweckt. Den folgenden Morgen machten wir uns auf und gelangten mit genauer Not um zwölf Uhr im „Lettinger" an; dort speisen wir abermals zu Mittag und wie wir hinaustraten, um vollends in die Stadt zu kommen, ersahen wir abermals den herrlichen Tag, kehrten wieder um und wandelten harmlos am andern Ufer der Isar hinauf bis nach Großhesseloh, dann wieder zurück nach Einsiedeln und wieder zum „Lettinger" und endlich zum „Schuhmann". Da dachte ich plötzlich an Deine Kiste und das Gewissen erwachte in mir. Den folgenden Tag ging ich hin, schleppte die einzelnen Kleinigkeiten weg, vernagelte die Kiste und sagte zum Philister, ich werde sie nächstens abholen lassen, was aber noch nicht geschehen ist, weil mir keiner behülflich war.

Die Kiste ist aber indessen gut aufgehoben; werde sie aber diese oder künftige Woche zur Fr. Sulzer bringen, mit welcher ich heute darüber gesprochen habe. Indessen habe keine Sorge darum, denn ich habe mir alle Gegenstände, die noch beim Philister waren, genau gemerkt.

Indessen wünsche ich Dir ein gutes gesegnetes und glückhaftigs neues Jahr, sowie auch mir, und rechne mir meinen Fehler nicht zu hoch an.

Dein Keller.

Mit der Pfeife mußt Du ebenfalls noch eine kleine Weile Geduld haben, indessen magst Du im nächsten Briefe, wenn ein solcher noch vorher kommt, bestimmen, ob Wydlers[1]) oder die Deinige zuerst besorgt werden soll; im Falle, daß es Süffert oder mir, einem *vor* dem andern möglich wäre.

3.

München, den 26. Dezember [1840].

Lieber Hegi!

Da die Rolle mit den Lithographien mit der Briefpost nicht angenommen wurde und der Packwagen erst den 28. fortgeht, mir es aber, wie Du in

[1]) Ferdinand Wydler von Aarau, später Arzt (1823—1871).

dem der Rolle inliegenden Briefe ersehen wirst, unmöglich war, die Sache früher zu machen, so benachrichtige ich Dich hievon. Die Rolle kommt also den 28. fort. Im Fall sie also nicht mehr auf das Neujahr ankömmt, so wird sie jedenfalls am 2. oder 3. Januar ankommen, und Du kannst vielleicht die Personen, denen Du Geschenke machen willst, darauf verweisen. Sie werden nicht geringere Freude haben, denn es sind wirklich zwei sehr schöne Blätter. Im übrigen bitte ich, mir zu verzeihen wegen der Zögerung und verweise auf den nachfolgenden Brief. Ich habe genug geflucht deswegen.

Indessen wünsche ein gutes Neujahr

Dein Keller.

Ich arbeite nun so ziemlich fleißig und bin sehr übelgelaunt dabei.

Das viele Porto, welches Dir die Zögerung verursacht, werde ich schon bei den spätern Geschäften nachzuholen suchen.

4.

München, den 19. Januar 41.

Mein Lieber!

Ich schreibe diesen Brief mit einer aus Schnelltintenpulver zubereiteten Tinte, welche ich jenem spaßhaften alten Mann abgekauft habe, der uns schon einmal, als unsere Bekanntschaft noch grün war, im Löwengarten, Rasiermesserschärfe aufschwatzte; sie taugt aber nichts, und daher muß ich andere nehmen, mittelst welcher ich den freudigen Empfang Deines letzten Sendschreibens bescheinige. Der Kommentar über Deinen vorletzten Brief war ganz überflüssig, denn derselbe war damals Deiner Lage ganz angemessen und hat mich im mindesten nicht geärgert. Beiliegend erhältst Du also vier Ellen Leinwand, welche aber nur ellenbreit ist, indem die anderthalbellige ein ungeheuer großes und schweres Paket ausgemacht hätte, welches auf dem Wege der Post teuerer gekommen wäre, als sie wert ist; ich fürchte, das Porto von dieser wird schon zu hoch kommen. Wenn ich es auf die Fuhre getan hätte, so hätte ich ein Kistchen machen lassen müssen und es wäre Dir überhaupt zu lange gegangen. Zudem wirst Du aus dieser Leinwand wenigstens fünf Porträt machen können, was genug ist; denn je mehr Du zu Hause anfängst, desto länger müssen wir Dich hier entbehren. Das Tuch hat vier Gulden vierundzwanzig Kreuzer gekostet, die anderthalb Ellen breite kostet zwei Gulden fünfundvierzig Kreuzer die Elle. Übrigens kann ich nicht begreifen, daß Du in Zürich keine Leinwand bekommen hast; Huber hat deren zu allen Zeiten gehabt, Leuthi im Zeltweg ebenso.

Dein Unglück mit den Pfeifen betreffend[1]), drücke ich Dir hiemit mein allertiefstes und aufrichtiges Beileid und meine stille Teilnahme aus, und

[1]) Hegi war eine Pfeife, die er zu Neujahr erhalten, abhanden gekommen.

verzweifle in größtem Schmerzen, daß ich die neue Rauke[1]) nicht zugleich mitschicken kann. Damit Du Dich aber vor denen, bei welchen Du etwa mit derselben renommiert hast, rechtfertigen kannst, so stelle ich Dir beiliegend ein Beglaubigungsschreiben zu, welches Du jedem, der Dir nicht glauben will, vorlegst. Du nimmst es immer mit Dir, und wenn Du im Wirtshause von Deiner Pfeife sprichst und jemand Zweifel hegt, so ziehst du es frisch aus der Tasche und weisest es allen Gästen vor, zur Beschämung des unverschämten Zweiflers. — Nicht wahr, ich sorge väterlich für Dich? — Bis Du aber die Pfeife erhältst, kannst Du Dir einige kölnische Pfeifen anschaffen, auch zweifle ich nicht, daß Du geschmackvolle Bestecke sowie feine Köpfe bei jedem Drechsler in Rafz, Eglisau oder Bülach finden wirst. Um Dir die Wahl zu erleichtern, will ich einige Arten angeben, wie folgt:

[Es folgen die Zeichnungen verschiedener Pfeifensorten, bezeichnet als: „für besondere Anlässe, als wie Kindstaufen, Hochzeiten u. dgl.", „ordinäre", „Jagdpfeife", „Sonntagspfeife", „Morgenpfeife", „Bernsteinpfeife zum Ausreiten", „Zum Präsentieren für Gäste", „Diese ist für das Kaffeehaus zu gebrauchen", „Zigarrenrohr", „Tabaksdose von Messing".]

Den 25.

Von Tuschek habe ich noch nichts erhalten und Endrich hat mir einstweilen einen Taler gegeben. — Dein Vorschlag inbetreff unsrer Korrespondenz[2]) wird mit einer Mehrheit von 1 Stimme gegen 0 angenommen, und ich eröffne dieselbe mit der Nachricht, daß jener Fischer, dem wir einen Totensalamander gerieben hatten, von den Toten wiederum aufgestanden ist, indem Curti einen muntern, lebensfrohen Brief von ihm erhalten hat. —

Die Schweizer sind nun völlig in zwei Teile geteilt; die Hälfte kneipt im „Spitzer" unter Fischer von Schaffhausen, die anderen unter Curti in der „Taube". Gegenseitig werden die ärgsten Beschimpfungen ausgewechselt. Die Spitzerianer erklären, sie gehen nur auf Pistolen los, und das nimmt niemand an; sie sind bei den Franken, mit denen wir übrigens sehr gut stehen, im Verschiß, von den Knoten (Metzger u. dgl.) sind sie geholzt worden; Curti kaufte an der letzten Dult ein Paar hölzerne bemalte Pistolen und übersandte ihnen, den Spitzerianern, dieselben nebst einem spöttischen Sendschreiben. Sie glaubten, es komme von der ganzen Gesellschaft, und schickten das Paket mit dem Titel „Buben" in die „Taube" zurück, wodurch nun ein allgemeiner Comment suspendu entstanden ist und die größten Exzesse zu erwarten sind[3]).

[1]) Pfeife.

[2]) Hegi, dem Kellers Briefe „unglaublich Vergnügen machten", hatte ihm vorgeschlagen, einander regelmäßig, Keller am Ende eines Monats und Hegi zu Anfang des nächsten, zu schreiben: „so genieße ich schon zum voraus die Freude über den gewiß zu empfangenden Brief" (3. Januar 1841).

[3]) Hier befindet sich im Papier ein Mohnölfleck, von den Worten eingerahmt: „Dieser Mohnölfleck bittet um Entschuldigung für sein unberufenes Erscheinen."

Allein so kommun sich diese Clique aufführt, so wenig Freude habe ich an unserer Tübligesellschaft erlebt. Es ging ganz ordentlich, seit Fischer mit seinem Anhange weg war. Man war und ist noch sehr fidel; aber der Teufel schlug wieder ein anderes Gift in die Suppe, nämlich den ehrenwerten Herrn Sidler. Dieses zopfige Luder wird nämlich nicht nur gelitten, sondern ist nächst Curti der einflußreichste, und in der höchsten Gunst des ersteren. Er ist Redakteur des Wochenblattes, und da kannst Du Dir denken, wie das bestellt ist. Talent kann man Sidlern zwar nicht absprechen, hingegen ist er ein Schwein unter aller Kritik, was den Stoff seiner Sachen betrifft. So letzten Samstag. Den Anfang seines herrlichen Vortrages machte ein erbärmliches Gedicht von 101 Strophen; dann folgten einige Folioseiten von nichts als Zoten, die sich dazu noch persönlich auf Leemann bezogen. Leemann verbat sich solche Schweinereien, wagte aber nichts weiter zu sagen. Hierauf einige politische Salbadereien von Herrn Sidler und am Ende einige angebliche Korrespondenzartikel aus der Schweiz. Der wichtigste war die Nachricht, die Züricher hätten den Insurgenten in Aargau heimlich Munition geschickt oder schicken wollen, während sie der Regierung Truppen gegen dieselben zustellten. Diese Nachricht war nun noch mit einer Brühe von Sidler übergossen, wie z. B. so etwas sei von Zürich ganz gut zu erwarten uff. Da stand ich auf und erklärte, das gehöre gar nicht in unser Wochenblatt. Die Handlung, welche den Zürchern zur Last gelegt werde, sei so niederträchtig, daß sie vorher als wahr begründet sein müsse, ehe er sie, nur etwa einem elenden Gerichte zufolge, publizieren dürfe, besonders in einer Gesellschaft, welche mehrere Zürcher enthält[1]). Zudem wies ich seine Nebenbemerkungen mit Verachtung zurück und verlangte Genugtuung. Da fuhr mir Curti und Konsorten übers Maul: Es sei eine Privatnachricht, welche man mitteilen müsse, dafür sei das Wochenblatt da uff. und ich solle schweigen. Ich erwiderte, daß ich weggehen würde, wenn Sidler nicht revoziere. Curti darauf: „Das sei Wurst!" Hierauf stand Bendel, der seit langem auf Curtis Einladung wieder einmal gekommen war, auf, sagte, wenn man honorige Mitglieder so behandle, so hätte er genug Schweizergesellschaft gehabt, nahm den Hut und ging. Darauf ging ich und nach mir Leemann. Das frappierte die Herren ein wenig, denn sie haben eben keinen Überfluß an alten Häusern und sonst fidelen Leuten. Brüller und Säufer sind zwar alle, aber sonst zu nichts tauglich. So stehen gegenwärtig die Aktien. Ich gehe immer in

[1]) Im aargauischen Freiamt hatte sich die katholisch-konservative Bevölkerung gegen die radikale Kantonsregierung erhoben. Darauf wandte sich die aargauische Regierung am 11. Januar 1841 an die zürcherische mit der Bitte um militärische Hilfe. Die (damals konservative) Zürcher Regierung sandte zwei Bataillone. Das Gerücht von der Pulversendung an die Insurgenten war eine Verleumdung; es handelte sich um die Sendung eines privaten Händlers, die für die Westschweiz bestimmt war. Vgl. „Neue Zürcher Zeitung", 18. Januar 1841, Beilage 7.

„Wagner", so auch Bendel und Leemann. Der „Erzähler", die „Neue Zürcher Zeitung" und die „Aarauer Zeitung" sind abonniert; doch komm ich jetzt auf ein anderes Thema, denn dieses ist nicht sehr ergötzlich.

Nächsten Samstag werde ich ein kleines Bildchen auf den Kunstverein tun. Es ist die Aussicht auf das Limmattal vom Hottingerberg bei Zürich, Abend. Es sieht ungefähr so aus[1]: und ist ziemlich klar und saftig geworden. Dann werde ich auch zwei Aquarellen ausstellen.

Heute habe ich eine Landschaft entworfen, die ich nächstens auch malen werde. Eine Felsschlucht mit der Aussicht auf einen Bergsee, welcher sich in schwarzen Tannenforsten verliert. Auf der Höhe rechts im Vordergrund ragt eine alte verknorrte Fichte in den Abendhimmel hinauf, welcher mit düsterem Rot hinter den entfernten Bergkuppen verglüht[2]. Ferner arbeite ich gegenwärtig an einem großen Karton für eine Waldlandschaft, 5′ 8″ lang und 5′ hoch. Vorn links sind große dunkle Baummassen, Linden, rechts ein Föhrenwald und in der Mitte durch die Waldlücke erblickt man die blaue Ferne mit Schneegebirgen. Ich werde bei der Ausführung trachten, durch Luft, Ferne und Mittelgrund die schwüle Hitze des Sommers auszudrücken, während der dunkelgrüne, saftige Vorgrund mit einigem klaren Gewässer als erquickender Schatten kontrastiert. Auf den 15. Februar verlasse ich dies Logis und sobald ich ein tüchtiges Zimmer habe, werde ich zur Ausführung schreiten. Ich arbeite mit frohem Mut, denn meine Quarks fangen an zu gelingen. Der Kunstverein strotzt die Zeit her von hübschen Bildern, aber meistens Landschaften; Lindenschmit[3] hat zweimal ausgestellt. Das Jüngste Gericht von Merz[4] ist fertig und hängt ebenfalls dort. Cornelius geht dieses Frühjahr nach Berlin; einige sagen, schon in sechs Wochen. Von Kaulbach weiß man nichts. Auf jeden Fall wird er hier bleiben.

Was Deinen Plan[5] betrifft, so habe ich mehrere Bekannte darüber ausgeforscht. Sie finden alle, daß Cornelius' Abreise auf junge Künstler weiter keinen Einfluß haben könne, wenn sie nicht bisher unter seiner direkten Leitung gestanden hätten. Seine Werke sind ja immer vorhanden und zudem werden die wenigsten oder keine von den andern Meistern München seinetwegen verlassen, weil sie erstens alle durch verschiedene Verhältnisse gebunden sind, und zweitens schon aus dem Grunde hier bleiben, weil jeder um einen Grad höher steigen wird, wenn der Größte fort ist. Überhaupt verbergen sehr viele

[1]) Es folgt eine Skizze des von Brun in seiner Schrift „Gottfried Keller als Maler", Beilage 5, reproduzierten Bildes.

[2]) Es scheint die ossianische Landschaft gemeint, Brun a. a. O., Beilage 4.

[3]) Wilhelm Lindenschmit (1806–1848), Historienmaler, Schüler von Cornelius.

[4]) Cornelius' Jüngstes Gericht, gestochen von K. H. Merz (1806–1875).

[5]) Wegen Cornelius' Abreise von München nach Berlin eine Reise nach Italien zu unternehmen.

der hiesigen Künstler unter ihrer Lobhudelei heimlichen Neid und Eifersucht gegen Cornelius. Viele munkeln davon, daß es eben noch nicht entschieden, ob Kaulbach oder Cornelius der Größere sei.

Den 26. Januar.

Soeben komme ich von Süffert, mit welchem ich einige Stunden lang Lebensphilosophie gepflogen habe. Der gute Kerl ist in einer etwas pechbeschmierten Lage. Seit Du fort bist, hat er durchaus von der alten Vettel in der Barerstraße gelebt. Er ißt gänzlich bei ihr und empfängt sogar Taschengeld von ihr. Dabei ist sie aber ungeheuer eifersüchtig und wenn er etwa zur Seltenheit abends eine Stunde später bei ihr eintrifft, so macht sie skandalöse Auftritte. Er darf nicht einmal mehr ein Stündchen mit seinen alten Bekannten zubringen. Letzthin hat sie ihm erklärt bei einer solchen Gelegenheit, daß sie nichts mehr von ihm wissen wolle, da stand er wie der Esel am Berg und hatte nichts zu beißen noch zu brechen; glücklicherweise hatte ich gerade Geld, sonst wäre er im tiefsten Dreck gesessen. Zwar konnte es die Alte nicht lange ohne ihn aushalten und suchte ihn wieder auf; aber dessenungeachtet kann es nicht mehr so gehen. Bernhardt[1]) hat jetzt wieder vierzehn Schüler, welche halb München gratis malen, so daß jedes Mädel sagt: „Ich kann nur bei Bernhardt oder sonst einem jungen Maler sitzen, so werde ich umsonst gemalt!" Was sind da für Hoffnungen für einen Anfänger, der ganz für sich allein dasteht und nirgends eine Quelle besitzt, aus der er noch schöpfen kann? Er muß daher fort von hier, was einen starken Grund darin hat, daß, wenn er seine Existenz in München auch noch mit allerlei Mist und Schmierereien erzwingen könnte, doch darüber sein Erlerntes und sein Talent zugrunde gehen würden. Amsler[2]) und andere haben ihm deshalb auch geraten, sobald als möglich in die Schweiz oder wo anders hin zu gehen, wo er seine erworbene Geschicklichkeit anwenden könne. Daher bitte ich Dich, es zu schreiben, wenn Du in Schaffhausen oder sonst nur für den Anfang irgendeine Bestellung oder Aussicht für ihn wüßtest. Du würdest mich so sehr verbinden als ihn, der mir sehr lieb geworden ist; er hat trotz aller Widerwärtigkeiten und Tollheiten, in die er seit einiger Zeit versunken ist, dennoch einen gesunden Sinn, ein gutes Herz und Gefühl sich erhalten und zeichnet sich in dieser Hinsicht sehr vorteilhaft vor Leemann aus, der täglich fetter wird an Charakterlosigkeit und dumpfer Lethargie. Leemann ist mir wirklich ein Rätsel. Eine solche Mischung von Talent, Gediegenheit in seinen Arbeiten, Geschmack auf der einen Seite, auf der andern das zopfigste Mistgeschwätz, Zotenreißerei und rücksichtsloser Geselligkeit, Pumperei, Eigennutz usf. ist mir noch nie vorgekommen. Wenn er heut über jemanden schimpft und lästert, so ist er morgen dessen intimster Gesellschafter, weil ein Sechser bei ihm zu pumpen ist. Diese

[1]) Josef Bernhardt (1805–1885), Porträtmaler.
[2]) Samuel Amsler (1791–1849), Kupferstecher.

Viertelstunde schwatzt er an dem Tische mit einigen tüchtigen Kerls über Kunst, und die andere trägt er einigen einfältigen Jungens an einem andern Tische den erbärmlichsten Seich vor. Tausendmal ärgere ich mich an ihm und schwöre, nichts mehr von ihm wissen zu wollen, und doch habe ich das Luder gern, wenn er wieder, wie das Chamäleon, eine andere Farbe annimmt.

Was Deine Ideen von Italien betrifft, so wüßte ich mir kein größeres Vergnügen, als an Deiner Seite das alte Paradies zu durchwandern; allein für mich ist's noch zwei Jahre zu frühe und vielleicht für Dich auch. Denn ich habe mir vorgenommen, Italien nicht eher zu sehen, als bis ich meiner Kunst vollkommen Meister, und ich die göttliche Natur und alle Schätze dort im vollsten, unverkümmerten Maße genießen kann, und das wäre vielleicht auch auf Dich anzuwenden.

Hingegen möchte Düsseldorf und Paris für jetzt noch geeigneter sein. In Düsseldorf geht die romantische und poetische Malerei in hohem Schwange und in der Technik ist dort mehr zu holen, als in München. Jedoch ein Jahr noch in München zu sein, wird weder Dir noch mir zum Nachteil, eher zum Nutzen sein, besonders wenn Du Deinem Vorsatz, künftig nur ungeteilt der Kunst zu leben, getreu bleibst.

Schließlich habe ich noch zwei Bitten vorzutragen. Die erste ist die Wiederholung, daß Du wegen Süffert Dich ein wenig umschauen möchtest, die zweite ist, daß Du mir gefälligst möglichst genaue Nachricht über den erwähnten Vorfall wegen den Pulverwagen, die die Regierung von Zürich den Aargauer Insurgenten geschickt haben soll, übersenden möchtest; denn es liegt mir viel daran. Erwahret sich das Gerücht, so habe ich keine andere Wahl, als mich zu schämen und zu revozieren; erweist es sich aber als erlogen, so werde ich den Herrn Sidler ein wenig beim Füdli nehmen.

Dein ergebenster Keller.

Schreibe mir so viel und schnell als möglich.

Beiliegend ein Kopf von Süffert, den Du, wie er sagt, erwartest; dann zwei Bogen Zigarrenpapier und eine kleine Neuigkeit von Neureuther[1])!

5.

München, den 4. Februar 1841[2]).

Mein Lieber!

Ich erhielt Deinen letzten Brief[3]), während ich die Leinwand schon fortgeschickt hatte, und lachte darüber heimlich ins Fäustchen. Doch war ich

[1]) Eugen Neureuther (1806–1882), Zeichner und Maler.

[2]) Keller schreibt irrtümlich 1840.

[3]) Vom 28. Januar 1841. Hegi hatte Keller darin Vorwürfe gemacht, daß er die Leinwand noch nicht abgesandt habe.

traurig dabei, daß ich Dir die Pfeifen nicht zugleich schicken konnte. Jetzt aber übersende ich Dir, Deinem eröffneten Kredit zufolge, den Pfeifenkopf. Fräulein Sulzer übergab mir für Dich 4 Kronentaler. Damit ging ich zu Hannes, um den Kopf, wie ich meinte, für 6 fl. einzulösen, kostete aber 9, sage neun Gulden, wofür ich eine Quittung in Händen habe. Es blieben mir also 1 fl. 48 kr. übrig, wofür ich kein ordentliches Besteck bekommen hätte, und eigenes Geld habe ich gegenwärtig nicht einen Pfennig. Zudem war meine Aufenthaltskarte abgelaufen und Du weißt meine erste Geschichte mit derselben. Die Nutzwendung dieses Restes von den 4 Talern unterlag also keiner langen Wahl und wurde demütigst den andern bisherigen Verwaltungssünden beigefügt und Deiner großmütigen Einaugezudrückung anheimgelassen. Ich war Dir also, wie Du verreistest, schuldig:

8 fl. 30 kr.
56 kr. Leinwand
und jetzt 1 fl. 48 kr.

ausgegeben habe ich für die überschickte Leinwand
zu Endrichs Taler . . . . . 1 fl. 48 kr.

bleibt also 9 fl. 26 kr.

Diese Summe werde ich Dir, wenn Du solang willst Geduld haben, bei Deiner Zurückkunft erstatten, und Du wirst vielleicht meinen pechiösen Zustand begreiflich finden, wenn ich Dir melde, daß ich von Hause die vergnügliche Nachricht erhalten habe, daß ich nichts mehr zu erwarten hätte, indem das hochzulebende Oberwaisenamt es für unnötig erachtet habe, daß ich länger Geld brauchen soll; ich könne jetzt schon etwas gelernt haben u. dgl. Meine Mutter schrieb es mir mit dem größten Kummer und bat mich, nach Hause zu kommen, wo ich bei ihr schon leben könne, hingegen in München könne sie mich mit dem ihr Zugemessenen nicht erhalten. Solche Nachrichten haben mich sehr belustigt, denn ich bin ganz plessierlich auf den Sand gesetzt und frei, wie der Vogel in den Lüften, oder vielmehr vogelfrei. Jetzt heißt's in die Hände gespuckt und geschafft; die Zeit der [Zeichnung eines Vogels auf dem Rand eines Freßtrögchens] und Zwetschgenkuchen ist vorbei und es ist erschienen die Zeit der Wagnerischen Würste mittags oder auch nur abends. Ich arbeite wie ein Neger in einer Zuckerplantage und das gerne. Ich wollte diese Woche vier Gegenstände ausstellen, da schlug der Teufel dazu, daß der Verein für dieses Jahr geschlossen und erst nach der Verlosung (am 14.) wieder geöffnet wird. Doch bitte ich Dich, meinen Bankerott juhee! noch niemanden zu erzählen; wenigstens keinem in München Lebenden, denn ich möchte den Übergang in meine Selbständigkeit ganz unbemerkbar machen, wegen der Charaktergröße, welche gewisse Leute in solchen Fällen besitzen.

Ein Besteck[1]) wirst Du gewiß in Schaffhausen oder jedenfalls in Zürich und besser nach Deinem Geschmacke finden, als ich es hätte tun können.

[1]) Für den Pfeifenkopf.

Biberstein sehe ich täglich; er bat mich, ihm die Anatomie noch ein wenig zu lassen; ich werde ihn schon im Auge behalten. Was den krummen Pfandhauszettel[1]) betrifft, so ist derselbe ungültig, indem der Student gar nirgends aufzufinden war, und folglich der Süffert den Frack nicht einlösen konnte am bestimmten Termine und derselbe erfolglos vorüberstrich. Curti sagte, er verreise künftigen Dienstag nach Hause und will deswegen noch einen Kommers zusammenbringen, wird aber, im Fall er nicht wichst, schwer halten, denn unter den zehn Schweizern, die täglich im „Wagner" kneipen, pumpen acht.

Einige Neuigkeiten.

Fanny im „Wagner" ist gesegneten Leibes von einem obskuren Studentlein. Sie verläßt heute ihren Platz, und wir sind gespannt auf die Ersatzmännin. Hochstettler hat sich gänzlich von den Schweizern zurückgezogen, was ich ihm nicht verarge.

Neulich hat ein siebzehnjähriger polytechnischer Schüler drei Offiziere der königlich bayrischen Armee ausgeschmiert. Der Fall war folgender: Es war Ball im Museum. Der Student stand mit seiner Schönen, welche nach jetziger guter Sitte ein ein wenig weit ausgeschnittenes Kleid trug, in der Reihe. Hinter ihm stand ein Offizier und schaute fortwährend mit gierigen Blicken auf den Busen der Dame. Endlich nannte ihn der Studio, der es schon lange bemerkt hatte, einen unverschämten, rohen und pöbelhaften Menschen und tanzte darauf weiter. Nach Beendigung des Tanzes kam der Offizier zu ihm und verlangte die Wiederholung seiner Ausdrücke, deren er sich vorhin bedient hatte, was der junge Mensch ganz frank tat und noch einige Zusätze beifügte. Darauf kontrahierten sie und zwei andere Laffen von Offizieren, die dabeistanden, forderten den Studenten ebenfalls. Bald darauf ging man los. Der erste bekam einen Schmiß übers ganze Gesicht herunter, von der Stirn bis zum Kinn; dem zweiten wurde der Arm halb weggezwackt und der dritte ebenfalls angeschissen. Der Student ging ganz frei aus. Von den Offizieren war der eine vom Stab, der andere Artillerieleutnant und der dritte ich weiß nicht was, ich glaube einer der Erzieher vom Kadettenkorps. Die Herren sind alle arretiert. Daß es unter den Studenten und Künstlern einen allgemeinen Jubel erregte, kannst du denken.

Mein Philister, der ehrsame Herr Leutz, wird künftige Woche heiraten. Ich habe in der Lerchenstraße, im Milchgarten, wo Koch[2]) wohnt, ein Zimmer gemietet mit dem reinsten Nordlicht und schönster Aussicht für fünf Gulden. Schlachtenmaler Dietz[3]) hat vor mir dasselbe bewohnt.

[1]) Pfandhauszettel eines gewissen Krumm.
[2]) Wohl Josef Koch (1819–1872), der Münchener Landschafts- und Tiermaler.
[3]) Feodor Dietz (1813–1870).

Süffert läßt Dich grüßen; er hat jetzt Hoffnung auf zwei Bestellungen, jede zu fünf Karolinen. Die Verlosung betreffend werde ich auf Deinen Gewinst passen wie ein Sperber. Leemann malt einen Herrn Imhof, Mediziner von Aarau. Er wird auch für den Lithographen Hahn Zeichnungen aus der Basilika machen.

Leb wohl und schreibe mir bald. Dein Keller.

Gestern war eine Künstlerfete im Theater und in vierzehn Tagen wird Maskenball ebenfalls der Künstler daselbst sein. Sonst ist nichts hier [als] die gewöhnlichen Redouten im Odeon und Theater, wobei das neue Rheinlied[1]) bis zum Ekel abgeleiert wird.

6.

München, den 6. Februar 1841.

Lieber Hegi!

Da Curti heimgeht, so gebe ich ihm einen Brief mit, hauptsächlich um Dich tüchtig auszuschelten, daß Du mir den Empfang des Pfeifenkopfes noch nie gemeldet hast. Es scheint mir, der Dämon der Faulheit sei in Dich gefahren, oder bist Du etwa schon in Zürich? Bei Fräulein Sulzer bin ich schlecht abgefahren und das durch die Schwatzhaftigkeit meiner Leute in Zürich. Ich hatte nämlich früher einmal heimgeschrieben, ich hätte von Fräulein Sulzer lauter kleine Münz bekommen. Nun schrieb die Sulzer jüngsthin nach Zürich, es wäre ihr angenehm, wenn sie das Geld mir auszahlen könnte, anstatt dorthin zu schicken, worauf ihre Geschäftsleute dort antworteten, daß ich es nicht mehr wollte, indem ich nur *schlechtes* Geld bekommen hätte. Das war natürlich eine Beleidigung für sie, auch habe ich diesen Ausdruck gar nicht gebraucht. Von allem nichts wissend, ging ich wieder einmal hin, um zu fragen, ob sie nichts nach Zürich zu schicken hätten, worauf sie mir antworteten, sie werden mir niemals mehr irgend etwas auszahlen, es sei unverschämt von mir usw. und hielten mir den Brief vor, den sie bekommen hatten. Da stand ich wie die Butter an der Sonne. Ich redete ihnen den Kasus zwar aus und versicherte sie, daß ich den Ausdruck *schlecht* nie gebraucht hätte, und daß ich es unverzüglich nach Hause schreiben werde, um die Sache zu berichtigen; aber ich bin nun doch einmal in ein unangenehmes Verhältnis mit diesen Leuten gesetzt.

Im Kunstverein geht's pompös zu die Zeit her. Lauter vortreffliche Sachen von Bürkel, Morgenstern[2]) usw. Diese Woche war besonders glänzend. Eine Judith von Riedel[3]) in Rom war da, vom König angekauft.

[1]) „Sie sollen ihn nicht haben", von Nikolaus Becker; das Lied war 1840 entstanden.
[2]) Christian Morgenstern (1805–1867), Landschaftsmaler.
[3]) August Riedel (1799–1883). Seine berühmte Judith entstand 1840.

Ich habe noch nichts so schön Gemaltes gesehen; es ist vollkommen in jeder Beziehung. Die Wirkung der Beleuchtung wahrhaft magisch. Die Stoffe aufs herrlichste gezeichnet und behandelt. Es ist eine Figur in Lebensgröße, Kniestück, wie sie aufs Schwert gestützt dasteht, vom Kopf des Holofernes sieht man nur die Haare, was nach meiner Ansicht sehr gut ist. Leemann hat sie auch gesehen, ich wiederhole nur sein Urteil in dem Gesagten. Ich bearbeite Leemann tüchtig und habe es dazu gebracht, daß er wieder in den Kunstverein gehen wird. Überhaupt widerrufe ich einen Teil dessen, was ich früher über ihn geschrieben habe; ich habe eingesehen, daß er eigentlich nur in Kleinigkeiten und Nebensachen, wie Pumperei u. dgl., charakterlos ist, daß schon viele tüchtige Künstler jahrelang in Untätigkeit und Liederlichkeit versunken waren, und plötzlich wieder aufwachten. Leemann ist jetzt achtundzwanzig Jahre alt; vielleicht wird er im dreißigsten Jahre das Versäumte glänzend nachholen; so glaube ich wenigstens gewiß. — Doch auf den Kunstverein zurückzukommen, so sind dort diese Woche auch eine ganze Menge Aquarellen von englischen Künstlern ausgestellt gewesen; große und kleine, herrliche Partien aus Schottland und England, so ganz à la Walter Scott. Du hättest sie sehen sollen, diese Kraft, diesen Effekt, diese geniale, neue Behandlung und technische Anwendung der Mittel. Die hiesigen Aquarellisten glotzten sie mit großen Augen an und wußten gar nicht, wie sie gemacht waren. Vor zwei Wochen habe Ich zum erstenmal zwei Aquarellen ausgestellt; doch wurden sie nicht gekauft, weil noch kein Schiedsgericht gewählt ist. Indessen soll ein Herr um meine Adresse gefragt haben; das Luder ist aber nicht gekommen. Du wirst wissen wollen, was man dazu gesagt hat? Ich weiß nicht! Wer mit mir davon sprach, schmeichelte mir sehr, aber auf das kann man nicht gehen. Einige haben mir gesagt, sie hätten's auch von andern rühmen hören. Als ich im Verein war, hörte ich die zerstreuten Worte fallen: Keck gemacht, artig komponiert und dergleichen mehr. Auf jeden Fall sind die Sachen zu unbedeutend, als daß sie einer eigentlichen Kritik würdig wären. Sobald das Schiedsgericht gewählt ist, stelle ich wieder zwei Aquarellen aus nebst einem kleinen Ölbilde. Das große Bild, von dem ich Dir geschrieben habe[1]), wird noch einige Zeit aufgeschoben, vielleicht bis künftigen Winter, weil ich alsdann tüchtige Baumstudien dazu haben werde. Für jetzt mache ich einige andere angefangene Sachen fertig; sowie einige Partien aus unsrer Heimat. Ich wohne nun im Milchgarten bei ganz honetten Leuten. Ich habe ein hübsches Zimmer mit Nordlicht und schöner Aussicht, eine dicke Magd und einen artigen Hausbesen, alles für fünf Gulden monatlich. Doch schicke mir die Briefe nur gleich an die Akademie, wegen etwaiger Verlegenheit, in die ich versetzt werden könnte, wenn Du sie ins Haus adressierst. Süffert vegetiert immer gleich. Er dankt Dir für Deinen

[1]) Brief Nr. 4.

Rat[1]). Doch muß er wahrscheinlich noch bis nach Ostern warten, bis das Reisegeld von Hause kommt; alsdann wird er aber verreisen nach Basel und über Schaffhausen gehen. Curti geht, wie Du im Anfange meines Briefes ersiehst, endlich einmal heim und das ist Pech; er ist der einzige, welcher unsere Gesellschaft noch bei den Korps vertreten hat. Wir haben die Kneipe nun im „Kaltenegger" auf dem Promenadenplatz, ein schönes Lokal. Im ganzen hat die Gesellschaft sich bedeutend gebessert. Es sind zwei Kneiptage; der Samstag ist vermittelst einer Buße für Ausbleiben und Zuspätkommen verbindlich gemacht; und ist die Gesellschaft daher immer zahlreich. Das Ehrengericht, worin auch ich sitze, verhütet alle gemeinen Auftritte und hat sich schon ziemlich nützlich bewährt. Die Brüller werden so viel als möglich unterdrückt und geschaßt, wenn sie nicht ruhig sind. Doch fürcht' ich, es werde alles zerfallen oder in den alten Schlendrian zurückkehren, wenn Curti fort ist, denn ich weiß gar keinen Präses für ihn. Die Spitzerianer kneipen noch immer dort.

Fischer[2]) ist auch von ihnen geschaßt worden und steht nun vereinzelt da. Übrigens sind sie alle von allem ausgeschlossen; sie können nicht einmal ein geordnetes Lied singen; viel weniger einen Kommers halten, und doch sind die meisten Studenten. Wir haben anfangs Februar in „Einsiedeln" Kommers gehabt. Ein Gast wichste zwei Saum Bier. Die Welschen Gendre [?], Juvic, Esquuier [?] ꝛc. waren alle da, sowie der Mr. Eßlinger von Zürich. Curti erklärte, der Kommers sei einer der schönsten gewesen, die schon gehalten worden seien von Schweizern. Letzten Mittwoch war ich am Schwabenkommers und Brandschwitte[3]). Die Schwaben und Franken kommen häufig auf unsre Kneipe, doch sehen sie beiderseitig es nicht gern, daß wir beiden zugetan sind. So sind beim Kommers die Franken nicht erschienen, weil wir die Schwabenwaffen hatten.

In München ist gegenwärtig das göttlichste Frühlingswetter, eitel Sonnenschein und blauer Himmel. Leemann und ich und Guignard wallfahrten oft des Nachmittags nach dem „Lettinger", dem „Franziskaner" usf. und führen ein beschauliches Leben mitten im ärgsten Hunde. Im „Wagner" pumpen bis an einen oder zwei alle Schweizer. Einen Spaß von gestern muß ich Dir doch noch erzählen. Leemann, Guignard, ein Deutscher und ich spazierten in der Au. An einem nicht gar hohen Fenster saß ein hübsches Mädchen und strickte. Leemann entdeckt sie; nun stehen alle vier vor dem Fenster still, lachen und strecken die Köpfe zum offenen Fenster hinein; das Mädel steckt das Köpfchen hinter den Vorhang und will sich verbergen; geht aber nicht

[1]) Hegi riet, Süffert möge nach der Schweiz kommen; es würden sich dann schon Bestellungen auf Porträts zeigen. Vgl. oben den Brief vom 26. Januar.

[2]) Von Schaffhausen.

[3]) Schwitte (Suite) = studentischer Ausflug mit Kommers.

fort; nun treiben wir die längste Zeit das reinste Schindluder vor dem Hause und scherzen mit dem Kinde, ohne zu achten, daß die Mutter desselben herzugekommen ist, daß sich hinter uns ein ganzer Kreis von Weibern und Kindern gesammelt hat, welcher auf einmal entsetzlich zu schimpfen und heulen anfängt: „Nu! Was is denn das, ihr rotzigen Lauser, ihr Saulümmel, glaubt ihr, wir seien lauter Schnaillen da" usf. Das Mädchen erschrickt, fängt an zu weinen und läuft vom Fenster weg. Wir aber erlangen endlich mit einiger Schwierigkeit unsern Rückzug und nun folgt uns die ganze Hatz nach bis zum Ende der Häuser, mit Schimpfen und Schelten, so daß wir die Bäuche halten mußten vor Lachen. Wie wir aber sahen, daß sich einige große, schmierige Kerls dazu schlugen, beschleunigten wir doch ein wenig unsere Schritte und verschwanden ganz spurlos im Franziskanerbräu. — Doch muß ich enden, da Curti pressiert und diesen Abend sein Abschied losgegeben wird im „Wagner"[1]). Ich freue mich kindisch darauf, denn wir werden so fidel sein, als Du weder in Schaffhausen noch in Zürich sein kannst, und das sei meine Rache dafür, daß Du mir schon zweimal das Maul wäßrig gemacht hast mit Deinem Wein, Käs' und Knaster. Noch muß ich melden, daß ich Redakteur[2]) geworden bin. Schreibe mir recht bald, wie Dir der Kopf gefällt, was Du machst, kurz alles.

Dein Keller.

Alle grüßen Dich, Leemann, Bendel, Süffert, Storz ꝛc. und ich auch.

Scheuchzer[3]) ist über fünf Wochen krank gelegen. Er arbeitet noch nichts und grüßt Dich.

Koch[4]) ist nach Wien verreist, Keser[5]) nach Vivis, sie gaben dem Architektenverein und etwa fünf oder sechs Schweizern im englischen Café einen tüchtigen Wichs, wobei es ungeheuer lärmend zuging.

7.

München, den 10. April 1841.

Lieber Hegi!

Ich schreibe diesen Brief bei Leemann, und daher wirst Du es entschuldigen, daß es weder mit Feder noch mit Tinte, sondern nur mit einem guten Regensburger Bleistifte geschehen kann; und daß Du ihn vielleicht ein wenig unleserlich findest, mußt Du einem unbedeutenden Zopfe oder Zöpflein zuschreiben, den ich diesen Vormittag in Süfferts und Leemanns Gesellschaft in einer Weinkneipe getrunken habe. Dein letztes wertes Schreiben habe ich

[1]) Keller hat damals zu Curtis Abschied einen „Nachruf" gedichtet.
[2]) An dem Wochenblatt der Schweizer Gesellschaft.
[3]) Wilhelm Rudolf Scheuchzer (1803—1866), Landschaftsmaler.
[4]) Josef Koch, vgl. Brief Nr. 5.
[5]) J. J. Samuel Keser (1813—1902), Architekt.

richtig erhalten und daraus ersehen, daß Du in Zürich gewesen bist, wofür ich Dich herzlich beneide. Das erste, wovon ich in meinem Zopfe spreche, soll ein unbegrenzter und rücksichtsloser Rüffel sein über die Art, womit Du mit Deinen Pfeifenköpfen umgehst. Warum kannst Du denn zu den Ludern nicht Sorge tragen? He! Du Kuhhorn, Du unvorsichtiger Tobias, Du leichtsinniger Aron? Ich kann Dir nicht genug sagen, wie Dein immerwährendes Pech mit Pfeifenköpfen mich schmerzt. — Curti wird Dir gesagt haben, daß wir ihn bis Augsburg begleiteten und dort noch sehr fidel waren[1]) 2c. 2c. Dich selbst betreffend, hoffe ich Dich bald hier zu sehen, wo nicht, so dürftest Du mich leicht nicht mehr in München finden, denn das Leben fängt alsgemach an, sich so ein wenig pechiös für mich zu gestalten. Schon habe ich dreimal was ausgestellt, Komplimente darüber eingesammelt, aber noch nie eine von jenen vermaledeiten Ankaufsnummern an meinen Bildchen entdeckt. Dabei kann meine liebe Alte mir nichts mehr schicken, ohne äußerste Einschränkung, und um ihr allen Kummer zu ersparen, schreibe ich ganz fidel nach Hause, als ob ich in größten Floribus lebte, indes ich ganz gemütlich auf dem räudigsten und schäbigsten Hunde reite, den es jemals gegeben hat. Meinen Bekannten sage ich immer, ich erwarte noch Geld von Hause, sonst hätten sie wahrscheinlich vermöge ihrer glänzenden Generosität mir längst nichts mehr gepumpt und ich wäre also schon längst krepiert. Du siehst also, daß ich die Sache ziemlich leicht aufnehme; ich lebe, wie der elendeste Windbeutel, in den Tag hinein, und setze meine Hoffnung immer auf die nächste Arbeit, die fertig wird, doch immer vergeblich, und so bleibt mir keine andre Aussicht, als heimzugehen, und Kopist bei Schultheß im „Rech" oder bei Pestalutz im „Steinbock" zu werden, oder als ein zweiter Andermatt[2]) in München zu florieren, ohne Zweck, ohne Mittel, ohne Aussicht, und endlich mit Schulden beladen heimgepeitscht zu werden. Dies die Schattenseite meiner gegenwärtigen Lage, die Lichtseite besteht lediglich darin, daß ich mir selbst sage: „Mut, Kellerchen, du hast dich ein wenig unbesonnenerweise ins Leben hinausgeworfen, bist ins Pech geraten; aber es wird schon wieder anders kommen; tue immer dein Möglichstes, und du wirst auch wieder herausgezogen werden, andere haben auch das nämliche Los gehabt, die jetzt der verdammten Hure von Glück im Schoß sitzen, und es dient vielleicht zur größeren Würze deines späteren Lebens, einst sagen zu können, das und das habe ich durchgemacht, und ich habe oft lange Zeit nur Disteln und stinkende Krötenblumen, statt Rosen und Lilien gepflückt. Das einzige, was mir Angst macht, ist die Furcht, ein gemeines, untätiges und verdorbenes Subjekt zu werden, und ich muß mich ungeheuer anstrengen, bei dem immerwährenden Peche dies zu ver-

[1]) Die bei Baechtold I, S. 119, genannte erste Augsburger Suite erhält dadurch ihre Veranlassung.

[2]) Viktor Andermatt, dessen Lebenswandel ein ungedrucktes Münchener Gedicht Kellers besingt.

hüten; und nur durch gute Lektüre habe ich mich bisher noch solid erhalten. Doch genug davon. Diese Materie muß Dich nur anwidern und daher versichere ich Dich, daß ich alles dessen ungeachtet alles mögliche mitmache und mit einer Art fidelen Unsinns jede Gelegenheit beim Schopf fasse, mich lustig zu machen, möge dieser Unsinn nur nicht in einem permanenten Zopf oder was gleich viel ist, in eine Art harmlosen Wahnsinn ausarten. Ich mache gegenwärtig ein kleines Bildchen mit einer Gewitterluft und alten Eichen an einem Waldteiche[1]) und an der früher[2]) erwähnten großen Skizze. Schreibe mir bald, denn Briefe sind mir gegenwärtig ein großer Trost. Äußere mir auch unverhohlen Deine Ansichten, ohne Scheu, über meine Lage, denn ich versichere Dich, daß ich nicht einen Pfifferling mehr um die Kunst gebe, und es mir nicht die geringste Überwindung kostet, nach Hause zu gehen und Grämpler[3]) zu werden, wenn irgend jemand Verständiger es mir anratet, und damit lebe wohl.

Dein lustiger Keller.

8.

München, den 23. April 41.

Lieber Hegi!

Herr Freulers Heimreise benutzend, gebe ich ihm einen Brief mit, worin ich den Empfang Deines letzten Einschlusses durch Süffert bescheinige. Herr Freuler kam gestern vor acht Tagen nach München, besuchte mich tags darauf und wir gingen in die Glyptothek, nachmittags darauf spazieren. Nachher aber sah ich ihn nie wieder. Da er ein Privatlogis bezogen hatte, ich aber nicht wußte, wo dieses sei, so konnte ich ihn also nicht aufsuchen und hatte mich vergeblich darauf gefreut, ihm, soviel in meinen schwachen Kräften steht, Gesellschaft zu leisten wärend seines Aufenthaltes in München.

Dein letzter Brief[4]) ist eine treffliche Bewährung Deines Cerevisnamens „Morgenstunde", denn er strotzt von Gold, das Du aus Deinem nun wieder gut bezahnten Munde hast fließen lassen. — Das erste und eiligste, was ich zu bemerken habe, ist, daß ich bezopft war, als ich mein Geschreibsel absendete, und daher, obgleich die Hauptsache sich gleichbleibt, doch das Ganze zu extrem erschien im nüchternen Zustande. Ich habe seither die Sache besser überdacht und gefunden, daß ich wenigstens diesen Augenblick noch keine Ursache habe, alle Hoffnung aufzugeben. Wohl habe ich noch nichts verkaufen können; allein die Sachen, welche ich bisher ausstellte, waren bloß Aquarellzeichnungen in sehr unscheinbaren Rahmen, und es ist also bei ruhiger Überlegung leicht

[1]) Es ist das bei Berlepsch, Gottfried Keller als Maler, als Titelbild wiedergegebene Gemälde.

[2]) Brief Nr. 4.

[3]) Trödler.

[4]) Das Hauptstück daraus hat Baechtold I, S. 118 f. mitgeteilt.

zu begreifen, daß im Anfang des Jahres nichts so Unbedeutendes angekauft wird. In Öl konnte ich bisher noch nichts ausstellen, weil ich noch keinen Rahmen machen lassen konnte. Auch habe ich noch nichts Bedeutenderes fertig. Die Hauptsache aber ist die: Ich habe bisher freilich immer etwas gearbeitet, aber nicht anhaltend und nicht mit dem rechten Ernst; immer angefangen und nichts vollendet; kurz, ich habe wirklich das Meinige nicht genügend getan. Daher will ich die stärksten Ausdrücke meines letzten Briefes noch revozieren, bis dieses geschehen ist, und erst dann schimpfen, wenn ich ohne Erfolg einige Monate lang fleißig gearbeitet habe. Ich male jetzt von morgens sieben Uhr bis abends sieben Uhr mit wenig Unterbrechung und mit großem Genuß. Ich habe gefunden, daß der Hund und alle Entbehrungen weit erträglicher, ja gar nicht zu beachten sind, wenn man nur arbeitet. Vor meiner Staffelei vergesse ich alles, und wenn ich abends wieder ein gutes Stück meiner Leinwand beschmiert habe, so mache ich mit meiner Gitarre einen so tollen Lärm, als ob ich zehn Kapaunen zu Mittag gespeist hätte anstatt der Hundemahlzeit. Wenn nur der Teufel des Müßiggangs nicht wieder in mich fährt; aber ich will ihm schon das Loch vermachen; ich lasse ums Verrecken nicht nach; jeden Abend, wenn ich ins Bett gehe, schwöre ich heimlich bei meiner Ehre, morgen früh aufzustehen und zu schanzen, das muß natürlich gehalten werden und sitze ich dann nur einmal an der Arbeit, so harre ich schon aus. Daß man alle zwei Stund etwa die Nase in ein Buch steckt, kann nach meiner Meinung durchaus nichts schaden, eher nützen; indem man das Bild wieder weit besser übersieht, wenn es eine halbe Stunde aus dem Gesichte war. Ich mache jetzt eine Waldpartie an einem Sumpf oder Teiche fertig[1]; nachher kommt eine felsige Gegend an die Reihe mit alten Fichten; in der Ferne hinter einem Vorgebirge sieht man das Meer, aber nur wenig; dies Bild ist untermalt und die Luft fertig; und endlich ist eine dritte Landschaft auf Leinwand schon entworfen. Es soll ein früher Morgen werden; eine stille, waldige Gegend mit hohen Eschen im Vorgrund[2]. Diese drei Sachen werde ich nun nacheinander fertig machen; Scheuchzers, Langes[3] und anderer Urteil und Rat dabei benützen und hienach, wenn ich Rahmen auftreiben kann, ausstellen, und wann ich dann nichts verkaufen kann, so — — — mache ich halt wieder drei neue, und ist's wieder vergeblich, dann gebe ich wirklich keinen Pfifferling mehr für die Kunst; denn ich müßte ein Esel sein, wenn ich Märtyrer der Malerei werden wollte. — — Und was treibst denn Du? Du schreibst gar nichts von Deiner Arbeit. Hoffentlich wirst Du von meinem bisherigen Pech nichts verlauten lassen, was etwa zu den

[1]) Das im vorhergehenden Brief genannte Bild.

[2]) Vielleicht das als „Waldinneres" bezeichnete Bild, Beilage 6 bei Brun, Keller als Maler.

[3]) Über Scheuchzer vgl. oben. — Über den Darmstädter Julius Lange (1817–1878), der Keller ein Motiv stahl, vgl. Baechtold I, S. 121 f.

Ohren meiner Mutter gelangen könnte; es würde ihr nur unnötigen Kummer machen. Deine Kiste ist, fest vernagelt, noch bei Deinem alten Philister. Schreibe mir kein Wort darüber; die Ursache ist nirgends als in meinem unüberwindlichen Phlegma und unverzeihlicher Aufschieberei zu suchen, die mir selbst schon am meisten geschadet haben.

Wenn Du aber bei den Sulzern wohnen wirst, so werde ich sie jedenfalls noch hinführen lassen und verbürge Dir überhaupt die gute Erhaltung aller Deiner Effekten. Leemann ist schon einige Zeit unwohl, ich schreibe diesen Brief an seinem Bette, woraus ein stöhnender Gruß hervorquäkt für Dich. Erkundige Dich doch, ob dieses Jahr eine Ausstellung in Zürich sein werde, und ist dies der Fall, so sieh doch zu, ob Du mir die Bedingungen, Zeit und alles nicht erfahren kannst. Wenn Du von einer anderen schweizerischen Ausstellung hörst, aus welcher mir etwa ein kleines Heil erblühen könnte, so schreib es. Hitz[1]) geht mit seiner Familie in die Schweiz. Wie ich höre, soll er gesonnen sein, auch nach Schaffhausen zu kommen. Er macht hier wenig Effekt mehr.

Cornelius ist verreist. Kaulbach malt mehrere der ausgezeichnetsten Figuren aus dem Maskenzuge mit Porträt. Neureuther hat jüngst ein großes Bild, den ganzen Maskenzug darstellend, ausgestellt nebst einem radierten Blatte, welches einen Landsknecht im Katzenjammer darstellt. Es ist der Maler Richter, der große, mit dem roten Bart, wie er noch im Kostüm vor der Staffelei sitzt und zu arbeiten versucht. Das ganze Gewühl und Getümmel des Zuges braust ihm noch durch den Kopf und zieht hinten durchs Zimmer.

9.

Zürich, den 1. April 18 leider schon 43!

Liebster Hegi!

Deinen letzten dem Müller übergebenen, sowie auch den früheren Brief habe ich erhalten und den erstern zwar heute, und da ich daraus ersehe, daß Deine Langmut durch mein Stillschweigen noch nicht erschöpft wurde, so beeile ich mich, endlich einmal zu schreiben. Aber traurigerweise kann ich Dir noch kein Geld schicken, indem ich wieder auf dem nämlichen Punkt stehe wie bei meiner Ankunft in Zürich. Die Unterhandlungen, die im Gange waren, haben sich wieder zerschlagen, indem man mir nur in kleinen Rationen vorschießen wollte, und wie Du weißt, muß ich meine Schulden, die sich mit allem fast auf 200 fl. belaufen, bezahlen, eh' ich einen Fuß nach München setzen kann. Ich muß nun entweder auf eine andere Himmelsleiter warten oder ich muß hier bleiben, bis ich aus dem Ertrage etwa verkaufter Sachen,

[1]) Konrad Hitz (1798—1866), Porträtmaler. Keller hat ihm in der „Neuen Zürcher Zeitung", 26. Nov. 1866, einen Nekrolog geschrieben.

wenn es Gottes Wille ist, wieder flügge werden kann; oder endlich auf die Großmut irgend eines Mäcen spekulieren; zu welch letzterem Endzweck ich aber erst etwas Arbeit beisammen haben muß, um damit Mitleid zu erregen! O jerum!

Von Deiner Frau Mutter erhielt ich ungefähr zu gleicher Zeit mit Deinem vorletzten Brief ein Zuschreiben, worin sie mir mit kurzen Worten anzeigte, daß sie für Dich bei Deiner Frau Tante 90 fl. zu bezahlen hätte; ob ich die Dir schuldenden 80 fl. an diese Frau sogleich auszahlen wolle, oder ob sie sich an meine Mutter zu wenden hätte? Ich schrieb zurück, daß es mir momentan unmöglich sei, indem ich es sonst schon an Dich selbst berichtigt hätte, und bat um Nachsicht; zugleich bemerkte ich, daß meine Mutter die Sache wisse und ihr selbst schreiben werde, wenn sie es wünsche. Darauf erhielt meine Mutter einen Brief, worin die Deinige zu erfahren wünschte, wie bald sie auf das Geld rechnen könne, und bemerkte, daß sie, meine Mutter, niemals dieses Geld an Dich zu zahlen habe, sondern an sie, Deine Mutter. Die meinige schrieb wiederum, konnte aber leider unmöglich bezahlen, da sie selbst sehr im Pech ist, meinetwegen noch und einiger anderen unerwarteten Mißgeschickern; sie bat also um Nachsicht, bis meine Affäre wieder rangiert sei, oder bis sie selbst sich wieder besser dran sehe. Einen bestimmten Termin könne sie nicht abgeben. Sei also so gut und schreibe mir, ob ich wirklich dieses Geld an Deine Frau Mutter auszahlen soll, wenn es mir möglich wird, oder an Dich? Zugleich schicke mir eine genaue Rechnung, da es wahrscheinlich ziemlich mehr als 80 fl. ausmachen wird; wozu noch der versetzte Meerschaum, Benvenuto Cellini und Rousseaus Heloïse und Confessions zu rechnen sind, die ich, während Du im Tirol warst[1]), an einem mageren Tage verkaufte und vor meiner Abreise bei keinem Antiquar mehr fand. Schreibe mir auch, ob ich das, was über 80 fl. ist, Dir oder ebenfalls Deiner Frau Mutter übermachen soll. Die Hebamme in der Schützenstraße[2]) hat auch geschrieben, daß sie, im Falle ich nicht innert zehn Tagen bezahle, meine noch in Handen habenden Sachen verkaufen werde. Die Auktion möchte ich doch mit ansehen!! Behalte doch im Gedächtnis, und erinnere auch den Leemann daran, daß sie mein Bild und die anderen Sachen in Versatz hatte, damit sie nicht etwa dieselben verkaufen und bei meiner Rückkunft etwa doch noch den Schuldschein, den ich ihr ausgestellt, gültig machen kann; indem in demselben nichts von den Sachen steht. Ihr würdet mir dann als Zeugen dienen.

Was Deine Frage wegen dem Novellen-Titelblatt-Fabrikations-Versuch betrifft[3]), so glaube ich, daß etwas herausschauen könnte, wenn Du etwas

[1]) Hegi hatte im Juli 1842 eine Studienreise nach Tirol gemacht.

[2]) Keller wohnte vom Frühjahr 1842 bis zum Schluß seines Aufenthaltes in München Schützenstraße Nr. 3.

[3]) Hegi hatte eine Titelzeichnung zu einer Novelle angefertigt und wünschte für den Buchhändler Locher in Zürich, bei dem damals Schweizer Novellen herauskamen, zu arbeiten.

schicken würdest. Ich würde beim Locher sondieren, sowie Müller in Frauenfeld[1]), den ich öfters sehe, mit Buchhändler Beyel, der viel herausgibt, und den er sehr gut kennt, vielleicht etwas machen könnte. Auch hat Ganz von Bülach, wie ich höre, auf Ostern ein großes Lokal im Zeltweg gemietet, um eine Lithographie zu errichten, der hat gewiß auch allerlei, das Deiner würdig wäre, zu machen.

Vergangenen Montag wurde das Sechseläuten gefeiert, regnete aber den ganzen Tag. Dessenungeachtet fand ein Zug statt, der sehr hübsch geworden wäre, wenn nicht die Vornehmen und die Alten geschalkt[2]) hätten, weil sie ungehalten waren, daß viele Fremde, Studenten und Ansässen zugezogen wurden. Es wurde das Wallensteinische Heer, nach Schillers Lustspiel, vorgestellt, und das Kostüm und Bewaffnung sehr gut gegeben. Buttlerische Dragoner eröffneten den Zug, dann folgten Musketiere, Arkebusiere, dann sehr stattlich die Pappenheimer, Konstabler mit altem Geschütz, holkische Jäger usf. Der Troß, Zigeuner usf., war trefflich, am meisten gefielen aber die Kroaten zu Fuß und zu Pferd, welche wirklich über meine Erwartung gut verstanden worden waren. Den Bratwurster und Bäckerladen, welche am Passe waren, erging es dabei sehr übel. Die einzigen Fehler waren, daß die Degen oder Seitengewehre meistens entweder zu alt oder zu neu waren, und daß das Fußvolk die Kostüms von Perkal machen ließ, was sehr lumpig aussah. Auch hatten die Pappenheimer sämtlich viel zu dünnes und lumpiges Leder an den großen Stiefeln, so daß dieses Hauptmerkmal an den Gestalten jener Zeit gänzlich verloren ging. Um 7 Uhr wurde in das Lager gezogen, welches vor dem Stadthause aufgeschlagen war. Man wollte dort allerlei Schillersche Witze aufführen; das Wetter stäubte aber bald alles auseinander. Auf dem „Weggen"[3]) wurde eine dramatische Bagatelle losgelegt, welche den Zürchern viel Jubel erregte. Ein kleines Theater stellte die untere Brücke mit den jetzigen Umgebungen vor, worauf der alte Bürgermeister Brun[4]), wie ein heraufbeschworener Schatten, mitten unter modernen Stutzern, Bauernratsherren, welche aufs Rathaus gingen usf., promenierte, und dabei seine Glossen machte. Er jammerte erbärmlich über das neue Wesen und zog wacker über die Liberalen los; zuletzt aber freute er sich doch noch, daß seine Zünfte wenigstens noch bestanden. Die guten Leutchen haben sich aber ihren Mann schlecht gewählt, um ihren Groll an den Tag zu legen; sie scheinen nicht bedacht zu haben, daß Brun ein sehr übler Repräsentant für Vorrechte und Herrentum ist, daß er die Zünfte zu seiner Zeit als volkstümliche und liberale

[1]) Johann Müller, Kellers Jugendfreund. Beyel in Frauenfeld, einer der bekanntesten Schweizer Verleger jener Zeit, hat u. a. auch Schriften Gotthelfs herausgegeben.

[2]) Geschmollt.

[3]) Zürcher Zunfthaus.

[4]) Rudolf Brun, der bedeutende Bürgermeister des 14. Jahrhunderts, Begründer der Zunftverfassung Zürichs.

Institutionen schuf, und nicht als solche, wie sie jetzt verstanden werden, und daß Brun, seinem Leben und Charakter nach, wahrscheinlich Anno 1830 auch auf der Bühne zu Uster gestanden wäre[1]).

Die Studenten fangen an sich zu fühlen hier[2]). Es gibt öfters Kommerse, Ständchen mit Fackelzügen usw., auch Paukereien fallen nicht selten vor. Letzthin fuhren sie in sechzehn Wagen, worunter vier vierspännige, und mit acht Verrittenen in vollem Wichs, kurze Samtröcke, weiß und rote Cerevismützen und Schärpen, Schlägern und Kanonenstiefeln, nach Winterthur. Ich habe schon mehrmals mit ihnen gekneipt, muß aber sehr vorsichtig sein darin, um nicht meine pechiösen Angelegenheiten noch pechiöser zu machen. Der große Müller ist immer noch hier, und macht alles mit, wie ein Brandfuchs; als altes Haus hat er die Ehre, bei den verschiedenen Anlässen an der Spitze zu stehen. Er war letzthin in Luzern, um das Examen zu machen, muß aber durchgeschifft sein, da er wieder hier ist. Ebenso Rupp, welcher auf Ostern auch wiederkommen soll. Diese Leutchen werden doch ein bißchen lang nicht solid. Sonst ist auch Zürcher[3]) hier, welcher aber Leim siedet. Auch der große Ernst ist hier, habe ihn aber nur gesehen und nicht gesprochen. Es werden einige fidele junge Studenten auf München kommen; wenigstens haben sie mich nach allem gefragt. Sonst sitze ich mit einigen ordentlichen Burschen öfters in der Häfelei oder in einem Kneipchen „hinter Zäunen"[4]), wo eine hübsche Münchnerin, die früher Sängerin gewesen sein will, Kellnerin ist. Sie kennt den Wepfer sehr gut; er hat ihr diese Woche Grüße geschickt durch einen Grieshaber von Schaffhausen. Dieser kömmt nun schon einige Tage am Abend her, bestellt ein Schöpplein, trinkt aber nur einen Schluck davon, und verschwindet wieder, worauf auch die Lukretia auf ein Stündchen verschwindet. Die ganze Kneipe unterhält sich dann indessen über meinen Herrn Grieshaber. Die Künstlergesellschaft hat sich die alte Chorherrenstube gemietet, wo sie von Zeit zu Zeit kleine Ausstellungen veranstalten will, je nachdem einige Sachen fertig sind. Die erste dieser Ausstellungen fand junghin statt. Es waren Aquarellen von Wolfensberger und Suter[5]), eine Winterlandschaft von Ulrich[6]), sehr gut, eine spanische Gegend in Öl von Oberst Rahn, Irmingers Porträt[7]),

[1]) In Uster fand am 22. November 1830 eine Volksversammlung statt, die der Anfang der liberalen Ära im Kanton Zürich war. — Kellers Eindrücke beim Sechseläuten 1843 dürften ein Keim zu der Schilderung des Tellspiels im „Grünen Heinrich" sein.

[2]) Die Universität war 1833 eröffnet worden.

[3]) Der spätere Arzt J. M. Zürcher-Deschwanden aus Menzingen (Zug).

[4]) Straßenbezeichnung.

[5]) Joh. Jakob Wolfensberger (1797—1850), Zürcher Landschaftsmaler. — Jakob Suter (1805—1874), Landschaftsmaler und Kupferstecher.

[6]) Joh. Jak. Ulrich (1798—1877), Zürcher Landschafts- und Marinemaler.

[7]) Eduard Rahn-Hirzel (1801—1851), Zürcher Dilettant. — Karl Friedrich Irminger (1813—1863), Zeichner, Kupferstecher und Lithograph, einer von Kellers Freunden zwischen 1842—1848.

von ihm selbst lithographiert, auch gut; und ein Glasgemälde von Hirnschrot[1], welches aber gegen die Münchner Produkte ungeheuer mühselig und finster aussah. Für die nächste Gelegenheit werde ich einige Farbenskizzen auf Papier bereit halten. Balder[2], der Lithograph, soll sich aus dem Staub gemacht haben; er hat in der letzten Zeit lauter erbärmliches Zeug in das „Malerische Unterhaltungsblatt" usf. geliefert. Den Hitz sehe ich öfters mit martialem Gesicht, einen Glasscherben mit Farben und einige zu reinigende Pinsel in der Hand in Turikums krummen Gassen herumsteigen. Der Münchner Salomé ist auch hier gewesen, eh' ich heimkam, und hat drei Monate im Zuchthaus gesessen, so arg hat er's getrieben.

Kaspar Nordorf[3] läßt Dich grüßen, Rudolf ist nach Neuyork verreist in das Bodmerische Haus, Konrad ist in Neuchatel, hat aber gesundheitshalber die Tischlerei aufgegeben und lernt nun das Klaviermachen. Er will sich nachher nach Paris verfügen. Die zwei kleinen Besen haben sich sehr hübsch ausgewachsen, besonders das Babettli; wenn es mir recht ist, so hat der polnische Simmler, der auf der Akademie in München ist, ein Porträt von ihr gemacht, das er bei sich hat. Leemann kennt ihn.

Bei meinen neuen Verwandten in Eglisau[4] bin ich gewesen, und auf den Frühling eingeladen, wenn ich etwas zu zeichnen fände in der Umgebung. Die junge Frau ist sehr liebenswürdig, aber es fehlt ihr doch ein gewisses Etwas, das ich mir nicht erklären kann, das aber allen Frauenzimmern, welche sonst den Künstlern ins Auge stechen, eigen ist.

Das Wetter ist sehr schön bei uns, und ich denke fast, es wird das gescheiteste sein, wenn ich, es mag nun gehen wie es will, bis zum Herbst hier bleibe; ich habe hier schon so viel zum Naturstudium gefunden, daß es ziemlich unsinnig wäre, nach München zu kommen, um gerade wieder aufs Land zu gehen; zumal ich hier wohlfeiler auskomme. Ich war letzthin auf dem Ütliberg und habe dort Lust bekommen, ein Bild zu machen, welches die Aussicht in die Gebirge mit See, Albis 2c. umfaßt, und die ziemlich malerischen Partien des Leiterlis zum Vorgrund hat. Es könnte sein, daß ich so etwas besser verschachern könnte, als die Ausgeburten meines nordischen Genies[5], das einer Magnetnadel zu vergleichen ist, die immer nach Norden weist, mich aber doch nicht aus dem Drecke führt. Auf jeden Fall hoffe ich diesen Sommer wieder einmal den Grund zu einer ordentlichen Mappe zu legen, und wenn ich wieder Studien haben werde, so sollen meine Kleckfereien auch besser werden. Wenn ich nur schon wieder in München wäre. Es geniert

[1] Joh. Andreas Hirnschrot (1799–1845), Glas- und Emailmaler.
[2] Georg Balder (1810—1882), Lithograph, Zeichner, Historien- und Kirchenmaler.
[3] Kellers Jugendfreund vom Rindermarkt.
[4] Dem Arzt Heinrich Scheuchzer, der mit Susanne Hottinger neu vermählt war.
[5] Die „ossianischen Landschaften".

mich gewaltig, wenn ich daran denke, daß man mich dort an manchen Orten als durchgebrannt betrachten wird. Grüße mir doch den Prosäder. Ich habe sein Italienisch des gänzlichsten vergessen, aber nicht die Taler, die ich ihm noch dafür schuldig bin. Schreibe mir doch genauer von Leemann, den ich grüße; hat er seinen Mackintosch[1]) noch an? Was mich betrifft, so hätte ich jetzt wieder etwas zu versetzen, wenn ich dort wäre. Was machen Bendel, Federle und Rhode, hat dieser brav Bilder gemacht? Ist Schlatter[2]) noch in München? Kommt Werdmüller[3]) noch nicht heim? Der Undermatt[4]) beschießt mich unaufhörlich mit Briefen, bald höflich, bald grob; kann ihm aber keinen Deut schicken, bis ich die andern auch bezahlen kann; denn wenn ich etwas kann erwischen, so werde ich's auf jeden Fall Dir zuerst schicken. Der Vergolder Müller, dem ich noch den großen Rahmen schulde, wird mich jetzt auch aus der Nähe bestreichen; er hat jedenfalls eine gute Batterie in Wil[5]), da können die Bomben schon besser reichen, wenn er maliziös sein will.

Sonst gibt's nix Neues hier, als immer neue Fallimente, und daß die Liberalen wieder ein wenig eingeschüchtert sind, aber nicht so, wie die Zöpfe meinen.

Mit der Eisenbahn hat man wieder Hoffnung. Die Basler wollen am nächsten eidgenössischen Schützenfest zugleich die Schlacht bei St. Jakob feiern; zu diesem Endzweck haben sie alle 6 und $6^1/_2$ Fuß hohen Schweizer, welche Lust dazu haben, eingeladen, sich ein halbes Jahr vorher die Bärte wachsen zu lassen, um als Helden dabei zu figurieren; sie bekommen von jedem Tag der Bartwachsungsperiode vier Batzen. Apropos hast Du Bendels Wandkalender gesehen, den er für Studer gemacht hat? Er hat sich eben keine Apotheose dadurch bereitet. Um solche Sachen zu gebären, hätte er eben nicht Kaulbachs Schüler zu sein gebraucht. Aber nur zu Dir gesagt. Und die Randverzierungen! O Neureuther! O Maler Laimbacher!

Meinen Gruß an alle, also auch an Dich.

Gottfr. Keller.

10.

Zürich, den 28. September 1845.

Lieber Hegi!

Zur Beruhigung meines Gewissens kann ich Dir sagen, daß [ich] im Begriffe war, Dir zu schreiben, und daß Dein Brief dies nur um zwei oder drei Tage beschleunigt hat. Ein sauberes Imbegrifffsein! wirst Du denken,

[1]) Wasserdichter Mantel.

[2]) D. H. O. Schlatter aus St. Gallen (1815–1897), Ofenbauer.

[3]) Johann Konrad Werdmüller (1819–1892), Zeichner und Kupferstecher.

[4]) Der Brief Nr. 7 erwähnte.

[5]) Scheint eine Anspielung auf den Dichter und Architekten J. G. Müller von Wil (1822—1849), vgl. Baechtold I, S. 97 f.

wenn noch zwei oder drei Tage Beschleunigung möglich sind. Es ist nun einmal so, und eher wird der Nordpol zum Südpol werden, ehe ich von meiner Natur und Art ablassen kann; Gott helfe mir! Du willst also nach Paris? Ich wünsche Dir Glück und glaube wirklich auch, es wird sich finden, denn in solchen Situationen halte ich die kühneren Entschlüsse für die klügeren. Deine Mutter ist wirklich ein Muster von Noblesse und gibt der meinigen nichts nach. Gottes Segen komme über alle solche Mütter, wenn auch die Söhne nichts taugen! — Ich habe Dein Bildchen im Museum gesehen, den Leonardo da Vinci nämlich (die Erwartung dieses von Dir versprochenen Bildes war die Ursache meines langen Schweigens; da ich aber einige Monate in Glattfelden war, sah ich es einige Wochen lang nicht). Ich war überrascht von dem Ensemble und mußte mir gestehen, daß Du wirklich nun ein Bild zusammenstreichen kannst; nur glaube ich, spukt noch Deine alte Schwäche da und dort, die Zeichnung; aber dessenungeachtet werden Dir gewiß gerade solche Bilder, wenn Du in der Wahl des Stoffes dem romantischen Geschmack der Franzosen etwas nachgibst, gute Dienste leisten.

Mich betreffend bin ich immer noch im alten Wogen und Treiben und Vegetieren und mein einziges Trachten ist, meinen ersten Band Gedichte zusammenzubringen, was mit einem Schlage alle meine Verhältnisse ändern wird [1]). Alles Bisherige war nur sicher vorbereitend und ich werde mit jedem Tage strenger und einsichtiger gegen mich selbst, um nichts zu übereilen; denn es ist heutzutage notwendig, wenn man sich über den Kot erheben will.

Leemann hat mir durch einen Reisenden einen Brief geschickt, worin er mir schreibt, daß er solid geworden sei und sich in einem „wohlverstanden im Vergleich mit früheren Zeiten und abermals wohlgemerkt nur im Hinblick auf frühere Zustände bescheidenen Wohlstande" befinde! Die Anführungszeichen bezeichnen seine eigenen drolligen Worte. Er hoffe, man werde Früheres vergessen usf. „Mehrere Gemälde kirchlichen Inhalts, nach Österreich bestimmt" beschäftigen ihn usf. Der Herr der Heerscharen sei auch mit ihm!

Ich erhalte soeben den Probebogen aus dem diesjährigen „Deutschen Taschenbuch", der meinen Beitrag enthält. Ich übersende ihn Dir als freundlichen Gruß und Probe und bitte Dich, ihn heften zu lassen, da es mir wegen Deiner Pressiererei nicht mehr möglich ist. Beim zweiten Gedichte „Feueridylle" ist der Nebentitel „Allegorie" [2]) durch Mißverständnis hinzugekommen; es ist also ein Gedicht, wie jedes andere, und nichts beliebig auszulegen oder zu deuten daran, als was in die Augen fällt. Du wirst diese Berichtigung notwendig finden.

[1]) In Keller war im Frühling 1843 die Lyrik hervorgebrochen. Die ersten größern Sammlungen seiner Gedichte brachte das „Deutsche Taschenbuch" 1845 und 1846. Der erste Gedichtband erschien 1846.

[2]) Er rührte von Arnold Ruge her.

Ich weiß nicht, ob der Dichter Stieglitz[1]) noch in Genf ist, wenn Du hinkommst? Er ist auf seiner Rückreise von Venedig von hier dorthin gegangen. Solltest Du ihn sehen, so grüße ihn nochmals von mir und stelle Dich ihm als Freund von mir dar; er wird Dir vielleicht viel Beruhigendes über mich sagen, in Betracht Deiner Besorgnisse, die Du im letzten Briefe ausgedrückt hast[2]). Er ist eben kein Shakespeare, aber ein seelenguter Mensch!

Den politischen Teil Deines letzten Briefes muß ich leider aus Mangel an Zeit unbeantwortet lassen; aber ich sage Dir nur kürzlich, daß er durchaus nichts taugt und von einem unpraktischen und zu niedrigen Standpunkt aus geschrieben ist. Die Frage ist einfach, Ja oder Nein, Wahr oder Unwahr, Recht oder Unrecht, Weiß oder Schwarz? Auf die Vertreter und die Streitenden, auf die Personen kommt es nicht an, durchaus nicht an! Die gute Sache muß die Streiter allmählich machen und veredeln, nicht die Streiter die Sache. Die Frage ist schon entschieden, sie steht schon fest seit Jahrhunderten, an ihr kann nichts geändert werden; wenn zurzeit ihre Vertreter noch schwache Menschen sind, so darf sie um so weniger aufgegeben und verlassen werden.

Also lebe wohl und bleibe mir unwandelbar gewogen, wie ich auch Dich über Stock und Stein im Herzen zu tragen hoffe.

Dein G. Keller.

Wenn Du in Paris aushältst, so dürften wir uns dort leicht binnen Jahr und Tag treffen! Auf ein fröhliches Wiedersehen. Grüße Stadler[3]).

11.

Zürich, den 10. Mai 1846.

Liebster Hegi!

Ein nachlässig geführter Briefwechsel hat auch seine gute Seite: er bringt einem oft angenehme Überraschungen und Dein Brief, den Amrhyn brachte, war mir eine sehr erquickliche Überraschung. Über Dein langes Schweigen sage ich nichts, ich kenne das Ding schon; nur war ich etwas besorgt, Du möchtest die Gedichte nicht empfangen haben. Daß aber Dein Nichtschreiben seinen Grund auch in gedrückter Gemütsstimmung hat, berührt mich sehr schmerzlich, und doch muß ich wiederum lachen, indem ich mich durch eigene Erfahrung daran gewöhnt habe, alle Misere dieses Lebens als unbedeutend und vorübergehend zu betrachten und fest an die Zukunft zu glauben. Dann habe ich mich auch überzeugt, daß nur rauhe Bewegung und wechselvolles Geschick einen tüchtigen, d. h. nach allen Seiten hin tüchtigen Charakter hervorbringen kann. Darum leben hoch Ebbe und Flut, Freude und Leid,

[1]) Heinrich Stieglitz, der Witwer Charlottes (1801—1849).

[2]) Hegi hatte am 22. Juni 1845 die Besorgnis geäußert, die Korrespondenz mit ihm möchte Keller langweilen, und er schreibe ihm deswegen so spärlich.

[3]) Johann Jakob Stadler (1818—1855, Zürcher Landschaftsmaler.

Glück und Elend! Übrigens dächte ich, eine gedrängte Lage sollte Dich um so eher bewegen, Briefe zu schreiben und Dir Luft zu machen.

Über Deine verschiedenen Versuche und die Existenz in Paris bin ich natürlich nicht imstande zu urteilen; indessen muß ich Dir gestehen, daß schon vor Deiner Abreise, als Du mir Deine Absicht schriebst, ich einiges innerliches Bedenken hegte, indem mir dieser Entschluß, gerade nach Paris, dem viel bekannten Paris, als Residenz der Not bekannt, zu gehen, ein wenig extrem schien. Aber ich kann mich irren und zudem muß ich auch wieder zugeben, daß solche kühne Schritte oft mehr geholfen haben, als alles andere.

Schau nun, wie Du zurechtkommst, aber erstatte doch Berichte. Süffert ist also noch in Paris. Ist er noch der gleiche? Ich habe hier einen ähnlichen Charakter (d. h. nur hinsichtlich der Laune) kennen gelernt und zum Freunde gemacht. Es ist der Kupferstecher J. Ruff[1]; (verreist morgen nach München, um dort eine Arbeit auszuführen, Irminger geht mit ihm, per Plaisir, beide kennen Leemann und Bendel von früher her, also werden nächste Woche in der königlichen Residenz München große Taten geschehen; ich möchte fast auch dabei sein, aber nur einen Tag). Nach glücklicher Aussonderung dieser Parenthese komme ich auf Ruff zurück. Wie Süffert hat er jene Art komischer Laune, welche aus nichts einen Witz machen kann, welche mit einem Laut, einer Bewegung, einem naiven Wort sich kund tut und alles treffend bezeichnet oder parodiert. Sobald man ihn einmal verstanden hat, wird man in einen neuen Kreis von feinster Satire, unaufhörlicher Belustigung und komischer Unterhaltung gezogen und es bildet sich eine eigene Sprache, welche sonst niemand versteht, welche aber oft wie ein unsichtbarer Nebel um die Philister duftet, welche unser unbewußtes Opfer sind. Ein inniges Verständnis tut hiebei die Hauptsache; denn es fallen oft Witze, welche andern witzigen Köpfen geradezu arm oder lächerlich erscheinen würden, und die uns doch zum herzlichsten Gelächter reizen. Ruff ist übrigens viel tiefer und edler als Süffert, daher mag seine komische Laune auch mehr Geist haben. Er ist auch ein freudiger Zecher, welchen Zeit und Schicksal gemäßigt und gestählt haben. Hier fällt mir noch eine Sentenz ein, welche zugleich in den Eingang meines Briefes paßt: Wer Freude und Glück aus vollem Herzen, aber nobel empfindet, trägt auch das Unglück und den Kummer edel und fest.

Daß meine Liebeslieder[2] Dir gefallen, freut mich sehr; sie haben auch anderwärts so ziemlich gefallen und das beweist mir, daß ich eine gute Phantasie habe, denn es ist das meiste erdichtet, also wenig Wahres daran. Zwar als ich sie machte, glaubte ich selbst, sie wären so ziemlich erlebt; denn diese Jugendliebe oder erste Liebe[3] ꝛc. war allerdings vorhanden; es ist aber

[1]) Johannes Ruff (1813–1886), Maler und Kupferstecher.

[2]) „Die einundzwanzig Liebeslieder" im Deutschen Taschenbuch 1846, S. 77 ff.

[3]) Zu Henriette Keller, Baechtold I, S. 82 ff.

eine ferne, unbestimmte und verblaßte Geschichte, ein verblichenes Bild, dessen Farblosigkeit ich erst bemerkte, als ich mich, nicht lange nach Beendigung der Lieder, wirklich mit aller Macht verliebte und einsah, daß ich eine Menge Gefühle vorher nie gekannt habe. Das war nun freilich eine andere und hitzigere Affäre. Doch ich sehe Dich hier mit verzwicktem Muskelspiel um Mund und Augen eine höhnische Rauchwolke ausblasen, und das vielleicht noch von maliziösem französischem Tabak; ich will also nur gleich alles beichten.

Den 12. Mai.

Werdmüller, der Überbringer dieses Briefes, paßt auf denselben. Ich muß daher, die Liebesgeschichte übergehend, zum Schluß eilen. In dem nächsten Briefe will ich dieselbe nachholen, unterdessen aber muß ich Dir noch kurz anzeigen, damit Du keine falschen Vorstellungen fassest, daß es dabei zu keinerlei Verhältnis gekommen ist, und der Verlauf einzig, soviel mir bewußt, einzig auf meiner Seite, im verborgensten Innern, stattfand. Da es nun Frühling ist und ein grün strahlender Mai in aller seiner Glorie herrscht, so muß ich wenigstens noch von der Freiheit schreiben, da ich es nicht von der Liebe kann.

Wisse also (und wenn Du es schon weißt, so wärme ich es Dir übermütig wieder auf), daß das Zürcher Volk im schönen Monat Mai 1846, in einer ruhigen Zeit, ohne Umtriebe und Aufregung, ohne Hitze und Zorn, kühl und vernünftig und still einen Großen Rat gewählt hat, der selbst in den dreißiger Jahren nie so radikal bestellt war. So hat sich der 6. September [1]) gerächt; er ist verschwunden und überwunden wie ein Dampf. Wird man bald sehen und merken, was Wurzel fassen will und was nicht? Was sein muß und was nicht und wo es hinaus will? Man schiebt es zwar bequem dem sogenannten Zeitgeist in die Schuhe; aber was ist denn eigentlich Zeitgeist? Ist es etwas anderes als die Geschichte selbst, in ihrem jeweiligen Moment? Wer will sie im voraus richten? Mit ihrer Vergangenheit aber kann sie tun, was ihr beliebt, denn sie ist Herr im Haus.

Ich will nächstens wieder schreiben und nachholen, was mir jetzt abgeschnitten wird. Ich lege Dir den ersten Bogen meiner Gedichte bei, welche jetzt gedruckt werden; er liegt zufällig auf meinem Tische; nimm ihn als flüchtigen, aber herzlichen Gruß.

Dein G. Keller.

Damit bricht die Reihe von Kellers Jugendbriefen an Hegi ab. Die Beichte über seine neue Liebe, die er noch ankündigt, hat er dem Freunde am 13. August 1846 gesandt. Dieser Brief scheint verloren. Hegi hat ihn wohl wegen seines intimen Inhalts selber vernichtet. Dafür hat sich Hegis

[1]) Der Tag des Straußenhandels (1839), der den Sturz der bisherigen liberalen Regierung brachte.

Antwort vom 24. Oktober erhalten. „Nun zum interessantesten Teil Deines Briefes", heißt es darin, „zur Liebesgeschichte nämlich, welchen Titel ich aber nie gewählt, wäre es von mir ausgegangen. Überhaupt muß ich Dir gestehn, daß es mir gar nicht gefallen, daß Du Deine ernste Erzählung mehrere Male durch Ausfälle unterbrichst, die das Ganze fast wirklich nur zur Liebesgeschichte stempeln, wenn es nicht zu klar wäre, daß diese Ausfälle gezwungen sind. Ich konnte Dir nur verzeihen, indem ich darin eine List von Dir sah; wäre ich nämlich platt genug, die Sache ins Profane zu ziehen, so wäre damit Dein Rückzug gedeckt, Du würdest im nächsten Brief Dich noch mehr gezwungen haben, den Gleichgültigen zu spielen, und so hätte man die Geschichte der Vergessenheit anheimfallen lassen. So konnte ich mich also nur über das kleine Maß Deines Zutrauens beschweren, mußte aber Deine Feinheit rühmen. Nun aber versichere ich Dich, diesen Bericht las ich mit der größten Teilnahme, und wo Du wahr bist, riß er mich so hin, daß ich mich ganz in Deine Lage versetzen konnte. Um so mehr fühle ich nun auch das Schmerzliche und Drückende Deiner Lage .... Ich bin nun sehr begierig zu hören, wie Du die Sache zu Handen nimmst; Du sprichst von einem Plan, bist also schon entschieden, ernstlich einzuschreiten." Das „Einschreiten" bestand im Schweigen (vgl. den Brief Kellers an Frau Orelli, Deutsche Rundschau, Dezember 1911, S. 433). Wer diese Geliebte war, dafür gibt ein Wort in dem Brief von Johannes Ruff vom 23. August 1846, dem sich Keller ebenfalls vertraut, einen Wink: „Die Abreise Freiligraths ist unter diesen Bewandtnissen eine Fatalität für Dich." Im Juli 1846 ist Freiligrath, mit dem Keller seit 1845 befreundet war, nach England gegangen. In dessen Haus hatte Keller die Geliebte kennen gelernt. Er konnte sie nicht mehr sehen, wenn Freiligrath fort war. Also zog sie mit ihm fort. Da scheint mir der Schluß gegeben, daß Kellers Angebetete Freiligraths damals sechsundzwanzigjährige Schwägerin und Hausgenossin Marie Melos war, an die Keller im Alter so manchen Brief gerichtet hat. „Ohne arrogant sein zu wollen," schrieb sie ihm am 10. Februar 1877, „glaube ich doch, daß das Jahr 1845 auf 46 nicht ganz Ihrem Gedächtnis entschwunden ist. Es versteht sich wohl von selbst, daß ich damit nicht sagen will, Sie hätten der hervorragenden Persönlichkeiten und des Freundeskreises vergessen, welcher Sie umgab; sondern ich meine nur, daß, wenn dieser in Ihrer Erinnerung auftaucht, vielleicht auch dann und wann ein flüchtig Erinnern ‚dem Fräulein Möros mit dem Dolch im Gewande', dem ‚Hauskreuz Ferdinands', wie Sie mich so gern nannten, der ‚Maruschel Marunkel' und was ich sonst für liebliche Namen führte, zu teil wird."

Die Freundschaft des gereiften grünen Heinrich zu der geläuterten Judith am Schlusse der zweiten Fassung erhielte so in des Dichters Verhältnis zu Marie Melos im Alter eine schöne Wirklichkeit.

Lebenstag eines Menschenfreundes.

Roman

von

Wilhelm Schäfer.

(Fortsetzung.)

Mittag.

34.

Der Drang seines frühreifen Schicksals will, daß Heinrich Pestalozzi das Glück heimlicher Liebesstunden nur kosten, nicht genießen darf. Um die Kaufmannstochter aus dem Pflug heimzuführen, kann er keinen Beruf gebrauchen, der ihn mit unbestimmten Hoffnungen hinhält; und mit den Entwürfen seiner Volksreden verbrennt er die hochmütigen Advokatenpläne. Irgendwo die Handgriffe der Landwirtschaft zu lernen und dann auf einem Gut zu üben, scheint ihm von allen Möglichkeiten die rascheste; nun, wo er mit der Braut auch den Berater gefunden hat, der durch Sachen- und Menschenkenntnis — wie Bluntschli sagte — seinen Traumsinn ergänzt, glaubt er den Schritt aus der Schulweisheit in das Bauerndasein wohl tun zu können, zumal Anna Schultheß ihn tapfer billigt. Daß es zugleich ein Bruch mit den Beglückungsplänen seiner Jugend ist, übersieht er nicht; aber auch hier beruhigt ihn ein Wort des Freundes, daß man von schwachen und niederen Stauden keine Körbe voll Früchte ernten könne, der Baum müsse stark und groß sein, um Früchte zu tragen! Wenn er erst einmal frei und wohlhabend auf eigenem Boden sitzt, will er die vaterländischen Dinge schon nicht vergessen haben!

Unterdessen ist seine Mutter noch immer bei dem kranken Großvater in Höngg gewesen, während er mit der Schwester und dem alt gewordenen Babeli gewirtschaftet hat; nun kommt sie zurück, und er holt sie eines Nachmittags ab, freudig, ihr sein Glück mitzuteilen. Der Dekan geht kaum noch aus seiner Studierstube heraus; er hat Sterbegedanken und ist verdrießlich, daß ihm der Antistes noch einen Vikar aufdrängen will, statt seinen natürlichen Abgang abzuwarten. Ihm kann er nichts sagen, und auch bei der Mutter kommt er erst auf dem Rückweg dazu, als hinter Wipkingen die Buben vom Tantli zurück gesprungen sind. Sie gehen an derselben Stelle,

wo er als Knabe so bitterlich mit ihr geweint hat, als er endlich Stimmung und Worte für seine Freudenbotschaft findet. Zunächst ist sie erschrocken, als ob er zu den andern Torheiten seiner Jugend auch noch die einer überstürzten Heirat über sie bringen wolle; wie sie den Namen Anna Schultheß hört, steigt das Wetterglas auf schön, da sie die Vorzüge der Person und der äußerlichen Vorteile in eins übersieht. Eine Schar Tauben flattert aus dem Feld, und ihre Sorgen fliegen mit; es fehlt nicht viel, so wanderten sie diesmal Hand in Hand zur Niederdorfporte hinein.

Am nächsten Sonntag steht Heinrich Pestalozzi am Fenster und sieht die Mutter aus der Kirche kommen, zögernden Schrittes, weil nicht allzuweit hinter ihr auch die Anna Schultheß ihr Gesangbuch heimträgt; er hätte der Mutter nicht soviel List zugetraut, wie sie dicht unter seinem Fenster eine Nachbarin anspricht — was sie sonst niemals tut — nur damit die Jungfrau an ihr vorbei muß. Sie grüßen sich still nickend, aber er von seiner Warte nimmt den Blick, mit dem sich die beiden Frauen umfassen, wie einen priesterlichen Segen wahr.

Weiter als bis zu solchen Blicken kommt es zunächst nicht, da die Mutter Annas sich hartnäckig der Verbindung mit dem unansehnlichen und — wie sie sagt — kindsköpfischen Wundarztsohn widersetzt; bevor Heinrich Pestalozzi nicht vor der Welt etwas anderes vorstellt, kann er nicht auf ein öffentliches Verlöbnis hoffen. Er offenbart sich Lavater, weil der den Berner Chorschreiber Tschiffeli kennt, der mit seiner Musterwirtschaft in Kirchberg als der beste Landwirt der Schweiz gilt und namentlich die Zucht der Krappwurzel für die Notfärberei als ein neues und einträgliches Bauerngewerbe treibt. Lavater schreibt um eine Lehrstelle, und rascher, als Heinrich Pestalozzi es gedacht hat, tut sich für ihn eine Schlupftür ins praktische Leben auf. So schmerzlich ihm die Trennung von Anna ist, der Drang, aus der Ungewißheit seiner gescheiterten Studien in eine rechtschaffene Stellung vor der Welt zu kommen, läßt ihn keinen Tag zögern.

Den letzten Abend ist er bei ihr draußen in Wollishofen, wo ihre Eltern ein Gütchen besitzen; sie haben sich schon mehrmals da getroffen, aber nun drängt die Wehmut des Abschieds zum Genuß der Stunde. Heinrich Pestalozzi fühlt, daß er wie ein Baum im Frühling ist; obwohl sie beide das Heiligtum ihrer Liebe zu hüten wissen, verblaßt die Nacht schon in den frühen Tag, als er aus Tränen und ewigen Gelöbnissen losgerissen am See vorbei nach Zürich zurückwandert. Es sind noch dieselben Wege, es ist die Stadt mit dem Getürm ihrer Tore und Kirchen, und überall in den verschlafenen Häusern erwacht die tägliche Arbeit; nur er selber irrt nicht mehr mit ziellosen Sehnsüchten darin umher: Liebe und Beruf führen ihn aus ihrer Wirrnis in die Einfältigkeit eines natürlichen Daseins hinaus, darin sein ländliches Besitztum, von der Anna Schultheß als Stauffacherin verwaltet, durch Wohlstand und Wohltun den Mittelpunkt einer Bauernschaft

abgeben soll. Um in seinem Glück nichts von den Vorsätzen seiner Jugend zu verlieren, sucht er noch einmal sein Leben danach ab, sich feierlich für jeden verbürgend, sodaß er aus dieser in Liebe durchwachten Nacht mit Gelöbnissen beladen im Roten Gatter ankommt.

Da fängt der Abschied noch einmal an, und es gilt mehr als eine Trennung auf Wiedersehen; hier packt er für immer ein: trotzdem geht alles viel leichter als in Wollishofen, und er schämt sich fast, mit welchen Scherzen er das Nest seiner Jugend verläßt. Der Himmel seiner Zukunft ist blausonnig wie der Septembermorgen, der seine Federwölkchen nur zum Spiel aufsteigen läßt; und als er im Postwagen gegen Baden und Aarau fährt, geht nicht ein trüber Gedanke mit. Lavater hat ihm das Bild seiner Anna gemalt, das hält er in Händen und merkt nicht, wie die Mitreisenden sich über ihn lustig machen: sie ist die Sonne, aus der alles Licht aufgeht, so sehr, daß ihm die Bäume und Wiesen draußen in Schatten zu fallen scheinen, wenn er das Bild umdreht.

35.

Die Fahrt nach Kirchberg dauert zwei Tage; es ist die erste wirkliche Reise, die Heinrich Pestalozzi macht. Sie geht das Limmattal hinunter über Baden nach Brugg und dann im breiten Aaretal hinauf über Aarau ins Berner Vorland hinein; die Landschaft wechselt aus der waldigen Enge seiner Zürcher Heimat in die breite bernische Behaglichkeit, und auch die Sprache macht diesen Wechsel mit: er nimmt davon so wenig wahr wie von den Mitreisenden. Wenn ihn etwas so bewegt, wie jetzt der Abschied und die kreisenden Gedanken um das Ziel, verlieren seine Sinne den Zugang zum Bewußtsein; er kann stundenlang sitzen und ihren Wahrnehmungen keine Aufmerksamkeit schenken, sodaß sie gleichsam auf eigene Faust sehen und hören, indessen seine Seele in sich selber spazieren geht.

Erst als sie am zweiten Nachmittag ins Emmental hinunter fahren und einer beim Anblick der ersten Krappfelder den Namen Tschiffeli ausspricht, wacht er auf und möchte am liebsten gleich aus dem Wagen springen, die berühmte Kultur der Färberröte zu sehen. Er weiß, daß es nur die Wurzeln sind, die den Farbstoff enthalten, an manshohe Stauden mit stachligen Blättern und Blüten hat er nicht gedacht; wie nun ein leiser Wind hindurch rieselt, erschließt sich ihm die beglückende Aussicht, daß dieser Anbau die Schönheit ländlicher Arbeit nicht vermissen lasse: wie beim Korn, beim Flachs und in den Wiesen gibt sich auch hier das Wachstum der Natur als ein Segen, der dem Menschen mit allen Wundern der Blüte und der schwellenden Frucht in die Hände wächst.

Er findet Tschiffeli als einen gebräunten Mann anfangs der Fünfziger, der diesen Überschwall wogender Felder aus einer verwahrlosten Öde geschaffen

hat und als ihr leibhaftiger Gottvater darin umher geht. Als blutarmer Leute Kind verdankt er alles der eigenen Kraft, die seine neumodischen Einfälle gegen die guten Meinungen und Ratschläge der Gewohnheit durchgesetzt hat, bis er als erfolgreicher Mann vor seinem Vaterland geachtet dasteht. Das gibt seinem mannhaften Wesen eine andere Geltung, als die Zürcher Herren sie aus ihrer Herkunft oder Gelehrsamkeit besitzen; Heinrich Pestalozzi fühlt hier einen Teil von sich selber zur Vollendung gekommen, und wenn er ihn Vater nennt, wie es auf dem Gut Sitte ist, liegt für ihn ein besonderer Sinn darin. Tschiffeli wiederum freut sich dieses Zöglings, der gar nicht das Stadtsöhnchen spielt, den ganzen Tag in Hemdärmeln bei der Arbeit ist und abends noch lustig ist zu Tabellen und Berechnungen. Wenn seine Ungeschicklichkeit auch viel mit zerschnittenen Fingern und Beulen zu tun hat, so ist doch noch niemand bei ihm gewesen, der seinen Spekulationen so begeistert und mit Verständnis anhängt.

Es wird ein reicher Herbst und Winter für Heinrich Pestalozzi, der mit seinen eigenen Plänen hier nicht verlacht wird, wie bei den Freunden in Zürich, sondern einen bereitwilligen Berater findet. Wenn er sieht, wie Tschiffeli für die fünf Gemeinden seiner Güter ein Wohltäter geworden ist, indem durch ihn Ordnung und Verdienst dahin kam, wo vorher Unordentlichkeit und Armut waren, erkennt er freilich auch, daß es wirksamere Mittel zur Übung der Volkswohlfahrt gibt als die öffentliche Anklägerei der jugendlichen Patrioten: das Beispiel und der Antrieb zur Selbsthilfe. So wie Tschiffeli im bernischen Land will er einmal im Zürcher Gebiet dastehen als der Mittelpunkt einer in planvoller Gemeinsamkeit fröhlich schaffenden Bauernsame. Er kann einen wahren Spott mit sich selber treiben, wenn er an Winterabenden bei den Berechnungen hilft — wieviel Jucharten für diese und jene Kultur einzurichten wären, um mit der mutmaßlichen Ernte den Abschlüssen gerecht zu werden — und dann an seine Jugendläuferei in Zürich denkt, an den Schwall seiner Freunde, Pläne und Sehnsüchte, und wie hier alles sich selber zufrieden macht; die Zürcher Stadtbürger haben den schwarzen Pestaluz sicher kaum kritischer betrachtet, als er es nun selber tut.

Aber feierlich wie das große Himmelslicht jeden Morgen hinter den Emmentaler Bergen wärmend und segnend über der Arbeit Tschiffelis aufsteigt, so steht die Liebe über seinem Tageslauf: sie weckt ihn in der Frühe und sie bläst ihm abends die Kerze aus, nichts gerät ihm, ohne daß er die Stimme Annas zu hören glaubt, und nichts mißrät, ohne daß er ihre Augen mit dem scherzhaften Tadel darin fühlt. Er hat sich eine feste Ordnung gemacht, ihr seine Erlebnisse und Erfahrungen zu schreiben, und da sie ebenso pünktlich antwortet, flechten die hin und her reisenden Briefe aus ihren getrennten Lebensläufen einen Zopf, darin die Hoffnung mit lustigen Schleifen eingebunden ist.

36.

Es sind fast neun Monate, die Heinrich Pestalozzi als Lehrling der Landwirtschaft zubringt; aus dem Zürcher Theologiestudenten wird ein bernischer Bauernknecht, der stolz auf seine vernarbten Hände ist und Sonntags in Hemdärmeln zur Kirche geht. So findet ihn seine Braut, als sie ein freundliches Geschick zu einem Besuch in Kirchberg ausnützen kann. Ihr Bruder Kaspar hat eine Pfarrstelle im Württembergischen bekommen, die nach alten Herkünften den Zürcher Herren untersteht; er führt nun befriedigt seine Susanna Judith Motta aus dem Traverser Tal heim, eine Herzensfreundin der Schwester und auch Heinrich Pestalozzi aus ihrem Zürcher Aufenthalt wohlbekannt. Anna holt ihn zur Hochzeit ab, da es über Kirchberg kein zu großer Umweg ist, und sieht mit eigenen Augen das gelobte Land ihres Freundes.

Es wird ein Jubeltag für Heinrich Pestalozzi, wie er noch keinen erlebte, als er seinem Meister Tschiffeli und allen Leuten auf dem Gut ein so stattliches und feines Frauenzimmer als seine Braut vorweisen kann. Sie hingegen ist sichtlich bestürzt über seine Verwahrlosung; doch findet sie sich rasch und folgt ihm in die Gärten und Felder, die Schauplätze seiner Wochenberichte nun selber zu sehen. Am Abend hat Tschiffeli dem Gast zu Ehren Wein und Blumen auf den Tisch gestellt, und da er in ihrer Gegenwart den Eifer und das Geschick seines Lehrlings mit anerkennenden Worten belegt, kommt der Besuch zu einem fröhlichen Abschluß, sodaß Heinrich Pestalozzi der Tag nicht mehr fern scheint, wo er selber mit ihr als solch ein Gutsherr dasitzen wird.

Aber als sie andern Morgens miteinander in den Wagen steigen, gegen Burgdorf und Aarberg aus dem ländlichen Bereich seiner Bekanntschaft hinauszufahren, sitzen ein paar Stutzer aus Neuenburg darin, die ihn belächeln. Heinrich Pestalozzi im Eifer, ihr noch im Abfahren jeden Weg und Hügel seiner Welt zu zeigen, merkt nichts davon; sie aber zupft ihm seine Kleidung zurecht und wird schweigsamer, je weiter sie ins welsche Land hineinfahren. Zum ersten Male erlebt er, wie ihn mit der Sprache auch die Heimat verläßt; je näher sie an den waldigen Jura heranfahren, je seltener trifft ein deutsches Wort sein Ohr. Das letzte ist der Abschiedsgruß einer alten Bäuerin aus Erlach, die von Aarberg bis Ins mitreist; dann fährt er mit Anna allein in die welsche Welt, und obwohl es die Eidgenossenschaft bleibt wie zuvor und obwohl die Sprache Rousseaus seiner Seele mit mancher Wendung vertraut ist: der fremde Klang schlägt an seine Ohren, als ob er ins Wasser geworfen wäre.

Das wird im Val Travers nicht besser, wo sie spät abends von ihrem Bruder Kaspar und seiner Braut abgeholt werden; in Zürich hat die Judith Motta nicht anders als deutsch gesprochen, hier in ihrer Heimat ist sie welsch,

und Heinrich Pestalozzi erleidet ein Gefühl, als ob ihm Anna von einer Strömung fortgerissen würde, wie sie nun selber in der welschen Flut untergeht. Als sie sich im Eifer vergißt und ihn selber in den fremden Lauten etwas fragt, vermag er ihr nicht zu antworten, so schnürt ihm der Schrecken die Kehle zu. Er muß sich zwar am selben Abend doch dazu bequemen, weil die Verwandten — die im übrigen freundliche Leute sind — nur französisch können; es macht ihm aber Mühe, dem ungewohnten Schwall zu folgen, und er spürt grimmig, wie seine Zunge über die fremden Silben stolpert.

Er übersteht die Hochzeit indessen tapfer, und weil er neben einer ältlichen Tante aus Môtier sitzt, die für Rousseau schwärmt und ihn vielmals gesehen hat, als er noch selber mit seiner Therese da wohnte, vermag er sogar seine Scheu vor den welschen Worten zu überwinden. Sie bleiben aber ungeschickt auf seiner Zunge und geben Anlaß zu manchem Gelächter; namentlich die beiden Stutzer aus Neuenburg, die unvermutet auch Hochzeitsgäste sind und an seiner Kleidung wie an seinem bäuerlichen Wesen Anstoß nehmen, fangen an, ihren Spott mit ihm zu treiben, gegen den er sich um so weniger wehren kann, als er die Andeutungen in der fremden Sprache nicht versteht. Da überdies die Verwandten der Anna ihr Mitleid nicht verhehlen, als ältliche Jungfer noch an einen solchen Tölpel geraten zu sein, und da die Geltung in der Welt des guten Tons ihre Empfindlichkeit ist, sieht er sie danach mehrmals weinen und hitzig an ihm werden, bis ein Vorfall am dritten Hochzeitstag seine gequälte Stimmung entlädt.

Er hat das Haus sehen wollen, wo Rousseau wohnte; die Tante lädt ihn und die andern ein, und so schwärmt am Nachmittag die geputzte Schar nach Môtier hinunter. Anna hat Freundinnen gefunden und plätschert in der welschen Lustigkeit, als ob es ihr angeborenes Element wäre; der eine Neuenburger hat sich als ihr Galan an sie gehängt, während der andere angeblich als krank zurückgeblieben ist. Wie sie dann gegen das Haus kommen, das ihm die andern in aufdringlicher Freundschaft schon von weitem zeigen, geht die Tür auf, und augenscheinlich nach einem Kupferstich des berühmten Mannes zurechtgemacht, tritt eine Gestalt im Kaftan mit ausgebreiteten Armen heraus: Ob sie ihm sein Früchtchen, den Emil, wieder mitgebracht hätten? Bevor Heinrich Pestalozzi die Hänselei begreift, hat die Gestalt ihn gerührt ans Herz gezogen und ihm von hinten her eine Zipfelkappe aufgestülpt, worüber sich dann alle totlachen wollen. Er hört ihr Gelächter, als ob rundum Hunde bellten — auch Anna, so meint er, ist darunter — aber ehe sich der Komödiant dessen versieht, hat er ihn an der Gurgel, und als er unter dem Turban das fade Gesicht des andern Neuenburgers erkennt, schlägt er zu, daß dem die blutende Nase einen roten Streifen auf den Kaftan malt. Die andern springen abwehrend hinzu, und der hämische Scherz ginge mit einer bösen Prügelei aus, wenn nicht Anna ihrem Freund die Hand von der Gurgel löste und ihn aus dem Rudel zöge. Vor ihrer Bestimmtheit

weichen die andern zurück; ohne ihrer zu achten, führt sie ihn ins Haus der Tante, deren Tür sie hinter sich verschließt.

Das gute Wesen hat einen festlichen Kaffeetisch gedeckt und erlebt nun erschrocken, wie sich die andern drohend auf der Straße sammeln und mit Fäusten gegen die Tür trommeln. Als ein Stein durchs Fenster herein fliegt, nimmt Anna ihren Verlobten wieder bei der Hand, führt ihn rasch durch den Garten gegen den Wald hinauf und auf einsamen Wegen zu den Verwandten zurück. Heinrich Pestalozzi ist noch lange erregt und will ihr nicht folgen auf dieser Flucht; aber mehr noch als der Zwang der festen Hand hält ihn der Klang ihrer Stimme. Sie spricht wieder die vertraute Sprache, und nach dem welschen Geschrei ist es ihm, wie wenn die Heimat selber in ihren Worten mit ihm spräche. Es war nur ein Scherz von ihnen, und ich hätte nicht aufbegehren sollen! sagt Heinrich Pestalozzi zuletzt und bleibt vor ihr stehen, als ob er sie beruhigen müsse; sie aber schüttelt den Kopf und wendet sich bittend von ihm ab: Daß du aufbegehrtest, darum hab ich dich lieb! Wir hätten nicht herkommen sollen! Und dann nach einer Pause wieder gewaltsam lächelnd in ihrer schelmischen Art: Du mußt denken, daß sie dem Rousseau auch die Fenster eingeworfen haben, bevor er auf die Flucht ging nach der Petersinsel.

37.

Heinrich Pestalozzi hat auch die Frühjahrsbehandlung der Krappkultur erlebt, und seine Lehrzeit geht zu Ende; aber noch immer fehlt ihm das Jawort aus dem Pflug, sodaß er von dem zukünftigen Gut nicht mehr als den Hausschlüssel der Liebe in Händen hält. Um ihren Eltern einen andern Begriff von dem schwarzen Pestaluz zu geben, schreibt er der Anna eine für fremde Augen geeignete Darlegung seiner Pläne mit scharfsinnigen Berechnungen der Rentabilität, wie er gleich seinem Lehrer Tschiffeli Ödland ankaufen und zur Krappkultur instand setzen wolle; nur zwanzig Jucharten, davon fünfzehn dem Krapp und fünf der Jardinage dienten. Artischoken, Spargel, Cardiviol und anderes Feingemüse im großen zu gewinnen und teilweise erst im Frühjahr — nach einer neuen Art der Überwinterung — mit doppeltem Abtrag zu verkaufen, dagegen keine Wiesen, keine Äcker, keine Reben und wenig Vieh zu haben: das solle die nährende Grundlage seiner Landwirtschaft sein, daraus er genügenden Unterhalt zu finden glaube! Es ist alles wie für eine Doktorarbeit durchgedacht; aber die praktischen Eltern im Pflug sehen den Scharfsinn auf die Mitgift ihrer Tochter gegründet und sind weniger als je geneigt, damit in ungewisse Projekte einzutreten; sie halten in den Dingen des Erwerbs praktische Hände für wichtiger als Ideen und sehen in solchen Projekten nur den grünen Bessermacher aus dem Roten Gatter, dem sie die Mitgift mit einem glatten Nein zudecken, in der Hoffnung, daß ihnen dann auch die Tochter bliebe.

So kommt Heinrich Pestalozzi im Frühsommer als ein von Sonne und Regen gebräunter Landwirt ohne Land nach Zürich zurück; auch seine Hoffnungen auf die wohlhabende Tante Weber in Leipzig erfüllen sich nicht; der Doktor Hirzel verschafft ihm zwar die Aussicht, das Pachtgut der Johanniter in Bubikon zu übernehmen: doch geht ein so weitschichtiger Betrieb über seine Kräfte. Verdrießlich an dieser Ungewißheit steht er eines Tages, weil es regnet, unter den Lauben, als ihm jemand die Hand auflegt; wie er umsieht, ist es der Pfarrer Rengger aus Gebistorf bei Brugg, den er aus seiner Kollegienzeit kennt. Der fragt ihn aus nach seiner Lehrzeit bei Tschiffeli, und als dabei der Grund seiner Verdrießlichkeit zutage kommt, spricht er scherzend von dem Birrfeld bei Brugg; dort habe man vor kurzem noch steinichte Äcker umsonst ausgeboten: wenn er etwa bei dem Hexenmeister in Kirchberg die Kunst gelernt habe, aus Steinen Brot zu machen, fände er dort Feld genug.

Er hat nur einen spöttischen Scherz machen wollen; aber Heinrich Pestalozzi nimmt den Vorschlag ernst und ist gleich eifrig dabei, Näheres zu wissen. Da der andere nicht mehr als den allgemeinen Verruf des Birrfeldes weiß, führt er ihn von der Gasse weg ins Weiße Rößli am See, wo er sich — um einer geistlichen Tagung willen in Zürich anwesend — mit dem Pfarrer Fröhlich aus Birr und andern Kollegen abgesprochen habe. Der weiß mehr zu berichten: daß im ganzen fünf Gemeinden an dem Birrfeld teil hätten, daß es vielleicht mehr als andere Gegenden an der Mißwirtschaft des Weidgangs leide, aber durchaus nicht nur ein wüstes Heideland sei, wie es verschrien wäre. Er rät Heinrich Pestalozzi, als er seine Absichten hört, ernsthaft zu einer Besichtigung, und da ihn nun auch Rengger freundschaftlich einlädt, springt er mit beiden Füßen in den Plan ein; um so mehr, als der Pfarrer Fröhlich von einem burgähnlichen Gebäude in Müligen an der Reuß spricht, seit altersher der Turm genannt, das mit Scheune, Stall und Garten zu mieten wäre.

Noch in derselben Woche ist er nach Gebistorf unterwegs; er findet das Birrfeld als eine stundenweite Hochfläche, die zur Reuß mit steilen Waldhängen abfällt und sich in steinichten Halden gegen das Kalkgebirge des Kestenbergs hebt, auf dem Schloß Brunnegg steht. Von einem mit Kiesgeröll gemischten Moder bedeckt und an vielen Stellen sumpfig wie ein altes Seebecken, ist sie mit Wacholder und kleinen Tännchen bestanden und bietet den Anblick einer Heide, obwohl sie da, wo sie wirklich bebaut ist, garnicht so üble Felder zeigt. Namentlich aber gefällt ihm die Wohnung in Mülinen; mit Efeu dick berankt und unter Bäumen am Hügelabhang unweit der Reuß sonnig gelegen, scheint sie ihm wohl geeignet als Nest für sein kommendes Glück. Sie gehört einer begüterten Familie in Brugg, und er beeilt sich, sie für vierzig Gulden jährlich zu mieten. Seiner heimlichen Liebsten kann er nur in Briefen blühende Schilderungen davon machen; aber seine Mutter kommt bald auf einem Wagen, das Nest mit einem Bett und dem nötigsten Hausrat

einzurichten. Es wird anders mit ihren Söhnen, als sie gehofft hat: der eine tut als Kaufmann nicht gut, und der andere hat mehr als ein Dutzend Jahre die Schulbänke gedrückt, um die Weltverlassenheit dieser Bauernschaft als sein Glück zu preisen. Sie vermag bei seinen Freudensprüngen nicht mehr zu lächeln und sieht über die Stundenweite des Birrfeldes mit einer trostlosen Wehmut hin. Dies alles wird einmal ein einziges Gartenfeld sein! sagt Heinrich Pestalozzi und begreift die ärmlichen Dörfer des Landes in einer Armbewegung. Sie zieht das schwarze Witwentuch um ihre schmächtige Gestalt, als ob sie fröre; doch als er sie dann fast knabentrotzig fragt, ob sie es nicht glaube? weht ihr ein Lächeln alles Trübe fort aus dem blassen Gesicht: Wie soll eine Mutter anders als gläubig zu ihren Kindern sein!

38.

Jeden Morgen steigt Heinrich Pestalozzi den steinichten Hügelweg hinauf, das Birrfeld wie ein Eroberer zu durchqueren; die Mutter hat ihm einen Rest des väterlichen Vermögens mitgebracht, den sie zur Not entbehren kann, und so kann er auf eigenen Landerwerb ausgehen. Er findet die besten Plätze bald in den Hummeläckern, die ziemlich mitten im Birrfeld liegen und zu der Gemeinde Lupfig gehören. Die Üppigkeit einiger Kirschbäume gibt ihm Gewißheit, daß der verwahrloste Boden mit guter Düngung bald ertragreich zu machen wäre, und rasch entschlossen wendet er siebenundfünfzig Gulden an, sich vier bis fünf Jucharten davon zu kaufen, die er mit allem Eifer seiner gelernten Künste aus einem Mergellager am Kestenberg aufbessern will. Darüber aber kommt er bei den Leuten der Gemeinde ins Gespräch als Herrenbauer, und mehr als einer hört die ungewohnte Geldquelle schon gegen seine Äcker rinnen. Als er darauf mit weiteren Ankäufen zögert, fangen die bäuerlichen Listen an, sich mit Wegerechten, Weidgang und andern Vorwänden drückend zu machen, sodaß er wohl oder übel in die sauren Preisäpfel beißen muß.

In diesen Schwierigkeiten, die ihn allein befallen, weil seine Mutter wieder nach Höngg zum kranken Großvater gerufen ist, geht er eines Nachmittags verdrießlich nach seinem Turm zurück, als ihn ein Mann mit seinem Wägelchen einholt und aufsteigen heißt, da er gleichfalls nach Müligen führe. Er hat den Mann auf seinen Gängen schon mehrmals angetroffen, und weil ihn die Mißlichkeiten müde und unlustig zum Gehen gemacht haben, nimmt er das Angebot gern an. Unterwegs holt ihn der andere beiläufig aus, ob er auf seinem Hummelacker zu bauen gedächte, und als er das bejaht: ob er denn Wasser habe? Warum er nicht weiter aus dem Birrfeld hinaus, etwa da oben in den Letten baue? Da habe er Quellen genug, brauche sich mit keinem Anlieger herumzuschlagen und sei Herr auf seinem Boden. Billiger als da unten sei das Land sicher, wo auch sonst die Lupfiger keine günstige Nachbarschaft wären.

Heinrich Pestalozzi weiß, daß der Mann, den er von seinen Gängen her als einen Metzger und Wirt aus Birr mit Namen Märki kennt, wohlhabend und durch seine Geschäfte bewandert in allen Verhältnissen der Gegend ist. Irgendwie fällt ihm das Wort Bluntschlis von dem Ratgeber ein, und da ihn der Mann im Sprechen auffällig an seinen Lehrmeister Tschiffeli erinnert, nur daß er genau so drastisch in seinen Ausdrücken wie jener vorsichtig ist, sieht er ihn prüfend von der Seite an und nicht unlustig, seine Dinge mit ihm zu besprechen. Der aber scheint von dem Gespräch genug zu haben, kutschiert gleichmütig darauf los, bald hier bald dort mit dem Peitschenstiel auf eine Merkwürdigkeit deutend, sodaß Heinrich Pestalozzi fast bedauert, als sie hart bremsend den letzten gewundenen Abstieg nach Müligen hinunterfahren. Eine Einladung, bei ihm für einen Augenblick abzusteigen, nimmt der Mann nicht an, da er es wegen der Dunkelheit eilig habe. Bald sieht er ihn denn auch wieder den Weg hinauf kutschieren, rüstig zu Fuß, das Pferd am Zügel führend.

Schon am andern Tag macht er einen Weg in die Letten hinauf; er findet den Boden mit halbvermodertem Kalkgestein durchsetzt, das vielfach auch mit einem beinernen Glanz zutage liegt: Hier ist wirklich Ödland, aber wo der Hang ins ebene Feld ausläuft, doch wieder guter Boden, vor allem aber ist reichlich Wasser da, und die abseitige Lage lockt ihn besonders. Als er bis an den Waldrand hinaufgegangen ist und von da unter einem Nußbaum über das unendliche Birrfeld hinsieht — stärker als je in dem Traum, es von hier aus stückweise zu erobern und ein Gartenmeer daraus zu machen, das seinen Wohlstand in all die ärmlichen Dörfer rundum verbreiten soll — hört er hinter sich seinen Namen rufen, und als er umsieht, steht der Märki dort und winkt ihm. Augenscheinlich will er nicht gesehen werden, und so steigt Heinrich Pestalozzi zu ihm hinauf in den Wald. Derselbe Mann, der gestern gleichmütig war, scheint heute wütend: falls er etwa die Absicht habe, hier zu kaufen, so möge er sich selber das Geschäft nicht verderben, indem er hellen Tags hier herumlaufe! Bauern seien Bauern: wenn er, der Märki, etwa hinginge und ihnen bares Geld für einen Acker brächte, wären sie noch so froh, ihn loszubringen; so aber der Herrenbauer käme, glaube jeder gleich das große Los zu spielen. Er wolle sich mit diesem Beispiel nicht etwa aufdrängen, er habe hier nur zufällig einer Klafter Kleinholz nachgehen wollen, die er vom Winter vergessen hätte. Da er ihm aber nun einmal den Rat gegeben habe, möge er natürlich nicht, daß er dabei zu Schaden käme und ihm schließlich noch Vorwürfe mache!

Nichts für ungut, sagt er dann wieder höflich, als er das alles mit rotem Kopf mehr geschimpft als gesprochen hat, lüpft an seiner Kappe und geht davon, gefolgt von einem Metzgerhund, der sich faul aus der Sonne aufhebt. Heinrich Pestalozzi bleibt wie ein gescholtener Schüler zurück, doch ist er dem Mann dankbar; wenn er an die Taglöhner in Lupfig denkt, wie nie einer

ein richtiges Wort aus den Zähnen läßt und jeder an seinem Mißtrauen würgt, irgendeinen Vorteil zu verlieren, so ist dies doch von der Leber gesprochen. Er folgt seiner Weisung, geht nicht über Birr zurück, sondern im Bogen durch den Wald gegen die Hummeläcker, wo ihm nun nichts mehr gefällt, sodaß er, seine Pläne umdenkend, nach Müligen heimkehrt. Noch am selben Abend schickt er dem Märki eine Botschaft nach Birr hinauf, und nun wird es nach einigen Weigerungen des Mannes rasch ein anderes Geschäft für ihn: in knapp acht Tagen hat er durch den gewandten Unterhändler zehn weitere Jucharten dazu gekauft, nicht übles Land, noch in der Ebene gegen den Letten gelegen, sodaß er einen guten Platz für sein Haus, einen Brunnen dazu und Land genug besitzt, um seine Plantage zu beginnen. Daß sie nun in zwei Stücken auseinander liegt, die Hummeläcker mitten im Birrfeld und das andere eine gute halbe Stunde weiter am Letten, beunruhigt ihn ebensowenig wie der doppelte Preis: auch Tschiffeli hat so zerstreut Boden fassen müssen, und schließlich ist doch alles ein großer Besitz geworden. Seitdem er den Metzger Märki als Ratgeber hat, fehlt es ihm nicht mehr an Zutrauen, daß auch sein Traum gelingt. Denn daß er selber in die Hände eines Mannes geraten ist, der vieles zu sich heranbiegt, um daraus nichts als seinen Nutzen zu haben — was unter Kaufleuten die einzige Moral ist — während er sich selber einen Nutzen immer nur erträumt, um eine Quelle des Wohlstandes für die andern zu sein: das soll er noch erst erfahren.

39.

Über dem ist der Herbst gekommen und weht Heinrich Pestalozzi die dürren Blätter vor die Haustür; die Singvögel ziehen der scheidenden Sonne nach, und abends steigen die Nebel kalt aus der Waldschlucht, darin die Reuß ihr spärlich gewordenes Wasser der Aare zuführt: nach dem Sommer mit der sonnigen Fülle seiner langen Tage kommt der Winter, der die Menschen in den Kreis der Lampe drängt. An der seinen war das Messing blank, als Anna sie schenkte: aber ihre Hände sind nicht da, es zu putzen. Nicht einmal ein Stück Vieh steht im Stall, und Heinrich Pestalozzi, der doch ein Stadtkind und gewohnt ist, über seine Dinge zu sprechen, sitzt Abend für Abend allein in seinem Turm. Die Mutter kann nicht mehr kommen, weil der Großvater sie nach Höngg gefordert hat; und dem Bärbel wird es bald zu grauslich zwischen Wald und Wasser. Seit seinem heimlichen Verlöbnis ist mehr als ein Jahr verstrichen, Anna hat im Sommer schon ihren dreißigsten Geburtstag erlebt, und immer noch steht die Weigerung der Eltern vor der gemeinsamen Zukunft. Die Melancholie der Einsamkeit läßt ihren bitteren Saft in seine Stunden fließen, und andere Briefe flattern nach Zürich, als sie aus Kirchberg gingen. Einigemal reist er selber hin, auch nach Brugg kommt er Samstags, die Schaffhäuser Zeitung zu lesen: aber es ist eine tote Zeit für Heinrich

Pestalozzi, da er zum erstenmal den einsamen Winter des Landmanns wirklich zu spüren bekommt.

Noch im Spätherbst haben auf einer Spazierreise zu Pferd einige Freunde aus Zürich bei ihm angeklopft, um sich den Scherz eines Besuchs bei dem Einsiedler von Müligen zu machen; sie sind überrascht gewesen, alles so heimelig bei ihm zu finden — das Bärbel war gerade da — und namentlich der Johannes Schultheß aus dem Gewundenen Schwert, dessen Vater Bankgeschäfte macht, hat für seinen Plan viel Aufmerksamkeit gezeigt. Er hat ihm unterdessen mehrmals geschrieben und ist tatsächlich auch bei seinem Vater nicht untätig geblieben; als endlich das letzte Schneewasser mit hundert Bächen die Reuß braun färbt und die ersten vorwitzigen Singvögel den Sonnenschein prüfen, geht Heinrich Pestalozzi in der Entschlossenheit eines Verschwörers nach Zürich, mit dem Bankherrn in eine Geschäftsverbindung zu kommen. Es dauert zwar noch ziemlich eine Woche, und er muß sich manche Laune des aufbrausenden alten Herrn gefallen lassen; aber der Sohn läßt nicht locker, und schließlich kommt eine Abmachung zustande, daß der Bankier mit einem Einsatz von fünfzehntausend Gulden allmählich in seine Pflanzung eintreten will und ihm gleich ein Drittel dieser Summe als Kredit eröffnet.

Damit steht Heinrich Pestalozzi vor den Kaufmannsleuten im Pflug als einer ihresgleichen da, und als er aus dem Gewundenen Schwert an die Limmath hinaustritt, seinen Kreditbrief in der Hand, wagt er damit auch den zweiten Gang. Er findet aber niemand zu Haus als den Bruder Salomon, da die Eltern mit Anna nach Wollishofen hinaus gegangen sind; das ist ein bequemer und weichlicher Mensch, der mit seinem Doktorstudium nicht fertig wird und den Schwarmgeist aus dem Roten Gatter wie eine Brummfliege haßt: er steht nicht einmal auf von der Polsterbank, und als ihm Heinrich Pestalozzi seinen Kreditbrief zeigt, spöttelt er, die Schwester sei ihnen kostbarer als solch ein Stück Papier. Auch Anna, die er am Abend für eine Stunde sieht, vermag ihm keine bessere Hoffnung zu geben, da die Mutter unversöhnlich sei und der Vater nichts gegen sie vermöchte. So muß er andern Nachmittags doch wieder ohne Braut in das Limmathschiff steigen.

Vorher ist er noch einmal nach Höngg hinaufgegangen, wo sein Freund Wüst als Vikar das Pfarramt versieht, dessen Würden der Großvater nur noch in seiner Studierstube zu tragen vermag. Er ist mit seinen sechsundsiebzig Jahren ganz wunderlich geworden, schüttelt zu allem, was er ihm sagt, nur den leeren Kopf, als ob er genug von den Dingen der Erde gehört habe. Erst als er Abschied nehmen will und die zittrige Geisterhand in die seine nimmt, hebt er den andern Zeigefinger, als ob er ihn vermahnen wolle, läßt ihn aber gleich wieder sinken und schüttelt von neuem den Kopf, sodaß Heinrich Pestalozzi nichts vermag, als weinend seinen Mund auf die kraftlosen Hände zu legen.

Im Juli danach ist er tot; Heinrich Pestalozzi erhält die Nachricht so spät, daß er das Leichenbegängnis nicht mehr erreicht; wie er nach der langen

Postfahrt den Berg hinauf hastet, kommt ihm auf der Straße still weinend Anna Schultheß entgegen, die außer dem Willen ihrer Eltern mit auf den Kirchhof gegangen ist und nun nach Hause will. Ihr so unvermutet auf dem Berg seiner Jugend zu begegnen, das reißt ihn hin; und auch sie ist durch das Ereignis so bewegt, daß sie sich aller Augen zum Trotz weinend in die Arme fliegen. Nachher gehen sie Hand in Hand nach Höngg zurück, wo unter den Amtsgenossen des verstorbenen Dekans noch die Mutter mit dem Bärbel ist. Heinrich Pestalozzi läßt auch da die Hand der Geliebten nicht los, und sie sträubt sich nicht, sodaß sie wie zwei Kinder vor den frischen Erdhügel kommen. Beide entsinnen sich da des Grabes, das ihre Freundschaft zusammen führte; aber während er sie nun losläßt und weinend niederkniet, bleibt sie aufrecht und verharrend bei ihm stehen, bis sein Blick sie wiederfindet. Dann gibt sie ihm die Hand zurück, und weil er seiner Füße nicht geachtet hat, kommt es so, daß sie zu beiden Seiten des Grabes stehen, über dem ihre Hände sich für immer geschlossen halten.

40.

Seit dieser Begegnung in Höngg müssen die Eltern im Pflug einsehen, daß nichts mehr ihre Tochter vor dem schwarzen Pestaluz bewahren kann. Als nacheinander seine Freunde Füeßli und Lavater — der nun schon Diakonus ist — sich um die Liebenden bemühen, als der wohlhabende und angesehene Doktor Hotz von Richterswil als Freiwerber für seinen Neffen erscheint und mit dem Antistes Wirz selbst der Bürgermeister Heidegger ein Wort für die Heirat findet, schickt sich die Mutter grollend in die Gewalt und gibt die Tochter frei; jedoch nur sie selber, ohne Aussteuer, allein die Kleider, ihren Sparhafen und das Klavier darf sie mitnehmen. Heinrich Pestalozzi kommt mit einem Wagen von Brugg, sie abzuholen; er hat sich den Tag anders gedacht, als daß er sie gleich einer Verstoßenen wegführen müsse. Der Zunftpfleger ist aus dem Haus gegangen, den Auftritt nicht zu erleben; die Mutter empfängt ihn ohne Gruß wie einen Landfahrenden und gibt der Tochter den zornigen Spruch mit, daß sie bei ihm noch einmal mit Brot und Wasser zufrieden sein müsse. Aber Anna verhält sich tapfer und schön; sie fühlt nun andere Mächte über sich als die elterliche Gewalt, und obwohl sie ihr Gesicht blaß geweint hat, steht keine andere Sorge darin, als der Mutter nicht hart zu begegnen.

Es fällt ein leichter Frühregen, wie sie durch die Sihlporte hinaus auf der Straße nach Alstetten ihren Auszug beginnen; Heinrich Pestalozzi hat die Geliebte eben noch in der Wohlhabenheit ihres Hauses gesehen, die nun fröstelnd in der kühlen Nässe neben ihm auf dem ärmlichen Fuhrwerk sitzt: so überkommt ihn die Wehmut, wie traurig es für sie sein müsse, die Heimat so zu verlassen und mit ihm ins Ungewisse zu fahren. Sie aber, die alles

schon durchlebt hat, was bitter daran ist, sieht nicht ein einziges Mal zurück; sie nimmt nur, als sie seine Gedanken fühlt, mit einem tapferen Lächeln seine Hand — die nun ihre Heimat sei — und in ihren Augen, die nicht dunkel und voll Unruhe wie die seinen, sondern hell und ruhig sind, steht der geklärte Entschluß aus harten Monaten, treu zu beharren bei ihrem Herzen und dem Schicksal alles zu bezahlen, was es für die späte Liebe fordert. So Hand in Hand beieinander auf ihren Siebensachen sitzend, fahren sie durch den Herbsttag hin, der schon bei Allstetten zwischen aufgeregtem Gewölk ein blaues Auge zeigt und gegen Baden die Sonne zärtlich scheinen läßt.

Bis zur Hochzeit bleibt Anna Schultheß bei dem Pfarrer Rengger in Gebistorf, der auch der Freund ihres Bruders ist; dort in der alten Dorfkirche werden sie am letzten September getraut. Nachher gehen sie miteinander nach Müligen, wo ihnen das Babeli ein einfaches Mahl bereitet hat und mit einem bäuerlichen Spruch für die junge Frau unter der bekränzten Haustür wartet. Anna dankt dem treuen alten Wesen mit einem Kuß auf die runzelige Stirn und heißt es mit in ihrer Reihe sitzen, wie sie Heinrich Pestalozzi leise sagt, als Ehrengast. Der sieht sie allein von ihrer Sippe in der Mitte der Seinigen, als wäre er noch immer zu Haus; aber es sind andere Räume, und unmerklich ist in seinem Leben die Anna Schultheß an die Stelle der Mutter gerückt. Sie sitzen nebeneinander, die ihn geboren hat und die ihm Kinder bringen soll; es scheint ihm, als wären es Schwestern, so ähnlich sind sie. Das ist so stark, daß ihm die beiden auf einmal entfremdet scheinen, weil er die eine nur als Mutter gekannt hat und staunend fühlt, wie unbekannt ihm ihre Frauenwelt war; in diese Frauenwelt aber ist die andere nun durch ihn eingefordert worden. Da fühlt er tief, daß menschliches Glück nicht in der Erfüllung der eigenen Wünsche bestehen könne, weil ein Mensch mit seinen Wünschen einsam im Gefängnis unbekannter Dinge bliebe. Nur, wessen Seele in andere Seelen einginge, sei aus der Enge seines zufälligen Daseins ins Leben gekommen!

41.

Als Heinrich Pestalozzi Anna Schultheß aus ihrem wohlhabenden Stadtbürgertum in seine bäuerliche Einsamkeit holt, ist sein Besitz auf neununddreißig Jucharten angewachsen, die meist im steinichten Letten am Fuß und Abgang des Kestenbergs liegen. An die geplante Gärtnerei kann er nicht denken, solange er selber noch so weit entfernt von seinen zerstreuten Ländereien in Müligen wohnt; so beginnt er auf dem Hummelacker wie auf den unteren Feldern im Letten seine Krappkultur und sät die minderen Flächen vorerst mit Esparsette an, weil er weiß, daß dieser Futterklee auch auf steinichtem Boden gerät und das Land für anderen Anbau fruchtbar macht: das eifrigste seiner Geschäfte aber ist der Plan eines eigenen Wohnhauses, das den zer-

streuten Besitz erst zu einem Gut machen muß, und mancher glückliche Herbstgang mit der tapfer erkämpften Lebensgefährtin gilt der Bestimmung des Platzes, wo sie als Hausfrau seiner Besitzung walten soll.

Auch was hierbei wehmütig ihre Schritte begleitet, daß ihr das eigene Elternhaus feindlich versperrt sei, erfährt bald eine unvermutete Wendung: ihrem Vater, dem Zunftpfleger zur Saffran, ist augenscheinlich die Trennung von seiner einzigen Tochter das eigentliche Ärgernis an ihren Heiratsplänen gewesen — um so mehr, als er mit den Söhnen nicht aufs beste steht und oft Verdruß mit ihnen hat — und auch die Mutter sieht nach der Trennung ein, daß es besser sei, eine Frau Pestalozzi als gar keine Tochter mehr zu haben. Nicht länger als zwei Monate hält ihr gekränkter Bürgerstolz der Sehnsucht stand, dann kommen Briefe nach Müligen, die deutlich nach einer Aussöhnung verlangen; und eben will der Winter das einsame Paar einschneien, als eine Einladung erscheint, den vorenthaltenen väterlichen Segen zu holen, damit Weihnachten keinen Unfrieden mehr in der Familie fände. Mitte Dezember schließen sie frühmorgens in dunkler Kälte die Haustür in Müligen ab und sind abends miteinander im Pflug, wo die Rührung des Wiedersehens die verlegene Erinnerung an die lange Zwietracht im ersten Augenblick zudeckt und danach rasch ein so erträgliches Verhältnis entsteht, daß sie statt der gewollten drei Tage bis über Weihnachten bleiben. Es kommt nun doch noch zu den verwandtschaftlichen Besuchen; die Mutter Pestalozzi erscheint im Pflug, und die Zunftpflegersleute bemühen sich zum Essen im Roten Gatter, wo die geborene Hotzin sie mit den Formen ihrer Jugend empfängt. Auch sonst gehen die jungen Leute den Fäden vieler Freundschaften nach, und der heilige Abend kommt als der Schlußpunkt fröhlicher Festwochen. Um den Übermut zu vollenden, erscheint der Oheim Hotz von Richterswil mit aller Behaglichkeit seines Alters und nimmt sie mit auf eine Schlittenfahrt nach Hegi und Winterthur. Als sie endlich, diesmal im Schiff, aus dem winterlichen Zürich heimfahren, sind sie beschüttet von Segenswünschen und Versicherungen herzlicher Freundschaft; denn der Heinrich Pestalozzi, im Pflug als Tochtermann angenommen, steht anders vor der Welt da als der Wundarztsohn, der mit der Tochter im Unfrieden auf einem Bauernfuhrwerk davongefahren ist.

So hätten sie Anlaß, fröhlich auf dem Wasser zu sein, das von der winterlichen Mittagssonne dampft, und Anna sagt es auch, noch von dem Übermut des Abschieds voll: daß dies erst ihre rechte Hochzeitsfahrt sei. Aber auch ihre Fröhlichkeit schwimmt nur noch wie das Schiff auf dem dunklen Wasser; und als ihr Heinrich Pestalozzi ins Auge sieht, traurig fragend mit diesem Blick, wie sie das meine, kommt sie unvermutet ein tiefes Weinen an, das er viel eher als den Übermut versteht. Ihm ist aus dem Lärm dieses Mittags schon vorher die Wehmut aufgestiegen, daß sie auf ihrem Wagen damals, den er selber durch den regnerischen Herbsttag lenkte, einander näher

gewesen seien, und mehr als dies, daß sie näher am Herzen Gottes gehangen hätten als jetzt auf dieser schaukelnden Schiffahrt, wo sich ihre Hände aus der Zerstreuung so vieler Tage nicht zu finden vermögen.

Erst als sie von Turgi noch unter der mondhellen Sternennacht den langen Weg nach Müligen wandern und kein Wort sprechen, verliert sich Klang und Schaum der überfüllten Tage bis auf den letzten erdigen Rest, der ihnen bitter schmeckt — bis sich noch vor der Haustür Hand und Mund zum innigen Gelöbnis finden.

42.

Andern Morgens im Frühdunkel verläßt Heinrich Pestalozzi das Haus, um noch einmal nach den Feldern zu sehen, darüber er am selben Vormittag in Königsfelden vor dem Landvogt den Kaufvertrag machen will. Auf dem einen steht ein breiter Nußbaum, unter dem er oft mit seiner jungen Frau gestanden und das zukünftige Besitztum überblickt hat; da soll dann ein schattiger Sitzplatz sein. Es ist kaum hell, als er hinkommt; um so mehr erstaunt er, als Axtschläge klingen und gleich darauf ein schwerer Baum krachend niederstürzt; wie er Böses ahnend zuläuft, liegt der Nußbaum auf der Erde, und der ihn gefällt hat, ist der Mann, von dem er den steinichten Acker um dieses Nußbaums willen nicht eben billig kaufen will. Es ist, wie er weiß, ein Tanner — so nennen sie die Tagelöhner im Birrfeld — dem es mit sieben Kindern übel geht und dem er deshalb auf Zureden Märkis auch den geforderten Kaufpreis ohne Abrede zugestanden hat. Da er nur zufällig noch auf den Acker gekommen ist und ihn andernfalls gekauft und bezahlt hätte, macht ihn die Niedertracht des Mannes wütend, sodaß er schimpfend gegen ihn anläuft. Der aber ist selber so im Zorn, daß er die Axt gegen ihn hebt; und als er ihm dann mit Worten über seinen Frevel beikommen will — nun kaufe er den Acker gar nicht oder nur um die Hälfte des Kaufpreises — schlägt der Mann die Axt in den Stamm, daß es zischt: das sei ihm beim Leibhaftigen gleich, und nur der Märki habe den Schaden davon! Seine Wirtsschulden würden ihm doch falsch angekreidet, und er bekäme keinen Kreuzer von dem Kaufgeld. Den Baum habe er als Knabe selber gepflanzt und er solle auch keinem andern gehören!

Heinrich Pestalozzi hat schon mehrmals solche Dinge von dem Märki gehört, und von dem Pfarrer weiß er, daß die Leute um seiner Verbindung mit dem Metzger willen gehässig gegen ihn sind; aber daß er ihn betrügt wie hier, wo er sich den höheren Kaufpreis in seine eigene Tasche gehandelt hat, das ist ihm eine bittere Erfahrung. Er geht traurig von dem Platz fort und läßt dem Märki durch einen Boten sagen: er könne nicht mit ihm fahren, würde aber pünktlich in Königsfelden sein. Als er dann nach einer verstimmten und nicht gradlinigen Wanderung den großspurigen Mann sieht,

der auch unter Menschen immer dasteht, wie wenn er gleich zu metzgen anfangen müßte, hat er nicht den Mut, ihm den Handel auf den Kopf zuzusagen, macht auch den Kaufvertrag trotz dem gefällten Nußbaum — da der Märki die Vollmacht des Tanners vorweist — und ist erschrocken über soviel Verschlagenheit. Nur auf seinen Wagen steigt er auch diesmal nicht, und erst, als der andere ihn augenscheinlich um seiner Verstimmung willen in allerlei Gesprächen aufhält, sagt er ihm sein Erlebnis aus der Morgenfrühe ins Gesicht und läßt ihn stehen. Er hört ihn noch über das Tannerpack schimpfen, als er mit langen Beinen aus seinem Bereich eilt, und kaum ist er eine Viertelstunde unterwegs, da rollt der Wagen schon hinter ihm her. Er denkt nicht anders, als daß der Metzger sein Pferd zornig an ihm vorbeipeitschen würde; aber der läßt es in Schritt fallen, immer neben ihm heran. Ob der Herr Pestalozzi dem versoffenen Lumpenkerl vielleicht auch noch glaube? Dann möge er sich jemand anders für seine Geschäfte suchen: er habe sich weder aufgedrängt noch sei er versessen darauf, für ihn mit aller Welt in Händel zu geraten!

Heinrich Pestalozzi kann nicht antworten, so widerlich ist ihm auf einmal Art und Stimme des Mannes. Er tritt in den Graben und will ihn vorfahren lassen; der Märki aber hält sein Pferd an, wie wenn er ihn anders verstanden habe: er wolle also doch noch aufsteigen? Da merkt er, daß ihn der Metzger nicht loslassen will, und läuft querfeld über den gefrorenen Acker davon, wo ihm das Fuhrwerk nicht folgen kann. Noch von weitem hört er das höhnische Gelächter, und es hallt ihm noch in den Ohren, als er verbittert über sich und seine Händel zum Mittag durch die Haustür in Müligen eingeht. Da will es sein Unglück, daß auch Anna Ärger mit ihrer aufsässigen Magd gehabt hat und daß sie beide gereizt am Tisch sitzen. Er will ihr nichts sagen, aber sie fragt, bis seine kargen Antworten ihr doch den Handel verraten. Da legt sie freilich den Löffel hin: ob er den Kauf wirklich gemacht habe? Und als er, nun schon trotzig, ja sagt, entfährt ihr ein hartes Wort. Sofort flammt auch sein Jähzorn auf, und obwohl er innerlich verzweifelt vor ihr kniet, daß sie ihm die Sätze nicht nachtragen möge, bleibt sein hitziges Blut im bösen Streit mit ihr, bis er vom Tisch aufspringt und gegen die Reuß hinunterläuft.

Vor dem emsigen Zorn der Wellen findet er sich wieder, und schon zur Vesper sind sie nach bitteren Tränen der Reue wieder ausgesöhnt: doch bleibt das Weh seiner Scham in ihm, daß er sterben möchte und sich danach auch wirklich bis zur Krankheit in die Selbstanklagen vergrübelt. Sylvester feiern sie noch miteinander auf die vorbedachte Art, indem sie an die Armen von Müligen einen Korb Brot verteilen — was als ein Anfang seiner Wohltätigkeit gedacht war, scheint ihm nun als ein kläglicher Rest seiner Beglückungspläne — dann legt er sich hin und bleibt fast eine Woche lang im Bett, unfähig vor Fieber und Mutlosigkeit: es ist längst nicht mehr der böse Tag allein, was ihn quält; es ist die erste Abrechnung mit seinen Plänen

und mit sich selber, dem hochmütigen Plänemacher. Die Sehnsucht seiner Jugend hebt sich auf und steht ratlos vor dem Aufruhr seiner Handlungen in diesem letzten Jahr. Er weiß nicht, wo seine Füße anders hätten gehen sollen; nur daß sie falsch gehen, das fühlt er genau. Es ist eine Stimme in ihm, die wie Trompeten schreit, daß er die Forderungen seiner Natur betäubt habe: Was bin ich, und was wird aus mir werden? schreibt er ins Tagebuch seiner Frau, das immer offen vor dem Bett liegt, obwohl sie sich selber darin nicht schont. Und alles, was er als Antwort findet, ist die Verzweiflung, in Irrtum und Unrecht unwichtiger und falscher Dinge verstrickt zu sein; nicht anders, als ob er selber mit der Peitsche im Metzgerwagen des Märki säße und seine Seele über die hartgefrorenen Felder angstvoll davonliefe.

43.

Als Heinrich Pestalozzi wieder aufsteht von seiner Krankheit, ist kein Entschluß aus seinen bitteren Gedanken gekommen; sie sind vergangen, wie nach Unwetter tagelang die Wolken auf den Bergen lasten, als ob sie sich nie wieder heben wollten, und eines Morgens scheint doch die Sonne in eine blanke Welt. Er kann wieder mit Freude an seine Unternehmungen denken, und alle verzweifelten Gedanken daran kommen ihm als bequeme Mutlosigkeiten und als Rückfälle in die unstete Natur seiner Knabenjahre vor; er weiß, daß er in diesem Jahr Vater werden soll, und schämt sich der Unmännlichkeit, die nicht für das Kind und seine Mutter die selbstgewählte Pflicht erfüllt.

Der erste, an dem er sich erprobt, ist Märki; er kommt, das vorgelegte Kaufgeld einzufordern, und ist wieder der schlau beherrschte Mann, der Nachsicht mit den Launen seines Schützlings hat und ihn, wo er sich auflehnen will, die Überlegenheit an Alter und Erfahrung fühlen läßt. Heinrich Pestalozzi begreift sich selber nicht mehr, wie er ihm damals ausweichen konnte: er sagt ihm unverhohlen und ohne Zorn, daß er das andere anweisen, jedoch die Kaufsumme für den Acker mit dem geschlagenen Nußbaum kürzen müsse, da er ihn hierbei in einer Täuschung gehalten habe. Der Märki will aufbrausen, aber er verweist ihm das gleich so bestimmt, daß der den andern Wind merkt und sich nach einigen Seitensprüngen, wie er sagt, um der Freundschaft willen zu der Sache bequemt.

Nach einigen Tagen bringt der Baumeister den Plan des Wohnhauses, wie es nach seinen eigenen Angaben sein soll: etwa dreißig Schritt im Geviert mit einem Zeltdach und ganz aus Steinen gebaut; es soll unten am Letten stehen, wo der Boden als Gartenland geeignet ist, und Neuhof heißen. Der Baumeister hat neben den Aufrissen auch eine Ansicht des Hauses in Farben gemacht; es sieht mehr aus wie eine italienische Villa als ein schweizerisches Bauernhaus, aber gerade das gefällt ihm. Er scherzt, daß er selber

ein Italiener wäre, und so oft er das hübsche Bild ansieht, wird der Traum seiner landwirtschaftlichen Existenz daran lebendig: wie er mit seiner Stauffacherin da aus- und eingehen wird, wie unter den Bäumen — die bis jetzt nur auf dem Papier grün sind — Kinder spielen und auf den Feldern rundum fleißige Tanner lohnende Arbeit finden, wie die breit gewölbten Keller sich mit Feldfrüchten füllen, und wie er als ein neuer Tschiffeli der Mißwirtschaft des Birrfeldes aufhilft durch sein Beispiel planvoller Arbeit!

Auch der Baumeister Daniel Vogel, den er sich als fachmännischen Berater aus Zürich holt, billigt den Plan; der setzt im freundschaftlichen Vertrauen die Berechnungen fest und macht die Akkorde mit den Handwerkern unter genauen Abmachungen über das Material und die Ausführung. Es ist ein sicherer Gang der Ordnung, wie ihn Heinrich Pestalozzi bisher noch nicht in seinen Dingen gespürt hat; als ob ihm neue Hände gewachsen wären, seitdem in den abwartenden Verdruß des Winters ein wirkliches Geschäft gekommen ist, so gibt sich eins ins andere und bringt die Fröhlichkeit zweckbewußter Arbeit mit. Als erst der Boden ausgehoben, Steine gebrochen und die Fundamente gelegt werden, ist er von früh bis spät dabei und scheut das nasse Schneewetter nicht, selber jede Art von Arbeit mitzutun. Daß morgens die Leute kommen, Tag für Tag, zum Teil stundenweit und sichtlich froh, gute Beschäftigung zu haben, gibt ihm ein Vorbild, wie es einmal auf Neuhof sein soll, und wenn er sie Sonntags entlöhnt, ist sein Traum schon Wirklichkeit, daß er als der Mittelpunkt einer Unternehmung dasteht, daraus die ersten Quellen aller Wohlhabenheit, der sichere Verdienst einer regelmäßigen Arbeit, ins magere Birrfeld fließen.

Nachdem Ende Januar unerwartet ein Wechsel aus dem Pflug nach Müligen geflattert ist für das Laufende, kommen nacheinander die Brüder, am längsten der Doktor Salomon, der die warmen Frühlingstage schon zum Angeln — seiner Lieblingsbeschäftigung — geeignet glaubt. Sie mögen Bericht nach Zürich gegeben haben; denn an dem Mittag, da sie abreisen wollen, steht unvermutet die alte Schultheßin mit dem jüngsten Bruder gerade vor der Haustür, als sie hinaustreten. Nun bleiben alle bis zum andern Tag, und weil die Aprilsonne scheint, wird noch am Nachmittag ein fröhlicher Spaziergang durch die Felder und auf den Bauplatz gemacht, wo die Fundamente schon kniehoch aus der Erde sind und eingewölbt werden sollen. Auch auf den Hang kommen sie, wo der Nußbaum niedergebrochen ist; sein Stamm reicht allen zum Sitz, sodaß einer den Scherz macht, sie weihten die Bank ein, bevor das Holz geschnitten wäre. Von unten klappert das Gewerk der Maurer, und einer, der den Mörtel in der großen Pfanne rührt, singt das alte Grenchenlied mit dem spöttischen Hohoho als Schlußreim, in den die andern einfallen. Auch die Schultheßin, die mit unverhohlenem Mißtrauen den ausgespreiteten Mergel auf den Kleefeldern für weißen Schutt gehalten

hat, vermag die fröhliche Luft nicht einzuatmen, ohne daß auch ihr etwas davon ins gallige Blut geht. Die Scherze der Brüder sorgen dafür, daß die Ausgelassenheit auch den Rückweg im sinkenden Nachmittag besteht, durch den sie, nun selber das Grenchenlied singend, über die Kante des Birrfeldes nach Müligen hinunterkommen.

Andern Morgens nehmen sie Anna für ein paar Tage mit nach Zürich, wo sie das Rote Gatter ebenso überraschen will, wie sie selber überrascht worden wäre. Heinrich Pestalozzi gibt ihnen das Geleit bis Baden; der laute Abschied erinnert ihn an die wehmütige Winterschiffahrt, und daß ihm die Brüder mit ihrer Ausgelassenheit die Geliebte für ein paar Tage entführen, ist ihm auch nicht recht; doch läßt sie ihm ein inniges Wort zurück, das er feierlich durch den Morgen nach Hause trägt: Ich will deiner Mutter meine Hoffnung sagen!

Er ist noch keine Viertelstunde unterwegs, als er den übrigen Schwall schon vergessen hat und nur noch denkt, wie sie bei der Mutter mit ihrem Geständnis ein Glück einbrächte. Dabei lallt er die sieben Worte immerzu; sie bilden eine Perlenkette, an der die beiden Frauen als die letzten aufgereiht sind — bald werden sie eins weiter gerückt und in die Kette eingereiht sein — ihm aber ist sie mit der Sorge in die Hand gelegt, daß sie bei dem Wechsel der Vergangenheit in die Zukunft keinen Schaden nähme. Was bin ich, und was wird aus mir werden? hat er ins Tagebuch seiner Frau eingeschrieben; aber auf die Anklage seines Leichtsinns hat das Gefühl der Vorsehung einen Segen gelegt, den er glücklich in den Lerchenmorgen hinein trägt: Was er ist, darauf haben die beiden Frauen in unübersehbaren Stunden Schätze der Liebe gehäuft, und was auch aus ihm werden möge, er bleibt der Träger dieser Liebe. Und wenn er ein sinnloser Verschwender damit würde, es kann ihm nicht gelingen bis in den Tod, sie auszugeben! Als ihn kurz vor Brugg ein Bettler um Geld anspricht, bietet er ihm alles, was er in seiner Tasche findet, und geht glücklich weiter, ihm für eine Stunde um keinen Kreuzer voraus zu sein.

44.

Es ist auf lange Zeit der letzte reine Morgen für Heinrich Pestalozzi; denn noch am Nachmittag erfährt er, daß über seine Unternehmung die absprechendsten Gerüchte in Umlauf sind, sodaß der unvermutete Besuch der Schwiegermutter nachträglich eine unfreundliche Bedeutung erhält. Nicht lange danach, daß Anna wieder von Zürich zurück ist, erscheint auch der Bankier Schultheß im eigenen Reisewagen mit zwei Söhnen und einem Bedienten, die Grundlage seines Darlehens zu prüfen. Er will jedes Feld und die Art der Besserung sehen, das Haus mißt er selber mit dem Maßstab in den Fundamenten aus: er hat dabei eine Art, zornig den Kopf zu schütteln, aber das ist nur eine Angewohnheit des alten Herrn, und am Ende geht es

wie mit der Schultheſſin: die Stimmung beſſert ſich, und wie damals Anna fährt nun Heinrich Peſtalozzi mit dem Beſuch nach Zürich zurück.

Sie ſind kaum fort, als Anna hört, daß der Bediente unterdeſſen ſeine eigenen Wege im Birrfeld gegangen iſt, überall die Meinungen aushorchend; auch bei dem Märki iſt er geweſen: nach ſeinen boshaften Bemerkungen mit dem kläglichſten Ergebnis. Sie nimmt ſich vor, es zu verſchweigen, aber als Heinrich Peſtalozzi nach einigen Tagen von Zürich zurückkommt, weiß er ſchon alles und wie das Urteil dieſes Bedienten die Stimmung im Gewundenen Schwert macht. Noch am gleichen Tage gehen ſie miteinander in den Letten hinauf, ſich ſelber zu vergewiſſern, ob der tüchtige Stand der Felder doch nur eine Selbſttäuſchung wäre. Sie finden die Eſparſette auf den ſteinichten Äckern gut angeſetzt, und auch die Krappflanzen laſſen ſich nicht übel an; aber die boshaften Worte des Bedienten werden damit nicht ausgewiſcht, und als Heinrich Peſtalozzi gegen die Bauſtelle ſeines ſtolzen Hauſes kommt, faßt ihn der Unmut ſo, daß er ſich abwendet. Gerade das iſt von dem Bankherrn zu koſtſpielig gefunden worden; ſchlimmer aber als alles iſt ihm das Unkraut der Feindſchaft, das der Bediente aus den Dörfern ans Licht getragen hat. Er ſchreibt zwar noch eine lange Darlegung an den Geldgeber, aber als Antwort kommt nach drei Tagen die unumwundene Mitteilung, daß er die Unternehmung als ruiniert anſehe.

Es iſt Anfang Mai, als das geſchieht, und für den Sommer trägt Anna ein Kind unter dem Herzen; die frohe Hoffnung ſeiner Geburt vermehrt nun die Sorgen dieſer Tage. Es kommen zwar noch der Junker Meis und der Pfarrer Schinz als Sachverſtändige zur Prüfung; ſie finden, daß mehr als eigentliches Mißgeſchick die allgemeine Unkenntnis der bei Tſchiffeli erlernten Neuerungen den vorwitzigen Herrenbauer bei den Leuten ins Geſpött gebracht hat, und daß der Haß ſich mehr gegen ſeinen Ratgeber Märki als ihn ſelber richtet. Auch treten ſie ihm mit Wärme bei in ihrem Gutachten; aber der Bankherr will wie alle Geldgeber das Gold wachſen ſehen, Mitte Mai kündigt er die Gemeinſchaft, und bevor Heinrich Peſtalozzi ſeine Dinge ins Gehen bringen kann, ſind ihnen die Beine ſchon abgeſchnitten.

45.

Das Kind wird im Auguſt geboren; es iſt ein Knabe, den ſie Hans Jakob nennen. Obwohl der Bankherr noch einmal begütigt worden iſt, weiß Heinrich Peſtalozzi, daß ſein Mißtrauen nur auf den günſtigen Augenblick wartet, ſich ganz zurückzuziehen. Die Sorgen und Kämpfe um die Rettung ſeiner Exiſtenz haben ihn ſo täglich beanſprucht, daß er mit Scham und Schrecken vor den Richterſtuhl des Ereigniſſes kommt. Seine Mutter iſt zur Pflege da; ſie legt ihm das kleine Weſen, das aus dem Schoß der Geliebten ans Licht gebracht worden iſt und erſchrocken von dieſer Reiſe mit

seinem dünnen Stimmchen schreit, mit einem wissenden Lächeln in die Hände. Er vermag der Erschütterung nicht standzuhalten, gibt ihr in einer abergläubischen Furcht das Kissenbündel zurück und läuft in den sinkenden Sommertag hinaus. Seit seinem Unglück mit dem Bankherrn ist ihm zumute, als ob alles mißraten müsse, was seine Hände anfassen, und dies ist eine lebendige Seele.

Doch irrt er noch im Schatten seiner Bäume, als ihm eine Stimme aus dem Ungewissen Halt ruft: Ob er das Kind in seine Hände nimmt oder nicht, es bleibt sein Sohn, mit dem er gegen Gott und die Welt in eine neue Verantwortung getreten ist. Da gilt es andere Eigenschaften, als in feigem Aberglauben davon zu laufen. Indem er sich beschämt nach dem Haus zurückwendet, darin er sein Kind, seine Frau und seine Mutter in der Heiligkeit einer Menschengeburt verlassen hat, und in einem einzigen Aufblick die ewige Verantwortung seiner Vaterschaft fühlt, erkennt er auch, wie kläglich seine Sorgen und Kämpfe in den Monaten zuvor am Vergänglichen gehangen haben: Ein stolz gebautes Wohnhaus und blühende Kleefelder, Darlehen und Kaufbriefe sind keine Dinge, die vor Gott wichtig stehen; er ist ein Narr der Täglichkeiten geworden wie tausend andere und hat keine Zeit mehr für seine Seele gehabt, die sich darum furchtsam verkriechen wollte, wo etwas anderes als Geschäfte an sie kam.

Die Frauen fürchten sich fast, als er wieder zu ihnen in die Kammer tritt, so sehr ist sein Gesicht von Tränen überströmt; auch verstehen sie seine Gebärde nicht, wie er das Kind aus der Wiege nimmt. Er macht es nicht recht, und seine Mutter springt ihm bei, daß er kein Unheil anrichte mit den kleinen Gliedern; dann aber muß sie lächeln, wie er in seiner Ungeschicklichkeit dasteht, die beiden Arme vorgestreckt, das Kissen zu halten, darauf das Neugeborene mit seinem struppigen Kopf liegt. Er läßt sich vorsichtig nieder mit einem Knie, wie wenn er es darbringen wollte, steht auch nicht auf, als ihm die Mutter das Bündel vorsichtig wieder abnimmt und in die Wiege legt: Darin hast du auch gelegen, sagt sie scherzend, um ihn nicht zu erzürnen, und bringt die Wiege leise tuschelnd in Gang, weil das Knäbchen schon wieder weinen will. Heinrich Pestalozzi, den die Scham fast tötet, als Kind, Mann und Vater im Geheimnis der Zeugung entblößt zwischen den Frauen dazustehen, hört es nicht; erst als Anna ihn ängstlich bei Namen ruft, hebt er die Augen wieder in die Welt und sinkt weinend zu ihr hin, wie wenn er ihr ein Unrecht angetan hätte, daß er sie aus ihrer einsamen Jungfrauenschaft zu einer Mannesfrau und Mutter machte. Sie aber, die nur das Glück der Erlösung darin empfindet, streichelt ihm vielmals die schwarzen Haare, als ob er ihr Neugeborener wäre: Heiri, sagt sie, und ihre Stimme geht auf dem süßesten Grat der Liebe, nun muß unser Haus bald fertig sein!

46.

Die Größe und Kostspieligkeit des Wohnhauses ist von den Ratgebern des Bankherrn am meisten getadelt worden; aber Heinrich Pestalozzi hat nicht an ein notdürftiges Dasein gedacht, als er mit seinen landwirtschaftlichen Zukunftsplänen aufs Birrfeld kam. Nun er auf weitere Gelder nicht mehr rechnen kann, nimmt er dem Haus das obere Stockwerk fort und läßt das flache Zeltdach gleich auf die Steinmauern des Erdgeschosses stellen; es wird zwar etwas anderes als eine italienische Villa daraus, aber es kann noch vor dem Winter gedeckt und zum Frühjahr eingerichtet werden.

Das unsichere Verhältnis mit dem Gewundenen Schwert schleppt sich indessen unter Mißtrauen und Vertröstungen über den Herbst hin, bis seine Freunde in Zürich ein Abkommen zustande bringen, wobei der Bankherr ein Ende mit Verlust dem Verlust ohne Ende vorzieht und angesichts der Schädigung, die sein Teilhaber durch diesen Rücktritt erleidet, unter Zurücklassung von fünftausend Gulden auf das Geschäft verzichtet. Das ist für Heinrich Pestalozzi, der seinen Dingen noch immer ihren Wert beimißt, zunächst kein übler Schluß der mißlichen Angelegenheit; aber aus den berittenen Plänen seiner Musterwirtschaft werden simple Fußgänger, er kann nicht mehr über Jahre zielen und muß aus der Hand in den Mund leben wie die andern auch. Für die Krappzucht hat sich der Boden als zu rauh gezeigt, dagegen steht die Esparsette ausnehmend gut und könnte Futter für manches Stück Vieh liefern: seine Freunde raten zur Sennerei, und er müßte nicht die Federkraft seiner Natur haben, um nicht mit beiden Füßen in das neue Arbeitsfeld hineinzuspringen. Noch über den Winter werden an der Scheune die Stallungen angebaut, und als er zum Frühjahr auf Neuhof einzieht, brüllen schon die ersten Kühe darin.

Es ist ein verdrießliches Regenwetter, als sie den Umzug machen, und einmal bleibt der Wagen mit dem Hausrat so in dem aufgeweichten Landweg stecken, daß sie ihn mitten im Birrfeld bei schneeigem Schlagregen abladen müssen, wobei ein jedes Stück seine Himmelswäsche mitbekommt. Dafür ist es auch zum letztenmal, daß wir umziehen, sagt er zu Anna, die unterdessen mit dem Kind im Pfarrhaus Obdach gehabt hat, als er sie nachher abholt und ihr das Mißgeschick schildert. Sie lächelt wehmütig dazu, als ob sie dieser Sicherheit nicht traute. Doch geht sie dann tapfer mit, das Kind in Tüchern eingewickelt auf dem Arm, den Einzug auf Neuhof zu halten. Er schreitet sorglich nebenher und hält ihren Regenschirm, den sie in den Mädchentagen von einer Reise mitgebracht hat, über sie und das Kind. Er ist für die Bauern in Birr, die nur ihre Regentücher kennen, ein so absonderliches Gerät wie die ganze Landwirtschaft dieses Zürcher Stadtherrn: so stehen sie in den Türen, wie die drei daherkommen; einige Buben laufen ihnen durch die Nässe nach, und weil ein Witzbold unter den Alten das Wort aufgebracht

haben mag, rufen sie es zum Schimpf hinter ihm her. Heinrich Pestalozzi hört nicht darauf, weil ihn der Gang sehr bewegt; doch als sie schon das Dach vom Neuhof im Regen glänzen sehen, hält ihn Anna am Arm zurück und hat ein seliges Lächeln in den Augen: Achtest du denn gar nicht, was sie sagen? Sie rufen: die heilige Familie mit dem Regenschirm!

Er versteht ihre lächelnden Augen lange nicht und erschrickt, als er den Sinn erkennt, wie über eine Lästerung, sodaß auch ihr das Lächeln aus den Augen untersinkt. Als sie das letzte Stück dann schweigend gegangen sind und vor das Haus treten, das er für sie und sich, auch für den Knaben auf ihrem Arm aus kühnen Hoffnungen in Sorgen hinein gebaut hat, vermag sie nicht freudig über die Schwelle hineinzugehen und beugt sich mit dem Kind weinend an seine Brust, als ob dort eine bessere Heimat sei als in der Ungewißheit dieser Steine. Nun aber hat sich ihr Lächeln in ihm zur Glut entzündet. Gleich einem Wanderstab hält er den zusammengeklappten Regenschirm in der Hand und ist noch einmal der Jüngling seiner rauschhaften Stunden: Die Knaben haben recht; es mag wohl sein, daß wir dies bald verlassen müssen wie Josef und Maria auf der Flucht. Drum laß uns, Liebe, nur zur Rast eintreten, weil es doch regnet. Vielleicht, daß morgen schon wieder die Sonne auf unsere Wanderung scheint.

47.

Heinrich Pestalozzi beginnt seine eigene Wirtschaft auf dem Neuhof mit ungefähr hundert Jucharten; doch liegen die einzeln gekauften Äcker nicht beieinander; er muß vielfach über fremde Felder fahren, wenn er zu den eigenen will, und wiederum andere Bauern fahren ihm über die seinen. Das macht Verdrießlichkeiten, weil er sich nicht an ihre Dreifelderwirtschaft binden und die vorgeschriebenen Zeiten der Zelgenwege einhalten kann. So muß er darauf sehen, sein zerstreutes Gut durch Tausch und Kauf einheitlich abzurunden, und ist bald in hundert Händeln. Der Metzger Märki spielt darin immer noch die Hauptfigur; er hat die nötigsten Stücke an sich gebracht, wie er sagt, um der Preistreiberei der Bauern zuvorzukommen: aber darum sind seine Forderungen nicht weniger gesalzen, und als es ihm gelingt, das gute Land in den Hummeläckern gegen ein steinichtes Feld in den Letten umzutauschen, das Heinrich Pestalozzi für sein Wegrecht nötig braucht, ohne Nachzahlung, obwohl es nur halb so groß ist, wird dieser Handel zum Wirtshausgespött im ganzen Birrfeld, um so mehr, als der Märki selber mit dem Gelächter hausieren geht.

Nachher wird ihm freilich die Haustür im Neuhof zugemacht; aber weil er selber wirtet und das halbe Dorf in der Fron hält mit Trinkschulden — wie den Tanner, der den Nußbaum fällte — hat Heinrich Pestalozzi einen gefährlichen Feind an ihm. Gleich, als er einzieht auf Neuhof, ist er

schon mit der Dorfgemeinde Birr in Streit gekommen um einen Pfad nach Brunnegg, den sie ihm mitten über seine Äcker laufen. Es führt zwar ein krummer Fahrweg gegen den Wald hinauf, aber in den Zeiten, da die Felder meist unbebaut gelegen haben, ist der schnurgerade Pfad eine Gewohnheit geworden, deren Beseitigung sie dem Herrenbauer verübeln. Er versucht es mit Dornruten und Verhauen: aber was für Hindernisse er auch am Tag baut, in dunkler Nacht werden sie mit Hartnäckigkeit beseitigt, bis er den Weg durch den Pfarrer ins Verbot legen läßt. Damit bringt er endlich sein Recht zur Geltung, aber die Gemeinde ist ihm seitdem übel gesinnt, und als er auch den Weidegang auf seinen Feldern öffentlich und rechtlich untersagen läßt, beruft sich die Bauernsame von Birr auf ihr besonderes Weidrecht und fordert auch die von Lupfig auf, dem neumodischen Herrenbauer auf Neuhof den Prozeß anzusagen. Obwohl die Lupfiger sich dessen weigern, gibt es einen langen Rechtshandel, der ihn die bäuerliche Verbissenheit in täglichen Molesten spüren läßt.

Endlich wird zwar durch obrigkeitliche Entscheidung das Weidgangsrecht auf seinen Feldern gegen einen jährlichen Bodenzins von einem Neutaler aufgehoben: aber gerade das setzt in den Köpfen der armen Tanner, die keine eigenen Matten haben und auf den Weidgang angewiesen sind, das Gefühl eines Unrechts fest, das ihnen von dem neuerungssüchtigen Herrenbauer angetan wird. Was durch seine anfängliche Handelsgemeinschaft mit dem Märki begonnen wurde, das wird nun durch dessen hinterhältige Feindschaft vollendet: die Armen, denen zu helfen die heimliche Hoffnung seiner Bauernschaft gewesen ist, hassen ihn als einen neuen Ausbeuter ihrer Not. Und da der Neuhof kein einsames Bauernhaus ist, sondern oft städtischen Besuch erhält, da namentlich Anna einen freundschaftlichen Verkehr mit den Frauen der umwohnenden Herrenleute unterhält, ist Heinrich Pestalozzi selber in die Rolle eines der Stadtherren gekommen, wie er sie in seiner hitzigen Jugend zu Höngg verabscheute; denn was für Sorgen und Nöte er unterdessen mit seiner Besitzung hat, das sehen die Armen bei ihm so wenig, wie er es damals sah.

Eines Nachmittags muß er eine Bekannte seiner Frau zum Pfarrer nach Birr zurück begleiten, wo sie auf Besuch ist. Sie kommt aus Zürich und ist mit dem Aufwand der städtischen Mode derart geputzt, daß die Kinder aus den Häusern kommen und einige ihr nachlaufen. Gleich hat sie einige Batzen zur Hand, die sie ihnen zum Spaß hinwirft: nicht anders, als ob Hühner nach hingestreutem Futter sprängen, sind sie augenblicklich in einer Balgerei, daß ein Ball von Staub und Geschrei über den Weg rollt. Andere laufen neugierig herzu, und da die Zürcherin sich den Spaß noch ein paar Batzen kosten läßt, vergrößert sich der balgende Knäuel, indessen die herzlose Person vor Lachen wie toll auf ihren zierlichen Stiefelchen herum springt. Bisher hat Heinrich Pestalozzi alles für herzlosen Übermut gehalten, aber

als sie ihm mit schadenfrohen Augen entgegen tritt — da haben Sie Ihr Volk, Herr Pestalozzi — und lachend gegen das Pfarrhaus davonläuft, erkennt er, daß der unwürdige Auftritt sein Gespräch mit ihr beantworten soll.

Der Zorn über ihre Herzlosigkeit macht ihn wild: Dann gehöre ich auch dazu! schreit er ihr nach und fährt mitten in die Balgerei. Das erste, was er ergreift, ist der Schopf eines stakigen Mädchens, das gerade über einen Vierjährigen herfällt, ihm seinen Batzen aus der Hand zu reißen. Ehe er noch selber weiß warum, hat er sie und ein halbes Dutzend der andren verwalkt und ihnen, soviel sie kratzen und beißen, die Batzen abgenommen. Einigen gelingt es, mit ihrer Beute davon zu kommen; die nichts haben, bleiben stehen, und als er das eroberte Geld überzählt, braucht er nur drei Batzen aus seiner Tasche hinzu zu legen und er hat für jeden einen: Hier ging Gewalt vor Recht, sagte er, nun aber steht Recht vor Gewalt! zählt jedem seinen Batzen aus, vom Kleinsten angefangen, und heißt sie heimlaufen. Die nichts gerafft hatten, denen ist es recht, die andern aber — die ihr erobertes Eigentum aus seinen Händen verteilt sehen — rufen mit mörderlichem Geschrei die Ihrigen zur Hilfe, sodaß Heinrich Pestalozzi froh ist, als er den letzten Batzen verteilt hat und sich heim wenden kann. Doch hat er nun das schreiende Gefolge, und einige Mütter, von ihren Kindern aufgeklärt, fordern drohend den Raub zurück. Unter Schimpfreden und Steinwürfen kommt er gegen den Neuhof, wo ihn Anna mit dem Knaben an der Hand erschrocken empfängt; denn nun erst nimmt er wahr, daß er im Gesicht und an den Händen von Kratzwunden blutet und mit seinen Kleidern durch den Staub gewälzt ist. In der folgenden Nacht geschieht es zum ersten Mal, daß ihm einige von seinen blitzblanken Fensterscheiben eingeworfen werden.

48.

Das Ergebnis dieser mißglückten Ausgleichung erschüttert Heinrich Pestalozzi ebenso tief wie der Anlaß, und tagelang vermag er nicht mehr an seine Dinge zu gehen, so mutlos wird er. Es ist nun schon das sechste Jahr, daß er sich müht mit der Landwirtschaft, und es ist nichts dabei heraus gekommen, als daß er sich und andere in Sorgen und Verluste gebracht hat; er sieht kein Ende, danach es anders werden könnte. Indessen gibt es solche Stadtfräuleins und solche Bettelbuben, als ob sie in der Welt sein müßten wie alles Gute auch, und aus allen seinen Plänen geschieht nichts, was etwas daran ändern könnte; denn selbst, wenn er zum Wohlstand seiner Träume käme: die Unfeinheit der einen und die häßliche Habgier der andern wäre damit doch nicht geändert. Aber eins wie das andere ist schlecht und unnütz, wenn die Ideen der Sittlichkeit, darin er aufgezogen ist, nicht sinnlos in der Wirklichkeit sein sollen.

Wieder einmal erkennt er die Quellen allen Übels in der Natur des

Einzelnen; und furchtsam sieht er auf seinen Knaben, der nun schon ins vierte Jahr geht und die ersten Anzeichen seiner Persönlichkeit nicht mehr verbirgt. Es ist sein Sohn, und schon meint er die eigenen Fehler an ihm zu sehen: seine Zerstreutheit, Unordnung und den unsteten Eigensinn. Namentlich die listigen Versuche des kindlichen Eigensinns besorgen ihn; es ist nicht anders, als ob der kleine Geist unausgesetzt die Machtprobe gegen die Erwachsenen mache; überall bohrt die kleine Willenskraft, ohne die er schließlich kein Menschendasein zu führen vermag; aber sie ist auch der Trieb zum Bösen, wie sie der Trieb zum Guten ist, und alles kommt darauf an, ihr Wachstum über den eigenen Nutzen hinaus zu lenken, an den vorläufig ihre Sinnlichkeit gebunden ist.

Unvermutet kommt Heinrich Pestalozzi in Eifer, an seinem Jakobli den Schlichen und Trotzproben dieser kindlichen Willenskraft mit Experimenten nachzugehen, immer bemüht, die störenden Blätter beiseite zu biegen, damit der Kern aus sich selber wachsen könne. Er sieht erstaunt und betroffen zugleich, wieviel Schleichwege der kindliche Geist schon kennt, der Erziehung auszuweichen, und wievieler Strenge es bedarf, ihn dieser Schleichwege zu entwöhnen. Die Erinnerung an die eigene Jugendzeit macht seine Besorgnisse nicht geringer; denn nun meint er zu sehen, warum er selber solch ein im Wind der Gefühle schwankendes und von dem Rankenwerk wirrer Einfälle behangenes Gewächs geworden ist. Anna versucht ihm zu wehren, wo er dem Kleinen zu arg zusetzt; aber als der Winter gekommen ist, scheint es seinem entzündeten Eifer schon, als gäbe es nichts Dringlicheres für ihn und andere in der Welt, als diese Dinge in unausgesetzten Versuchen klar zu stellen: denn alles, was mit einem Menschen später auch geschähe, hier sei die Wurzel seines Schicksals; wie die ins Erdreich finde, so wüchse es.

Als das Schwierigste erkennt er bald, die Wartung der kleinen Seele so zu halten, daß sie den Mut und die Freude nicht verliert; und es ist sein Knecht, der ihn auf diese Weisheit bringt. Denn als der das Jakobli einmal in seiner Gegenwart einige Weisheiten sagen läßt, die er draußen am Bach mit ihm gelernt hat, und mit Vaterstolz fragt: ob der Knabe nicht ein gutes Gedächtnis habe? schüttelt der Knecht, der mit der kindlichen Munterkeit auf einem andern Fuß steht, traurig den Kopf: Das wohl, jedoch Ihr übertreibt es mit ihm! Und als er ihm betroffen sagt, das könne nicht wohl sein, weil das Jakobli sonst sicher die Freude verlöre und furchtsam würde; dann hieße es natürlich, vorsichtig seinem Geist nachzugeben: da richtet sich der Klaus von seinem Holzscheit auf, daraus er einen Schwengel schnitzen will, und die Freude steigt ihm ins ehrliche Gesicht: Ihr achtet also des Mutes und der Freude! Eben das hatte ich gefürchtet, daß Ihrs vergessen würdet!

O, Klaus, sagt Heinrich Pestalozzi da zu seinem Knecht, und der Schrecken mischt sich mit dem Glück über das Wort: alles Lernen wäre nicht einen Heller wert, wenn Mut und Freude dabei verloren gingen!

49.

Es ist zum erstenmal, daß Heinrich Pestalozzi sich selber als Entdecker fühlt; was er bis dahin auch getrieben hat, von seiner Jünglingsschriftstellerei bis zur Landwirtschaft, immer hat ein anderer das Tor aufgeschlossen: hier aber hält er den Schlüssel selbst in der Hand, und so scheint ihm auch die nebensächlichste Erfahrung seiner Erziehungsversuche wichtig genug, sie in einem besonderen Tagebuch wortwörtlich aufzuzeichnen.

Mit diesen Aufzeichnungen tritt er aber auch den Gedanken seiner Jugend wieder näher, und als im Frühjahr die Helvetische Gesellschaft ihre vierzehnte Tagung in Schinznach abhält, pilgert er hinüber, zum erstenmal im Kreis dieser Männer zu sein, die aus dem herrschsüchtigen Kantonsgeist wieder einer Eidgenossenschaft im Sinn der Väter zustreben. Da sieht er den greisen Ratschreiber Iselin aus Basel, dessen Gestalt als ein neuer Stauffacher in der jungen Schweiz ein sagenhaftes Vorbild ist, und all die andern Träger würdiger Namen. Er meint fast, noch einmal in der Gerwe zu sein, so werden die spartanischen Vorbilder seiner Jünglingszeit in einem Vortrag wach, den der Landvogt Tscharner von Wildenstein hält; aber während der Mann die Abhärtung des Körpers und der Seele als Losung gegen den weichlichen Luxus der Zeit ausgibt, wird in ihm selber ein leises Brennen wach: er denkt an die Scharen der Bettelkinder, und daß keinem Tanner auf dem Birrfeld mit dieser Losung gedient sei, die für die Herrenkinder und Stadtbürgersöhne allein gedacht ist. Er sieht die gepflegten Gesichter der Zuhörer, die aus der Sicherheit ihres Standes tapfer und begeistert sind, gegen den Luxus zu kämpfen, und kommt sich plötzlich als ein Fremdling der Armut unter ihnen vor: Es ist eine ältere Generation! will er sich trösten; aber als er am andern Nachmittag allein auf der Höhe bei Brunnegg steht, wo der Blick zurück auf das saubere Bad Schinznach trifft, aber vor ihm in die armselige Breite des Birrfeldes geht, fühlt er die Scheidung der Menschlichkeit in arm und reich wie zwei feindliche Heerlager, dazwischen er selber als heimatloser Überläufer allein geblieben ist. Sein Jakobli bekommt zwar danach manches von den spartanischen Vorschlägen des Landvogts zu spüren, aber ihn selber treibt sein Gefühl in andere Notwendigkeiten.

Unterdessen machen ein böses Frühjahr und ein trockener Sommer auch die Hoffnungen seiner Sennerei zunichte. Die ersten Viehkäufe hat ihm der Märkt noch besorgt, und es sind nicht einmal die schlechtesten gewesen; als er sich selber in die Untiefen der Märkte wagt, stellt er oft genug den Dummen dar, den die Händler suchen. Auch hat die kostspielige Einrichtung Schulden auf ihn gelegt, deren Zins ihn schon in guten Zeiten drückte; nun selbst die Bauern mit fetteren Ländereien in Futternot geraten, sitzt er auf seinem steinichten Neuhof bald in der Dürre da. Ein Stück Vieh nach dem andern geht ihm fort, bis der Rest den Aufwand seiner Sennerei nicht mehr ertragen

kann. Da er mit den Zinsen in Rückstand bleibt, werden die Gläubiger besorgt; als erst einer sein Kapital gekündigt hat, folgen die andern dem Beispiel, und so steht Heinrich Pestalozzi zum zweitenmal vor der Not, daß ihm seine Besitzung versteigert wird.

Es liegen fünfzehntausend Gulden Schulden darauf, und diesmal ist kein Bankherr als Teilhaber da, der sich mit einem Verlust herauszieht. So bitter und demütigend es für Heinrich Pestalozzi ist, nun können nur noch die Erbhoffnungen seiner Frau den Neuhof retten. Sie einigt sich mit ihren Brüdern — und hat nicht einmal Tränen gegen ihren ungläubigen Spott — daß sie die dringendsten Schulden für einen entsprechenden Verzicht auf ihre Erbschaft übernehmen. Nur glauben sie nicht mehr an seine Landwirtschaft und richten ihm einen Baumwollenhandel ein, wo sie den Rohstoff liefern, den er im Birrfeld zum Spinnen und Weben in die Häuser geben muß, sodaß er nichts als den karg bezahlten Aufseher ihrer Geschäfte vorstellt. Als endlich stürzende Herbstfluten den dürren Sommer auslöschen, ist von dem Traum seines Lebenskreises, der Wohlstand und Segen in der ärmlichen Landschaft verbreiten soll, nichts geblieben, als daß er im Dienst Zürcher Fabrikherren die Not des Bauernvolks ausnützen hilft; und es bedürfte nicht der Erinnerung an den Ernst Luginbühl im Webstuhl und an den Großvater mit seiner Verachtung dieser ins bäuerliche Leben einfressenden Industrie, um ihm sein zertretenes Dasein zur Qual zu machen.

50.

Es sind nicht immer die eigenen Kinder der Bauern und Tanner, die Heinrich Pestalozzi in den Baumwollstühlen das Elend ihrer verwahrlosten Jugend weben sieht, sehr häufig sind es Waisen, von der Gemeinde ausgedungen, die ihren Pflegern das harte Brot verdienen müssen. So schneidend traurig es für ihn ist, daß er Anna und ihren Knaben mit in den Zusammenbruch seiner Traumgebäude gerissen hat, schlimmer greift es ihn an, Helfershelfer dieser Ausnützung zu sein. Sein Herz zittert, wenn er in die Häuser muß, und das früh verblaßte Gesicht Ernst Luginbühls kommt wieder in seine Träume. Immer deutlicher fühlt er die Hand des Schicksals, die ihm alles zerbricht, was er großspurig in seine Hände nimmt; und tagelang kann er verscheucht im Neuhof sitzen, über seine Schuld an diesem Schicksal zu grübeln. Zuletzt empfindet es sein verscheuchter Geist noch als Milderung, daß die Teuerung ihm noch schlimmeres Elend anderer Kinder vor den Neuhof treibt.

Denn die an den Webstühlen sitzen, haben immer noch Bett und Brot, während ihrer viele von der Hungersnot auf den Straßenbettel getrieben werden, wo sie wie herrenlose Hunde die Häuser der Reichen umlagern und auf den Abfall der Haushaltung warten. Auch vor den Neuhof kommen sie scharenweis, und Heinrich Pestalozzi, der ihre Hudeln und die von der Krätze entstellten Hände, ihre Frechheit und die Verkommenheit der jungen

Gesichter sieht, kann Tränen der Bitterkeit weinen, wenn er bei diesem Anblick an den Vortrag des Landvogts Scharner denkt; solange es Luxus und dieses grausame Elend gleichzeitig gibt, sind alle patriotischen Träume leichtsinnige Spielereien. Es treibt ihn, sich ganz zu den Enterbten zu schlagen, und oftmals nimmt er ihrer einige ins Haus, mehr als das Brot mit ihnen zu teilen; er sieht, wie unmenschlich sie schon geworden sind, gierig und in aller Heimtücke der Verstellung geschickt: aber er wendet unermüdlich die Erzieherklugheiten an, die er an seinem Jakobli erfahren und geübt hat und immer sicherer wird es ihm, daß er damit an ein Zaubermittel rührt, ihrer Verkommenheit statt von außen von innen zu begegnen. Was sonst in Stadt und Land sich als Wohltätigkeit breitmacht, setzt eine Weltordnung voraus, dazu die hilflose Verkommenheit der Armut so unabänderlich gehört wie der Überfluß des Reichtums, während — das wird ihm sicherer mit jedem Tag — in jedem dieser Bettelkinder der natürliche Keim zu einem rechtschaffenen Menschen steckt, nur daß keiner daran denkt, den zu bilden und also der Armut von innen beizukommen.

Was in andern Zeiten für Heinrich Pestalozzi nur eine hitzige Erfahrung gewesen wäre, das ergreift seine gedemütigte Natur nun zur Rettung, und eines Tages löst die Verzweiflung dieser Zeit die tiefe Erkenntnis seines Schicksals aus: Ich mußte arm werden aus meinem Hochmut der Wohlhabenheit; denn wie soll einer dem Armen helfen können, der mit den Sorgen seines Besitztums belastet ist? Wohlstand und Reichtum sind Zwangsherren; was für Umstände und Vorsichten braucht es, sie zu erhalten? Der Reiche kann nicht der Bruder des Armen sein; denn Geben und Nehmen scheidet ihre Seelen. Drum steht im Evangelium geschrieben: verkaufe, was du hast, und gib's den Armen!

Seine Frau erschrickt, wie sie die Botschaft hört; sie fühlt sofort, daß dies eine neue Prüfung wird; doch kennt sie ihre Sendung, das Senkblei seiner Stürme zu sein, und obwohl sie um ihren Knaben zittert — der durch all die neuen Worte des Vaters nicht gestört worden ist, aus seinen Brettchen ein Haus zu bauen, und der sie ungestüm an der Hand herbei holt — nickt sie dem Glücklichen erst zu, bevor sie das Wunderwerk des Knaben bestaunt. Es ist einer wie der andere, denkt sie und sieht die Spalten zwischen den Brettern, die trotzdem ein Dach bedeuten sollen: aber es sind Männer und sie wollen bauen, während wir Frauen wohnen möchten.

Heinrich Pestalozzi hat nichts von ihrer Bewegung gemerkt, er ist hinausgegangen in den Abend, wo der verspätete Herbstregen schon wieder in Strömen fließt, und läuft dem Sturz seiner Gedanken nach bis in die Dunkelheit. Und während die Täglichkeit danach auf dem Birrfeld ihre Herbstarbeiten macht und mancher Blick mit Mitleid das niedrige Dach des Neuhofs streift, wo die Sorgen — wie jeder weiß — dem vorwitzigen Herrenbauer aus Zürich ans Fundament seines Daseins gegangen sind, sitzt Heinrich

Pestalozzi glücklich bei seinem Knaben und baut Häuser, Brettchen auf Brettchen, ob sie zusammenstürzen, unermüdlich aufs Neue, bis der Plan seiner Armenkinderanstalt fertig ist: Ich habe ein zu großes Haus, sie haben keins; mir fehlen Hände, die Felder zu bestellen, und ihnen mangelt die Arbeit! Was gilts, wenn wir Armen uns zusammentun, sind wir reich! Sie sollen mir spinnen für ihren Unterhalt, und ich will sie lehren. Ich will sie säubern von ihrem Schmutz und will selber rein werden von den Geschäften, für die ich nicht geschaffen bin. Ich habe mein Haus Neuhof genannt, als ob es eine Neuigkeit wäre, noch ein Haus wie tausend andere dahin zu stellen; nun aber soll es ein Neuhof sein, wie keiner vordem war: ein Neuhof, wo die Armut sich selber durch Arbeit und Lehre zur Menschlichkeit verhilft, die sonst in Faulheit und Laster betteln geht. Jetzt weiß ich, warum ich auf dieses steinichte Birrfeld kam; und wenn weiter Sorgen und Not kommen, will ich sie gern tragen, weil es die Sorgennot der Menschheit, nicht mehr die meine ist.

51.

Das Jahr ist noch nicht zu Ende, als Heinrich Pestalozzi schon die ersten Bettelkinder im Hause hat. Er kalkuliert, daß der Abtrag ihrer Arbeit die Kosten einer einfachen Erziehung bestreiten müsse, und gibt sich zuversichtlich daran, die Sennerei in einen Raum zum Spinnen umzuwandeln, den er seine Fabrik nennt. Die Schwäger in Zürich, die mit seinen Baumwollgeschäften schon unzufrieden waren, lamentieren über den neuen Plan und beschwören Anna, daß sie ihn davon abhalten möge. Ihnen, die seine Lage kennen, darf er sein Herz nicht öffnen, er muß ihnen vorrechnen, daß es für ihn selber eine Rettung aus seinen Nöten sei; es fällt ihrer Geschäftsgewandtheit nicht schwer, ihm die Irrtümer seiner Kalkulation mit spöttischen Fragezeichen zu bemalen; aber weil Anna mit Standhaftigkeit die Mutterschaft seines Armenkinderhauses antritt, schlägt er den Widerstand nicht an.

Für Anna ist es ein Opfer, sie fängt schon an zu kränkeln, auch stehen ihr als einem Stadtherrnkind die Hände nicht danach, verwahrlosten Bettelkindern die Läuse abzulesen. So schlimm es ihr erging in den Kämpfen dieser Jahre, in den Stuben ist die Ordnung und Reinlichkeit ihrer Gewohnheit geblieben, Freunde sind auf Besuch gekommen, und wenn abends die Messinglampe brannte, senkte sich doch ein Stück Gottesfrieden in ihren warmen Schein: nun geht das alles hin wie ein schöner Traum; als ob sie selber mit ihrem Knaben ins Armenhaus gekommen wäre, dringt der Geruch der Hudeln und das Geschrei der Verwahrlosung in ihre behüteten Räume. Aus sich selber hätte sie dergleichen niemals vermocht, obwohl es ihrem Herzen nicht an Edelmut fehlt; der gierigen Tatensucht ihres Gatten vermag sie um so weniger zu widerstreben, als sie das Glück sieht, das nach der mutlosen Dumpfheit so vieler Jahre über ihn gekommen ist. Sie hat ihn nun

wieder, wie er als Jüngling werbend vor ihr gestanden hat, trotzig bereit, sich die Adern aufzuschneiden, wenn sein Blut für etwas Edles fließen müßte; und da es dieser rauschhafte Edelmut ist, um dessentwillen sie ihn andern Männern von soliderer Daseinsfestigkeit vorgezogen hat, nimmt sie — zum wenigsten im Anfang — auch dieses Los gern auf sich, das ums Vielfache schwerer als das ihres Mannes ist, weil ihr Teil allein die Aufopferung ist, wo er den Genuß seiner Idee und die Befriedigung seiner Natur hat.

Heinrich Pestalozzi weiß von Anfang an, daß es mehr gilt als seine eigene Anstalt, und daß er wohl die Menschenfreunde des Landes anrufen darf, ihm beizustehen; wenn erst sein Versuch gerät, ist allerorten ein Beispiel gegeben, auf eine menschlichere und gründlichere Art mit der Bettlerplage aufzuräumen als durch Landreiter: das Wort des Großvaters in Höngg, daß er andere Mittel wüßte als die monatliche Betteljagd der Gestrengen Herren, liegt ihm dabei wie ein Vermächtnis im Sinn. So scheut er sich nicht, selber die Betteltrommel für sein Werk zu rühren und mit einem Flugblatt an den Türen der reichen Häuser in Basel, Bern und Zürich anzuklopfen. Es ist zum erstenmal seit seiner jugendlichen Mitarbeit am Erinnerr, daß er die Feder wieder in die Hand nimmt; er ist unterdessen ein Jahrzehnt älter geworden und steht mitten in den Nöten des Lebens, dem sein Jünglingseifer mit römischen und griechischen Schulideen zu Leibe wollte. So wird es eine andere Rede, als er sie damals aus Demosthenes übersetzte, ein Quell wirklicher Nothilfe fließt darin und rührt an die Herzen, daß vielerorten Gutwillige, von der Neuheit des Planes wie von seiner hinreißenden Darstellung gewonnen, dem Urheber auch das Vertrauen schenken, ihn auszuführen. Was er sich in seiner Lernzeit als Lebensberuf gedacht hat, ein Anwalt des niederen Volks zu sein, das ist er damit unvermutet doch noch geworden, und die Besten im Lande lohnen ihm seine erste Rede mit freudigem Opfer.

Geschwellt von diesem Beifall wächst sich der Plan bald aus. Frau Pestalozzi mit zwei Mägden leitet die Mädchen in allen Arbeiten der Küche und des Haushalts an, sie lernen waschen, nähen, flicken, auch die einfache Gartenarbeit, während die Knaben mit den Knechten auf die Felder, in die Ställe und in die Scheune gehen: sie sollen für kein anderes Leben aufgezogen werden als das der ländlichen Arbeit, wie es ihrer wartet, und müssen bei allem zugreifen, was die notwendige Arbeit der gemeinsamen Haushaltung unter ihre Hände bringt. Daneben müssen sie spinnen und weben, und hierfür hat Heinrich Pestalozzi das Glück, in der Jungfer Madlon Spindler aus Straßburg eine vortreffliche Lehrmeisterin zu finden, die bald als das Spinner-Anneli im ganzen Birrfeld bekannt ist. Er selber gibt den Kindern Unterricht; denn wenn sie auch zu keinem andern Leben als dem der Armut abgerichtet werden sollen, die Wurzel seines Planes bleibt doch, Menschen aus ihnen zu machen, die das Bewußtsein ihrer menschlichen Würde

nicht mehr verlören und auch dem schlimmsten Los die Unverlierbarkeit ihrer Seele entgegenzustellen vermöchten. So lehrt er sie nicht nur das Abc, sondern versucht in die Wahrnehmungen ihrer Sinne die Ordnung einer bewußten Anschauung zu bringen, indem er sie anleitet, über das Gefühl des Augenblicks das Urteil ihrer eigenen Erfahrung Meister werden zu lassen. Was er selber in den Gesprächen mit dem Jakobli erfahren hat, wendet er nun an, und ob er oft einsehen muß, daß ihm viel zu einem Schulmeister fehlt, weil er zu hitzig und zu blind in seinem eigenen Eifer wird, sodaß er leicht mit einem Gedanken schon ans Ende gelaufen ist, während sie noch begossen vom Schwall seiner Worte den Anfang gar nicht gefunden haben: so verliert er doch hierin den Mut nicht, schließlich die rechten Kunstmittel zu finden, um auch im Blödesten noch den Keim der Bildungsfähigkeit zu wecken.

Über allem aber steht wie eine himmelhohe Rauchsäule das Glück, als Dreißigjähriger endlich dem Leben zu dienen, statt sich im Erwerb der Lebensmittel aufzureiben. Als der Ratsschreiber Iselin eine Zeitschrift nur für die Fragen der Volkswohlfahrt gründet, die er die Ephemeriden nennt, glaubt Heinrich Pestalozzi wirklich wieder in den Zeiten der Gerwe zu leben; nur, was damals Überschwall jugendlicher Ideen gewesen ist, das lebt nun als Tat und Wirklichkeit, und er steht mitten drin. Kein Geringerer als der Landvogt Tscharner auf Wildenstein tut ihm die Ehre an, in siebzehn Briefen über Armenanstalten auf dem Lande seine Pläne zu erörtern; und wie er ihm darauf mit eigenen Briefen in den Ephemeriden antworten, seine Ansichten und Bedenken, seine Hoffnungen, Erfolge und Enttäuschungen vor den Gebildeten seines Landes darlegen darf, in der Gewißheit, man achtet seiner und horcht auf ihn: da steht Heinrich Pestalozzi endlich da, wohin sein Traum in zwei Jahrzehnten gegangen ist. Nicht zu genießen, sondern zu wirken ist der Trieb seines Lebens; als er mit der Landwirtschaft sein Dasein auf die eigene Wohlfahrt gründen wollte, hatte ihn das Schicksal gedemütigt, bis er die Hand darin erkannte; nun liegt die Landwirtschaft wie die Kollegienzeit hinter ihm als bittere Lebensschule, die Sehnsucht seiner Jugend ist keine Täuschung gewesen, der Traum wurde doch Wahrheit; und so mühsam, so aufreibend in hundert Hindernissen sein Dasein geworden ist, ein gepeitschtes Wasser, darauf der Kahn seiner Häuslichkeit ohne Segel und Ruder verlassen schwimmt: die Tage seines Glücks sind da, weil nichts mehr zwischen seinem Gewissen und seinen Geschäften steht.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Ausgrabungen und Entdeckungen auf dem Palatin.

Von

Federico Hermanin.

Das Interesse für den palatinischen Hügel in Rom ist nach langem Schlummer seit einigen Jahren wieder wach geworden, und so manches, was er verborgen hielt, was für Geschichte und Kultur von hohem Werte ist, kommt mit jedem Spatenstich der neuen Arbeiten mehr zum Vorschein. Es geht mit dem Palatin wie schon mit dem Forum, wo die Bauten der späteren Jahrhunderte alles Ältere verdeckt hatten, so daß erst nach Abräumung der obersten Schichten die Spuren von Leben und Tod der ersten Stämme, die von den benachbarten Hügeln in das flache Tal herabgestiegen waren, zutage treten konnten. Nach der Auffindung der ältesten Grabstätte des Forum Romanum und der rätselhaften Inschrift des Lapis Niger erkannte Giacomo Boni, daß wohl auf dem Palatin, wo die älteste römische Ansiedlung gewesen war, die Lösung zu vielen historischen und mythologischen Fragen zu finden sein würde. Die Spaten seiner Arbeiter gruben sich tief unter den Prachträumen des kaiserlichen Schlosses der Flavier in die Erde ein, und unseren Augen erschienen die köstlichen Dekorationen des augusteischen Hauses und die einfacheren Räume, wohl aus Syllanischer Zeit. Was die Prachtliebe der flavischen Kaiser, welche das Vorhandene überbauten und in jeder Hinsicht zu überbieten suchten, und die späteren Zerstörungen seit Jahrhunderten hier in Grabesdunkel gehüllt hatten, ergötzt uns jetzt mit dem Widerschein des glänzendsten Zeitalters des Römertums, und daneben erscheinen Spuren der ältesten Ansiedlungen. Im grauen Erdreich erkennt man die Löcher, in welche die ersten Bewohner die Pfähle ihrer Schäferhütten eingerammt hatten. Wenn man aus den unterirdischen Räumen heraustritt ins Licht und, wenn die dunkeln Steineichen, Pinien und Zypressen herübergrüßen von der Höhe des Hauses des Tiberius und das Gras und die Blumen sich neigen im Hauch des frischen Windes, dann wird einem die uralte Sage des Palatins lebendig: Evander, der König, mit seinen Arkadiern und Herden, der den Tiber heraufschifft und sich hier festsetzt, und Herkules, der den Rinderräuber Cacus überlistet und erschlägt. Alles in diesen ältesten Sagen und Mythen des Hügels, auf dem Augustus mit Verwertung aller Errungenschaften menschlicher Hoch-

kultur sein Haus baute und wo es seinen Nachfolgern gelang, die orientalischen Gewaltherrscher an Prunk und Glanz zu übertreffen, spricht von dem einfachsten Schäferleben seiner ersten Bewohner. — Wenn auch der Name des Hügels weder auf Pallantia, die mythische Mutter Evanders, zurückzuführen ist, noch auf Pales, die friedliche Göttin der Felder und Saaten, so hören wir doch ausschließlich von Ackerbau und Viehzucht.

Am Fuße des Palatin, da, wo der Tiber die Zwillinge ans Land setzte, war das Lupercal, die Höhle des Faunus Lupercus, des haarigen Gottes, der die Herden der lateinischen Schäfer vor den Wölfen schützte; daneben breitete seinen Schatten über Romulus und Remus der Ficus ruminalis, der wohlnährende Feigenbaum; um den Berg herum sumpfiges Land und fette Weiden und hoch oben die Hütten der kriegerischen Hirten. Durch die Jahrhunderte, als Rom mit seinen Marmortempeln und goldenen Statuen alles, was man in der Welt schauen konnte, an Glanz überstrahlte, hegte man noch mit liebender Fürsorge die kleine Rohrhütte, in welcher der Sage nach Faustulus und Acca Laurentia die Zwillinge aufgezogen hatten, und wo Romulus die Jahre seiner Kindheit verbracht hatte. Das Lupercal, das Tugurium Faustuli, die Casa Romuli und das Grab der Acca Laurentia waren neben dem Auguratorium, wo Romulus vor der Gründung Roms das Augurium befragte, das Heiligste, was die ewige Stadt bis tief in die Christenzeiten hinein verehrte. Bis auf einige Hüttenspuren in den tiefsten Erdschichten des Palatins war uns nichts aus diesen frühesten Zeiten bekannt. Höchstens ließ der Name der Porta Mugonia an das Brüllen der Rinder denken, nach dem sie benannt war. Nun haben die neuen Forschungen einiges ans Licht gebracht, was unsere Kenntnis oder wenigstens die Zahl der Probleme, die zum Teil noch zu ergründen sind, bereichert.

Der Platz der Casa Romuli ist wohl da zu suchen, wo der Hügel sich schroff über dem Velabrum erhebt, denn dort ist man auf Fragmente sehr alter Tuffbauten gestoßen, die wohl mit Recht in das sechste oder siebente Jahrhundert vor Christo gesetzt werden können. Nicht weit davon ist ein Grab zum Vorschein gekommen, welches den Schluß erlaubt, daß hier die Grabstätte der ältesten Bewohner des Palatins gewesen sein muß. Ein zweites Grab eines Kindes ist kürzlich dort entdeckt worden, wo unlängst Giacomo Boni seiner Überzeugung nach den Mundus der palatinischen Stadt gefunden hat, d. h. den heiligen Schacht, der an der Kreuzung des Cardo und Decumanus der römischen Anlagen gegraben wurde, um mit der Erde gefüllt zu werden, die man aus der Heimat mitgebracht hatte. Ob das sonderbare, unterirdische zweistöckige „Gefäß" (möchte man fast sagen), das eine dem Tolos, dem uralten Kuppelgrab ähnliche Form hat, wirklich der Mundus ist, darüber sind sich die Gelehrten nicht einig, weil die Belege und das Beweismaterial zu dürftig sind. Aber wer den eigentümlichen Brunnen besucht hat und die geheimnisvollen Gänge, die von dort aus sich in die Tiefe des Berges senken,

ohne doch einen Ausweg zu finden, die statt dessen von allen Seiten wieder zu dem Ausgangsschacht zurückführen, der fühlt, daß es sich hier um etwas Besonderes handeln muß, das mit der ältesten Geschichte des ehrwürdigsten römischen Hügels zusammenhängt, und das sich nicht, wie einige glaubten, einfach mit den praktischen Zwecken einer Wasserleitung oder Ähnlichem erklären läßt. Auch daß der Schacht fast genau unter der Stelle sich befindet, wo später der Thron des Kaisers im flavischen Palast stand, und daß ein Salierhelm darin gefunden wurde, läßt an eine sakrale Bedeutung desselben glauben. Giacomo Boni stieß auf den sogenannten Mundus nicht durch Zufall, sondern nach einer systematischen Durchforschung des höchsten Teiles des Hügels, und nachdem er die Mitte der Roma quadrata, der ersten mit Wällen umgebenen Ansiedlung, festgestellt hatte, wo die Kreuzung des Cardo und Decumanus sich finden mußte, und zwar wäre das die Stelle, wo die großen Paläste von Kaiser zu Kaiser gebaut worden sind.

Auf dem Palatin der republikanischen Zeit hausten viele der edelsten Geschlechter und der bekanntesten Persönlichkeiten Roms. — Da stand das Haus des Scaurus, das wegen des seltenen Marmorschmuckes noch im ersten Jahrhundert nach Christo berühmt war, und Ciceros Haus, dem er so sehr nachklagt, als Clodius es ihm zerstört hatte, weil es köstlich gewesen sei mit der weiten Aussicht über die ganze Stadt, „in conspectu totius urbis". Nicht weit davon das des Crassus, hoch gepriesen wegen der herrlichen Säulen aus hymettischem Marmor und der steinalten Lotospflanzen. — Augustus, der schon auf dem Palatin geboren war, richtete sich als Triumvir da oben ein, erst im Hause des Hortensius, und nachdem dieses durch Feuer zerstört worden war, im Jahre 23 v. Chr., wurde ihm aus Staatsgeldern ein Haus, die Domus Augustana, errichtet, neben welcher er erst einen Tempel der Vesta und später den Apollotempel ganz aus lunensischem Marmor erbauen ließ, um darin die sybillinischen Bücher aufzubewahren. Ovid sang zu Ehren des herrlichen Baukomplexes, er beherberge drei Götter: Vesta, Apollo und den Divus Augustus. Er beschreibt auch die Lauben des Apollotempels als einen der beliebtesten Spaziergänge der eleganten Welt, die dort wie in dem Porticus Pompejana, Octaviae und Liviae, promenierte und die aufgestellten Kunstwerke bewunderte, die reichen elfenbeinernen Türen des Tempels und die vier Stiere, eine ausgezeichnete Arbeit des Miron, welche die Ara davor schmückten. Neben dem Heiligtum boten die griechische und die lateinische Bibliothek ihre herrlich geschmückten Hallen dem Publikum dar. Von der kaiserlichen Domus, dem Tempel und den Bibliotheken kannte man bis jetzt nur rohe Backsteinmauern in den Fundamenten der Villa Mills, die nun abgetragen wird. Die neuen Arbeiten haben zu interessanten Funden geführt in dem Teile des augusteischen Hauses, welches durch die Prachtbauten der Flavier verdeckt worden war. Zwischen den Grundmauern der großen Säle sind Teile von Räumen aus dem Augustushause erschienen mit wunderbar

kunstvollen Marmorböden und reich mit Wasserkünsten versehene Nymphäen. Es ergibt sich dabei, daß die Bauten des ersten Kaisers auch ihrerseits nicht direkt auf freiem Boden standen, denn man bemerkt neben und unter den Sälen, die an Ornamentierung das Schönste und Reichste aufweisen, was man von römischer Arbeit kennt, kleine bescheidene Räume, die eingebaut worden sind und denen man ansieht, daß sie aus einfacheren Zeiten stammen; an den Wänden eine Bekleidung von gemaltem Marmor und auf dem Fußboden runde Kieselsteine mosaikartig nebeneinander gestellt.

In dem großen Gewirr der Mauern aus verschiedenen Zeiten, die sich in allen Richtungen durchschneiden, ist es nicht möglich gewesen zu erkennen, ob auch Bruchstücke aus dem goldenen Haus des Nero darin erhalten sind. Vielleicht gehören einige der reichen Dekorationen zu dieser wunderbarsten Gruppe von Bauten, die Rom jemals besessen hat; aber kein einwandfreies Zeichen kann diese Hypothese stützen, so daß man sich mit der Hoffnung bescheiden muß, auf dem Palatin betreffs des Nerohauses noch gute Erfolge zu haben, wie Dr. Weege sie bei Erforschung der Trajansthermen hatte, wo er eine Reihe von Räumen der domus aurea mit ihrem Wandschmuck aufdeckte. Wie der Brand vom Jahre 363 die Bauten des Divus Augustus zerstörte und dem goldenen Hause Platz schaffte, so wurde diese Schöpfung des tollen Tyrannen wiederum durch die großen Bauten der Flavier vom Palatin verdrängt. Man bedenke, daß der mächtige Komplex des Nerohauses mit Palästen und Gärten von der Area Palatina bis zu den späteren Thermen des Trajan reichte und das ganze Gebiet umfaßte, auf dem heute die Basilika des Konstantin und das Kolosseum stehen. Der palatinische Teil des neronischen Baues wurde durch die Flavier umgebaut und Domitian errichtete dort seine domus publica, die mit ihrer Front und der großen Freitreppe gegen die sacra via orientiert war und die großen Kaisersäle enthielt, die jetzt Boni in ihren Fundamenten erforscht hat und dessen großmächtiges Peristilium er ans Licht gebracht hat. Dieser Hof allein mißt dreitausend Quadratmeter. Eine Thür führt in das Triclinium, auf das sich wohl der Ausspruch Martials bezieht: vor Domitian hätte es auf dem Palatin keinen der Cäsaren würdigen Speisesaal gegeben, aber nun hätte der Kaiser einen solchen gebaut, so wunderbar und reich, daß man im Olymp keinen schöneren kenne, so daß Jupiter sich wohl freuen würde, könnte er sich darin von Ganymed den Nektar kredenzen lassen. Hier in den unteren Schichten des Peristiliums kamen die Formen der runden Schäferhütten zum Vorschein und gleich daneben der geheimnisvolle Mundus. — Die Topographie des Palatins in der Vorgeschichte und in den klassischen Jahrhunderten erscheint durch diese Funde in dem südlichen Teil wesentlich bereichert und erneuert; aber was ein besonderes Interesse hat und der Kenntnis des großen Publikums sozusagen ganz und gar entgeht, das sind die Funde an Bauten aus dem Mittelalter, als der Palatin, von den Kaisern verlassen und äußer-

lich verödet, doch zu den interessantesten Örtlichkeiten gehörte; auch diese Spuren haben ihren wunderlichen Reiz für den Romkenner.

Das Christentum erschien auf dem Hügel schon im ersten Jahrhundert und hatte bald eifrige Anhänger daselbst. Bereits im apostolischen Zeitalter gibt es dort oben Christen. Paulus schreibt in seiner Epistel an die Philipper: „Grüßet alle Heiligen in Christo Jesu. Es grüßen euch die Brüder, die bei mir sind. Es grüßen euch alle Heiligen, sonderlich die von des Kaisers Hause." Zwar waren diese Christen nur Mitglieder des kaiserlichen Gefolges, aber gegen Ende des Jahrhunderts gab es bereits Mitglieder der kaiserlichen Familie, die sich zur neuen Lehre bekannten. Flavia Domitilla, die Nichte des Divus Vespasianus, deren Andenken in dem Coemeterium Domitillae durch eine Inschrift bis auf uns gekommen ist, war wohl die erste Frau des Konsuls Flavius Clemens im Jahre 95. Dio Cassius erzählt von ihr, daß Domitian sie auf die Insel Pandataria verbannt habe, weil sie jüdischen Gebräuchen fröhnte, worunter man wohl mit Wahrscheinlichkeit ihren christlichen Glauben zu verstehen hat. Das bekannte Graffitto aus dem dritten Jahrhundert auf einer Mauer des Pädagogiums, das den Gekreuzigten mit Eselkopf darstellt, dem ein Mann huldigt, und daneben die Spottinschrift: „Alexamenos betet seinen Gott an" zeigt uns wieder, daß die neue Religion unter dem Personal des kaiserlichen Hofes ihre Adepten hatte, die dem Spott der heidnischen Kollegen ausgesetzt waren. — Auch das Leben und der Tod einiger Märtyrer ist mit dem Palatin verbunden, und darunter ist wohl der bekannteste der heilige Sebastian, Offizier der kaiserlichen Leibgarde, welcher im Stadium Palatinum unter den Pfeilen seiner Waffengenossen blutete, und dem die heilige Irene, die als Witwe am Clivus Palatinus ihr kleines Haus hatte, ihre Hilfe brachte, bis er dann mit Steinwürfen von seinen Peinigern zu Tode gequält wurde.

Das älteste Monument christlichen Charakters auf dem Palatin stammt aber erst aus dem Ende des vierten Jahrhunderts, als das Christentum vom Staate anerkannt worden war. Im Bezirk der Domus Augustana, wo einst der Kaiser als Pontifex Maximus seinen Sitz gehabt hatte, fand Dr. Alfonso Bartoli, einer der wissenschaftlichen Hilfsarbeiter Bonis, den Raum, der einst die Kapelle der Heiligen Caesarius und Julianus enthielt.

Die ältesten Nachrichten über dieses Oratorium sind in der Translatio S. Caesarii zu finden, die aus dem sechsten Jahrhundert stammt, und wir lesen darin eine wunderliche Geschichte, die mit ihren sonderbaren chronologischen Fehlern uns ein so richtiges Bild gibt von der römischen Kultur in damaliger Zeit. — Es wird darin erzählt, daß der Kaiser Valentinian, dessen Tochter Galla durch ein Wunder des Heiligen Cäsarius von schwerer Krankheit genesen war, den Körper des Märtyrers und seines Gefährten Julian aus Terracina nach Rom habe bringen lassen, um sie von Papst Damasus im Palatium an einem auserlesenen Platze im Cubiculum des Kaisers beisetzen zu lassen. Die Harmlosigkeit, mit der Papst und Kaiser, die zeitlich durch

mehr als ein Jahrhundert getrennt sind, zusammengeworfen werden, beweist, daß, als die Erzählung geschrieben wurde, die Überbringung des Körpers vor langer Zeit stattgefunden haben mußte, so daß Bartoli wohl recht hat, wenn er die Gründung des Oratoriums in das letzte Viertel des vierten Jahrhunderts setzt. Die neue Kapelle nahm den Platz des alten Lararium ein, welches die Büsten der Kaiser und ihrer Vorfahren beherbergte. Auch in diesem christlichen Lararium stellte man die Wachsbüsten aus, welche die byzantinischen Kaiser, sobald sie gekrönt waren, nach Rom sandten. — In dem kleinen Raum, den die späten Inhaber der Ruinen des augusteischen Hauses, die Mattei und Mr. Mills, in ein Gartenmagazin verwandelt hatten, sieht man jetzt nur noch sehr verblaßte Fresken, und kein Fragment, kein Ornament erinnert an die alte Herrlichkeit. Ohne den Scharfsinn des Entdeckers wäre das alte Cubiculum wohl unbeachtet geblieben, und doch hat es auf dem Palatin eine große Rolle gespielt und lebte noch fort, als dort oben jedes äußere Andenken an die alte Kaiserherrlichkeit erloschen war.

Als im Jahre 687 Papst Konon starb, kämpften zwei Parteien um den Stuhl Petri. Auf dem Palatin gab es eine große Versammlung der Stände der Bürgerschaft, Sergius wurde gewählt, und man führte ihn erst zur Weihe in die kleine Kapelle des Heiligen Cäsarius und dann nach dem Lateran, wo er den römischen Bischofsstuhl bestieg. — Ein stolzer Bau nach dem anderen stürzte auf dem Palatin, Schutt und Ruinen bedeckten den mittleren Teil des Hügels. Der Cura Palatii, der byzantinische Kastellan der alten kaiserlichen Paläste, hatte längst den unsicheren Wohnsitz verlassen, und doch lebte das kleine Gotteshaus noch weiter als Kirche eines griechischen Klosters, welches im neunten Jahrhundert sich daneben zwischen den Riesenmauern des Augustushauses eingenistet hatte, und im zwölften Jahrhundert existierte es noch. — Der Sohn eines Cura Palatii, des Platon, wohl einer der letzten, die auf dem Palatin ihren Wohnsitz hatten, war Papst Johannes VII., der im Jahre 705 den Stuhl Petri bestieg. Johannes setzte seinem Vater in Sancta Anastasia, der dicht unter dem Palatin gelegenen Kirche, eine Inschrift, in welcher er dessen Sorge für die alten Paläste, die „prisca palatia Romae" rühmte. Auch hat dieser Papst enge Beziehungen zu einer zweiten palatinischen Kirche, nämlich Sancta Maria Antiqua, die in den Räumen der Bibliothek neben dem Tempel des Augustus eingerichtet worden war, und die er mit Fresken ausschmücken ließ. Das Bild dieses kunstliebenden Papstes ist uns in einem Mosaik erhalten, welches jetzt als Fragment in den unterirdischen Räumen von Sankt Peter am Vatikan aufbewahrt wird und einst zu der kostbaren Mosaikdekoration gehörte, welche der Papst in der von ihm errichteten Kapelle der Jungfrau in Sankt Peter ausführen ließ. Er war einer der letzten Päpste, die ihren Wohnsitz im palatinischen Bezirke hatten, denn seit dem Ende des 8. Jahrhunderts wohnten sie am Lateran, und nur zuweilen flüchtete einer von ihnen in die verödete Kaiserburg, so Cölestin II., der im

Jahre 1144 dort starb, Lucius II., der das Septizonium bewohnte. Eugen III. und Gregor IX. wurden dort gewählt. Johannes VII., der als Sohn des Cura Palatii die Bewohnbarkeit des Palatins wohl kennen mußte, hatte sich ein Episkopium neben der schon erwähnten Kirche von Santa Anastasia erbaut, am östlichen Abhang des Palatin, da wo das breite Tal des Circus Maximus sich öffnete.

Unweit von der Ara Maxima und dem Rundtempel des Herkules wohl im vierten Jahrhundert gegründet, gehörte diese Kirche zu den ehrwürdigsten Roms. So wie die Basiliken von S. Croce in Gerusalemme und S. Maria Maggiore in Rom denen der Geburtskirche in Bethlehem und der Marienkirche in Jerusalem entsprachen, so entsprach diese römische Anastasia der Auferstehungskirche in Jerusalem. Am Eingange des Circus Maximus, wo die physische Kraft ihre größten Triumphe feierte, stand der große Altar, die Ara Maxima, von der man erzählte, Evander habe sie zu Ehren des Herkules gestiftet. Wie Herkules gegen die dem Leben feindlichen Kräfte kämpfte und sie besiegte, so besiegte Christus den Tod, und die Anastasia versinnbildlicht eben die göttliche Kraft des Lebens gegen den Tod.

Leider ist die Kirche in der Barockzeit ganz und gar umgestaltet worden, und nur mit Mühe hat man jetzt in den unterirdischen Räumen einiges vom ursprünglichen Bau gefunden. Ob die Untersuchungen, die man bei San Teodoro nicht weit davon anstellt, fruchtbarer sein werden, läßt sich nicht voraussehen, aber wahrscheinlich ist es, wenn man bedenkt, daß die kleine Rundkirche mit ihrem byzantinischen Mosaik aus dem siebenten Jahrhundert an den Abhang des Hügels gebaut ist, wo sich die Grotte des Faunus Lupercus befand. Niemand hat noch die haushohen Massen Erde durchforscht, die hinter der Kirche den Abhang bedecken, und darunter ist wohl die Höhle zu suchen, die Augustus in ein Nymphäum umbaute, in welchem er die Quellen münden ließ, die im heiligen Hain des Faunus sprudelten. Am Eingang der Höhle stand, wie schon erwähnt, der Erzählung nach, der Ficus ruminalis, der durch ein Wunder des Auguren Attus Naevius, zur Zeit als Tarquinius Priscus König war, ohne menschliche Hilfe auf das Comitium übersiedelte. Im Lupercal oder späteren Nymphäum stand die Bronzefigur der Wölfin, die im zehnten Jahrhundert in die päpstliche Residenz beim Lateran gebracht wurde, und die Sixtus IV. in der Blütezeit der Renaissance dem römischen Stadtmagistrat schenkte, welcher damit die Front des alten Konservatorenpalastes auf dem Kapitol schmückte, in dessen Museum sie jetzt aufbewahrt wird. Zu den sonderbarsten Erscheinungen des römischen Lebens gehört die Zähigkeit, mit welcher die uralten Feste des Faunus Lupercus durch lange Epochen weiterlebten, so daß man wohl denken muß, daß die Gründungsgeschichte Roms, die ihnen zugrunde lag, zu dieser großen Lebenskraft beitrug. Erst Papst Gelasius I., dem Nachfolger Felix III., gelang es im Jahre 492, den Senat dazu zu bringen, daß er das Fest verbot. Aber im Volke lebte die

alte Tradition der zwillingnährenden Wölfin weiter, und bis in die Neuzeit hinein wanderten Mütter und Ammen zum Altar des heiligen Theodor, um Fruchtbarkeit für sich und Gesundheit für ihre Kinder und Pfleglinge zu erbitten.

Wenn wir zu den Kirchen des südlichen Abhanges übergehen, so finden wir einen ganz anderen Charakter. Die Kirchen sind nicht so alten Datums und verbinden sich mehr mit der Geschichte des Palatins während des späteren Mittelalters. Die Forschung hat sich viel mit der Geschichte dieser Kirchen und ihrer Umgebung beschäftigt, schon weil eines der größten Monumente des Palatins, das Septizonium von Kaiser Severus, in dieser Gegend lag. Auch die Päpste hatten wahrscheinlich ihren Wohnsitz auf diesem Teil des Hügels, und Johannes VII., von dem wir in bezug auf S. Anastasia sprachen, wohnte im Hause des Tiberius und siedelte erst später in den Neubau über. Aus den engen Beziehungen der byzantinischen Statthalter zur Kirche, in der das Griechentum damals so mächtig war, erklärt sich, wie es eigentlich kam, daß sich die Päpste auf dem Palatin ansiedelten. Als im achten Jahrhundert die Herrschaft der byzantinischen Kaiser immer mehr verschwand und somit auch ihr Statthalter auf dem Palatin keine besondere Macht mehr vertrat, nahmen die Päpste, wie auch sonst in so vielen anderen Dingen, seinen Platz ein, und der alte kaiserliche Hügel wurde ganz päpstlich.

Wie schon im achten und neunten Jahrhundert griechische Mönche sich bei S. Maria Antiqua und S. Cesario angesiedelt hatten, so bauten sich die Benediktiner im zehnten neben der Kirche von San Sebastiano ein Kloster. Die älteste Nachricht, die wir von dieser Kirche haben, ist vom Jahre 977. Sie war ursprünglich der Mutter Gottes gewidmet und trug den Namen Sancta Maria in Pallara, nach diesem Teil des Palatins, den man im Mittelalter Pallara nannte. Vor der Umgestaltung, der Urban VIII. die alte Kirche unterzog, die in den Besitz seiner Familie, der Barberini, übergegangen war, schmückte sie eine kostbare Serie von Fresken, die Taten der Heiligen Sebastianus und Zosimus darstellend, die sämtlich bis auf ganz wenige Figuren in der Absis heruntergeschlagen worden sind.

In dem nahen Kloster, von welchem ein Teil unversehrt in der Form des zehnten Jahrhunderts erhalten ist, lebte längere Zeit Leo von Ostia, der berühmte Chronist von Montecassino, und im Jahre 1001 wurde da in Anwesenheit Kaiser Ottos III. und Papst Sylvesters II. die Synode gehalten, welche die Streitfragen zwischen Bischof Bernhard von Hildesheim und dem Erzbischof von Mainz schlichten sollte. Friedrich, der Herzog und Kardinal von Lothringen, wurde 1057 aus dem Kloster in Pallara geholt und anstatt des verstorbenen Victor II. von Schwaben, als Stephan X. gewaltsam zum Papst gekrönt. Im Jahre 1118 wurde hier das Konklave gehalten, in welchem Gelasius II. aus dem Hause der Caetani die Tiara bekam. Die Unruhen, die bei dieser Wahl in furchtbarer Weise ausbrachen, weil die der Familie des Papstes feindlichen Frangipane ihn nach der Weihe gefangen nahmen

und in einen Kerker, den sie sich im Kolosseum eingerichtet hatten, einsperrten, werfen ein interessantes Streiflicht auf die Geschichte des Palatins im Mittelalter.

Die letzten Ausgrabungen, die zur Erforschung des südlichen Teiles des Forum Romanum und des angrenzenden Abhanges des Palatins unternommen worden sind, haben es zum ersten Mal ermöglicht, sich einen klaren Begriff von den mittelalterlichen Befestigungen des Hügels zu machen. Man wußte, daß die mächtigen Barone aus dem Hause der Frangipane eine feste Burg auf dem Palatin besaßen; man wußte, daß das Kolosseum und das Septizonium dazu gehört hatten; aber man hatte keine rechte Vorstellung davon, wie die Befestigungen die beiden Monumente miteinander verbanden, und das ist nun klar, so daß man sich ein Bild von einer der großen Burgen machen kann, wie sie die Barone mit Benutzung der antiken Bauten das ganze Mittelalter hindurch anlegten. Auch war es interessant zu sehen, ob diese Mauern mit anderen Antiken in Verbindung standen, die diesen Teil des Palatins umgaben. — Wir wissen, daß 402 Arcadius und Honorius durch Stilichon die Aurelianischen Mauern Roms restaurieren und befestigen ließen, was aber erst die Goten und dann die Vandalen nicht aufhalten konnte, im Jahre 410 und 455 die Stadt zu plündern. In den Beschreibungen dieser Kämpfe werden keine Befestigungen erwähnt, und Cassiodorius sagt kein Wort darüber, während er doch vom Cura Palatii spricht. Ob während der Kämpfe des sechsten Jahrhunderts, als Wittiges Rom belagerte, die Byzantiner den Palatin befestigten, wissen wir nicht, ebensowenig ob Narses, der später seinen Wohnsitz dort hatte, es tat. Jedenfalls muß man annehmen, daß, falls nicht schon früher für eine ständige Verteidigung gesorgt worden war, dies geschehen sein muß, als der schon öfter erwähnte Papst Johannes VII. (705—708) als erster den Schatz, das Archiv und die Curia auf dem Palatin unterbrachte; aber wir haben keine Nachricht davon, und nicht besser steht es mit unseren Kenntnissen, wenn wir an Gregor IV. denken, der im neunten Jahrhundert die römischen Befestigungen verstärkte, oder an Leo IV., der den Vatikan mit Wällen und Türmen versah. Erst im zehnten Jahrhundert finden wir die Nachricht, daß das Septizonium wie eine Burg angesehen war. Damals waren die Herren auf dem Palatin die mächtigen Grafen von Tusculum, denen im zwölften Jahrhundert die Frangipane folgten. Die palatinische Burg galt damals als sicheres Bollwerk, „locus tutissimus", so daß Gelasius II., Innocenz II., Alexander III. und andere dorthin flüchteten. Sie war für den päpstlichen Lateran, mit dem sie durch eine große Straße verbunden war, das, was die Engelsburg später für den Vatikan wurde.

Die neuen Funde haben, wie gesagt, einige Aufschlüsse über die Burg zu der Zeit gegeben, als die Frangipane nicht nur den Palatin besaßen, sondern auch den Tempel der Venus und Roma, den Tempel des Divus Julius, den Janus Quadrifrons, den Circus Maximus, das Septizonium und das Colosseum. Wenn man die Lage dieser Bauten

bedenkt, so wird man sich leicht darüber klar, daß sie nur die Außenwerke der großen palatinischen Burg waren. Die gewissenhafte Forschungsarbeit des Dr. A. Bartoli läßt keinen Zweifel über den Zusammenhang der mächtigen Festungsanlage. Lange, zinnengekrönte Mauern verbanden die verschiedenen Bauten. Mit dem Palatin war der Tempel des Divus Julius durch das Haus der Vestalinnen verbunden, in dem päpstliche Hofbeamte wohnten. Auf dem Janus Quadrifrons standen noch im Jahre 1829 Mauern mit Zinnen und Türmen. Daß eine Front der Frangipaneburg den südlichen Abhang einnahm, wissen wir aus sicheren Quellen, und eine Reihe von großen Türmen stand hier am Circus Maximus. Von diesen ist einer noch kürzlich entdeckt worden bei der kleinen Kirche von S. Maria de' Cerchi. Über den Titusbogen führte ein gedeckter Gang, der die Ruinen des Tempels der Venus und Roma mit dem Palatin verband, außerdem gab es da eine unterirdische Straße. Die Verbindung mit dem Kolosseum führte über den Constantinsbogen, und auch hier war ein unterirdischer Gang gegraben worden, während ein anderer in der Richtung des Septizoniums lief und dem oberen Ende des Circus Maximus zustrebte. Nie hat Rom eine größere Festung im Laufe des Mittelalters gesehen! Marmorgeschmückte Tempel mit ihren hohen Giebeln, die Hallen der kaiserlichen Paläste, welche im elften und zwölften Jahrhundert wohl noch manch herrlichen Schmuck trugen, das mächtige Kolosseum, der Circus, dessen Stufen eine halbe Million Menschen hatten fassen können, die Bogen der Triumphe des Römertums über das Judentum und des Christentums über das Heidentum, alles, was noch im alten Cäsarenglanz leuchtete, mit dicken, dunklen Peperinmauern umfaßt und verbunden; überall wie Flammen die spitzen roten Backsteinzinnen und Basteien und Holzsperren und Zugbrücken der Frangipane. Wie ein unförmig schwerer mittelalterlicher Eisenhut auf dem Kopf einer harmonischen, feingliedrigen Statue aus parischem Marmor saß die schaurige Burg mit Adlerkrallen auf den Ruinen der Domus Augustana, des domitianischen Hauses, zwischen den Säulenhallen der Bibliotheken, wo in Schreinen aus Zedern- und Rosenholz die feinen Römer die Schätze der Dichtung und Philosophie aufgespeichert hatten.

Zwischen den Ruinen und den kriegerischen Basteien verschwanden fast die kleinen Kirchen von S. Cesareo, S. Teodoro und die heute längst verschwundene Diakonie von Santa Lucia de septem soliis, welche seit dem sechsten Jahrhundert sich mit ihrem dürftigen Bau in die Riesenreste des Septizonium severianum eingenistet hatte. Das Septizonium selbst war als eines der festesten Bollwerke der palatinischen Burg angesehen. Von Septimius Severus im Jahre 203 n. Chr. am südlichen Abhang des Hügels erbaut, sollte es den aus Afrika durch Ostia kommenden Landsleuten des Kaisers gleich eine Idee geben von seiner Herrlichkeit. Drei große Nischen mit Säulenlauben in drei Stockwerken aus glänzendem Marmor erhoben sich den Caracallathermen gegenüber; in den drei Nischen große Bassins, welche aus drei immer

sprudelnden Wasserfällen gespeist wurden. Ammianus Marcellinus nennt das Septizonium ein Werk der Selbstverherrlichung in seiner Beschreibung eines Volksauflaufs vom Jahre 355. In der Schrift des Anonymus von Einsiedeln (7.—8. Jahrhundert) werden die Kirche von S. Lucia und das Septizonium zusammen genannt, und von da an ist in den Quellen ihr Los untrennbar. Der Mittelbau scheint im neunten Jahrhundert schon eingestürzt zu sein, und die zwei Flügel tragen ihrer Erhaltung nach die Namen Septisolium majus et minus, welche beide, wie wir auch aus späteren Zeichnungen ersehen können, burgartig umgebaut wurden, so daß Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1084 den Rusticus, einen Neffen von Papst Gregor VII., dort belagern konnte und die Burg so hart berennen mußte, daß verschiedene der alten Säulen herunterstürzten.

1120 wurde der Antipapst Burdinus von Sutri aus, wo ihn die Soldaten Callixtus II. gefangengenommen hatten, in das Septigonium geführt und dort eingekerkert.

Im Jahre 1145 kommt die sonderbare Burg an die Frangipane, welche sie, wie schon gesagt, ungeheuer erweiterten und zu einem unbezwinglichen Komplex ausbauten. Ein sonderbares Geschlecht, das der Frangipane, in dem neben gewalttätigen rauhen Baronen, die für ihre Willkür keine Schranken und Grenzen kannten, fromme selbstlose Naturen auftraten. Neben Cencio Frangipane, der die Ruhe des Konklave im Kloster der Pallara stört und den alten Gelasius II. zu Boden wirft und mit Füßen tritt, erscheint Otto, der, als Büßer gekleidet, Rom verläßt und nach Apulien pilgert, um dort die Pestkranken zu pflegen. Aus dem Leben in der finsteren Burg, wo die edlen Formen der antiken Kunst neben den rauhen des Mittelalters ein so eigentümliches Bild gegeben haben müssen, sind wenig Nachrichten auf uns gekommen; aber das Wenige hat frische Farben und genügt, um unser Interesse in höchstem Grade zu wecken. Wir hören, daß im Jahre 1241 die Frangipane in Septizonium majus das Konklave beherbergen, in welchem Cölestin IV. zum Papst gewählt wird, aber die Gestalten der Bewohner selbst bleiben im Dunkeln. — Eine Urkunde aus der Zeit Innocenz' III. erzählt, daß 1209 in einem der Säle des Septigoniums eine Dame, die als Gast dort verkehrte, von einem Leoparden zerrissen wurde, daß ganz Rom sich über die Sache aufregte und daß die Ärmste mit allen Ehren und mit großem Zulauf von Leidtragenden in der Frangipanerkirche am Titusbogen, Sancta Maria Nova, bestattet wurde in einem schönen antiken Sarkophag.

Daß ein Leopard im Hause eines römischen Großen des dreizehnten Jahrhunderts eine Frau töten konnte, muß uns nicht wundern, wenn wir an die Sitte denken, die damals in Italien allgemein geworden war, daß man schöne gezähmte Raubtiere zum Zeitvertreib wie Hunde im Hause hielt. Kaiser Friedrich II. hatte in Lucera einen Zwinger mit reißenden Tieren und einige gezähmte frei am Hofe, und Robert von Anjou, König von Neapel, hielt in seinem Garten von Castelnovo ein paar herrliche Löwen.

Daß aber auch weniger gefährliche Tiere zuweilen in den Adelshäusern geduldet wurden, wissen wir aus dem Leben des heiligen Franz von Assisi. Er hatte bei seinen Fahrten nach Rom den Schutz der Frangipane genossen, die ihn und seine Brüder auch beherbergt hatten. Dem heiligen Mann war Jacoba, die Frau des Graziano Frangipane, ganz besonders zugetan. Die fromme Frau, die bei den Armen ihres guten, milden Herzens wegen sehr beliebt und verehrt war, ist in der Franziskanergeschichte unter dem Namen Jakoba de Septem soliis bekannt, den sie der Burg ihres Mannes am Septigonium zu verdanken hat. Aber Franz nannte sie mit dem frommen Scherznamen Frater Jacomina, der wie so manches andere in seinem Leben uns anmutet, wie ein deutlicher Klang von der Liebe und Fröhlichkeit, welche die Seele dieses ausgezeichneten Mannes mitten in Drangsal und Kasteiungen erfreuten und erhellten. Auch war Jakoba der männlichen Benennung wohl würdig, denn als ihr der Tod in jungen Jahren den Mann entriß und sie mit zwei kleinen Söhnen als Herrin der Palatinsburg sowie der übrigen Besitztümer der Frangipane zurückblieb, wußte sie mit Milde und fester Hand das Gut ihrer Kinder zu schützen und zu mehren. Der heilige Bonaventura erzählt uns, daß, als Franz von Assisi sich in Rom befand, ein frommer Mann, der seine Liebe für die jungen unschuldigen Tiere kannte, ihm ein Lämmchen schenkte, und daß Franz, aus Rom scheidend, es seiner Freundin Jakoba hinterließ. Die junge Frau hütete das Lämmchen, welches sich nicht von ihr trennte. Am Morgen, wenn Jakoba zu lange schlief, weckte sie das Tier mit leisem Blöken, und es war ihr, als schaue sie aus den Augen des kleinen Geschöpfes die liebe Unschuld selber an.

Als Franz auf dem Sterbebette lag, war es sein innigster Wunsch, Jakoba noch einmal zu sehen, und wunderbarerweise fühlte sie es in ihrem Herzen und eilte nach Assisi, wohin sie ihm das Totenkleid brachte und zur letzten Erquickung ein Gebäck, das sie ihm daheim zubereitet hatte.

Wo das Septizonium des Severus und die Burg der Frangipane gestanden haben, breitet sich jetzt eine Wiese aus; verschwunden sind Säulen und Söller, Türme und Zinnen. Neben dem römischen Kaiser und den Gewaltherren des Mittelalters stehen in ihrer einfachen, frommen Größe die Gestalten des Franziskus und seines Bruders Jacomina. Es sind das die letzten Persönlichkeiten aus der Geschichte des Palatins, deren Andenken bis auf uns gekommen ist. Von den ersten zu den letzten gingen unsere Gedanken. Die rauhen Schäfer, die ihre runden Hütten auf den grünen Hügel pflanzten und dem wolfwehrenden Gott ihren einfachen Altar errichteten, reichen ihre Hände über die Jahrhunderte der weltbezwingenden Macht- und Prachtliebe hinüber zu dem Armen von Assisi im härenen Kleid, der in warmer Gottesliebe alles umfaßte, die Menschen und die Tiere und die Pflanzen, die Felsen und Gestirne, und zu seiner Freundin Jakoba, die sein Lamm hütete und ihm Speise und Kleid für den letzten Gang mit ihren frommen, arbeitsamen Händen bereitete.

Die wirtschaftlichen Voraussetzungen des modernen Krieges.

Von

Friedrich Lenz.

II.

Wir könnten die „falsche Rechnung" Norman Angells, nachdem sie sich als solche uns herausgestellt hat, nunmehr auf sich beruhen lassen; jedenfalls brauche ich weder auf die vielen tatsächlichen Irrtümer seiner Schrift noch auf seine Tätigkeit als Gastredner vor deutschen Studierenden des näheren einzugehen[1]); epochemachende Bücher pflegen ihrem Autor nicht von heute auf morgen Weltberühmtheit zu verschaffen. Doch Angells „Beweis der wirtschaftlichen Sinnlosigkeit des Militarismus" gab alle den Zeitgeist in dieser Hinsicht bisher beherrschenden Stimmungen und Vorurteile so getreulich wieder, daß wir dies Buch getrost als Spiegel der verflossenen Zeit betrachten und an ihm exemplifizieren durften[2]).

Die Unmöglichkeit, den Reichtum eines fremden Landes zu konfiszieren, den eigenen dadurch zu steigern, gestaltete seit 1870 das Kriegführen angeblich unrentabel; es ist nur logisch, daß die Wirtschaftsblüte der kleineren in stetem Frieden lebenden Nationen dem Angellschen Argument wider den Krieg zur Stütze dienen muß.

[1]) Aus der deutschen Übertragung des Buches notierte ich an Schnitzern: S. 113, 133, 135 (südafrikanische Kriegskosten), S. 60 (Matrikularbeitrag der Reichslande), S. 100, 107 (Diskont 1874), S. 107 (Diskont 1875), S. 109 (Auswanderung 1872/73), S. 134 (deutsches Volkseinkommen), S. 54 (norwegischer Seeverkehr), S. 95 (russisches Budget).

[2]) Der mangelhaften Systematik des Buches entspricht das Selbstbewußtsein seines Verfassers und die Hohlheit seiner allgemeinen Bildung, die sich dokumentiert etwa S. 11, 207/8, 213, 265/66. — Unvergleichlich höher steht Johann von Bloch, dessen Popularität entsprechend geringer ist. Ganz wesentlich überlegen ist seinem jüngeren Landsmann trotz aller Schiefheiten sogar Buckle, der im ersten Bande seiner „Geschichte der Zivilisation in England" die Abnahme des kriegerischen Geistes aus dem Zunehmen der intellektuellen Allgemeinbildung erklärt. Übrigens schrieb Buckle unter dem Eindruck des Krimkrieges, während Bloch den Zaren mit zur Einberufung der Haager Konferenz bestimmt hat. Angell wiederholt in einer Antikritik im „Weltwirtschaftlichen Archiv", Bd. III, Heft 2 seine Argumente; in der Schlußfolgerung deckt er sich mit Lloyd Georges bekannter Propaganda wider den Militarismus und für Sozialreform.

Jenes rapide Wachstum des nationalen Wohlstands wie des internationalen Handels und Verkehrs, das die Zeit von 1870 bis 1914 hin erfüllt, hat allerdings nicht nur die Friedensliebe der daran Beteiligten subjektiv erhöht, es hat auch objektiv die Tragweite kriegerischer Zusammenstöße erweitert. Einesteils ergreift der Krieg und seine systematische Vorbereitung im Zeitalter des Verkehrs und des Kredits die gesamte Volkswirtschaft in ihren Grundvesten wie in ihren weltwirtschaftlichen Verzweigungen, und nächst der sittlichen Kraft des Volksgeistes ist heute die wirtschaftliche Potenz des Staates unentbehrliche Voraussetzung des zur nationalen Angelegenheit gewordenen Waffenhandwerks. Nicht daß der Rüstungsaufwand oder die Verheerungen des Kampfes schwerer als irgend vordem auf uns lasteten, aber die Empfindsamkeit des ökonomischen Organismus hat sich mit der zunehmenden Verfeinerung seines Nervensystems gesteigert. Andererseits ist Mannigfaltigkeit und Intensität der Friedensimpulse ins Unabsehbare gewachsen durch die allbekannten Resultate unserer technisch-wirtschaftlichen Arbeit, und die sich verringernde Zahl der Kriege hat dem nur um so freieren Spielraum gewährt. So daß im Endergebnis bekanntlich die nationalen Kämpfe an wirtschaftlicher Bedeutung einzeln zwar gewonnen haben, in ihrer Gesamtwirkung auf unser Dasein jedoch hinter den friedlichen Impulsen mehr als ehedem zurücktreten[1]).

Wenigstens gilt diese Konzession, welche dem Kriegsgedanken nichts vergibt und seinen Eintritt offen hält, für die letzten hundert Jahre und für den europäisch-nordamerikanischen Kulturkreis. Denn, daß bei der ganz verschiedenen Reife kolonialer und heimischer oder autochthoner und europäisierter Staatswesen die volks- und weltwirtschaftliche Bedeutung des modernen Krieges auf Haiti, in Südafrika, auf dem Balkan, in der Südsee oder Nordsee nicht die gleiche sein kann, versteht sich; und die Rollenverteilung auf dem Welttheater datierte bis zu dem erneuten Völkerringen 1914 noch von dem Abschluß des englisch-französischen Wettstreits 1815 her und von der 1825 vollendeten Unabhängigkeit des spanisch-portugiesischen Amerika. Mag

[1]) Nach Sombart, Krieg und Kapitalismus, S. 1, waren in Europa im 16. und 17. Jahrhundert von 200 Jahren 154 Kriegsjahre. Von 1895 bis 1913 ergibt sich die folgende Tabelle kriegerischer Verwicklungen:

1894/95: China—Japan.
1895/96: Italien—Abessynien.
1897: Griechenland—Türkei.
1898: Spanien—Vereinigte Staaten.
1899/02: England—Buren.
1904/05: Rußland—Japan.
1903, 1906, 1910/11: Frankreich—Marokko.
1911: Italien—Türkei.
1912/13: Balkanstaaten—Türkei; Bulgarien—Verbündete.
1914: Vereinigte Staaten—Mexiko.
1914/15: Europäischer Krieg.

inzwischen auch in Asien und dem schwarzen Erdteil der Machtbereich Europas sich verschoben und erweitert, mag unser alter Weltteil im 19. Jahrhundert erst die nationale Staatsform in schweren Kämpfen vollends ausgebildet haben, jedenfalls steht als Ergebnis für unsere Tage fest: Die wachsende nationalstaatliche Begrenzung und internationale Verflechtung der großen Mächte hat die Reibungsflächen zwischen ihnen verringert und macht dafür auch jeden Waffengang zu einer Probe, in der die Lebenskraft des ganzen Organismus für jeden sich bewähren muß. Die überseeischen Siedlungsgebiete harren zwar noch der völligen Aufschließung und Verwertung, jedoch der Kampf um Weltmärkte und Kolonialherrschaft findet Sprache und Gesittung bereits im wesentlichen als gegebene Größen vor und sieht sich damit des hauptsächlichen Gewinns beraubt, den die Entscheidung über Krieg und Frieden ehemals dem Siegervolk versprach. Der Einsatz in der Heimat ist gewachsen, der Erwerb von halben Kontinenten oder eines „Neu-Deutschland" zur Besiedelung steht nicht mehr in Aussicht; was Wunder, wenn in diesen Jahrzehnten der kriegerische Anreiz nicht mehr dauernd in gleicher Stärke wirksam wird, die Mächte geringere Anlässe wenigstens nach Möglichkeit beseitigen, und wenn in ihrem friedfertigen Wettkampf die kleineren Rivalen die Gunst der Stunde mit genießen?

Die verhältnismäßig ungestörte und durch die Verkehrstechnik von Jahr zu Jahr intensivierte Verknüpfung der Volkswirtschaften miteinander kam also den kleineren unter ihnen notwendig zugute. Desto eher, je enger sie dem Schicksal eines großen Volkes verbunden waren; das Gleichgewicht zwischen den europäischen Mächten verbürgte den europäischen Pufferstaaten so gut wie den asiatischen und afrikanischen die staatliche Existenz. Diejenigen unter ihnen sind am besten daran gewesen, die mit einem gewissen militärisch-politischen Eigengewicht nachbarliche Beziehungen zu einem prosperierenden Großstaate vereinigten. So nahmen Holland und die Schweiz an dem Aufblühen des deutschen Wirtschaftslebens Anteil: Die eidgenossenschaftlichen Eisenbahnen empfangen in Basel den seit 1870 rein deutschen Oberrheinverkehr, das Niederrheingebiet bis Mannheim hinauf leitet seine Güter zum größten Teile über Holland und Belgien. Die Niederlande und Belgien verdanken ihren Außenhandel, der im Verhältnis zur Bevölkerung bei beiden fünfmal größer als der deutsche ist, ebensosehr der Kleinheit ihres Wirtschaftskörpers wie ihrem auf 1/4 des Gesamtwerts geschätzten Transithandel. Ein reiches Wirtschaftsgebiet wie Belgien kann daher gerechterweise nur mit dem Königreich Sachsen oder der Rheinprovinz verglichen werden. Rußlands relativer Wohlstand findet entsprechend nur in seiner Vergangenheit, nicht etwa in einem Vergleich mit Westeuropa oder Nordamerika den rechten Maßstab. Norwegens Handelsflotte ist zwar im Verhältnis zur Bevölkerung der englischen fast dreimal überlegen, aber sein Dampferverkehr ausschließlich der Küstenfahrt ist relativ nur unbedeutend stärker als der englische und noch heute kleiner als der des dänischen Mutterlandes. Überall entscheidet nicht die Kleinheit solcher isolierter

Wirtschaftsgebiete, sondern die Größe der Nachbargebiete und die gemeinsame Konstellation; so teilen die europäischen Kleinstaaten das Schicksal der großen dieses Kontinents, die ostasiatischen und mittelamerikanischen wieder unterliegen dem Gesetze jener Erdteile.

Völlig in die Irre führt ein Vergleich des Kursstandes verschiedener Staatsanleihen, aus dem Angell sogar eine höhere wirtschaftliche Sicherheit militärisch ungeschützter Länder ableiten will! Die dreiprozentige Rente des „machtlosen" Belgien habe 1908 auf 96, die des „mächtigen" Deutschen Reichs auf 83 gestanden. Daraus folge, meint Angell, daß der objektive Kapitalist die Anleihen und Industrieunternehmungen jener kleinen, hilflosen Staaten um 10—20% höher einschätze als die der Großmächte mit all ihren protzigen Riesenarmeen und fabelhaft teuren Flotten; die verschiedene Bewertung dieser Anlagen entspräche der Differenz zwischen einem sicheren und einem Spekulationswert; die europäische Finanzwelt verurteile durch diese Tat die These von dem wirtschaftlichen Nutzen militärischer Rüstungen. Wobei dem Autor nur das klassische Versehen unterläuft, die Kursbewegung der französischen Rente nicht in den Vergleich hineinzuziehen; sie, die dem belgischen Markte näher als der deutsche Typus steht, notierte in demselben Jahre nicht mehr noch weniger als 96,24. So daß die finanzielle Fundierung des französischen Revanchegedankens dem vorsichtigen Kapital mit als das sicherste Geschäft erscheint![1]) Hätte Norman Angell aus den Tatsachen unserer Gegenwart nur folgern wollen, daß der Wohlstand der kleinen Staaten nicht von ihrer Friedfertigkeit und politisch-militärischen Machtlosigkeit beeinträchtigt werde, dann wäre dies Argument wider den ökonomischen Nutzen kriegerischer Machtentfaltung auch nur indirekt, wie ich es eben versuchte, zu widerlegen gewesen; es hätte an den Tatsachen einen festeren Rückhalt gehabt als sein bereits mißglückter direkter Nachweis der ökonomischen Unwirksamkeit kriegerischer Erfolge. So aber nimmt Angell selbst seiner These diesen Halt, indem er das Argument überflüssigerweise zu dem Paradoxon steigert: der Reichtum einer Nation sei um so unsicherer, je stärker er militärisch beschützt werde. Denn einerseits erweist sich der Hinweis auf die Kursdifferenz der Renten als Bauernfängerei; andernfalls aber hätte Angell mit ihm zu viel bewiesen. Er begründet nämlich die angebliche Bevorzugung kleinstaatlicher Konsols mit der höheren wirtschaftlichen Sicherheit dieser Länder im Kriegsfall, während er zu ihrer von den Großmächten garantierten politischen Existenz kein übermäßiges Zutrauen zeigt; auch wenn Deutschland morgen

[1]) Die Haltung Belgiens 1914 zeigt überdies, wie sehr sein Geschick unter den politisch-militärischen Erwägungen der Großmächte steht, deren Konstellation die Schicksalsfrage auch der kleineren wird. Heute wird Angell kaum mehr den belgischen Staatskredit über den der Großmächte setzen! Auch der angeblich von Belgien vor dem Kriege geplante Bund der neutralen Kleinstaaten beweist nichts für die kleineren Völker, war doch England der Protektor!

Holland oder Belgien erobere, bleibe ja die heutige Verteilung des Nationalreichtums unangetastet: „Er könnte nicht beschlagnahmt werden. Und das ist der Grund, warum die belgische dreiprozentige Rente um 15 v. H. höher im Kurse steht, als die gleiche deutsche Rente." Wenn der Reichtum moderner Länder sich der Beschlagnahme entzieht, warum gilt dieser Satz auf einmal nur für Kleinstaaten, deren politisches Dasein doch viel stärkerer Gefährdung unterworfen bleibt, warum nicht mehr für England oder Deutschland? War er doch gerade als ein gemeingültiges Axiom gedacht!

Die europäischen Kleinstaaten genießen somit keinen Vorzug vor ihren großen Brüdern in der Staatenfamilie, an deren Friedensarbeit sie teilnehmen dürfen. Daß sie dank ihrer Sonderexistenz Vorteile der natürlichen Lage oder der Wirtschaftspolitik wahrnehmen können, welche einer größeren Gemeinschaft sonst mit zugute kommen würden, beweist die Geschichte der Niederlande oder des hamburgischen Staates, zeigt der Kampf Finnlands um seine ökonomische Selbständigkeit. Aber ihre staatliche wie koloniale Basis ist dem steten Druck fremder Interessen ausgesetzt; nicht so sehr ihr eigenes Widerstandsvermögen, auch nicht ihr stark ausgeprägter Nationalsinn, sondern überwiegend das Gleichmaß der auf sie wirkenden Kräfte befähigt sie zum Aushalten [1]). Verstärkt sich aus Gründen der hohen Politik dieser Druck einseitig, so geben sie ihm mit oder ohne Widerstreben nach; Beweis das Schicksal Koreas, Luxemburgs und Belgiens in der neuesten Zeit. Daher die prominente Friedensliebe dieser kleinen Staaten mehr in Kriegsfurcht als in ihrer besonderen Begabung für Völkerrecht und Schiedsgerichte wurzelt; mit Recht, weil sie bei aller Tapferkeit und allem Stolz ihrer Geschichte doch immer auf dem Schachbrett der Diplomatie die Bauern, nicht die Springer oder Türme sind. England und Nordamerika, nicht aber Holland selbst vermögen die Wirkung der japanischen Siege auf Niederländisch-Indien durch stärkeren Gegendruck noch auszugleichen; der durch die Niederlage bedingte Richtungswechsel der russischen Aktivität ward zunächst den Balkanstaaten, demnächst vielleicht Skandinavien zum Gestalter der eigenen Schicksale. Wie Norwegen und Schweden trotz Nobelstiftung und Wasageist, trotz Ostseekonvention und Bündnisplänen die Pranke des russischen Bären sich bedrohlich nahe fühlen, so setzte vorübergehend schon vor 1914 jeder deutsch-französische Konflikt das Wirtschaftsleben Belgiens in Spannung, löste hier die Marokkokrisis ein verstärktes Schutzbedürfnis aus. Mögen die größeren Gemeinwesen an der Last der Rüstungskosten verhältnismäßig schwerer tragen als die kleinen, die Stabilität ihres politischen Baues ermöglicht ihnen auf der wirtschaftlichen Fahrt doch eine Stetigkeit des Kurses, die den im Kielwasser der großen Rivalen hin und her geworfenen kleineren notwendig abgeht; und kommt

[1]) Vgl. etwa Hamburg vor und nach 1806, Holland 1793 und 1914, Polen 1793 und 1795, Marokko vor und nach 1904, Persien vor und nach 1907.

es zum Gefecht, dann ist die Aussicht, dem Kampf und seinen Opfern zu entgehen, um so geringer, je schwächer die Armierung der kleineren Geschwader und je stärker ihr Vertrauen auf den Schutz der Neutralitätsausweise vorher war.

Offenbar kann die relative Schwäche und Wehrlosigkeit eines kleinen Landes ihm keinen Vorsprung sichern, aber die Neutralität bedeutet jedenfalls ein erstrebenswertes wirtschaftliches Guthaben im Kriegsfall. Kein Zweifel, daß eines neutralen Belgiens oder Hollands Handel und Flagge als Zubringer der deutschen Bahnen und Ströme den reichsten Lohn solch nachbarlicher Dienste sich erwerben würden, daß Dänemark am Sunde und in Jütland die gleiche Rolle spielen könnte; doch eben dazu möchte ihnen angesichts der Haltung Englands wenn nicht der Wille doch die Kraft fehlen. So bliebe Neutralität die Chance gerade der größeren Nationen, die sich aus eigener Kraft ihr Schicksal setzen[1]). Diese Dinge lassen sich heute, wie die „Kriegswirtschaftslehre" überhaupt, nicht mit der Theorie entscheiden[2]). Einmal gewährt der weltwirtschaftliche Ausgleich zwischen Bedarf und Befriedigung, das interlokale und intertemporale Angebot aller Welthandelsartikel schon im Frieden einen wachsenden Spielraum für die Schwankungen der politischen Konjunktur, für die Verschiebungen der Kaufkraft, wie sie schon eine ungewöhnlich schlechte Ernte oder ein großer Streik zur Folge hat. Die Elastizität der modernen Volkswirtschaft gestattet ihr so gut eine plötzliche Verminderung des Kaffee- oder Zuckerrübenanbaus wie eine Ausdehnung der Produktion in Roggen oder Textilwaren; ein Ausstand der britischen Bergleute drängt die Konkurrenz der englischen Steinkohle im Deutschen Reich zurück, ein Rückgang des heimischen Konsums erhöht noch weiter die Ziffern unserer Ausfuhr[3]). Der scharfe Wettbewerb der drei germanischen Nationen

[1]) Vgl. die Union, Italien und Dänemark 1914 miteinander sowie mit dem Balkan.

[2]) Vgl. die Abhandlungen von O. Neurath: Die Kriegswirtschaft, V. Jahresbericht der Neuen Wiener Handelsakademie; derselbe im „Weltwirtschaftlichen Archiv" und in der „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft".

[3]) Für den Ausgleich, den die weltwirtschaftliche Verbindung der Produktionsgebiete isolierten Krisen und Kriegen gegenüber immer mehr ermöglicht, vgl. etwa die Summen der nachstehenden Kriegsjahre:

		Kilogramm		Kilogramm
Weltgoldgewinnung	1901	393000,	desgl. in Afrika	14000
„	1902	446000,	„ „ „	59000
„	1903	493000,	„ „ „	102000
		tausend Ballen		tausend Ballen
Weltbaumwollernte	1903	18000,	desgl. in Ostasien und Brasilien	2800
„	1904	21000,	„ „ „	2200
„	1905	19000,	„ „ „	2500
		tausend Tonnen		tausend Tonnen
Weltseidenernte	1910	24000,	desgl. in Levante und Zasi	2800
„	1911	26000,	„ „ „ „ „	3000
„	1912	27000,	„ „ „ „ „	2300

um die neutralen Märkte Südamerikas wird ohne jede Krisis zugunsten Englands und Nordamerikas sich wenden, sollte der Handel Deutschlands für längere Zeit durch den europäischen Krieg gefesselt werden; benutzte doch vor hundert Jahren schon Großbritannien die Jahre seiner Absperrung vom Kontinent zu einem Angriff auf Buenos-Aires!

Auf der anderen Seite gibt es Ereignisse, welche mit der elementaren Wucht eines Monsuns und einer Sturmflut die Heerstraßen des Weltverkehrs und weite fruchtbare Niederungen an seinen Küsten überfluten. Nicht immer ist ein Krieg, auch ist nicht jeder Krieg der Bringer solchen Unheils. Die „Baumwoll-Hungersnot" von Lancashire während des Sezessionskriegs in den Vereinigten Staaten ist bekannt genug; sie ist das älteste und stärkste Beispiel einer durch Krieg heraufbeschworenen weltwirtschaftlichen Katastrophe — wenn wir nicht jener Tage uns erinnern, da im Kampf um die Hegemonie der Meere ein ganzer Kontinent die Ordnung seiner wirtschaftlichen Tätigkeit aus der Hand des Kriegsgotts selbst empfing, als Englands aufgestaute Industriekraft die Dämme des Kontinentalsystems immer von neuem überströmte und schließlich sie durchbrach. Die verderbliche Wirkung der Baumwollsperre war ihrer Natur nach nur vorübergehend [1]); dagegen ruhen ein Teil der belgischen und westrheinischen Gewerbe, Sachsens Baumwollindustrie sowie der deutsche Zuckerrübenbau noch heute auf jenen in der großen Kriegszeit geschaffenen Fundamenten [2]). Seit dem Jahre 1795, in dem das größte Bankhaus der Niederlande, Hope & Co.[3]), vor dem andringenden Revolutionsheere nach London übersiedelte, hat freilich bis heute kein Krieg mehr ganz Europa derartig in seinen wirtschaftlichen Grundvesten erschüttert. Verglichen mit jener Reihe schwerer ökonomischer Krisen, welche von Amerika oder Ägypten aus Mitteleuropa bis zuletzt heimsuchten, kann die Rückwirkung der letzten Kriege auf das Wirtschaftsleben der Neutralen eigentlich nur ihrer Geringfügigkeit wegen in Erstaunen setzen. Die Hochkonjunktur von 1900, selbst die von 1911 noch waren stärker als die gleichzeitigen Kriegsereignisse [4]).

[1]) Rohbaumwolle ist 1911/12 mit rund 600 Millionen Mk. unser wichtigster Einfuhrartikel.

[2]) Vgl. auch Kießelbach, Die Kontinentalsperre, 1850; Hoeniger, Die Kontinentalsperre, 1905; König, Die sächsische Baumwollindustrie während der Kontinentalsperre, 1899.

[3]) Es diskontierte angeblich für 100000 Gulden täglich, à ½% Provision; das gäbe 150000 Gulden jährlichen Gewinn aus Wechseln (ca. ¼ Million Mk.). Die Wechselanlagen des ersten europäischen Bankhauses vor der Revolutionszeit würden demnach etwa 50 Millionen Mk. im Jahr betragen haben; vergleichsweise sei mitgeteilt, daß die Berliner Handelsgesellschaft 1913 einen Eingang von 2¼ Milliarden Mk. und einen Gewinn von 9 Millionen Mk. auf „Wechsel-, Sorten- und Zinsenkonto" verzeichnet.

[4]) In Deutschland z. B. unterschritt die Kurve des Arbeitsmarktes bereits im Oktober 1911 den Stand des Vorjahres, während die Kurve der Güterbewegung

Der Krieg von 1914 freilich setzt andere Werte in Bewegung als etwa der russisch-japanische; werden doch allein im deutschen und im englischen Warenaustausch über 65 Milliarden Mk. (1911) oder $^2/_5$ des Welthandels getroffen, dort dagegen überhaupt nur 5 Milliarden oder $^1/_{20}$ des internationalen Güteraustausches. Unmöglich, über die Rückwirkung dieses Stillstands auf die Wirtschaft der Neutralen etwas auszusagen, ohne zugleich das Schicksal der Kriegführenden zu kennen! Wohl dürfte im ganzen eher eine Verschiebung als eine Verminderung der Gesamterzeugung eintreten, so wie dies bei Italien, Japan und in Südafrika geschah; im übrigen kommt alles auf Umfang, Dauer und Ausgang der politisch-militärischen Konflikte sowie auf die kommerzielle Zugänglichkeit und wirtschaftliche Beschaffenheit der Kriegsschauplätze an. Benachbarte neutrale Länder vermögen, wie England 1870, aus Lieferung und Vermittlung Vorteile zu ziehen[1]); sie können aber auch, wie Österreich-Ungarn in der Balkankrise, infolge kriegerischer Verwüstung und zollpolitischer Absperrung eines bisher befreundeten Absatzgebietes Einbußen erleiden, welche dem Verluste eines Feldzugs oder dem einer Provinz nur wenig nachstehen[2]). Deutschlands Volkswirtschaft unterliegt im Kriege ganz anderen Gefahren als diejenige Frankreichs oder gar der Vereinigten Staaten; unsere geographische Lage kann die weltwirtschaftliche Verflechtung leicht zu einer kriegswirtschaftlichen Isolierung wandeln[3]). Ob und wie weit diese natürliche Schwäche der zentraleuropäischen Stellung uns und unsere Verbündeten wirklich trifft, hängt wieder ganz von dem Schachspiel der hohen Politik ab, deren Züge uns Auslässe zur See und wertvolle Neutralitätshilfe verschaffen können[4]).

erst im November 1913 dem folgte; der Ausbruch des italienisch-türkischen und des bulgarisch-balkanischen Krieges war von einer Senkung, der Ausbruch des türkisch-balkanischen Krieges von einer Hebung des Beschäftigungsgrades bei uns begleitet. Empfindlicher reagiert bekanntlich die Finanz- und Börsenlage auf jede politische Erschütterung, während die Wirtschaftskonjunktur ihrer Natur nach überaupt widerstandsfähiger bleibt. Das Kriegsjahr bestätigt diesen Satz.

[1]) Der Außenhandel Frankreichs stieg von 1860–1875 von 100 auf 176, der Außenhandel des neutralen England von 100 auf 178; vgl. das oben über 1870/71 Gesagte.

[2]) Z. B. Konkurse wurden neu eröffnet in

	England:	Deutschland:	Österreich-Ungarn:
1911	8350	8631	138 größere mit 65 Millionen Kronen
1912	7900	9202	460 „ „ 182 „ „
1913	7150	9689	386 „ „ 157 „ „

[3]) Vgl. meinen Aufsatz „Deutschlands dreifache Kriegsrüstung" im Juniheft 1914 von „Westermanns Monatsheften".

[4]) Vgl. die bunte Aufzählung unserer wichtigsten Welthandelsartikel (Werte in Millionen Mk.):

Weizen: Rußlands Ausfuhr 559, Deutschlands Einfuhr 399, Englands Einfuhr 791 (in 1911).

Nur im Rahmen einer festen politischen Konstellation, wie sie uns bisher fehlte, lassen sich Anhaltspunkte und Maßgaben gewinnen für die Rolle der Neutralen und die Möglichkeit der deutschen Eigenversorgung im Kriegsfall[1]).

Die Verteilung des Außenhandels nach Warenarten und Gebieten, die Ersetzbarkeit und Entbehrlichkeit neutraler oder feindlicher Bezüge im Kriegsfall könnte unter dieser Voraussetzung künftighin erforscht werden; in welcher Richtung sich die Stärkung des inneren Marktes, die Erweiterung des Absatzes vollzieht, wäre zu prüfen. Der seit jeher detaillierten Kenntnis unseres Außenhandels muß eine erschöpfende Statistik der heimischen Produktionswerte und ihrer Produktionsweise an die Seite treten[2]), nicht weniger eine umfassende Beobachtung des deutschen Arbeitsmarktes, von dem bislang erst die Zahlen des Grenzverkehrs genau bekannt waren[3]). Auf die örtlichen und zeitlichen Verschiedenheiten innerhalb unseres einheitlichen Wirtschaftsgebiets,

Gerste: Rußlands Ausfuhr 464, Deutschlands Einfuhr 462.

Baumwolle: Vereinigte Staaten Ausfuhr 2458, Deutschlands Einfuhr 604, Englands Einfuhr 1233.

Kaffee: Brasiliens Ausfuhr 824, Deutschlands Einfuhr 255, Vereinigte Staaten Einfuhr 380.

Wolle: Australiens Ausfuhr 532, Deutschlands Einfuhr 452, Frankreichs Einfuhr 549.

Zucker: Deutschlands Ausfuhr 213, Englands Einfuhr 567, Vereinigte Staaten Einfuhr 438.

Steinkohle: Englands Ausfuhr 745, Deutschlands Ausfuhr 368, Deutschlands Einfuhr 179.

Kupfer: Vereinigte Staaten Ausfuhr 415, Deutschlands Einfuhr 231.

Maschinen: Deutschlands Ausfuhr 544, Englands Ausfuhr 595, Rußlands Einfuhr 318.

[1]) Dabei wird hier von den Erfahrungen des neuesten Krieges zunächst abgesehen. Gerade sie lehren die Abhängigkeit aller kriegswirtschaftlichen Berechnungen und Voraussagen von dem Wechsel der politisch-militärischen Voraussetzungen: Wer hätte die relative Stärke der österreichischen Volkswirtschaft angesichts der Kriegserklärung vorausgesagt, nachdem noch das erste Semester 1914 unter dem lähmenden Einfluß einer hoffnungslosen Politik gestanden hatte? Wer hätte das Versagen des britischen Musterlandes vorhergesehen — den Bankzinsfuß von 10 v. H., die Goldpanik, das allgemeine Moratorium? Nur die politisch verschiedene Abtönung der öffentlichen Meinung in beiden Ländern gibt hierzu den Schlüssel.

[2]) Vgl. die wenigen bisher erfolgten Produktionserhebungen des Reichsamts des Innern, deren Ergebnis auszugsweise im „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich" 1913, S. 96—114. Ferner den englischen Census of production von 1907 und 1912, die Erhebungen der Vereinigten Staaten.

[3]) Der amtliche zentralisierte Arbeitsnachweis für das Deutsche Reich war demnach keineswegs eine nur sozialpolitische Forderung. Jetzt hat er, über die bisherigen Berichte des „Reichs-Arbeitsblatts" weit hinausgehend, in der Reichszentrale für Arbeitsnachweis seine gewiß dauernde Verwirklichung gefunden.

auf den Einfluß der Jahreszeiten und der Lokalität ist größeres Gewicht zu legen als bisher[1]). Werden diese Schätzungen verbunden mit einer dauernden Kontrolle des Weltmarktes und seiner Komponenten, besitzt der Beobachter schließlich einen Überblick der handels- und verkehrstechnischen Bewegung des ganzen Weltgetriebes, dann mag er damit das unerläßliche Material beisammen haben, um nun unter gegebenen politischen Gruppierungen die Chance der Neutralität und das Risiko des Krieges mit annähernd der gleichen Genauigkeit zu ermitteln, wie sie für das leichter übersehbare Gebiet der militärischen Bereitschaft seit langem selbstverständlich scheint und systematisch statthat[2]). Erst innerhalb der festen zentraleuropäischen Konstellation, die das Ergebnis eines Sieges der europäischen Mitte über die feindliche Peripherie sein wird, läßt sich der kriegswirtschaftliche Aufmarsch Deutschlands und seiner Verbündeten bestimmen, der künftige Wert einer holländischen, dänischen und schweizerischen Neutralität ermessen. Erst unter dieser Voraussetzung gewinnen die festen und die variablen Gegebenheiten unserer wirtschaftlichen und finanziellen Kriegslage Leben und staatswissenschaftliche Bedeutung[3]).

Das Argument der Neutralität kann also für den ökonomischen Vorzug eines bewaffneten Friedens ebensowenig ins Treffen geführt werden wie das Argument der Kleinheit eines Staatswesens; beide Vorzüge mögen zu dem wirtschaftlichen Wohlergehen Hollands oder der Schweiz im jetzigen Kriege

[1]) Zwischen der zentralisierten Reichs- und Landesstatistik einerseits, der dezentralisierten Kommunalstatistik andererseits wäre künftig vielleicht den lokalen Wirtschaftsgebieten Rechnung zu tragen durch Verarbeitung der Berichte der Eisenbahn-Direktionsbezirke, Landes-Versicherungsanstalten usw., durch provinzielle Vorrats- und Bedarfsstatistiken.

[2]) Vgl. die „Nachrichten" und „Mitteilungen" über den deutschen Außenhandel, den „Handelsvertragsverein", das „Weltwirtschaftliche Archiv" und Calwers „Jahrbuch der Weltwirtschaft"; ferner die Literatur über Technik und Geographie des Weltverkehrs. Künftig könnte auch die Zusammenfassung aller „Wirtschaftsvereine", welche unsere Beziehungen zu einzelnen Ländern pflegen, gute Dienste tun: den alten Plan einer „Reichsstelle für Außenhandel", die kürzlich gegründete „Ausland-G. m. b. H.", die Errichtung weiterer Ausland-Handelskammern kann man als weitere Bausteine eines solchen halbamtlichen Werkes zur Förderung unserer künftigen Kriegsbereitschaft ansehen.

[3]) Die wirtschaftliche Seite des Heeres- und Marinebetriebes – Verpflegung, Ausrüstung usw. der Truppenteile und der Festungen – ist von dieser Mobilmachung der gesamten Volkswirtschaft zu scheiden; ihre wissenschaftliche Behandlung in einer sogenannten Heereswirtschaftslehre wird in mehreren Arbeiten von Friedrich Braumann gefordert. Allerdings greift etwa die Aufgabe der Linienkommandanturen und der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes, ebenso das Verpflegungswesen in das volkswirtschaftliche Getriebe ein; aber als Teil des fiskalischen Gesamtbedarfs gehört die Heereswirtschaft unter die Finanzwissenschaft, unter die Lehre von der Staatswirtschaft im allgemeinen, ist von der gleich zu nennenden Kriegswirtschaftslehre, welche den Kriegszustand der allgemeinen Volkswirtschaft behandelt, daher zu scheiden.

beitragen, aber sie bleiben abhängig von den elementaren Faktoren der großen Politik, deren Abwandlung die ökonomisch-staatliche Gestaltung Lotharingiens, Persiens und so vieler anderer Zwischenreiche maßgebend gestaltet. Rumänien empfand gleich Österreich-Ungarn in der letzten Balkankrise den wirtschaftlichen Nachteil einer bewaffneten Neutralität, jedoch seine aktive Politik hat ihm diejenigen Kompensationen eingebracht, welche 1912 dem größeren Nachbarstaat versagt geblieben sind; während Italiens Volkswirtschaft, bei einem dem österreichischen zunächst entsprechenden Resultat, von solchen Lasten und Störungen sich dennoch zugleich freigehalten hat — dank seiner maritimen Lage und seiner Politik, die ihm 1912 die Isolierung des türkischen Konflikts und 1914 die völlige Neutralität erlaubt hat. Weil die ökonomischen Faktoren eben nirgends und nie den Ausschlag geben im politischen Geschehen, darum wird jede noch so vollkommene ökonomische Theorie für die kriegswirtschaftliche Betrachtung zwar Klassifikationen und Vorstellungen genug beibringen, ihr jedoch niemals inhaltlich ausreichende Bestimmtheit geben können [1]).

Die „Kriegswirtschaftslehre" [2]) unterscheidet sich von Sammelgebieten wie der sogenannten Kolonialwissenschaft durch ihre grundsätzliche Richtung auf ausschließlich ökonomische Erscheinungen, von nationalökonomischen Spezialarbeiten etwa über die Krisentheorie oder Krisengeschichte durch ihre Heraushebung eines allgemeinen und zwar außerwirtschaftlichen Leitmotivs; ihre Aufgabe ist, den Kriegsgedanken auf sämtliche Gebiete der Wirtschaftslehre anzuwenden [3]). Diese grundsätzliche Orientierung des gesamten nationalökonomischen Arbeitsgebietes an einem bestimmten historisch-politischen Problem schließt allerdings, wie bei der Wirtschaftsgeschichte, die ökonomische Theorie von jenem regelnden Einfluß aus, der ihr bei den anderen Disziplinen methodologisch zukommt; aber deshalb bleibt der „Kriegswirtschaftslehre" doch, so gut wie der Volks- oder Weltwirtschaftslehre, ihr sozialökonomischer Charakter. Denn die übliche Darlegung des volks- und weltwirtschaftlichen Normalfalls, der „Friedenswirtschaft", fordert zur Vervollständigung eine ergänzende Untersuchung des Ausnahmezustandes, den ein jeder Krieg auch ökonomisch darstellt; und eben der Krieg ist ja der Kardinalfall des Staatslebens, an dem sich die wirtschaftsgestaltende Kraft des staatlichen Organismus und die historisch-politische Bedingtheit jeder angewandten und beschreibenden Wirt-

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Deutschlands dreifache Kriegsrüstung" l. c. sowie die Skizze von Blaustein, Deutschlands wirtschaftliche Kriegsbereitschaft, Berlin 1914; auch die Arbeiten von Neurath und anderen Theoretikern der Kriegswirtschaft.

[2]) Den richtigen Terminus „Kriegswirtschaft" sehe ich in der Literatur schon bei Neurath a. a. O. gebraucht.

[3]) Ad. Wagner hat die kriegswirtschaftlichen Fragen auf finanzwissenschaftlichem Gebiet eingehend behandelt. — Eine Bibliographie der kriegswirtschaftlichen Literatur gibt Blaustein im „Weltwirtschaftlichen Archiv", Band III, Heft 2.

schaftslehre oder Wirtschaftspolitik vor allem demonstrieren lassen. So bleibt die „Kriegswirtschaftslehre" ungeachtet ihrer Jugend auch systematisch ein unentbehrlicher Bestandteil der allgemeinen Staatswissenschaften, das Studium der einschneidendsten aller möglichen Veränderungen im ökonomischen Organismus ist ihr Thema; alle Disziplinen der Wirtschaftswissenschaft — die Lehren von der Privatwirtschaft, Volkswirtschaft, Weltwirtschaft und Staatswirtschaft sowie Wirtschaftsgeschichte und Statistik — ressortieren unter diesem einen Gesichtspunkte von ihr; ihre Pflege wird zur Kenntnis dieser Teilgebiete wertvolle Einzelheiten beitragen und zugleich dem allgemein staatlichen Problem der Kriegsbereitschaft und Kriegführung sowie der allgemeinen und der Kriegsgeschichte eine erwünschte Ergänzung der bisherigen Lösungen bedeuten[1]). Stets hat ja die wissenschaftliche Aufhellung ökonomischer Zusammenhänge in dem Zeitgeschehen ihre Wurzeln, die Geschichte der Kameralistik und Universalökonomie wie der Lehren der Romantik, des Nationalstaats und der Weltwirtschaft beweist es; so macht auch die „Kriegswirtschaftslehre" in der Epoche der napoleonischen wie der modernen Kriege von dieser Regel keine Ausnahme und bezeugt an ihrem Teil den weltzugewandten, die Totalität des Lebens zum Erkenntnisziele setzenden Charakter der Nationalökonomie.

Von diesem Exkurs wenden wir uns zurück zu denjenigen Beweisgründen, welche gegen die Voraussetzung jeder „Kriegswirtschaftslehre", eben gegen den Krieg selbst geltend gemacht werden können und denen die öffentliche Meinung unserer Tage, im Gegensatz zu dem tatsächlichen Verlauf wie zu der Tragkraft historisch-politischer Argumente, vielfach eine schlechthin kriegshindernde Wirksamkeit zugesprochen hat. Wird nicht dem völkerverbindenden Verkehr seit den Tagen unserer Klassiker, für die das friedliche Reich der Mitte der ferne Idealstaat war, eine völkervereinigende Wirkung beigelegt? Fällt aber nicht auch umgekehrt die Erweckung des Nationalgeistes und die Reife des Nationalgedankens in jenes 19. Jahrhundert, das mit der Abkehr von dem weltbürgerlichen Ideal die wirtschaftlichen Schranken zwischen Kontinenten und Nationen zu gleicher Zeit hinwegriß? Und ist nicht, unbehindert durch internationale Strebungen, die völlige Erschließung unseres Planeten durch Weltverkehr und Weltwirtschaft im 19. Jahrhundert Hand in Hand gegangen, wie seit jeher, mit seiner Neuverteilung unter staatlichen Gesichtspunkten?[2]) Die jüngste Zeit erst wollte die politische Auflösung des spanisch-portugiesischen Weltreiches vollenden, die Entstaatlichung der islamitischen Kulturwelt voll-

[1]) Vgl. H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, drei Bände. Daniels, Geschichte des Kriegswesens, I—VII (Sammlung Göschen).

[2]) Vgl. Max Lenz, Die großen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert.

ziehen. Ward doch der Erdball schon um 1500 zwischen den beiden Völkern Iberiens aufgeteilt, der Anspruch Hollands auf den Seeweg nach Ostindien hundert Jahre später mit dem Schwert begründet. Wie endlich Deutschland, das mit Schiller einst Freiheit und Genügen im Reiche der Idee gefunden hatte, seinen Anteil am Besitz verlangte, war die Welt gewiß nicht weniger weggegeben als zur Jahrhundertwende 1800, da der Franke und der Brite um ihren alleinigen Besitz die Blitze und den Dreizack schwangen[1]). Und wer will doch behaupten, daß die heutige Verteilung endgültig sei, nach welcher einem Volke von der Menschenzahl unseres deutschen $^1/_5$ der gesamten Erdoberfläche und $^1/_4$ ihrer Bewohner politisch unterworfen sind, während überdies $^1/_8$ der Fläche nebst $^2/_3$ der Bevölkerung des unabhängigen Amerika bereits dem gleichen angelsächsischen Stamme zugehören[2])?

Gewiß hat mit der geographischen Erkundung die koloniale Aufschließung der dazu geeigneten Gebiete durch Europäer Schritt gehalten, aber völlig beendet wird solch ein Siedelungsprozeß ja niemals. Verändert sich im kleinen schon die Grenze unseres Volkstums in diesem alt- und dichtbesiedelten Europa, so weisen uns die neuerlichen Bevölkerungsverschiebungen in Kanada, Südafrika, der Mandschurei und in den neuen Balkanstaaten erst recht auf gewisse anthropo-geographische Möglichkeiten hin, die der politischen Beherrschung in dieser Zeit gespannten Nationalempfindens offen bleiben. Nach neuesten Feststellungen scheint das Schicksal der afrikanischen Neger dem der amerikanischen Indianer sich in Zukunft ähnlich gestalten zu wollen; damit würde die Verteilung des schwarzen Erdteils in eine ganz neue Phase eintreten! Woher denn ferner die Angst Australiens oder Kaliforniens vor einer gelben Invasion ihrer Gebiete? Und hat nicht im Südwesten der Union, von Texas bis zur Sierra Nevada hin, vor 1845 noch das Spanische geherrscht? Wahr freilich ist, daß die Verteilung der noch nicht besiedelten

[1]) Britisches Weltreich (1911)	26500000 qkm;	421000000	Einwohner
davon Britisch-Indien	4600000 „	315000000	„
China (1910)	11100000 „	438000000	„
Rußland (1911)	21800000 „	167000000	„
Deutsches Reich (1911)	500000 „	66000000	„
Vereinigte Staaten von Nordamerika (1910)	9400000 „	95000000	„
Unabhängiges Amerika (1898—1911)	18800000 „	55000000	„
davon Mexiko (1910)	2000000 „	15000000	„
Kolonien der Ver. Staaten (1903)	300000 „	7000000	„
Deutsche Kolonien (1910)	3000000 „	12000000	„

[2]) Die Spannungsverhältnisse an den Rändern des Stillen Ozeans veranschaulicht folgende Tabelle der Bevölkerungsdichtigkeit: Einwohner kommen auf 1 qkm in China 40, Korea 45, Japan 135, Formosa 162, Philippinen 26, Java 229, sonstiges

Reviere Nord- und Südamerikas sowie Nordasiens unter Völker englischer, romanischer und slawischer Zunge in allem wesentlichen festliegt, daß eine Entnationalisierung Polens so gut wie der Kubaner oder Abessynier mit Gewalt nicht durchführbar erscheint und Deutschlands zu spät erhobener Anspruch auf Siedelungsgebiete eigener Zunge für absehbare Zeit somit verjährt bleibt. So ist der Spielraum eng, der unseren kolonialen Wünschen und Eroberungen im Rahmen kriegswirtschaftlicher Erörterungen freisteht; und wenn auch unsere Volkswirtschaft im Augenblick mehr Hände braucht, als sie hervorbringt, so bleibt die Sorge für die nationale und wirtschaftliche Zukunft unseres Volkes doch auch in dieser Hinsicht ernst genug [1]).

Die beinahe drei Millionen Deutschen, welche seit 1870 ihr neu geeintes Vaterland verlassen haben, gehen deutscher Wirtschaft und Gesittung nicht weniger verloren wie jene größere Anzahl, die vor der Reichsgründung die Fahrt nach Übersee gewagt; rechneten wir unsere Kolonien und selbst Südbrasilien [2]) voll als nationales Siedelungsgebiet, dann umfaßte das „Kolonial"gebiet deutscher Zunge für künftige Krisenzeiten in der Heimat doch nur $3^1/_2$ Millionen qkm, auf denen Menschen aller Sprachen bereits wohnen. Großbritannien hingegen findet für die halbe Million Auswanderer, die es aus seinen Inseln jährlich über See sendet, allein in seinen drei Dominions Kanada, Australien und Südafrika 19 Millionen qkm Landes, auf dem germanische Gesittung herrscht, das Doppelte des Bodens der Union, der gleichfalls angelsächsisches Kulturgepräge trägt. Dieser Besitz scheint unverlierbar, mag einst auch Englands Flagge nicht mehr dort wehen, wogegen Deutschlands alte Sprachinseln an der Wolga und der unteren Donau gleich Halligen umspült werden von den Fluten fremden Volkstums. Dabei ist es keineswegs wahrscheinlich, daß das Beispiel der Vereinigten Staaten von 1776 in nächster Zeit Nachahmung finden wird [3]); allzu fest ketten, wie ich glaube, die Lage Indiens und Ostasiens Zukunft alle Dominions an das seebeherrschende Britannien, das heute die militärischen Sorgen zum Dank mit ihnen teilt [4]).

Niederländisch-Indien 4, Australien $^1/_2$, Neuseeland 4, Weststaaten der Union 2, Kanada $^3/_4$, Sibirien $^1/_2$, Alaska $^1/_{25}$.

	1. Dez. 1910:	1905:	1900:
[1]) Ausländer im Deutschen Reich gab es. . .	1260000	1029000	779000
davon aus Österreich-Ungarn und Rußland	805000	632000	438000
	1910:	1905:	1900:
Auswanderer aus Deutschland	26000	28000	22000
davon nach den Vereinigten Staaten . .	23000	26000	20000

[2]) Die Staaten Paraná, St. Catharina, Rio Grande do Sul und Espirito Santo.

[3]) So auch Köbner im Wörterbuch der Volkswirtschaft 1911), Bd. II, S. 65/66.

[4]) Daß, wie Angell behauptet, die Geschichte des englischen Kolonialreichs im 19. Jahrhundert „die Geschichte seiner Auflösung" gewesen sei, wird widerlegt durch folgende Zahlen:

Dem Deutschen hat das 19. Jahrhundert zwar das Kaiserreich gebracht, jedoch die Basis seiner nationalen Existenz verengert statt erweitert. Während das Zeitalter der Nationalitäten im Norden und Osten Deutschlands weite Kulturprovinzen abgesplittert hat, während das österreichische Kernland des alten Imperiums einer ungewissen Zukunft im Völkerstreit entgegenging, sah Deutschland mit den 26 Millionen, um welche seine Bevölkerung seit 1870 allein gewachsen ist, sich bei Beginn des Weltkriegs auf ein Territorium beschränkt, das knapp den zehnten Teil des europäischen Rußlands ausmacht und, ohne die Chance einer dauernden Erweiterung, von Jahr zu Jahr geringeren Spielraum seiner ökonomischen Existenz darbietet. Soll es da wirklich im Gegensatz zur älteren Kolonialwirtschaft grundsätzlich gleichgültig geworden sein, ob fremdes oder stammverwandtes Volkstum den Käufer und Verkäufer abgibt, ob unter eigener Flagge oder der des Feindes der Deutsche künftig über See den Unterhalt gewinnt[1])?

Allerdings bleiben mit den ausgewanderten Angehörigen unseres Volksstammes die geistigen und wirtschaftlichen Beziehungen auch unter fremder Flagge besonders eng, wie das Beispiel der Balten und Südamerikas beweist[2]); auch ist der wirtschaftliche Nutzen einer nur vorübergehenden Auswanderung unbestritten größer als ihr Nachteil, wie das Beispiel der Italiener oder der Polen ohne weiteres erhärtet. Aber das Deutsche Reich sendet ja keine Rückwanderer hinaus; dagegen kann die Summe, die es an Erziehungsgeldern und Vermögenswerten allein dem deutschen „Kulturdünger" in Nordamerika

Ausdehnung 1862	4600000 engl. Quadratmeilen	
„ 1912	10800000 „	„
Bevölkerung 1862	182 Millionen	
„ 1912	350 „	

(ausschließlich der indischen Schutzstaaten).

Gesamthandel des britischen Weltreiches:

	1862:	1912:
in der Einfuhr	379 Mill. £	1306 Mill. £
davon Einfuhr aus dem Verein. Königreich		199 „ „
„ „ „ Deutschland		17 „ „
in der Ausfuhr	309 „ „	1159 „ „
davon Ausfuhr aus dem Verein. Königreich		208 „ „
„ „ „ Deutschland		58 „ „

[1]) Vgl. von Halle, Volks- und Seewirtschaft, 1902, S. XIV: „In den großen Kämpfen der Zukunft wird das deutsche Volk, nachdem sich im 19. Jahrhundert durch seine Verluste von Millionen von Deutschen an die angelsächsische Welt der Weltschwerpunkt zu seinen Ungunsten aus der Balance verschoben hat, aller inneren Kräfte von Schultern, Fäusten und Köpfen bedürfen, der Volkskraft und der produktiven Kraft, der Fechterkraft, der Geisteskraft und der Herrscherkraft, um seine Rechte unter den Völkern zu Lande und zu Wasser zu wahren."

[2]) Vgl. die Vierteljahrshefte des „Verein für das Deutschtum im Ausland" und die Zeitschrift „Deutsche Erde".

geopfert hat, für das vergangene Jahrhundert auf 8 bis 12 Milliarden Mk. geschätzt werden — mit Zinseszinsen also auf annähernd $^1/_{20}$ des heutigen deutschen Nationalvermögens! Von 1830 bis 1890 machte das deutsche Element $^1/_4$ oder $^1/_3$ der gesamten Einwanderung in die Vereinigten Staaten aus. Das geschlossene deutsche Sprachgebiet in der Schweiz und Cisleithanien untersteht gesonderten volkswirtschaftlichen Lebensbedingungen, auf die wir keinen Einfluß üben. Während in dem Alpenlande 600000 ausländische Residenten nebst der Touristik dem deutschen Eingeborenen Tribut zollen, müssen umgekehrt die Deutschen Österreichs zu den volkswirtschaftlichen Aufwendungen ihrer nationalen Gegner im Steuerwege zwangsweise beitragen; die Deutschen in Österreich zählten 1911 nur 36% der Gesamtbevölkerung, aber zahlten 68% der staatlichen Gesamteinnahmen. Auf dem Weltmeer folgt die Handelsflagge freilich sichtbar den Impulsen, die unser überseeischer Handel aus der nationalen Einigung gewann. In unseren Häfen herrscht, anders als 1871, jetzt die deutsche Flagge vor; ihr Anteil an der Welthandelsflotte hat sich seit der Reichsgründung verdoppelt[1]). Jedoch unser Kolonialbesitz, unser eigentümlicher Anteil an der weggegebenen Welt, blieb in unserer volkswirtschaftlichen Bilanz eine zwar meßbare, doch keineswegs bisher eine bemerkenswerte Größe. Der Gesamthandel unserer Kolonien hat in den zehn Jahren seit 1902 sich zwar vervierfacht, ist immer aber noch geringer als der von Ceylon oder jener von Uruguay; und kaum $^1/_2$% unseres einheimischen Handels gehört heute unseren überseeischen Besitzungen[2]). Das wäre im Frieden nicht anders geworden, auch falls wir ganz Portugiesisch- und Belgisch-Afrika hinzuerworben hätten; der gesamte Eigenhandel dieser Gebiete betrug 1912 erst $^1/_4$ Milliarde Mk., wovon aber nur 50 Millionen auf den Handel mit uns fielen. Genau 252 bzw. 53 Millionen Mk. Die gleichen Ziffern betragen dagegen bei Ägypten: 1210 bzw. 104, Marokko: 174 bzw. 21, Türkei: 1145 bzw. 92, Südafrika: 1870 bzw. 103 Millionen Mk. Diese Feststellung gilt schlechthin für jeden künftigen Kolonialbesitz, der nicht wenigstens den Keim zu nationalen Neuschöpfungen in sich trägt, mithin für die Gesamtheit der bloß kommerziellen und militärischen Stützpunkte, deren Handel Durchgangsposten ist, sowie für die Mehrzahl der heutigen Pflanzungskolonien; nur die Gebiete kolonialer Urproduktion mit europäischer oder asiatischer Bevölkerung

[1]) Von 1862 bis 1912 stieg dagegen Großbritanniens Außenhandel auf das $3^1/_2$fache, seine Bevölkerung nur auf das $1^1/_2$fache, seine Schiffahrt dagegen auf das 5fache. Es besitzt $^2/_5$ der Welthandelsflotte und baut $^3/_5$ aller Schiffe (1912).

	1902:	1911:
[2]) Gesamthandel der deutschen Kolonien	100 Mill. Mk.	435 Mill. Mk.
davon mit dem Deutschen Reich	29 „ „	93 „ „
	(= rund $^1/_4$)	(= rund $^1/_5$)
Gesamthandel des Deutschen Reiches	10914 Mill. Mk.	21256 Mill. Mk.

sind weltwirtschaftlich stets von Erheblichkeit. Frankreichs Kolonialhandel weist 1911 folgende Ziffern auf (exkl. Algier und Tunis):

	Einfuhr:	Ausfuhr:
	601 000 000 Fr.	641 000 000 Fr.
Anteil des Mutterlandes und anderer französischer Kolonien	278 000 000 „	284 000 000 „
	(= 46 %)	(= 44 %)
Gesamthandel des Mutterlandes	9810 000 000 „	8012 000 000 „

Wohl sind die neuesten Kriege so gut wie die des 18. Jahrhunderts immer zugleich um Kolonialbesitz begonnen worden, wohl führt die heimische Flagge Schiff und Gut bis zu den letzten Südseeinseln heute; aber jene Zeiten sind endgültig dahin, während derer die Volkswirtschaften in Europa und Ostasien sich untereinander prohibitiv absperrten und alle Kraft auf die monopolistische Ausbeutung ihres Kolonialhandels verwandten. Damals überwog, soweit nicht die „Seemächte" den Kontinent mit „Kolonialwaren" versorgten, im Außenhandel der Verkehr des „Mutterlandes" mit seinen überseeischen Kolonialgebieten; heute steht der Verkehr selbständiger Volkswirtschaften untereinander im Mittelpunkt der Weltwirtschaft[1]). War das politische Charakteristikum im wirtschaftlichen Weltbilde von 1500 bis 1800 die vom „Mutterland" geleitete Kolonialwirtschaft, so ist seither der Austausch zwischen den Volkswirtschaften, einschließlich kolonialen und europäischen, das handelspolitische Kennzeichen. Dabei steht der interne europäische Verkehr von jeher nach Wert und Quantität voran[2]); zusammen mit dem Handel der Vereinigten Staaten beherrscht er das moderne Weltbild, das außer solchen ökonomisch selbständigen Wirtschaftseinheiten nur Indien als eigene Größe kennt[3]). Falsch wäre es daher, in der räumlichen Ausweitung den

[1]) Deutschlands Einfuhr ist 1912 zu 87 %, unsere Ausfuhr zu 92 % europäisch-amerikanisch; Hamburgs Einfuhr zur See 1909 kam gleichfalls zu 87 % aus Europa und Amerika.

Auf ganz Asien, Afrika, Australien kamen von unserer

	Einfuhr:	Ausfuhr:
1889	5 %	4 %
1900	11 %	7 %
1911	16 %	8 %
1912	13 %	8 %

Vgl. dazu auch Hildebrand, Sozialistische Auslandspolitik, 1911, S. 32 ff.

[2]) Englische Einfuhr nach Deutschland 1801 an Kolonial- und nichtbritischen Waren: 3,7 Mill. £ (1912: 19,2 Mill. £); in Prozenten der englischen Gesamteinfuhr: 31 % (1912: 48 %).

Von Schlesiens Ausfuhr 1800 gingen 30 % in das übrige Preußen, 14 % nach Österreich und Sachsen, 11 % nach Rußland und 42 % nach Holland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal nebst Kolonien.

[3]) Indien ist im Rechtssinn keine britische „Kolonie", untersteht einem besonderen Staatssekretär.

Unsere Einfuhr 1912 verteilte sich auf: Britisch-Indien 5 %, alle Kolonien 8 %,

Grundzug der wirtschaftlichen Expansion im 19. Jahrhundert zu suchen, die überall ja auf den Spuren der spanisch-portugiesischen und arabischen Küstenfahrer fortschritt; sondern erst die intensive gegenseitige Durchdringung des europäisch-nordamerikanischen Wirtschaftslebens, hinter der das neuerschlossene Innere der anderen Kontinente noch immer weit zurücksteht, verleiht der heutigen Weltwirtschaft ihr Merkmal. Damit haben die internationalen Handelsbeziehungen in ihrer Gesamtheit eine Stabilität gewonnen, die ihnen im Zeitalter der Entdeckungen und der kolonialen Raubzüge notwendig fremd blieb; mit der von 1815 bis 1914 höchstens vorübergehend in Frage gestellten staatlichen Existenz aller Hauptbeteiligten mußte der Einfluß politischer Ambitionen und kriegerischer Begebenheiten auf den normalen Warenaustausch nachlassen. Die Weltwirtschaft des 19. Jahrhunderts hat, gleich der gegenwärtigen Volkswirtschaft, das kriegerische Risiko zugleich vergrößert und begrenzt: Der Verlust sämtlicher Kolonialbezüge der Welt wird uns weniger treffen als die Einbuße des russischen oder des österreichisch-ungarischen Marktes während dieses Krieges; der deutsch-japanische Konflikt kann unsere Hemisphäre ökonomisch nicht erschüttern, auch wenn die deutsche Südsee uns verloren ginge; der Kampf wider den Dreiverband dagegen oder auch nur Deutschlands mit Großbritannien lähmt jede Muskel des weltwirtschaftlichen Organismus[1]).

III.

Was folgt aus solcherart Prämissen speziell für Deutschlands ökonomische Lage und deren Voraussetzungen in dem jetzigen Kriege? Was für die offensiven

englische Dominions 4%, Vereinigte Staaten 15%, unabhängiges Europa 56%, unabhängiges Amerika 11%, unabhängiges Asien 2%.

Englands Handel verteilte sich wie folgt auf die jeweiligen britischen Besitzungen:

1886:	1898:	1912:	
23,4%	21,6%	25,0%	der Einfuhr;
35,6%	35,8%	36,6%	der Ausfuhr.

Die Zunahme von 1886 auf 1912 ist also geringer als das Wachstum des britischen Weltreiches in gleicher Zeit. Von 1871 bis 1886 stieg Englands Gesamtanteil am Handel seiner nordamerikanischen und australischen Besitzungen nur unbeträchtlich, stärker bei Südafrika, dessen Export noch heute zu $^9/_{10}$ in das Vereinigte Königreich geht.

[1]) Der Anbau von Baumwolle in einem durch die Bagdadbahn erschlossenen Mesopotamien böte noch weit größere Chancen als der gleiche, gewiß dankenswerte Versuch in unseren Kolonien. Zum Beispiel hofft Rußland durch seine „Kolonie" Turkestan sich von den nordamerikanischen Bezügen vollkommen frei zu machen; seine Baumwollindustrie zählte 1913 schon rund $^1/_3$ aller russischen Industriearbeiter und deckte über die Hälfte ihres Baumwollbedarfs aus dem Inlande. — Als der Weltkrieg von 1914 begann, schlossen am nächsten Tage die kanadischen Börsen, brach die New-Yorker Börse zusammen, stockte der Wechsel- und Zahlungsverkehr zwischen den Völkern.

Absichten, die uns das Ausland unermüdlich im Hinblick auf weltpolitische und koloniale Ziele zuschrieb? Wie ich sagte, sind die entscheidenden Faktoren in der gegenwärtigen Welt- und Kolonialwirtschaft jene Siedelungsgebiete, welche die indo-germanischen und ostasiatischen Rassen sich seit ihren Wander- und Entdeckerjahren in der Heimat wie über See geschaffen haben, während die zwischen Europa und Ostasien gelegenen Völkergruppen der Mongolen, Turko-Tartaren, Perser, Araber und Afrikaner heute Bezirke minoris resistentiae abgeben. Hier, bei der türkischen und zentralafrikanischen Liquidation, liegt oder lag ja auch Deutschlands weltpolitisches Interesse. Aus gleicher Wurzel aber sind dem deutschen Stamme nirgends Schwesternationen erstanden, werden solche nach menschlichem Ermessen niemals ihm erwachsen. Damit ist unser weltpolitisches Begehren über die Gegenwart hinaus begrenzt. Die zur offensiven Beherrschung des Weltmeers ungeeignete Lage unserer Küsten weist uns darauf hin, einen Sieg vornehmlich zur Kräftigung unserer historischen Machtstellung auf dem Kontinent zu nutzen; jenseits des Weltmeers dagegen bleiben — abgesehen von jenen künftigen Einflußsphären in Zentralafrika, der Türkei und vielleicht Südostasien — Stützpunkte mehr kommerzieller und militärischer Natur die naturbegrenzten Ziele unseres kolonialen Ehrgeizes. So rücksichtslos wir in der Weltwirtschaft fortgeschritten waren, so stark sind wir in unserer Weltpolitik die Erben der Vergangenheit.

An dem Zwiespalt zwischen Wirtschaft und Politik, an dem Mangel vorwärtsweisender neuer nationaler Ziele krankte unser ganzes öffentliches Leben, er nahm fast unserem kriegerischen Erbgeist seine Schwungkraft; denn wo waren nach dem Wirklichwerden unseres Kaisertraums, wo lagen über See die Werte deutschen Volkstums, für die es mit dem Blute unser aller einzustehen lohnte? Wirtschaftlichen Besitz mag jeder auf eigene Faust, so wie er ihn gewann, bewahren, sollten wir um seinetwillen Krieg führen? Welche bleibenden Werte für den Nationalgedanken stecken schließlich in Kiautschou und unseren Südseeinseln, wenn Japans Volksgeist ihren gewaltsamen Erwerb als staatliche Notwendigkeit erkennen sollte? Und vermag das afrikanische Deutschland aus sich heraus die ethischen Potenzen eines seinem Boden verwachsenen großen Kolonialvolks jemals zu erzeugen? Im Mittelalter fand unsere heimische Bevölkerung, gleich der russischen heutzutage, einen Auslaß, der ihre Siedelung in der Ostmark dem vaterländischen Bereich anschloß; 1914 fällt, so gut wie einst vor 1870, die überschüssige Volkskraft Deutschlands in das Leere. Enger als selbst zur Zeit des Deutschen Bundes umschließen Staatsgrenzen unseren Volkskörper; aber indem wir den überlebten kontinentalen Herrschaftsanspruch des mittelalterlichen Reichs endgültig zu Grabe trugen, hatten wir beim Spiele auf dem Welttheater keine neue Rolle uns gesichert, welche auch nur dem nationalen Erbteil des spanisch-portugiesischen Weltreichs sich vergleichen ließ.

So blieb die Sorge für die Zukunft unseres Volkstums das treibende Motiv, ihm mit friedlichen Mitteln wenigstens dort Einfluß zu sichern, wo die be-

ginnende Intensivierung eines autonomen Wirtschaftslebens unsere unpolitische Teilnahme angezeigt erscheinen ließ; Ostasien und Südamerika waren solche Ziele voll unerschöpfter wirtschaftlicher Möglichkeiten, die amtliche Lenkung unserer finanziellen und wirtschaftlichen Energien in ihrer Richtung das gegebene Mittel [1]). Also bestenfalls Kompensationsobjekte und Anwartschaften auf irgendeine künftige Neuverteilung, die das Versäumnis der Vergangenheit gutmachen könnte. Dabei waren wir einzig auf den kaufmännischen Erwerbsgeist als den vom Staate unterstützten und zu leitenden Antrieb angewiesen, stand uns kein nationales Ziel anfeuernd zugleich vor Augen. Die Amerikaner haben ihre Monroedoktrin, deren Kraft sich mit der panamerikanischen Idee zu einem

	1898:		1911:	
[1]) Chinas Ausfuhr betrug . .	520 Mill. Mk.		1040 Mill. Mk.	
davon nach Deutschland . .	40 „ „	(= 7,7%)	103 „ „	(= 9,9%)
Chinas Einfuhr betrug . .	542 „ „		1300 „ „	
davon aus Deutschland . .	48 „ „	(= 8,9%)	82 „ „	(= 6,3%)
Deutschlands Gesamtanteil am Handel mit China betrug			8,4% bzw.	8,1%
Englands*) „ „ „ „ „			61,2% „	47,4%
Chiles Ausfuhr betrug . .	51 Mill. Pesos		284 Mill. Pesos	
davon nach Deutschland . .	3 „ „	(= 6%)	72 „ „	(= 25%)
„ „ England . . .	33 „ „	(= 65%)	146 „ „	(= 51%)
„ „ den Vereinigten Staaten . . .	2 „ „	(= 4%)	54 „ „	(= 19%)
Chiles Einfuhr betrug . .	57 Mill. Pesos		291 Mill. Pesos	
davon aus Deutschland . .	7 „ „	(= 12%)	90 „ „	(= 31%)
„ „ England . . .	16 „ „	(= 28%)	112 „ „	(= 38%)
„ „ den Vereinigten Staaten . . .	3 „ „	(= 5%)	43 „ „	(= 15%)
Argentiniens Ausfuhr betrug	70 Mill. Dollars		322 Mill. Dollars	
davon nach Deutschland . .	7 „ „	(= 10%)	43 „ „	(= 13%)
„ „ England . . .	10 „ „	(= 14%)	91 „ „	(= 28%)
„ „ den Vereinigten Staaten . . .	4 „ „	(= 5%)	24 „ „	(= 7%)
Argentiniens Einfuhr betrug	95 Mill. Dollars		366 Mill. Dollars	
davon aus Deutschland . .	8 „ „	(= 8%)	65 „ „	(= 18%)
„ „ England . . .	33 „ „	(= 35%)	108 „ „	(= 30%)
„ „ den Vereinigten Staaten . . .	8 „ „	(= 8%)	52 „ „	(= 14%)
Deutschlands Gesamtanteil am Handel mit Chile und Argentinien betrug			9% bzw.	22%
Englands Gesamtanteil am Handel mit Chile und Argentinien betrug			31% „	37%
Der Vereinigten Staaten Gesamtanteil am Handel mit Chile und Argentinien betrug			5½% „	14%

*) inkl. Hongkong.

wirtschaftlichen Werbemittel ersten Ranges eint [1]), und Englands Imperialismus besitzt auch ohne Chamberlain wachsende ökonomische Bedeutung. Unser Anteil an der Weltwirtschaft hingegen entbehrte bis 1914 völlig eines weltpolitischen Untergrundes, wie ihn noch Friedrich List mit seiner Weisung auf Südosteuropa geben wollte; wie die Idee des alten Reichs vor hundert Jahren unterging, so ward in unseren Tagen der alte Träger jenes Reichsgedankens, das Ostreich Österreich-Ungarn, seiner historischen Mission anscheinend endgültig entfremdet, drohte ihm langsame Zersetzung durch die steigende Slawenflut, die seinen Bau von außen und von innen unterhöhlte.

Wir rühmten uns sogar, daß wir in China wie Marokko, in Südamerika wie der Türkei nur wirtschaftliche Werte, kein politisches Interesse zu vertreten hätten, und wir bemühten uns, durch Qualitätsarbeit die Kunden auf dem Weltmarkt zu gewinnen, ihrem Geschmack und nationalen Habitus uns mit dem überkommenen Geschick des Deutschen anzupassen; wenn schon dieser Mangel an politischem Appetit uns vor dem rauheren Liebeswerben der Konkurrenz keinerlei Günstlingsstellung irgendwo verschafft hat, so galt doch unser gewerblicher Fleiß wie unser kaufmännisches Mühen viel im Ausland, ja sogar akademische Saisonarbeit zählte unter unsere Exportartikel [2]). Und doch befriedigte Deutschlands bisheriger Anteil an der Welt uns selbst nicht, weil er eben in den tiefsten und daher stärksten Wurzeln unseres nationalen Daseins zu geringen Halt besaß; wir verlernten es bereits, auf jene Zeit herabzusehen, da wir noch weniger mit Maschinen als mit geistigen Werten uns den Markt eroberten, als Mitteleuropa noch unbestritten das Gepräge deutschen Geistes trug. Geistige Potenz hat immer Monopolcharakter, ist unkopierbar und sichert ihrem Inhaber einen Vorsprung, den die Fabrikation

	1886:		1911:	
[1]) Die Ausfuhr der Vereinigten Staaten betrug	666 Mill. Dollars		2014 Mill. Dollars	
davon nach Argentinien u. Chile	8 „ „	(= 1 %)	56 „ „	(= 3 %)
davon nach Brasilien	8 „ „	(= 1 %)	27 „ „	(= 1 %)
Die Einfuhr der Vereinigten Staaten betrug	635 Mill. Dollars		1527 Mill. Dollars	
davon aus Argentinien und Chile	7 „ „	(= 1 %)	49 „ „	(= 3 %)
davon aus Brasilien	53 „ „	(= 8 %)	101 „ „	(= 7 %)
Argentiniens, Chiles und Brasiliens Anteil am Außenhandel der Vereinigten Staaten betrug				1 % bzw. 2 % / 4½ % „ 5 %

Der Gesamthandel Süd- und Mittelamerikas 1912 betrug 11,8 Milliarden Mk. Davon entfielen auf: die Vereinigten Staaten . . . . . 30 %
Großbritannien . . . . . 22 %
das Deutsche Reich . . . . . 14 %

[2]) In China lagen 19 % des Einfuhrhandels und 28 % des Ausfuhrhandels in deutschen Händen, ebenso ⅗ des Gesamthandels in Hongkong (v. Bernhardi). – Bereits die vor dem Kriegsausbruch überall empfohlene Wendung unserer Exportarbeit auf Qualitätsware stellte aber m. E. einen Erfolg jener internationalen Pression auf unser Wirtschaftsleben dar, wie sie Rußland anläßlich der kommenden Handelsverträge zum Beispiel ausübte, und war insofern eine Folge unserer Trennung von Wirtschaft und Politik.

bestimmter Typen trotz allen Musterschutzes nicht gewährt; deutsche Zivilisation bleibt übertragbar, deutsche Kultur ist Sonderart. Daher hatte die Nachahmung fremden Wesens, welche unser Export erfordert, bei uns in der Heimat gleichzeitig eher zu- als abgenommen; kaum hatte unsere Einigung dieses Nationallasters uns überhoben, da machte unsere nur wirtschaftliche Ausdehnung seine Neugewöhnung nötig! Hatte doch der Gebrauch englisch-französischer Warenanpreisung zum Beispiel in Berlin oder im Verkehr mit nichtdeutscher Kundschaft fester denn je sich eingebürgert. Erst der Krieg, ein politisches Moment also, konnte Wandel bringen. Alle Weltpolitik, alle Kulturmacht ruht aber dauerhaft allein auf dem Untergrund eigenen Volkstums, hat allein in einer staatlich gefaßten Form Bestand; leben unter der Decke der „lateinischen" Tochternationen nicht heute noch Sprache, Rassen und die Kirche Westroms fort, folgt das griechisch-orthodoxe Zartum nicht der politischen Mission des ihm durch Glauben, Sprache, Tradition verwandten Doppeladlers von Byzanz?[1]) Was aber wird von unserer rein wirtschaftlichen Arbeit, von den Milliarden unseres Außenhandels dauern, die wir mit Eifer und Geschick zu fremden Stämmen und in fremde Staaten versenden? Nichts ist vergänglicher als der Markt. Indem wir selber unsere Gegenwart durch den Export erhielten, schufen wir zukunftsstarken Völkern wie den Ostasiaten die Mittel, ihren Kulturkreis auf Kosten des unseren zu erweitern. Heines „Luftreich der Träume" hatten wir verloren; wo liegt das Reich, dessen Herrschaft uns als gesicherter Ersatz für jenes ward?

Die Trennung des politischen und wirtschaftlichen Interesses erweist sich durch den Krieg — angesichts des Zusammenbruchs der „realistischen" Diplomatie — als grundsätzlich unmöglich. Wenn wir die politische Zerteilung der asiatischen Türkei durch unsere wirtschaftliche Hilfeleistung hinderten, so taten wir damit schon vor dem Kriege ein eminent politisches Werk! Die militärische Hilfe des Islam ist unser ungewollter und fast unverdienter Lohn. Das Deutschtum in Brasilien lebt von unserem politischen Einfluß in Rio. Unser Handel mit China hängt an der Behauptung von Kiautschou. Die Deutsch-Amerikaner sind auch gegen unseren Willen ein politischer Faktor in der Union geworden. Unsere bisherige Weltpolitik ohne Machtpolitik konnte diese innerste Einheit beider Momente, wie sie in unserer Vergangenheit und in der Struktur der modernen Weltreiche gegeben ist, nicht aufheben und verwies mit ihrem Verzicht uns in die zweite Reihe der Nationen; sie hat zugleich unser politisches Leben an führenden Ideen arm gemacht. Die Zeit des Humanismus und der Reformation ist die letzte Epoche einer zugleich wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Vorherrschaft Deutschlands auf dem Kontinent. Die Zeit der Aufklärung sieht Dänemark, das Baltikum, Polen, Ungarn und die Schweiz als deutsche Kulturprovinzen

[1]) Der russische Großfürst Joan heiratete die Tochter des letzten Paläologen.

frei von nationalistischen Sonderregungen; heute aber fehlt jegliche Voraussetzung einer rein kulturellen Expansion in Mitteleuropa, das Deutschland von 1870 beherrscht auch geistig einen geringeren Spielraum in Europa als seine Vorgänger. Erst der Krieg kann auch hier eine Wandlung vorbereiten [1]).

Ja, während unsere Nachbarn von dem gesicherten Boden ihrer Heimat aus die Welt sich unterwarfen, wandte sich das Ideal der nationalen Einheit gegen uns und rief die Völkerstämme dritter Ordnung auf den Plan. Wir haben nicht nur ähnlich Italien die Einheit unseres Volkes erkauft mit alten Stammlanden des Reichs, wir konnten als Preis viel stärkerer Selbstbescheidung nicht einmal die slawische Gefahr aus unseren Grenzen und vor unseren Toren bannen! So sehen wir als einzige der großen Staaten Deutschland und Österreich-Ungarn bis 1914 auf ihrem eigenen Boden in der Defensive, und kein Bündnis, keine große Mauer, einzig sein gutes Schwert schützt noch Europens „Reich der Mitte" vor Vernichtung. Gewiß, wir freuen uns dieses Reiches und werden jedes Opfer, es zu wahren, bringen, doch hat es in seiner kleindeutschen Gestaltung weder Verlorenes wiedergeben noch Neuland werben können. Noch in der deutschen Nationalversammlung von 1848 war Triest durch einen Abgeordneten vertreten, Antwerpen und Brüssel gehörten im 18. Jahrhundert zum Reich, Luxemburg war deutsche Bundesfestung bis zum Jahr 1867, heute gebieten Fremde an allen diesen Plätzen. In Ungarn wie im Baltikum war Deutschland einst die Vormacht; heute beginnt der Erbanspruch der Tschechen an den Grenzen des Vogtlands und der Markgrafschaft Bayreuth. Riga und Reval, Prag und Pest sind nicht mehr deutsche Städte. Berlin liegt von der Ostsee entfernter als von den ersten Polendörfern gleich jenseits der Neumark. Die Nordamerikaner sahen, fünfzig Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung, ihre Grenzen von der spanisch-französischen Umklammerung befreit. Großbritannien ist durch seine insulare Lage jedem unmittelbaren Druck entzogen. Dagegen empfindet das deutsche Mitteleuropa von 1914 dort unerträgliche Pression, wo ihm einst Polen und Osmanen die schwächeren Nachbarn waren, während der Druck von Westen her geringer geworden, der von der Nordsee her gewachsen ist. Es ist diejenige Konstellation, welche das Schicksal des gesamten europäischen Kontinents geworden ist. Sie hat den Krieg uns aufgedrängt. Möge der Friede darum unter günstigeren Sternen stehen!

Seitdem wir, im November 1899, jenes Chamberlainsche Anerbieten ablehnten, das uns in einem Bunde wider Rußland die Gleichberechtigung mit

[1]) Wie aber würde sich der „deutsche Gedanke in der Welt" nach einem unglücklichen oder unentschiedenen Ausgang darstellen? Die Haltung der Vereinigten Staaten und ihres Präsidenten, Italiens und Südamerikas während des europäischen Krieges gibt davon einen Vorgeschmack. Ohne Machthaben zerschellt jede „Kulturpolitik"; die „Imponderabilien" hatte selbst Napoleon als Erbe des revolutionären Geistes nur so weit und so lange für sich, wie sein Machtbereich sie deckte.

Großbritannien anbot, begegnete auf Schritt und Tritt hemmend und wehrend uns der Vetter Albion. Während Deutschlands Wirtschaftskraft über die Krisen von 1890 und 1900 hinaus sich immer reicher entfaltete, versperrte jener uns alle Pfade der hohen Politik. Außer zwei kleinen Inseln in der Südsee und jenem Entenschnabel in Neu-Kamerun ward uns durch volle fünfzehn Jahre nichts zuteil[1]; und welcher Kämpfe bedurfte es nicht nach der „Samoaschmach" und nach dem „Pantherſprung" von Agadier, um hart am Krieg vorbei nur diese Abfindungen uns zu sichern! Indessen wuchs das Kolonialreich Großbritanniens unaufhaltsam in Hinterindien, Persien, am Schat-el-Arab, am Roten Meer und der Levante, in Süd- und Zentralafrika. Frankreich teilte mit Spanien und Italien ganz Nordwestafrika und griff in Siam um sich. Rußland nahm sich die halbe Mandschurei wie halbwegs auch die Mongolei und Nordwestpersien. Japan erwarb Korea und die Mandschurei von Dairen bis südlich Kirin. Nordamerika sah seine Grenzen über Mexiko und die Zentralstaaten zum Panamakanal vorrücken. Der europäische Krieg von 1914 vollends hat bei unseren Gegnern so gut wie beim verbündeten Italien die Annexionslust neu gestärkt; kein Kolonialgebiet der Karte, dem nicht in naher oder ferner Zukunft eine Übermalung mit neuen Hoheitsfarben drohte[2].

Während so die beiden europäischen Zentralmächte bei jeder Neuteilung der Erde systematisch übergangen wurden und nicht einmal in ihrem eigensten Besitzstand sich politisch sicher fühlen durften, vollzog sich ihre wirtschaftliche Expansion in stetig weiterem Ausmaß. Ja, als schon dank der letzten Balkankrisis Österreich-Ungarns wirtschaftliche Kraft und staatlicher Bestand ernsthaft gefährdet waren, erkletterten noch Deutschlands Ausfuhrwerte die höchste Sprosse der Milliardenleiter[3]. Entweder Warenausfuhr oder Menschenausfuhr, das ward ja seit Caprivi zur Parole unseres Außenhandels. Der Zwang zur Ausfuhr war gegeben durch die starke Zunahme unserer Bevölkerung und durch die so erfreuliche Besserung ihrer Lebenshaltung. Der Bevölkerungszuwachs Deutschlands ließ im großen und ganzen noch kein wesentliches Nachlassen erkennen, er betrug im Jahresdurchschnitt über

[1]) Dabei datiert das Samoa-Abkommen noch von jenem November 1899.

[2]) Ist doch nicht anzunehmen, daß Portugal, Belgien und die Niederlande allein aus diesem Weltenbrande ihre reichen Kolonialbesitzungen unversehrt erhalten werden. Belgisch- und Portugiesisch-Afrika wenigstens verdanken ihre bisherige Unberührtheit mehr der englisch-französischen Eifersucht auf Deutschlands Mittelafrikabesitz; für den holländischen und auch amerikanischen Besitz in der Südsee aber ist die Schicksalsstunde eben durch den Weltkrieg erst herangekommen.

[3]) Es betrug der Außenhandel:

	des Deutschen Reiches in der Einfuhr	in der Ausfuhr	Österreich-Ungarns in der Einfuhr	in der Ausfuhr
im ersten Semester 1912	5433 Mill. Mk.	4244 Mill. Mk.	1815 Mill. K	1264 Mill. K
„ „ „ 1913	5650 „ „	4997 „ „	1679 „ „	1343 „ „
„ „ „ 1914	5607 „ „	5116 „ „	1856 „ „	1329 „ „

800000 Seelen[1]). Die Entlohnung der gewerblichen Arbeit folgte zwar den Konjunkturschwankungen und stand unter dem Druck der allgemeinen Teuerung; doch nahm die Lebenshaltung unserer Handarbeiter auch in den letzten Jahren eher zu als ab[2]). So wies denn das geschäftlich investierte Kapital gleichfalls eine sehr befriedigende Rentabilität aus[3]). Gerade vor Kriegsausbruch, im Juni 1914, schien in Deutschland ein Wiederanziehen der Konjunktur bevorzustehen; die Ziffern des Arbeitsmarktes und der Eisenbahnen kündigten es an.

Da riß der Weltkrieg jede andere Konjunktur hinab in seinen Strudel, zerschlug den Bau der Weltwirtschaft, zerschnitt die Fäden des Kredits und setzte an die Stelle kunstvoller Ordnungen kurzerhand das Chaos. Das ökonomische Interesse, der gegenseitige Gewinn, der Warenaustausch zwischen uns und Großbritannien galt vielen als der beste Kitt auch der politischen Freundschaft. Auf einmal stehen jene Handelsfreunde, die zugleich doch unsere Konkurrenten waren, als Todfeinde uns gegenüber, der kühle Rechner ist zum Mann der stärksten Leidenschaft geworden, der königliche Kaufmann zum Piraten, Altenglands hochberühmter Richter spricht den Mob frei, der sich an deutschem Leben und an deutschem Eigentum verging. Bis zu den Wolken türmte sich vordem der Wunderbau der deutschen Arbeit, gewissenhaft war jede Einzelheit berechnet, sicher das Fundament gelegt; gleichwie der Baum im Jahreswechsel neue Ringe ansetzt, so fügten wir in ruhigem Ausbau Millionen zu Millionen. Und jetzt auf einmal zucken alle Blitze wider unser Friedenswerk; wir sehen die Axt erhoben, welche alle Wurzeln unseres wirtschaftlichen Blühens treffen soll. Welch ein Zwiespalt! Die gleichen Jahre fügten Stein auf Stein zum Bau der deutschen Volkswirtschaft und nahmen stückweis die politischen Stützen fort, deren eisernes Gerüst allein dem ganzen Halt verleiht. Enger und enger sponn jedes Jahr die Maschen des weltwirtschaftlichen Geflechts; und gerade an den Stellen, wo alles am dichtesten verwoben war, zerriß das Gewebe. Welcher Widerspruch! Kraß zeigt der

[1]) Es betrugen aufs Tausend der Bevölkerung im Deutschen Reich:

im Jahrzehnt	die Geburtenziffer	die Sterbeziffer	der Geburtenüberschuß
1851/60 . . .	36,8	27,8	9,0
1861/70 . . .	38,8	28,4	10,3
1871/80 . . .	40,7	28,8	11,9
1881/90 . . .	38,2	26,5	11,7
1891/1900 . .	37,3	23,5	13,9
1901/10 . . .	33,9	19,7	14,3
1903/12 . . .	32,5	18,9	13,6

[2]) Es betrug der durchschnittliche reine Jahresverdienst eines Arbeiters im Oberbergamtsbezirk Dortmund:

1908	1494 Mk.	1911	1446 Mk.
1909	1350 „	1912	1629 „
1910	1382 „	1913	1755 „

[3]) Es betrug die Durchschnittsdividende deutscher Aktiengesellschaften vom Hundert des Aktienkapitals in den Jahren

1908/09	7,2%	1911/12	8,3%
1909/10	7,7%	1912/13	8,6%
1910/11	8,0%		(nach Calwer).

Krieg das Gegensätzliche in unserem bisherigen Dasein; die Diskrepanz unserer politischen und wirtschaftlichen Entwicklung soll nun das Schwert auf seine Weise lösen, die Niederlage uns zurückwerfen auf den Stand vor 1888, ja vor 1870. Und doch weist schon der Anteil an der Weltwirtschaft, den wir seither errungen hatten, uns hin auf jenen künftigen Anteil Deutschlands an der Weltpolitik, den uns ein Sieg verheißt; die Linien der kommenden Weltgeltung Deutschlands werden vorweg erkennbar in den Umrissen seiner ökonomischen Entfaltung.

Der Außenhandel eines Landes gilt als bester Maßstab seiner ökonomischen Verbindung mit der Welt. Nach ihm bleibt in der Weltwirtschaft Mitteleuropa doch das Zentrum deutschen Wirtschaftslebens. Europa gab 1912 noch über die Hälfte unserer Einfuhr und nahm drei Viertel unserer Ausfuhr [1]). Wir waren der beste Abnehmer Englands, Belgiens, Hollands, Skandinaviens, Rußlands, Österreich-Ungarns, der Schweiz und von Italien, der zweitbeste „Geschäftsfreund" Frankreichs. Ganz Asien, Afrika, Australien und die Südsee ergeben erst ein Zehntel unseres Gesamthandels; allein der amerikanische Kontinent behauptet sich in diesem Bilde, doch hat hier die Union den Löwenanteil. Die Volkswirtschaften europäischer Art und Herkunft dominieren. Deutschland, das mit den Nord- und Südstaaten Amerikas in lebhaftem Austausch steht, bleibt doch auch wirtschaftlich das „europäische Reich der Mitte"; hier in Europa liegen ökonomisch so gut wie kulturell und militärisch die starken Wurzeln seiner Kraft. Nicht so sehr freilich seiner Einfuhr, die zunehmend aus überseeischen Ländern stammt, als seiner Ausfuhr. Bemerkenswerterweise besteht seit 1890 der deutsche Export zu etwa zwei Dritteln aus Fabrikaten und findet mit gleicher Beharrlichkeit zu etwa drei Vierteln in Europa Absatz. Und obwohl unser gesamter Außenhandel schneller gewachsen ist als der Handel unserer Hauptrivalen, viel schneller auch als unsere eigene Bevölkerung, so wird doch dieses Wachstum noch übertroffen durch die Erstarkung unseres inneren Marktes. In seinen Grenzen und im Verkehr mit seinen Nachbarn findet unser Vaterland somit den Boden, dem es seine Arbeit zumeist anvertraut und der ihm die reichste Frucht trägt.

Betrachten wir den Weltmarkt weiterhin als eine Einheit, so versteht es sich angesichts der Zahl und des Gewichts der Mitbewerber, daß kein einzelner ein absolutes Übergewicht behauptet; auch England nicht, dessen Außenhandelszahlen doch durch das Fehlen eines großen inneren Marktes bereits auf-

[1]) Es entfielen: von der Einfuhr des Deutschen Reiches (in %) — von der Ausfuhr des Deutschen Reiches (in %)

	1889	1900	1911	1912	1889	1900	1911	1912
auf Europa . .	79	63	59	56	77	78	75	75½
„ Amerika . .	16	26	25	27	19	15	17	17
„ Asien . . .	3	7	9	9	2	4½	5	4½
„ Afrika . . .	1	2	4	5	1	1½	2	2
„ Australien .	1	2	3	3	1	1	1	1
im ganzen	100	100	100	100	100	100	100	100

Vgl. auch die Anmerkungen oben S. 434/5.

getrieben sind. Wohl aber erhalten wir ein klares Bild der die jetzige Weltwirtschaft beherrschenden Tendenzen, sobald wir die drei Vormächte der germanischen Welt — die drei überwiegend germanischen Großstaaten Deutschland, Großbritannien und Nordamerika — zusammenfassen und ihren Anteil an der Weltwirtschaft gemeinsam darstellen. Auf beinahe allen ökonomischen Gebieten ergibt sich dann das, was ich die wirtschaftliche Weltherrschaft der drei germanischen Nationen nennen möchte[1]).

Die sachlichen Voraussetzungen jeder produktiven Tätigkeit sind uns gegeben in den Kräften und Stoffen der Natur; ihre Gewinnung erst erlaubt dem Menschen, seine eigenen Kräfte und Fähigkeiten in wirtschaftliche Werte umzusetzen. Wir sahen im ersten Kapitel der ganzen Untersuchung, wie das politische Vermögen die technisch-ökonomische Entfaltung überall bedingt. Daher ist es keineswegs gleichgültig, in wessen Hoheitsgebiet und unter welcher Flagge die wichtigsten Rohstoffe und Kraftquellen der Erde sich befinden. Nun erzeugten aus unerschöpften Lagerstätten bereits 1910 Deutschland, England und die Union 65% der Weltproduktion an Zink (1911), 71% an Blei (1911, einschl. Mexiko), 82% an Steinkohlen, 84% an Koks, 79% an Roheisen, 78% an Stahl, 76% an Kupfer (1911, einschl. Mexiko).

Auch die Rohölgewinnung der Welt liegt überwiegend in den Gebieten dieser drei Mächte, die einschließlich Mexikos 1913 schon 71% in Händen hatten[2]). Die hauptsächlichen Kraftquellen (Wasser, Dampf, Elektrizität) ergaben 1907 in Deutschland 10,4 Millionen P.S., in Großbritannien 1910: 10,8 Millionen P.S.[3]; die 107 Millionen Einwohner beider Länder hatten also, da eine Pferdestärke gleich 15 Menschenkräften gilt, ihre natürliche Kraft genau vervierfacht. Demgegenüber kommt weniger in Betracht, daß in der Versorgung mit Lebensmitteln andere Länder den Vorrang immer mehr erhalten, daß hier die drei germanischen Reiche fast nirgends auch nur die Hälfte der Weltproduktion besitzen; denn eben ihre Industrieherrschaft wird dadurch ja erleichtert. Wesentlicher ist die Kontrolle über die Rohstoffe der Textilindustrie. Sie gehört (1911/12) für die Baumwollerzeugung den drei Staaten zu 80% (ohne Ägypten), für den Baumwollverbrauch zu 64%; drei Viertel aller Baumwollspindeln der Welt gehören ihnen.

Das gewerbliche Getriebe, das sich der Kräfte und Stoffe der Natur bemächtigt, wird im Gang gehalten durch das Öl des Kredits und seiner Substrate: Gold und Silber. Die drei Staaten kontrollieren 1910 (Mexiko einbegriffen) nicht weniger als 84% der Weltproduktion an Gold und 85% an Silber.

Die Einrichtungen des Handels und Transports ermöglichen den Austausch der hergestellten Werte. Wiederum dominieren Deutschland, England und Nordamerika als die Vermittler des Welthandels und Weltverkehrs.

[1]) Arthur Dix hat gleiches für den Welthandel einmal im „Tag" festgestellt.

[2]) Bekanntlich suchte Großbritannien kurz vor Kriegsausbruch die persischen und mesopotamischen Öllager sich politisch zu sichern, die es zu Heizzwecken für seine Marine nötig hat.

[3]) Ausschließlich der Kolonien.

Ihre Flaggen führen drei Fünftel aller größeren Handelsschiffe der Welt; ihrer Verwaltung unterstehen gut drei Fünftel aller Eisenbahnen der Welt; desgleichen vier Fünftel aller Kabellinien der Welt und über drei Viertel aller Telefunkenstationen der Welt; endlich geht über ihre Grenzen über die Hälfte des gesamten Außenhandels der Erde.

Doch genug der Daten, die ja nur eins beweisen: daß eben den Großmächten der germanischen Welt der wirtschaftliche Vorrang heute zukommt. In weitem Abstand erst folgt Frankreich, der alte Nebenbuhler Englands, ganz zurück bleiben Spanien und Portugal, einstmals die Herren der Erde. China und Südamerika sowie Rußland sind in sich noch nicht genug gefestigt, um bestimmend in den weltwirtschaftlichen Kreislauf eingreifen zu können. Mächte der Zukunft oder der Vergangenheit sie alle; allein den Völkern germanischen Ursprungs und deutscher oder angelsächsischer Kultur gehört die Stunde. Von ihnen stehen zwei im Kampf sich gegenüber, steht das dritte halben Herzens abseits. Aber irre ich nicht, und geht der Streit von 1914 siegreich für uns aus, dann wird die Weltwirtschaft der letzten vier Jahrzehnte ihren weltpolitischen Ausdruck künftighin erhalten. Jener politische Druck wird endlich schwinden, unter dem wir daheim wie in den Kolonien gehalten wurden. Unsere ökonomische Entwicklung in Mitteleuropa und Übersee wird nicht mehr von einem Tag zum anderen mit dem Zusammenbruch bedroht werden. Zwar ohnegleichen in der Welt Geschichten ist dieser Kampf. Und wenn er in der Anlage dem Ringen Napoleons I. mit Großbritannien gleicht, so doch nicht in den Umständen des Kampfes und in der Art der Mittel und ganz gewiß erst recht nicht im Erfolg. Falls wir da nach einem Gleichnis suchen, so kann es viel eher das der Vereinigten Staaten sein, die 1776 und 1812 ihre Ebenbürtigkeit mit England durch das Schwert erwiesen und über ein Jahrhundert schon behauptet haben. Was old John Bull dem ungetreuen Yankee reichlich zollte, dem Vetter Michel hat er es noch stets versagt: Respekt und Gleichberechtigung. Wir haben beides ihm ferro et igni beizubringen. Ist dies geschehen, so beginnt ein neues Zeitalter unserer Geschichte, ein neues auch der Weltverteilung. Gleich der Union dann endlich ungestört in seinem eigensten Bereich bildet Deutschland künftighin politisch, was es durch seine Wirtschaftskraft geworden und wozu es durch seine Tradition berufen ist: Europens Reich der Mitte. Im Schutze dieser Vormachtstellung gegen Angriffe aus Ost und West und Süd gefeit, reckt Deutschland die Fänge über den Ozean, der ihm ja anders als dem alten Reich zum Lebenselement geworden ist, und gesellt sich jenen anderen als dritte Weltmacht germanischen Gepräges. In diesen beiden finde ich Ziel und Bedeutung des Weltkrieges für uns beschlossen; beides vereint erst gibt den Siegespreis, der solcher Ursachen und solcher Opfer wert ist.

(Von den politischen Voraussetzungen des modernen Krieges wird ein drittes Kapitel noch kurz handeln.)

Lukas Cranach.

Von

Mela Escherich.

Die sächsische vorcranachische Malerei hat keinen Ruf. Nach den hochwogenden Zeiten der Kloster- und Ritterkultur unter den sächsischen, fränkischen und staufischen Kaisern, nach jenen großartigen Schöpfungen der sächsischen Baukunst, Plastik, Buch- und Wandmalerei, von denen uns heute noch die herrlichen, männlich herben Steinwerke der Sakralbauten von Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Naumburg und vielen anderen Städten, die wunderbaren Naumburger Domstatuen, die unvergleichlichen und wahrhaft köstlichen Miniaturen, deren schönste sich heute in den Bibliotheken zu Stuttgart und Wolfenbüttel befinden, und endlich die merkwürdigen Wandgemälde zu Hildesheim und Goslar einen Begriff geben, — nach jenem, zu mächtigsten Einheiten zielenden, voll zum Ausdruck gelangenden Wesen der aufblühenden deutschen Nation, das sich in den trotzigen Sachsenländern mit einer ungemeinen Kraft durchsetzte, sehen wir, besonders nach Osten hin, im 14. Jahrhundert eine Hemmung eintreten. Karl IV. zieht der deutschen Kultur eine geographische Richtlinie: Paris—Prag. Diese Linie überschneidet bei Frankfurt—Mainz den älteren, schon von den Römern begangenen, später Pfaffengasse benannten Kulturweg der Rheinlande. An diesen beiden sich kreuzenden Linien vollzieht sich für die Malerei die künstlerische Entwicklung. Die eine Linie ist Prag—Nürnberg, die andere Basel—Köln, an der später im 15. Jahrhundert Colmar aufleuchtet, mit seiner weitausströmenden Schongauerschule. Nach Norddeutschland ästeln vom Niederrhein ins Westfälische hinein und, durch den Hansaverkehr vermittelt, bis Hamburg und Lübeck blütenvolle Zweige gotischer Wand- und Tafelmalerei. In Obersachsen aber hören wir um diese Zeit wenig von künstlerischen Taten. Nicht, daß die Triebe dazu nicht vorhanden gewesen wären. Hier und dort regt sich wohl mancherlei. In den tiefen Thüringer Wäldern erblüht einsam in scheuer Lieblichkeit die Holzplastik. Die Waldleute schnitzen gern. Wunderwerke einer überaus innigen Kunst erstehen in den stillen Gebirgsstädten. Große, große Schnitzaltäre mit vielen Figuren. Ihre Verfertiger wissen nichts von der Aufwendigkeit des rheinischen und schwäbischen Stiles. Es sind Leute, die erstaunt von der Arbeit aufsehen, wenn ein Fremder durch die Gasse kommt. Und darum schauen auch ihre geschnitzten heiligen Frauen

und heldischen Ritter erstaunt und voll freundlicher Verlegenheit aus ihren, dem schützenden Laubdach des Waldes ähnlichen Blätter- und Schnitzgehäusen auf den Beter herab. Bis ins 16. Jahrhundert hinein bewahren sie sich noch den feinen, schwingenden Stil, der in der rheinischen Plastik und ebenso in Italien — mit Ghiberti — ein Jahrhundert früher erlosch.

Hier und dort tauchen auch Gemälde dieses Stiles auf. Werke, in denen noch die große Auffassung des hohen Mittelalters verworren weiterträumt. Eine still gewordene Größe. Laut reden nur die schönen, frohen Kirchen, die in reicher Kraft die zauberischen Reize der späten Gotik entfalten. Übrigens scheint, daß man in den sächsischen Landen dem lokalen Kunstbetrieb wenig Vertrauen entgegenbrachte, lieber sich auswärtiger Künstler bediente. Man brauchte nicht weit danach zu greifen, die böhmisch-fränkische Schule umgürtelte Sachsen mit ihrem sich durch Schlesien und in die Mark erstreckenden Wirken im Süden, Osten und Norden, während von Westen die rheinisch-westphälische mit ihrer durch die Einwirkung französischer und flandrischer Kultur geschmeidiger gewordenen Ausdrucksweise verlockend andrängte.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts errang sich der Nürnberger Michel Wolgemut, Dürers Lehrer, mit seinem ausgedehnten Werkstattbetrieb Beliebtheit, wie seine Altäre in Erfurt und Zwickau und manches andere Werk beweisen. Dürer arbeitete für kurze Zeit in Wittenberg, und auch Peter Vischer fand in Thüringen Aufträge. Die lokale Kunst stimmte sich auf den Ton der fränkischen Moderne mit bisweilig altertümlichem Einschlag, der sogar manchmal ein heidenhaft urwäldlerisches Gepräge bekam, wie bei dem an eddische Götter und Helden erinnernden riesenhaften gemalten Christophorus im Erfurter Dom, der fast die ganze beträchtliche Höhe der Wand einnimmt, oder den in Halle in allen Größen vorhandenen polychromen Statuen des heiligen Mohren Mauritius, in denen über der Schilderung der afrikanischen Sehenswürdigkeit der Heilige fast vergessen wurde.

Man hätte vielleicht noch lange so fortgemacht, zwischen dem edlen Ausklang einer lange zurückliegenden Epoche und barbarischen Heidenreminiscenzen, wenn nicht endlich — Cranach gekommen wäre. Auch er ein Franke. Ein Hinterwäldler sogar aus dem waldumrauschten Kronach, der es aber in Kürze zum Apotheker, Buch- und Schreibwarenhändler, Bürgermeister und kurfürstlich sächsischen Hofmaler brachte und als ein auf allen diesen Gebieten hoch angesehener Mann in der kurfürstlichen Residenzstadt Wittenberg seiner mannigfachen Ämter und Pflichten nahezu ein halbes Jahrhundert waltete. Durch ihn erhielt in sächsischen Landen die Kunst einen Mittelpunkt und ein einheitliches Gepräge, so daß von nun an sächsische Schule und Cranachschule ein Begriff ist, was freilich weniger zur Förderung bodenständiger Entwicklung, als zum Ruhme des einen großen Meisters beitrug. Doch wissen wir nicht, welche Blüten der Cranachsche Einfluß noch gezeitigt hätte, wäre nicht überhaupt nach Cranach — der, Dürer, Grünewald, Holbein überlebend, der

Senior der großen deutschen Künstlergeneration wurde — die große Brachfeldruhe eingetreten, in der nur das Kunstgewerbe üppig gedieh, während die Malerei ganz des Blühens vergaß.

Kronach oder Goldkronach, nach den einst reichen Goldadern des Gebirges so genannt, in früheren Berichten auch unter dem slawischen Namen Krana (Crana = Festung) aufgeführt, liegt eine halbe Stunde vom weißen Main, in dem fruchtbarsten Teile des sonst nicht gerade mit Reichtümern gesegneten Fichtelgebirges. Der bedürfnislosen Fichte mischt sich hier schon die anspruchsvollere Buche. Der Wald wechselt mit blumenreichen Hängen und wogenden Feldern. In merowingischer Zeit setzten sich, von Osten eindringend, im ganzen Gebirge und weithin mainab bis Bamberg und Bayreuth und ins Sächsische hinüber die Wenden fest. Wendische Betriebsamkeit gründete die zahlreichen Eisenhütten, schürfte im Berg und ackerte die Scholle. Wendisches Blut vermischte sich dem fränkischen, und die wendischen Götter behaupteten unglaublich lange in christliche Zeit hinein ihre Herrschaft. Länger aber als Swantewit der Urgewaltige und Perkun der Donnerer, Gerowit der Rechtsprecher und die Todesgöttin Marzana lebten in der Phantasie des Volkes jene halbgötterhaften Wesen lokaler Herkunft, jene im engsten Zusammenhang mit der romantischen Gebirgswelt, den Klüften und Quellen, einsamen Waldwiesen und verwucherten Talgründen, Wurzelwerk, Schachten und Höhlen entstandenen Waldmännlein, Moosweiblein, Zwerge, Hexen, Berg- und Wassergeister, die, bald ins Heidnische, bald ins Christliche spielend, eigentlich keinem Kult angehören, sondern lediglich Ausgeburten der durch die örtlichen Naturverhältnisse erregten Lust zum Fabulieren sind.

Es ist nicht ganz gleichgültig, anläßlich einer Betrachtung über Cranach sich dieser Dinge zu erinnern. In eines Menschen Steckbrief gehört seine Heimat. Und bei einem Menschen, der uns noch nach Jahrhunderten des Beschauens wert dünkt, mag es gestattet sein, wie man, um einen Gegenstand zu beschauen, bald nahe hin, bald zurücktritt, auch örtlich und zeitlich um ihn herumzublicken.

Als der junge Meister, durch das Wohlwollen seines kurfürstlichen Gönners Friedrich des Weisen ermutigt, mit seinem ebenfalls jungen Weiblein, einer liebenswürdigen Gothaerin, in Wittenberg einzog und Heim und Werkstatt aufschlug, da zog mit ihm eine seltsame Gefolgschaft, die allsogleich wispernd und wimmelnd und mit kurzen Flügeln schwirrend Stuben, Hof und Garten füllte. Eigenwillige, ungebärdige Geister, die ihm keine Ruhe ließen, bis er sie aufs Papier oder auf die Holztafel bannte. Das waren die heimatlichen Götter aus dem sagenvollen Fichtelgebirge, die, wie die launischen Zwickteufel an St. Antonii Kutte, an des kurfürstlich sächsischen Hofmalers Seele zerrten und kribbelten.

Und mit ihnen kam Waldesduft und -luft in des Künstlers Werk. Der

ganze Wald kam vom Gebirge herab. Die stillen Heiligen der thüringischen Schnitzaltäre waren Waldkinder. Losgerissen aus dem lokalen Rahmen stehen sie heute in den Schlössern und Museen.

So wurde, wie im 19. Jahrhundert der märchengewaltige Moritz v. Schwind, unser Goldkronacher Meister der Maler des deutschen Waldes. Und das Gold, von dem die Sage erzählt, daß es aus gemeinsamem Ursprung eines geheimnisumwobenen Hochwaldsees von den vier Flüssen Main, Eger, Naab und Saale vom Gebirge herabgetragen würde, blitzte und flitzte bis in des Meisters spätes Alter auf seinen Waldbildern auf. Ja, je länger der Strom dieser Kunst rann und schon zu verebben anfing, mit je satterer Kraft leuchtete bräunlicher Goldglanz auf dem dichten Gezweige seiner herrlich gemalten Waldwildnisse, mystisches Leuchten, das wie ein schimmernder Märchenstrom hütend die nackte Menschenschönheit des ersten Elternpaares oder antikischer Götter und Nymphen heitere Gestalten, oder die holde Fraulichkeit der Mutter des Christengottes und das Heldentum seiner Streiter und Streiterinnen umgab.

Cranach war ein Phantast und war und blieb es im Grunde seines Wesens, trotz der scharf darin hervortretenden praktischen Züge, sein Leben lang. Nicht wenige haben das über dem Hofmaler, dem Apotheker, dem Buchhändler, dem Bürgermeister und nicht zum geringsten über der Unmasse von Werkstattgut, die unter seinem Namen geht, vergessen. Aber wer in das würdevoll männliche Antlitz seines Selbstbildnisses von 1550 — es mag nun von ihm oder, wie neuerdings vermutet wird, von der Hand seines Sohnes sein — blickt, dem wird andere Auskunft. Diese festen, ehrwürdigen Züge des Achtundsiebzigjährigen, die noch immer feurigen Augen, die kühn geschwungene Nase, der fest geschlossene Mund, die kaum gefurchte mächtige Stirn, die kräftigen, noch keine Spur des Schlaffwerdens verratenden Wangen, alles deutet auf geistige wie körperliche Kraft, Anmut, edle Gesinnung und starke Schönheitsempfänglichkeit. Das war kein nervöser Mensch wie Holbein oder Grünewald oder wie gelegentlich — in den Passionsdarstellungen! — Dürer, keiner, dessen künstlerische Offenbarungen von psychischen Krisen abhängen; mehr eine Natur vom Schlage Tizians, einer, der das Ideale gelassen mit dem Realen verband. Ein starker Geist in einem starken Körper. Vielleicht mit einer Dosis Bauernschlauheit. Gewiß ließ sich dieser kluge, aufrechte Mann keinen Nutzen entgehen. Aber ebenso gewiß verstand er in einem Punkt keinen Spaß. Das war, wenn es um Treue ging. Wissen wir doch, daß sich der Greis zu seinem Kurfürsten Johann Friedrich auf dessen Wunsch in die Gefangenschaft begab und sie treulich die zwei noch währenden Jahre mit ihm teilte.

Seine Phantasie war der Wald in hochsommerlichen und herbstlichen Phasen; die Geister des Waldes, der Wiesen, der Luft — denn als Engel kann man diese Elementarwesen nicht bezeichnen —, endlich bis

zu einem bestimmten Grade die Frauen. Die Frauen nicht als Einzelerscheinungen, sondern als Gattung. Ihn reizte ihre schöne Tierhaftigkeit, die verhaltene Bestialität im Üppigen (Lukrezien), wie im Neckisch-Koketten (weibliche Heiligen) oder raffiniert Erotischen (Venus, Nymphen). Man merkt ihm an, daß er sie am liebsten alle nackt gemalt hätte. Nackt und in der freien Natur. Seine reizenden Göttinnen und Nymphen, deren schimmernde Körper sich wohlig in die sie umfächelnde sommerlaue Waldluft schmiegen, predigen zwar nicht das Hohelied der Schönheit, aber das einer frischen, heiteren Sinnlichkeit. Rubens' und Giorgiones nackte Menschentiere sind edlere Zucht, Cranachs süße kleine Mädchen vielleicht unterhaltsamer. Aber wie jene, nur pikanter durch einen scherzhaften Einschlag, vereinigen sie in sich die reizvolle Wechselwirkung von Natur, die sich zu Kultur erhoben, und Kultur, die sich Natur bewahrt hat. Diese schönen Nacktheiten sind alle kunstvoll frisiert und mit Geschmeide geschmückt. Sie stellen ihre kultivierte Schönheit mit derselben Absichtlichkeit in den Rahmen der Wildnis, wie man sich in Trianon in der Nachahmung ländlicher Unschuld gefiel.

Je weiter Cranach in das Porträt hineinkam — seine Auftraggeber drängten ihn in dieses Gebiet —, je mehr verließ ihn die Phantasie. Er wandte dann allen Fleiß auf das Kostümliche, worin er Wunder leistete. Auch verfiel er in die Neigung — darin dem ihm sonst ganz unähnlichen Rembrandt ähnlich —, seine Leute pomphaft mit Hüten, Federn, Schmuck auszuputzen, so daß die Bildnisse einen blendend trefflichen Eindruck machen, ohne sich an seelischem Leben mit denen eines Dürer, Holbein, Amberger, Schaffner und so und so viel Anonymer messen zu können. Übertrifft ihn doch hierin sogar sein überall geringer eingeschätzter Sohn Lukas, wie dessen fein vergeistigter „Melanchthon" im Städelmuseum zu Frankfurt und der „Kurfürst Joachim II." im Besitz Sr. Majestät des Deutschen Kaisers beweisen. Cranachs ungemein große Pinselfertigkeit täuscht leicht eine Bedeutung vor, die ihm tatsächlich nicht zukommt. Man darf nur etwa den Kardinal Albrecht II. von Brandenburg in Cranachs Gemälden und Dürers Holzschnitten vergleichen, um sofort zu sehen, wie viel der Wittenberger Meister seelisch schuldig bleibt.

„Er ist sonderbar sauber und liebreich im Malen und Reißen gewesen, hat auch in solchem mehr als in Ausbildung der lobwürdigen Antichen, nackenden Bildern, Historien, poetischen Gedichten und anderen verstanden; maßen er sich meistens auf das Contrafäen gelegt und sich in Vorstellung halber Figuren der Lukretia, alter Männer, Weibsbilder u. dergl., die er Alla moderna gekleidet, und jede in ihrem Geschlecht sehr nett und sauber gemalt, wie sie denn auch bei dem Churfürstlichen Hofe in großen Ehren gehalten werden, und ist der Meister selbst bei Lebzeiten von diesem hohen Haus reichlich begnadigt worden."

Also schildert ihn der selige Joachim von Sandrart, Deutschlands erster Kunsthistoriker, in seiner „Teutschen Akademie" (1675—79). Es scheint dem-

nach, daß schon hundert Jahre nach des Meisters Tode die große Zahl seiner religiösen Darstellungen vergessen und verschollen war und sich an den Namen Cranach nur mehr die Erinnerung seiner Bildnisse und, wohl in Kombination mit allerlei Hofklatsch, etlichen galanten Genres knüpfte. Übrigens hätte dem barocken Zeitgeschmack Sandrarts, der die deutschen Maler nur nach ihrer Ausbildung in Nachahmung der „lobwürdigen Antichen" beurteilte, der Cranach, wie wir ihn heute, nach langer Mühe des Zusammensuchens seiner Kunst in Kirchen, Museen und Privatgalerien, kennen und lieben, vielleicht nicht einmal besonders zugesagt.

Ein weitaus treffenderes Urteil finden wir in Kuglers „Handbuch der Geschichte der Malerei" 1847: „Cranach hat in seinen Gemälden vieles mit der Richtung Dürers gemein, vornehmlich, was die einfach unbefangene Auffassung der Natur und die schlichte, etwas dürre Behandlungsweise bei übrigens kräftiger Färbung anbetrifft; doch tritt bei ihm an die Stelle jenes tiefsinnigen Ernstes und jener großartigen Kraft mehr eine naive, kindliche Heiterkeit und eine weichere, fast schüchterne Anmut; jenes Element des Phantastischen hat bei ihm im einzelnen die lieblichsten märchenhaften Blüten hervorgetrieben. Er ist im vorzüglichsten Sinne volkstümlich; sein Humor hat etwas von dem Volkswitze seiner Zeit; der Eindruck seiner Vortragsweise mahnt an Volksbücher und Volkslieder, und nicht mit Unrecht mag man ihn den Hans Sachs der Malerei nennen."

Es waren sicherlich besonders Werke der ersten Epoche des Meisters, die Kugler bei diesen, von liebevollstem Eingehen auf das innerste Wesen von Cranachs Kunst zeugenden Worten vor Augen standen. Auf diese Epoche auch trifft am meisten der für unser heutiges Gefühl allerdings nur lockere Zusammenhang mit Dürer zu.

Das „Element des Phantastischen" gibt den ersten starken Auftakt. Da sind die drei Darstellungen der „Ruhe auf der Flucht". Merkwürdige Bilder. Mittelalterlich phantastisches Gebrodel, aus dem sich aber etwas Neues losringt. Wir fühlen, hier beginnt in der Auffassung eines oft behandelten Motivs eine Grenzverschiebung. Das bisher nur höchst selten problematisch behandelte Verhältnis der wirklichen zu den erfundenen Wesen erfährt eine Veränderung, eine Lockerung. Alle großen Entwicklungen haben eine Phase, die man als solche eines alten Bundes bezeichnen möchte. Und dann kommt eine Stunde, wo die Engel nicht mehr unter den Menschen wandeln. „Die Wunder ruhn, der Himmel ist verschlossen."

Wie kommt es, daß wir uns gerade bei Cranach, dem Phantasie- und Gestaltenfreudigen, an diese Grenze geführt sehen?

Wir wollen die „Ruhe auf der Flucht" von 1504 (Kaiser Friedrich-Museum, Berlin) betrachten. Eine Waldwiese. Sonnenwarmer Sommertag, obwohl auf dem flachen Nadelgeäst einer mächtigen Tanne verschmelzender

Schnee lagert, wie das zuweilen im Gebirge bis in den Sommer hinein vorkommt. Im Grase blühen Primeln und Akeleien. Die hohen Disteln knospen schon, und die Erdbeeren funkeln glührot. Rechts öffnet sich über junger Tannenschonung, aus der hoch mit weißschimmerndem Stamme eine Birke aufragt, weite Aussicht vom Gebirg ins Land hinaus. Fränkisch-thüringischer Landschaftscharakter. Josef steht mit abgenommenem Hut unter dem großen Tannenbaum und blickt mit gewohnter Grämlichkeit auf den Beschauer. Maria sitzt etwas weiter vorn und schaut uns ebenfalls an. Besonders, wenn wir von links an das Bild treten, sehen wir beider Blicke auf uns gerichtet; diejenigen Marias etwas gedankenverloren. Sie hält das auf ihrem Knie stehende Kind mechanisch mit gewohnter Mutterfürsorgfalt, ohne sich darum zu kümmern, welcher Anlaß dem kleinen Strampelpeter fast das Gleichgewicht kostet. Kinder müssen immer nach etwas greifen und haschen. Es ist aber doch sonderbar, daß der Kleine plötzlich einen Büschel Erdbeeren in der Hand hat, wo er doch nicht von ihrem Schoß gekommen ist. Wollte sie nur ein wenig den Kopf nach rechts wenden, dann müßte ihr ein Ausruf des Erstaunens entschlüpfen; denn da steht ein leibhaftiges Engelkindchen mit flockigen Flügeln, das die Erdbeeren aus dem Grase heraufbietet. Da sitzt aber einen Schritt weiter noch eine gar sonderbare Gesellschaft. Vier kindliche Geister, die Konzert halten. Einer in einem Meßgewand, wie es sonst nur die großen Engel tragen, taktiert aus einem Notenblatt. Zwei andere spielen Flöte und Pfeife, und ein kleiner nackter Kerl guckt dem kleinen Erzengelkapellmeister in den Text. Von links stampft einer mit einem gefangenen Vogel heran, und im Hintergrund pritschelt ein anderer mit einer Muschel in dem dem Felsen entquellenden Wässerlein. Dieses Völkchen hat trotz den Flügeln und der zum Teil standesmäßigen Kostümierung nichts mit dem den Himmel bewohnenden Engeln zu tun. Es stammt aus dem feuchten Boden der Wiese. Unter Blättern und Steinen schläft es des Nachts. Eine köstliche Geisterschaft wonnevoller Waldeinsamkeit. Sind es nicht die Geräusche von Wald und Wiese, die sich in ihr verkörpern? Und wirklich läßt Cranach die Frage offen, ob Maria und Josef das leise Rauschen der Flügel nicht bloß für ein sachtes Windlein, das Pfeifen und Quirelieren und Flattern im Grase für der Grillen Zirpen, der Bienen und Hummeln Summen, kleiner Vögel Hüpfen und das Plätschern des Geistchens am Quell für das Glucksen des Wassers über Steinen halten. Nur das Kind — die Sehlinie seiner der Engelgruppe zugewandten und von lebhafter Körperbewegung in gleicher Richtung begleiteten Blicke entspringt im Winkel zu jener von Maria und Josefs Augen —, das Kind erkennt die Geister wohl. Dem Gotte ist alles Geistige sichtbar.

Wenige Jahre später, 1509, behandelte Cranach das Motiv abweichend in einem Holzschnitt. Wieder Erdbeerenzeit. Ein heißer Hochsommertag. Die heilige Familie rastet unter einer Eiche. Maria gibt dem Kinde zu trinken. Luft und Wiese wimmelt von kleinen Geistern. Sie halten sich, Schatten

suchend, dicht um die großen Bäume. Auch hier hat wieder einer einen Vogel gefangen, den er dem kleinen Jesus bringt. Droben auf starkem Ast sitzt ein Halbdutzend, das mächtig drauflos musiziert. Einer summt mit angezogenen Beinchen, Fanfare blasend, durch die Luft. Ein ganz kleines Kerlchen, das wohl noch im Gebrauch der Flügel unerfahren ist, läßt sich, vorsichtig kletternd, am Stamm herunter. Etliche beschäftigen sich mit Erdbeerpflücken, wovon einer sich nach Kinderart auf den Boden legt und nun in schwerer Arbeit rupft. Wieder einer ist auf die alte Weide geflogen und sitzt nun da und hackt in hellem Eifer mit einem Beil Zweige ab. Vielleicht will er dem Christkind Kühlung damit fächeln. Eine größere Gruppe endlich lagert am Teich. Alle durstig. Einer schöpft sich gierig mit einem Schälchen Wasser. Ein anderer, an den sich matt ein dritter lehnt, trinkt hastig. Wieder einer beugt sich, am Ufer kniend, verschmachtend über den Wasserspiegel und schlürft in der Gier gleich mit dem Munde aus dem Teich.

Der heiße Sommertag könnte nicht sprechender versinnlicht sein, als durch diese teils nach Wasser lechzenden, teils dem Christkind durch Zweige und Erdbeeren Kühlung bringenden Scharen kleiner Elementargeister.

Es scheint auch, daß den Meister selbst das Motiv beglückte, sonst hätte er es wohl nicht, wieder in entzückender Variation ein drittes Mal, in einem undatierten Holzschnitt, verwertet. Wieder sitzt die Madonna unter dem Baum. Das Kind ist größer als auf dem vorigen Blatt. Es ist Herbst. Die heißen Tage sind vorbei. Klar und rein liegt das ferne Gebirge. Eine milde, stille Stimmung, wie sie etwa den lieblichen Herbsttagen im Saaletale entspricht. „Auf den Bergen die Burgen . . .“ Der Baum, unter dem Maria sitzt, ist ziemlich entlaubt. Schon ist der große Baumschwamm sichtbar und in des Astes Gabel das Dohlennest, beide sommersüber vom Laube verdeckt. Ein paar nichtsnutzige Engel haben sich sachte hinaufgepirscht und nehmen die schreienden Vögel aus. Das Stehlen von Vögeln, ganz und gar nicht engelhaft, ist ein echt elbischer Zug. Manche Zwergensage meldet davon.

Rund um die Madonna tanzen kindliche Geister Ringelreihen, ringsum, rundum, um Mutter und Kind. Händchen hält Händchen. Beinchen nach Beinchen, rechtes hoch, linkes hoch, stampft taktmäßig die Erde. Schneller und schneller. Ob sie auch singen? Man glaubt den einfachen, scharf betonten Reimklang eines Kinderliedchens zu hören. Tripp trapp, tripp trapp. Sie trappeln den Boden glatt. Man hört das Krähen der kleinen Bälger und den Lärm ihrer feisten Füßchen. Und immer schneller und schneller, ringsum, rundum. Da fängt auch das Jesuskind mit an. Stellt sich auf, stampft mit im Takt. Die armen Kniee der Mutter!

Maria sitzt regungslos mit leise geöffnetem, glücklich lächelndem Munde und halbgeschlossenen Augen, wie träumend. Träumt sie wirklich? Von guten, kleinen Geistern, die sie und ihr Kind schützend umgeben? Schläfert sie der kindliche Reigensang ein? An den Baumstamm gelehnt, den Arm auf einen

Ast gestützt, steht, außerhalb des Geisterringes, der heilige Joseph, versunken in eigene Gedanken. Sieht er, was dicht vor seinen Füßen vorbeikreiselt? Dünkt es seinem Blick nur ein sonderbarer Wirbel tanzenden Staubes in der Sonne, oder unterscheidet er die zierlichen Wesen und besinnt sich vergeblich, was das bedeuten könne? In seiner Miene liegt etwas Grübelndes, als sage er sich: Mit meiner Frau geht es wunderlich zu. Das ist ganz wie im Märchen, wo sich der Ritter Gedanken macht, warum seine Frau mit Leuten aus dem Brunnen Verkehr habe . . .

So selbstverständlich wie im vorhergehenden Jahrhundert geht es bei Cranach nicht mehr her. Noch herrscht ein reizend naiver Ton. Ja, er ist gesteigert gegen früher. Aber was einst geglaubte Wirklichkeit war, wandelt sich gemach in — das Märchen. Cranach ist ein wunderbarer Märchenerzähler; aber er bleibt dabei, daß es Märchen sind. Und schon ist ja auch die Technik so weit vorgeschritten, daß z. B., um eine Naturstimmung auszudrücken, die Verkörperung durch Putten nicht mehr nötig erscheint. Die mystisch-symbolische Sprache des Mittelalters ist entbehrlich geworden. Wo Cranach sie noch heranzieht, tut er es, um zu fabulieren. Er hat nicht mehr die Ehrfurcht, mit der die älteren Meister himmlische Wesen malten.

Dafür dringt er mit siegreicher Kraft in die Natur ein. Der Wald! Mächtig umrauschen uns seine Wipfel. Wenn wir von Cranach nichts hätten, als seine Bäume, so wäre ihm schon sein Ruhm sicher. Diese wuchtigen Laubmassen mit den Glanzlichtern auf den einzelnen Blättern, diese Tannen mit den lichtgrünen Spitzen, einzelne Wipfel in köstlichem Umriß über struppigem Unterholz ins Land hinausgrüßend, Haselgebüsch mit den grün gebarteten Nüssen, Eichen, Weiden, Birken, Gesträuch und Blumen — mit welcher Lust und Beobachtungskraft hat er alles gemalt! Er bietet nicht nur dem Kunstkenner, sondern auch dem Naturfreund erfreuliche Augenweide.

Seiner Zeit rühmte man ihn übrigens weit mehr als Tiermaler. Seine Hirsche, Rehe, Hunde, Vögel erregten bei den Zeitgenossen maßlose Begeisterung. Eine Begeisterung, die jedoch ästhetisch bedenklich ist, da sie sich lediglich in dem Entzücken über die täuschende Naturnachahmung äußert. Dr. Scheurls berühmte, von echtem Humanistenwortschwall geblähte Lobrede auf Cranach gibt dafür eigentümliche Beweise.

„Zu Torgau", heißt es darin, „hast du Hasen, Fasanen, Pfauen, Rebhühner, Enten, Wachteln, Kramtsvögel, Holztauben und anderes dergleichen Geflügel an der Wand hängend gemalt, die einstmals der Graf von Schwarzburg, als er sie sah, hinauszubringen befahl, damit sie nicht einen üblen Geruch verbreiteten; und da er merkte, daß er von den Fürsten ausgelacht wurde, und näher hinzutrat, mit einem Schwur beteuerte, daß wenigstens ein Flügel von einer wirklichen Ente dabei gewesen sei. Georg, der herzogliche Jäger, obgleich er zu Coburg erkannte, daß du den Hirsch gemalt habest, welchen er damals gefangen hatte, hielt doch die Geweihe für eingemauert;

und als das Gegenteil behauptet wurde, so glaubte er es nicht eher, als bis er es mit Händen fühlte."

An einer anderen Stelle erwähnt er nochmals das Geweih, „nach welchem oft Vögel fliegen, die zu Boden fallen, indem sie meinen, sich auf Zweige niederzulassen", und ein Wildschwein, vor dem die Jagdhunde flüchten. Es handelt sich nach diesen Andeutungen offenbar um scherzhafte Ausmalungen von Jagdzimmern, wo Cranach Kunststücke im Stile der Oktoberfest-Kunstausstellung losließ, freilich aber nicht hindern konnte, damit größeren Eindruck zu machen als mit seinen besten künstlerischen Leistungen. Auch die berühmte antike Anekdote von den Vögeln, die nach gemalten Trauben pickten, weiß Scheurl ähnlich von Cranach zu berichten. „Du hast einstmals in Österreich Trauben auf einen Tisch gemalt, mit solchem Erfolg, daß in deiner Abwesenheit eine Elster beständig herbeiflog und unwillig über die Täuschung (!) mit Schnabel und Klauen das neue Werk zerhackte." Auch diese Geschichte weist, falls sie nicht völlig der Erfindung Scheurls zuzuschreiben ist, auf einen Künstlerscherz. Mit solchen Späßen machte sich Cranach bei seinen fürstlichen Gönnern beliebt. Man muß sich denken, daß schließlich der Hofmaler ebenso wie der Hofdichter, der Hofzwerg, der Hofnarr zum höfischen Unterhaltungskorps gehörte. Cranach mußte die Fürsten auf die Jagd begleiten und mußte dort stizzieren, „wie Friedrich einen Hirsch fängt oder Johannes ein Schwein verfolgt". Der künstlerische Zweck trat bei solchen „Aufträgen" ganz in den Hintergrund. Man wollte eine Ergötzung beim Jagdschmaus haben.

Welch eigentümliche Stellung nahm überhaupt damals ein Künstler ein? Lukas Cranach war der Günstling dreier sächsischer Kurfürsten. An der Hoftafel Johann Friedrichs saß er in der „Hofstuben" am ersten Tisch obenan; nach ihm mehrere Herren vom Adel. Die Kurfürsten sprachen stets mit Herzlichkeit von ihrem „lieben und getreuen Meister Lukas". Luther, Melanchthon, Scheurl standen in lebhaftem Verkehr mit ihm. Dabei aber gefiel es den kurfürstlichen Herren, dem „Lucas Cranach Malher zu Wittenberg" gelegentlich Anstreicherarbeiten zu überantworten. So muß er einmal nach Torgau reisen, um dort ein „Haus im garten gruin zu ferben". Ein andermal finden wir für Cranach zehn Gulden „von zweyen Schlitten zu Malenn" notiert. Nicht ohne Belustigung liest man heute die noch handschriftlich von Cranach erhaltenen Rechnungen, wie z. B.:

62 Gulden 6 Groschen vor 218 rosen in die gewelbt stuben, ein ros vor 6 Groschen. (Jedenfalls Wand- und Deckenmalerei.)

4 fl vor die zwen auerochsen im gemach obern sal.

10 fl vor die zwen erczherzogen.

28 Gr. vor die drei figuren geluminiert (illuminiert) vom papst wie er auf der Hel (Hölle) siezt. (Titelblatt zu Luthers Schrift „Wider das Papsttum zu Rom".)

14 fl vor 7 Rennedecken vff die Fastnacht.

3 Groschen vor 5 Sacktücher. (Jedenfalls Staatsnasentüchlein mit bemalten Zipfeln.)
4 Gulden 16 Groschen vor hundert menlein, die sumerkleidung grün, ein menlein 1 Gr. (Modebilder für die männliche Hofkleidung, Sommer 1545.)
10 fl vor mein arbeit; pin siben Wochen hie gewest vnd die fursten ins puch gemacht, 21 fursten vnd freillein.
3 Groschen vor das futer, darein die sau gefarn ist.
20 Gulden für die Mummerey, der Babst mit den Cardinäln vnd Bischoffen mit aller Zubehörung. (Entwürfe für Maskenkostüme.)

Der wackere Meister zählte alles pro Stück ab. Porträts berechnete er meist mit 5 Gulden, bei mehr Personen Ermäßigung. Einmal liefert er ein „Brustgetäfel" (Brustbilder), achtzehn Stück Fürsten à 2 Gulden; ein andermal zwei Kaiser für 16 Gulden. Er wäre der Mann für jenen Münchener Mäcen gewesen, der den Preis eines Bildes nach der darauf befindlichen Anzahl von Figuren bestimmte. Nur daß das eben im 16. Jahrhundert an der Tagesordnung war.

Und doch ein Phantast! Wenn er von den Hofjagden und -gelagen, bei denen er mit allen Mitteln seiner Kunst Affenwerk und Narrenspossen getrieben, heimkehrte, dann setzte er sich an die Staffelei und ließ die Erinnerung der Waldbilder, die sein Auge in raschem Wechsel geschaut, wieder aufleben. Dann sah er deutlich vor sich die Tannen mit ihren langen Ästen, die vorn lichtgrün aufglühten, der Eichen zackiges Laub, des Buschwerks wildfrohes Gewirr. Dann, noch das ferne Halali der Hofjäger im Ohre, schob er die Gestalten des verlebten Tages fort, rief andere herbei. Hüllenlos stürzte Diana herein, nahte Eva schüchtern, lüstern, kommen die Charitinnen, . . . aber nein, alle sind noch nicht fort! Dort im Schatten in schläfriger Rast liegt — der Kurfürst. Wiegenden Schrittes tänzeln die sieggewohnten Göttinnen der Hellenen heran, durch ihrer Schönheit Glänzen den neuen Paris entflammend.

Und Cranach wurde mehr und mehr Frauenmaler. Weniger mit Tiefe, als mit einem blitzschnellen Erraten nähert er sich dem Mysterium des Weibes. Wie er dem Walde das Rauschen und Wenden jedes Blattes ablauscht, so erkundet er die feinen Reize eines sinnenden oder gesenkten Blicks, das weiche Schattenspiel auf Frauenwangen, die flutende Herrlichkeit blonder oder goldbrauner Locken. In immer neuen Varianten malt er das Haar. In Goldhauben gebändigt und heimlich durchschimmernd, oder unter großen Hüten lockig hervorquellend, über hoher Stirn gescheitelt, zurückfliehend oder in einzelnen, reizende Schatten hauchenden Ringelsilhouetten ins Gesicht hereinfallend, in Zöpfen aufgewuchtet, oder in wellenkrauser Fülle die Schultern überströmend, daß wir den starken Duft zu atmen glauben. Seine Akte sind, sofern man Schönheit als etwas über dem individuell Interessanten Stehendes gelten lassen will, nicht vollendet schön, aber immer reizvoll. Seine Art zu

modellieren, mit bräunlichen Schatten in rauchgrauem oder gelblichem Fleisch, spricht stark an. Die schönen Sächsinnen jener Zeit sind verschnürte Mieder-figuren mit vorhängenden Schultern und über den Hüften verkümmertem Rumpf — Folgeerscheinungen der Kleidermode. Cranach verschweigt und beschönigt das nicht. Er gibt die Natur, wie sie sich ihm im Modell bot, wieder, wodurch er freilich nicht hindern kann, daß sich zuweilen die Grenze zwischen dem Harmlosen und Verfänglichen verschiebt. Seine nackten Weiber wirken nicht nackt, sondern bloß ausgezogen. Sie haben nicht die nur reinster Schönheit eigene Sicherheit der Frauen Tizians und Giorgiones, deren Nacktheit uns nie als ein außer der Sitte liegender Zustand zum Bewußtsein kommt, selbst da nicht, wo sich auf dem gleichen Bilde bekleidete Personen befinden. Bei Cranach fühlen wir immer die Nähe des Ateliérwandschirms, hinter den das Modell, wenn jemand kommt, flüchten muß. Selbst in der Miene der schönen, an Dürer und die Venezianer gemahnenden Petersburger Venus liegt das Bewußtsein der ungewohnten Situation. Es ist eine kokette und schwüle Stimmung in allen diesen Darstellungen. Wir wissen ganz genau, daß diese Even, Lukretien und antiken Göttinnen gewöhnlich in knappem Mieder und langem Faltenrock umhergehen. Und so hat er sie ja auch gemalt, aufgeputzt in hochmodischem Staat. Dann heißen sie heilige Margarethe, Magdalena, Katharina, Martha, Barbara. Aus diesem Grunde wirken sie als Heilige auch nicht anders als in den antikischen und paradiesischen Situationen, trotz sehr gesittetem Niederschlag der Augendeckel. In ihrem bürgerlichen Beruf könnten sie Schenkmädchen oder Ähnliches sein, und man merkt ihnen eigentlich nicht an, daß sie aus einem Jahrhundert stammen, in dem es noch keine Bars und noch kein Warenhauselend gab. Und doch darf man Cranach über solchen Nuancen nicht gram werden, denn er hat einen feinen Humor, mit dem er das Bedenkliche auf die lustige Seite zieht, und eine unermüdliche Liebenswürdigkeit, mit der er die Situationen rettet — man denke nur an das „Urteil des Paris" oder die verschiedenen „Buhlschaften", wo junge Dirnen dem ins Garn Gelockten ihre Barschaft abnehmen.

Der Ton heiterer Koketterie setzt sich auch in seinen Madonnenbildern fort, den entzückenden Madonnen von Weimar, Altenburg, Glogau, Breslau, in denen Cranach der deutschen Kunst einen neuen Marientypus schenkt. Die Darstellungen sind unter sich verwandt. Halbfiguren mit landschaftlichem Hintergrund. Auf dem Weimarer Bild, dem der Vorrang gebührt, steht Maria, das Kind auf einem Samtkissen haltend, unter einer Eiche. Der etwas weichlich neckische Frauentypus des Meisters ist hier zu idealer Schönheit gesteigert. Über das kunstvoll behandelte, blonde Haar, das in herrlichem Wellengeringel bis zu den Hüften niederfließt, legt sich ein bis über die Augen ins Gesicht hereingezogener feiner Schleier, der zart das liebliche Köpfchen schmeichelnd umwebt. Von hoher „rafaelischer" Schönheit ist auch das Kind. Am meisten aber bleibt die edle Harmonie der Gesamtkomposition,

bleibt das tiefglühende Kolorit zu bewundern. „In dieser Beziehung", sagt Schuchardt, „bietet es einen Anhalt für die Anforderungen an Cranachsche Werke und kann gegen Leichtgläubigkeit bei mittelmäßigen Bildern bewahren."

Worauf wir in den sehr zahlreichen Madonnenbildern ganz verzichten müssen, das ist das religiöse Moment. Aus den Zügen der hübschen, jungen Mutter spricht lachende Weltlust. Religiöse Stimmungen sind ausgeschaltet. Überhaupt was das Seelische betrifft, hat Cranach wenig zu sagen, und es wäre nicht angemessen, ihn unter den ersten Meistern zu nennen, wenn er nicht vom koloristischen Standpunkt aus ein so herrlicher Maler und, was Komposition betrifft, ein so geistvoller Erfinder wäre. Vor seinen Farben geht einem das Herz auf. Er hat das feurige, tiefglühende Pigment, das den deutschen Malern von jeher eigen war, und weiß es durch feine, gebrochene und neutrale Töne harmonisch zu steigern. Woermann hat einmal, anläßlich der großen Cranach-Ausstellung von 1898 in Dresden, das beherzigenswerte Wort ausgesprochen, daß es für unsere modernen Künstler segensreich wäre, wenn sie bei Cranach Farben studieren wollten. Übrigens steht Cranach auch zeichnerisch, das beweisen seine trefflichen Holzschnitte, auf der Höhe der Zeit.

Cranach war vielleicht in einem gewissen Sinne von allen seinen künstlerischen Zeitgenossen der modernste. Insofern, als er die größte Anschmiegsamkeit an das Modische besaß. So wie es euch gefällt — schien ein stark bestimmendes Motiv seines Lebens gewesen zu sein. Er hätte vielleicht das pikante Genre nie gemalt, wenn die höfische Lebewelt nicht eine getreue Kundschaft gewesen wäre, und ebenso hätte er später nicht plötzlich eine Fülle von erbaulichen Sterbeszenen, Sündenfällen mit Erlösung, Erbärmdebildern, Himmelsleitern und propagandistischen Motiven wie die „Verhöhnung des Papsttums" und die „Austeilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt" auf den Markt geworfen, wenn er sich nicht eben nach den Ansprüchen der Zeit gerichtet hätte. Er löste diese Aufgaben alle mit einem bedeutenden Geschick; aber wir fühlen, daß sein Inneres nicht dabei in Aufruhr geriet. Man vergleiche nur etwa Dürers wider das Papsttum gerichtete „Offenbarung Johannis" von 1498 — also aus einem Jahr, wo man von der Reformation noch nichts wußte! —, um sofort zu erkennen, welche weite Kluft zwischen dem Bekenntnis einer stürmisch aufgewühlten, leidenschaftlichen Seele und einer gegen das Motiv gleichgültigen, nur nach anmutiger künstlerischer Form strebenden Natur ist. Während sich in Dürer „die Reformation künstlerisch vorhersagt, erfahren wir bei Cranach nur, daß er zur Zeit der Reformation lebte. Ihm war die Welt ein großer Jahrmarkt, durch dessen Trubel und Gedränge er sich fröhlich fortschieben ließ. Seine Beobachtungen sind betrachtenswert; denn sie sind unmittelbar aus dem frischpulsierenden Leben des Augenblicks geschöpft; nur die Sonderung des Erhabenen vom Gewöhnlichen, des Unvergänglichen vom Vergänglichen blieb ihm versagt. Während

Dürer in seinen Passionen die gewaltigen Motive des Leidens und Ringens der Seele zu erforschen suchte, während Holbein in seinem Totentanz über sozialen Problemen grübelte, während Grünewald mit ekstatischer Schauenskraft die Mystik der Erlösung durch den Gottestod offenbarte, — malte Cranach das herrliche Wildschwein, vor dem sich die Hunde fürchteten. Gewiß kann sich kein Künstler immer auf der Höhe eines rein idealen Schaffens halten. Er muß zuweilen aus materiellen oder anderen Gründen Arbeiten übernehmen, die für ihn wie für die Nachwelt wertlos sind. Aber seine Entwicklung darf davon nicht gehemmt werden.

Wie aber steht es mit Cranachs Entwicklung? Hat er überhaupt eine solche genommen? Wenn wir sein Gesamtwerk überblicken, soweit es uns heute bekannt ist, von seinem 32. bis zu seinem 81. Jahre, so sehen wir kaum in den ersten zwei Jahrzehnten einen Aufstieg. Und nachher Stillstand. Wer Freude an der Erforschung stilistischer Phasen hat, kommt bei Cranach reichlich auf seine Kosten; aber diese Phasen sind rein technischer Natur. Eine Zeitlang wendet Cranach einen goldigbräunlichen Ton an, dann einen silbrig-grauen; einmal ein gelbes, einmal ein braunes, einmal ein rosiges Inkarnat. Einmal gefällt es ihm, alle Figuren in die Länge zu ziehen, und er malt jahrelang schlanke Gestalten. Darauf verfällt er ins Extreme und seine Männlein und Weiblein werden ganz klein, kurzbeinig und breithüftig, und die Köpfe zieht er quadratisch und manchmal beinahe in Rautenform in die Breite. Das alles hat mit seelischer Entwicklung nichts zu tun. Es sind vorwiegend technische Versuche, die sogar manchmal ins Spielerische gehen, die aber freilich nicht mit direkten Scherzen verwechselt werden dürfen, wie er sie sich z. B. in seinem Torgauer Altar (Städelgalerie, Frankfurt) leistet, wo er dem Füßlein eines Kindes nur vier Zehen gibt; dafür aber, um die Summe der Zehen der an nackten Füßlein reichen Darstellung richtig zu erhalten, eines anderen Kindes Fuß unauffällig mit sechs Zehen ausstattet.

Eine Reise nach den Niederlanden im Jahre 1509 war für des Meisters malerischen Stil, die Eleganz seiner Formengebung von Einfluß. Es scheint, daß er besonders von Quentin Massys Anregung erhielt. Erinnert doch gerade die Delikatesse, mit der Cranach von da an das Stoffliche, Samt, Faltenbrüche, Schleiertücher, malte, lebhaft an den Antwerpener Meister. Früher schon muß er mit italienischer Kunst in Berührung gekommen sein. Einen äußeren Anhalt haben wir dafür in der Tatsache, daß der Deutsch-Venezianer Jacopo di Barbari einige Zeit in kursächsischen Diensten in Wittenberg stand und dort mit seinem venezianischen Stil in gleicher Weise auf Cranach wie auf den damals in Wittenberg arbeitenden Dürer wirkte. Doch möchte man nach einigen Werken Cranachs, wie etwa dem Wörlitzer Fürstentriptychon, auch auf Bekanntschaft mit lombardischer Kunst schließen. Der Ruhm der italienischen Meister kam damals als eine mächtige Sturzwelle über die Alpen.

Es ist nicht uninteressant, zu beobachten, in welcher Weise die deutschen Künstler davon berührt wurden.

Dürer gab sich rückhaltlos der herrschenden Italienbegeisterung hin. Aber sie galt im Grunde nicht Italien. Sie galt auch nicht der Antike. Beides war ihm nur Mittel zum Zweck. Dürer suchte das Gesetz. Er wollte seinem gefühlsmäßigen Schaffen eine Theorie gegenüberstellen. Er rang nach der Vollendung des Genies, die, wie er richtig erkannte, in der Vereinigung der Gefühlskraft mit einer strengen Gesetzmäßigkeit des Ausdruckes liegt. Diese Gesetzmäßigkeit, glaubte er, habe in der Antike ihre höchste Vollendung erreicht. Und von den Italienern hörte er, daß sie dieser antiken Gesetzmäßigkeit mit dem größten Erfolge nachforschten. Das mittelalterliche Element in der italienischen Kunst berührte ihn nicht. Dieses trug er selber in sich. Darum lesen wir in seinen Briefen auch immer nur von Bellini und Mantegna, die die Klassizisten ihrer Zeit waren.

Ganz anders steht es bei Cranach. Er sah in der ganzen Renaissancebewegung nur die Mode, die man mitmachen müsse. Nach tieferen Gründen suchte er nicht. Mode war ihm das Italienische, Mode war ihm das „Antikische". Nicht einmal ganz mit Unrecht. In einer Hinsicht sah er, der Kluge, vielleicht schärfer als Dürer, der Begeisterte. Denn damals, zu Anfang des 16. Jahrhunderts, beherrschte die Vorliebe für die Antike auch die Mode. Die nutzenbringende Auseinandersetzung mit der Antike hatte in der italienischen Frührenaissance stattgefunden. Als die Antikebewegung, den klassischen Heimatboden verlassend, die Alpen überschritt, war sie in ihrem feinsten Wesen schon überlebt.

Cranach, der nie Fragende, nie Grübelnde, stets leicht Empfangende, faßte dieses Modische an ihr spielend auf und putzte seine Kunst, ohne doch seiner Eigenart etwas zu vergeben, damit heraus. Es war ihm dabei gar nicht feierlich zumute, wie etwa Dürer, dessen „Adam und Eva" man das Herzklopfen ansieht, mit dem ihr Meister an dem Geheimnis „ein menschlich Maß zu machen" herumprobierte. Cranach wollte es gar nicht darauf ankommen lassen, sich deshalb umzukrempeln. So ließ er auch nie von seinen bestimmten Eigenheiten, wie der unschönen Bildung der plumpen, knotigen Hände, den henkelartigen und meist zu tief sitzenden Ohren und der besonders in den Frauendarstellungen seiner Spätzeit häufigen, mongolenhaft schräggestellten Augen.

Das Verhängnis für seinen Nachruhm war seine Werkstatt. Zu groß entfaltete sich ihr Betrieb. Der Meister hatte immer seine zehn, elf Knechte, wie man damals die Malergesellen nannte; dann stets noch einige Schüler und eine Anzahl Farbenreiber, die wohl auch in manchem beim Malen halfen. Es wurde fabrikmäßig gearbeitet. Alle Motive behandelte man in dutzendweiser Wiederholung. Cranach malte wohl da und dort etliches hinein, gerade so viel, daß die Arbeiten sein Gepräge haben, ohne doch von seiner wahren

Kunst einen Begriff zu geben. Unzählige solcher Werkstattarbeiten, von denen die meisten Museen etliche besitzen, tragen dazu bei, des Meisters Ruf herabzusetzen. Unter seinen Schülern ragen nur seine Söhne hervor: Hans, der jung verstarb und von dem uns nur ein Trauerkarmen des kaiserlichen gekrönten Dichters und kurfürstlichen Hofpoeten Johann Stigel auf den Tod des Jünglings von dessen außerordentlichem, Dürer ebenbürtigem Genie meldet, und Lukas, der als Porträtist alle Achtung verdient.

Zum Schluß möge hier noch eine Stelle aus der Korrespondenz folgen, die Cranachs Schwiegersohn Dr. Brück mit dem im Schmalkaldischen Krieg in der Schlacht von Mühlberg gefangen genommenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen führte.

„Ich bin die vergangene Woche zu Wittenberg . . . gewesen und (habe) daselbst auch unter anderm Ew. F. G. gnädigst mir gegebenen Befehl bei meinem Schwiegervater Meister Lucassen ausgerichtet. Demnach weiß Ew. F. G. ich in Untertänigkeit nicht zu verhalten, daß ich erstlich genannten meinen Schwiegervater frisch und gesund, gottlob, befunden, und wiewohl er an seinem Alter und mit ziemlich vielen Jahren zugenommen, so habe ich doch an seinem Leib und Gemüt kein Abnehmen gespüret, sondern selbst von ihm gesehen, daß er jetziger Zeit nicht weniger als zuvor keine Stunde ledig oder müssig sitzen kann, welches mich dann sehr verwundert. Zum andern hat er sich auf mein getanes Anbringen wegen Ew. F. G. von wegen derselben gnädigsten Begehrens mit ernstlichem Seufzen und weinenden Augen in aller Untertänigkeit bedanket und mich gebeten Ew. F. G. von seinetwegen untertänigst zu schreiben und mit wenig Worten seine armen, untertänigsten und allzeit gehorsamen Dienste zu vermelden, denn er wäre durch Verleihung göttlicher Hilfe willens seine untertänigste Ehrerbietung mit dem Werk zu beweisen . . . und wie ich ihn verstanden habe, so wird er auf Ew. F. G. Befehl, wohin und wiefern sie ihn auch erfordern lassen werde, ganz gehorsam erscheinen."

Dieser Brief war die Antwort auf den Wunsch des gefangenen Kurfürsten, seinen treuen alten Cranach bei sich zu haben. Er stammt aus dem Jahre 1550, dem Jahre also, aus dem uns das schöne Greisenbildnis des Meisters erhalten ist. Die Schilderung, die Brück von dem Alten gibt, stimmt durchaus mit dem Eindruck überein, den uns das Bild vermittelt.

Zwei Jahre teilte Cranach mit seinem Herrn die Gefangenschaft. Dann, nach deren Aufhebung, ging er nach Weimar zu seiner an den oben genannten Dr. Brück verheirateten Tochter Barbara, wo er 1553 im 81. Jahre von Altersschwäche übermannt, sanft entschlief.

Mit ihm starb der letzte der großen Meister, an deren Namen sich die Erinnerung der ruhmreichsten Zeit altdeutscher Malerei knüpft.

Meine Erinnerungen.

Von

Graf Ilja Tolstoi[1]).

(Fortsetzung.)

10.

„Anna Karenina."

Ich erinnere mich ganz schwach des schrecklichen Selbstmordes unserer Nachbarin, der meinen Vater zur Beschreibung von Anna Kareninas Tod anregte.

Der Selbstmord fand im Januar 1872 statt. Bibikow (der Vater des schwachsinnigen Nikolai, der Weihnachten zu uns kam) hatte eine Haushälterin Anna Stepanowna Bisagowa. Aus Eifersucht auf die Gouvernante warf sie sich auf der Station ‚Jassenki' unter einen Zug und wurde zermalmt.

Ich weiß noch, wie jemand zu uns nach Jassnaja kam und Papa den Vorfall erzählte, und wie dieser sofort zu Bibikow und Jassenki fuhr, um dort der gerichtlichen Obduktion beizuwohnen.

Wie der Vater 1871 und 1872 seine Fibel und Lesebücher schrieb, erinnere mich noch, aber gar nicht mehr, wann er ‚Anna Karenina' begann.

Erst später, als ich das Wort häufiger hörte, und als fast täglich Korrekturen kamen und abgesandt wurden, begriff ich, daß ‚Anna Karenina' der Name eines Romans sei, an dem Papa und Mama zusammen arbeiteten.

Mamas Arbeit schien mir sogar bedeutender als Papas, weil Mama vor unseren Augen arbeitete und zwar weit länger als Papa. Sie saß im Wohnzimmer neben dem Saal an ihrem kleinen Schreibtisch und schrieb die ganze freie Zeit. Über das Papier gebeugt und mit ihren kurzsichtigen Augen Papas Krähenfüße entziffernd saß sie ganze Abende da und ging oft erst spät nachts nach allen anderen schlafen.

Bisweilen, wenn etwas ganz unleserlich geschrieben war, ging sie zu Papa und fragte ihn. Aber das kam sehr selten vor, weil Mama ihn nicht gern störte. In solchen Fällen nahm Papa das Manuskript und sagte etwas unzufrieden: „Was ist denn da unverständlich?" Er begann zu lesen, stockte

[1]) Aus dem Russischen übersetzt von Adolf Heß.

aber bald an der schweren Stelle und entzifferte sie unter Umständen selbst mit vieler Mühe, oder vielmehr er erriet, was er geschrieben.

Er hatte eine schlechte Handschrift und eine schreckliche Manier, ganze Sätze zwischen die Zeilen, an den Rand und bisweilen sogar in die Quere zu schreiben.

Oft stieß Mama auf grobe grammatische Fehler, zeigte sie Papa und verbesserte sie.

Als der Druck der ‚Anna Karenina' im Russkij Wjestnik begann, wurden die Korrekturen Papa in langen Fahnen mit der Post gesandt, er sah sie durch und verbesserte.

Zuerst erschienen auf den Fahnen Korrekturzeichen, ausgelassene Buchstaben, Interpunktionen; dann wurden einzelne Worte, dann ganze Sätze geändert — es begann das Durchstreichen, Einschieben, bis zuletzt die Korrektur so weit gediehen war, daß sie ganz bunt, stellenweise schwarz aussah und in diesem Zustande unmöglich abgesandt werden konnte, weil niemand außer Mama in diesem Labyrinth von Zeichen, Umstellungen, Streichungen und Einschiebseln sich zurechtfinden konnte. Dann saß Mama die ganze Nacht und schrieb alles ins Reine.

Morgens lagen auf ihrem Schreibtisch genau geordnet die mit ihrer feinen, sauberen Handschrift bedeckten Blätter, und alles war bereit, damit die Korrekturen zur Post gesandt werden konnten, „wenn Leochen aufstand".

Morgens nahm Papa sie wieder zu sich, um sie ‚zum letzten Male' durchzusehen; doch abends wiederholte sich dasselbe Schauspiel: alles war umgearbeitet, alles beschmiert.

„Sonja, Liebling, verzeih mir; ich habe wieder deine ganze Arbeit verdorben; es soll auch nie wieder geschehen," sagte er mit schuldiger Miene und deutete auf die beschmierten Stellen. „Morgen schicken wir es sicher ab."

Aber es kam vor, daß dieses ‚morgen' sich wochen- und monatelang wiederholte. „Nur noch die eine Stelle durchsehen," tröstete Papa sich selbst, vertiefte sich in die Arbeit und arbeitete alles wieder um.

Es geschah sogar nicht selten, daß dem Vater einen Tag, nachdem die Korrektur mit der Post abgesandt war noch einzelne Worte einfielen, die er dann telegraphisch änderte.

Mehrmals wurde wegen dieser Änderungen der Druck des Romans im Russkij Wjestnik unterbrochen; bisweilen stockte er mehrere Monate.

Als der Vater schon am achten Teil der ‚Anna Karenina' arbeitete, brach der Russisch-Türkische Krieg aus.

Im letzten Teil der ‚Anna Karenina', wo Vater das Ende von Bronskis Karriere beschreibt, verhielt er sich ablehnend gegen die Dobrowolzen-Bewegung und gegen die slawischen Komitees; hieraus entsprang seine Meinungsverschiedenheit mit Katkow.

Ich weiß noch, wie böse Papa war, als Katkow sich weigerte, diese Kapitel vollständig zu veröffentlichen, und ihn bat, entweder den Teil fort-

zulassen oder zu mildern: wie er schließlich das Manuskript zurücksandte und in seiner Zeitschrift eine kurze Bemerkung veröffentlichte, in der gesagt wurde, mit dem Tode des Helden sei der Roman eigentlich zu Ende; es solle aber noch ein Epilog von zwei Bogen folgen, in dem der Autor das und das erzählen wolle; er würde diese Kapitel vielleicht in der Sonderausgabe seines Romans entwickeln.

Infolge dieses Zwischenfalls kam es zwischen Vater und Katkow zum Bruch, der nicht wieder heilte.

Anläßlich der Katkowangelegenheit fällt mir eine sehr treffende Bemerkung ein, die Vater damals machte. Er sagte, Leute, die gut zu schreiben verstünden, könnten meistens nicht reden; und umgekehrt seien gute Redner selten gute Schriftsteller.

Als Beispiel für die erste Gattung führte er Katkow an, der in der Unterhaltung stotterte und nicht zwei Worte aneinanderreihen konnte; zur zweiten rechnete er viele bekannte Redner, darunter Plewako.

Zum Schluß dieses Abschnittes möchte ich in ein paar Worten sagen, wie Vater selbst sich zur ‚Anna Karenina' verhielt, während er sie schrieb.

1875 schreibt er an Strachow: „Der Erfolg des letzten Teiles von ‚Anna Karenina' hat mich, offen gestanden, gefreut. Ich hatte das nicht erwartet und wundere mich wirklich, daß etwas so Gewöhnliches und Unbedeutendes gefällt . . ."

Im selben Jahre schreibt er an Fet: „Ich habe zwei Monate nicht die Finger mit Tinte und das Herz mit Gedanken beschmutzt. Jetzt aber gehe ich an die langweilige, fade ‚Anna Karenina' mit dem einen Wunsche: mich bald davon zu befreien, mir Muße für andere Arbeiten zu schaffen, keine pädagogischen, die ich liebe, aber aufgeben will. Sie nehmen zu viel Zeit weg . . ."

1878 bei Abschluß des Romans schreibt er wieder an Strachow:

„Ich fühle voll Angst, daß ich mich dem alten Zustande nähere; mir ist widerwärtig, was ich geschrieben habe; und jetzt liegen die Korrekturen des Aprilheftes (der A. K.) vor mir; ich fürchte, ich habe nicht die Kraft, sie durchzusehen.

Alles darin ist schlecht, alles muß umgearbeitet werden — alles, was gedruckt ist — alles muß man ummodeln, aufgeben, sich davon frei machen und sagen: Ich will es nicht wieder tun! Und sich Mühe geben, etwas Neues, nicht so Ungereimtes und Fadenscheiniges zu schreiben . . ."

Später hörte ich oft noch viel schärfere Äußerungen von ihm.

„Was ist denn dabei, zu schreiben, wie ein Offizier sich in eine Dame verliebt," sagte er. „Das ist nicht schwer, und namentlich — nicht gut. Es ist häßlich und unnütz!"

Ich bin fest davon überzeugt, Vater hätte es vorgezogen, diesen Roman, den er nicht liebte und gegen den er sich stets ablehnend verhielt, längst zu vernichten.

11.

Der Briefkasten.

Wenn im Sommer zwei Familien, unsere und Kusminskis, in Jasnaja versammelt und beide Häuser voller Leute waren, dann wurde bei uns ein Briefkasten eingerichtet.

Er hing auf dem Flur, über der Treppe, neben der großen Uhr. Jeder legte seine Produkte hinein: Verse, Artikel und Erzählungen über Tagesfragen, die im Laufe der Woche entstanden waren.

Sonntags versammelte sich alles im Saal, um den runden Tisch, der Kasten wurde feierlich geöffnet, und einer von den Älteren, oft Papa selbst, las seinen Inhalt vor.

Sämtliche Artikel waren ohne Unterschrift, und man war übereingekommen, die Handschrift nicht anzusehen; trotzdem errieten wir ziemlich unfehlbar entweder am Stil oder an der Verlegenheit der Betreffenden, oder umgekehrt an ihrem krampfhaft gleichgültigen Gesichtsausdruck die Verfasser.

Sämtliche „Begebenheiten" des Lebens in Jasnaja spiegelten sich so oder so im Briefkasten wider, und niemand, auch die Großen nicht, wurde geschont. Hier sind ein paar Sachen aus der Zeit der achtziger Jahre:

„Warum gilt es als unschicklich, einem älteren Manne oder einer Frau zu erlauben, daß sie uns den Pelz reichen usw.?

Und warum gelten all diese schönen Regeln als verbindlich für andere, während jeden Tag Leute kommen, die wir nicht Platz nehmen, nicht zu Mittag essen oder übernachten lassen, und ihnen keine Dienste erweisen, sondern das für den Gipfelpunkt der Unschicklichkeit halten?

Wo hören die Leute auf, gegen die wir Pflichten haben?

Durch welche Merkmale unterscheiden sich die einen von den anderen?

Sind nicht all diese Höflichkeitsregeln garstig, wenn sie sich nicht auf alle Menschen beziehen? — Leo Tolstoi."

„Warum müssen Ustjuscha, Mascha, Aljona, Peter usw. heizen, backen, kochen, reinemachen und auftragen . . . die Herrschaft aber: essen, sich zanken, Unsauberkeit machen und wieder essen? Leo Tolstoi."

Wenn Tante Tanja wegen einer übergegossenen Kaffeekanne oder einer verlorenen Partie Krocket nicht bei Stimmung war, hatte sie die Gewohnheit, alle Welt zum Teufel zu schicken. Hierüber schrieb Leo Tolstoi folgende Erzählung: „Der Teufel."

„Der Teufel, nicht der Satan selbst, sondern einer der Untergebenen, der die gesellschaftlichen Angelegenheiten zu besorgen hat, ein sogenannter kleiner Teufel, war sehr beunruhigt, als am 6. August 1884 vom frühen Morgen an Abgesandte der Tanja Andr. Kusminskaja bei ihm erschienen.

Zunächst kam Al. Michailowitsch; als zweiter Mischa Islanin, dritter Wjatscheslaw, vierter Sergëi Tolstoi, und schließlich Leo Tolstoi der Ältere

in Gesellschaft des Fürsten Urussow. Der erste Besucher, Al. Michailowitsch, überraschte den Teufel nicht, da er oft im Auftrage seiner Gattin Tanja bei ihm erschien. ‚Na, hat die Frau dich wieder mal geschickt?' — ‚Jawohl,' erwiderte der Vorsitzende des Kreisgerichts etwas verlegen, da er den Grund seines Erscheinens nicht genau erklären konnte. ‚Du kommst ziemlich oft. Was willst du?' — ‚Nichts Besonderes. Ich sollte dich nur grüßen,' stotterte Al. Michailowitsch mühsam, von der Wahrheit ein wenig abweichend. — ‚Schön, schön; komm nur häufiger; deine Frau ist eine tüchtige Arbeiterin bei mir.'

Kaum hatte der Teufel den Vorsitzenden hinausbegleitet, da erschien lachend, sich stoßend und hintereinander versteckend, die Jugend. ‚Was, ihr jungen Leute? Euch hat meine Tanja geschickt? Schön, auch ihr seid mir willkommen. Grüßt Tanja. Sagt, ich sei ihr ergebener Diener. Kommt mal wieder vor, wenn es sich gerade macht — der Teufel ist auch zu etwas gut.'

Kaum hatte er die Jugend verabschiedet, da erschien Leo Tolstoi der Ältere mit dem Fürsten Urussow.

‚Ach, Alter! Das ist aber nett von Tanja. Hab dich schon lange nicht gesehen. Nun, wie geht's, wie steht's? Was ist gefällig?'

Leo Tolstoi tritt verlegen von einem Fuß auf den anderen.

Fürst Urussow, der in der Diplomatie Bewanderte, springt für ihn ein und erklärt Tolstois Erscheinen mit seinem Wunsche, den ältesten und treuesten Freund Tatjanas kennen zu lernen. Les amis de nos amis sont nos amis.

‚So? Ha, ha, ha!' lacht der Teufel. ‚Für den heutigen Tag muß sie belohnt werden. Ich bitte euch, Fürst, übergebt ihr dieses Zeichen meines Wohlwollens.' Damit überreicht er ihm einen Orden in einem Saffianfutteral.

Der Orden besteht aus einem Kranz aus kleinen Teufelschwänzen, der als Halsband, und zwei Kröten, deren eine auf der Brust und die andere auf der — Turnüre getragen wird. Leo Tolstoi."

Die Ideale der Bewohner von Jassnaja Poljana.

Leo I. 1. Armut, Friede und Eintracht. 2. Alle Götter verbrennen; alle verbrannten Götter anbeten.

Sof. Andr. 1. Seneka. 2. 150 kleine Kinder haben, die nie groß werden.

Tatjana Andr. 1. Ewige Jugend. 2. Frauenrechte.

Ilja. Sorgfältig verbergen, was nach „Herz" aussieht, und sich den Anschein geben, als hätte er 100 Wölfe erlegt.

Wjera. Onkel Leo.

Alle Kleinen. Den ganzen Tag alles Mögliche hineinstopfen und zur Abwechselung aus Leibeskräften brüllen.

Tanja. Kurzgeschorenes Haar. Eine zarte Seele und stets neue Schuhe.

„An Tante Tanja.

Bei dem wunderschönsten Wetter
Lebten alle wie die Götter
In dem kleinen Jassnaja.

Plötzlich kommt es Tante Tanja
In den klugen Kopf, daß man ja
Hier nicht ewig leben kann.

Früher oder später müssen
Alle Kinder etwas wissen —
Denkt die Tante sorgenvoll.

Also laß ich sie studieren;
Werde mich doch nicht genieren!
Bis sie werden wie Mamsell.

Bücher, Hefte, Lineal
Kauft man zu der Mädchen Qual —
Und nun wird gelernt.

Alle lernen unverdrossen.
Als sie Religion genossen,
Ging die Sache schief.

Mascha kann es nicht begreifen,
Wjera fängt gar an zu keifen:
Nein, das lern ich nicht!

Als man ihnen die Vertreibung
Adams klar macht, kommt's zur Reibung,
Denn die Wjera spricht:

Ach, nun müssen wir es lernen:
Gott ließ Adam schnell entfernen,
Eva ebenfalls.

Dieses Lernen ist recht schändlich,
Weil für jeden ganz verständlich,
Daß es Unsinn ist.

Damit müssen wir uns plagen;
Niemand wird uns freundlich sagen:
Geht jetzt Äpfel essen.

In dem Paradiese war nichts
Abgesperrt, verschlossen: gar nichts —
Iß, so viel du willst.

Adam wurde fortgejagt,
Weil die Wißbegier ihn plagt —
Madam sagt es selbst.

Weil sie alles wissen wollten,
Auch das, was sie gar nicht sollten! —
Doch ich will das nicht! — —

Und die Mutter ist verlegen,
Was sie diesem hält entgegen.
Ja, das ist nicht leicht!

Leo Tolstoi."

12.

Sergei Nikolajewitsch Tolstoi.

In seinen „Erinnerungen" äußert sich Vater folgendermaßen über seine Brüder: „Dmitri war mein guter Kamerad; Nikolas [1]) verehrte ich; von Sergëi aber war ich begeistert; machte ihm alles nach, liebte ihn, wollte so sein, wie er.

Ich war begeistert von seinem hübschen Äußeren, seinem Gesang (er sang stets), seinem Zeichnen, seiner Fröhlichkeit und besonders, wie merkwürdig das auch klingt, von seinem naturwüchsigen Egoismus.

Ich war meiner stets bewußt, machte mir alles klar, witterte immer, falsch oder richtig, was andere von mir dachten und gegen mich empfanden; und das

[1]) Vaters Bruder Dmitri starb 1856, Nikolas am 20. September 1860.

verdarb mir die Freude am Leben. Deshalb liebte ich wahrscheinlich an anderen das Entgegengesetzte, einen naturwüchsigen Egoismus.

Deswegen liebte ich Sergëi besonders. Das Wort „liebte" ist nicht richtig. Nikolas liebte ich, von Sergëi war ich entzückt, begeistert, wie von etwas mir ganz Fremdem, Unverständlichem. Es handelte sich um ein sehr schönes, aber für mich ganz unverständliches, geheimnisvolles und darum besonders anziehendes Menschenleben.

Neulich ist er gestorben, und während seiner Todeskrankheit und im Sterben war er für mich ebenso unerreichbar und ebenso teuer, wie in den längst entschwundenen Tagen der Kindheit.

Im Alter, in der letzten Zeit liebte er mich mehr, schätzte meine Anhänglichkeit, war stolz auf mich, wollte gern mit mir einer Meinung sein, konnte es aber nicht, und blieb so, wie er war: ganz besonders, er selbst, hübsch, rassig, stolz und namentlich derart wahrhaftig und aufrichtig, wie ich nie wieder einen Menschen getroffen habe. Er war so, wie er sich gab, verbarg nichts und wollte nichts scheinen.

Mit Nikolas wünschte ich zusammen zu sein, mit ihm zu reden, zu denken. Sergëi wollte ich nur nachahmen. Und dieses Nachahmen begann von klein auf."

Wir freuten uns stets, wenn dies prächtige Dreigespann mit silberplattiertem Geschirr und mit Glöckchen vor der Kalesche bei unserem Hause erschien und Onkel Sergëi im schwarzen, breitrandigen Hut und langem, schwarzen Paletot herrenmäßig und hübsch aus dem Wagen stieg.

Papa kam ihm aus seinem Arbeitszimmer entgegen, begrüßte ihn; Mama erschien freudig überrascht im Flur und erkundigte sich nach der Gesundheit von Frau und Kindern und lief in die Küche, um ein Extragericht für die Gäste zu bestellen.

Onkel Sergëi war niemals zärtlich gegen Kinder. Es schien eher so, als ob er uns Kinder nur duldete, nicht liebte; wir aber erwiesen ihm stets ganz besondere Aufmerksamkeit und Hingebung, die, wie ich mich jetzt erinnere, zum Teil aus seinem aristokratischen Äußeren, namentlich aber auch daraus entsprang, daß er Papa „Leochen" nannte und ihn so behandelte wie Papa uns.

Er hatte nicht nur keine Scheu vor ihm, sondern foppte ihn und stritt mit ihm wie Ältere mit Jüngeren.

Im Sommer fuhr unsere ganze Familie bisweilen zum Besuch zu Onkel Sergëi. Bis Pirogow mußte man 35 Werst über Land fahren.

Der Weg führte lange an einem unergründlichen See vorüber; endlich wurde in der Ferne eine hübsche Kirche, ein Gut und im Hintergrunde ein weißes Doppelhaus von ganz besonderer Bauart sichtbar.

Wenn man sich ihm näherte, hatte man ein ganz besonderes, uns ungewohntes Gefühl von streng herrschaftlichem Wesen.

Vom Flur aus gelangte man in den Wintergarten — da standen in riesigen Kübeln Orangenbäume; im Saal stand ein ausgestopfter riesiger Wolf,

und hinter dem Sofa schlief auf einer Erhöhung, zusammengerollt, ganz wie lebend, ein Fuchs.

Man hört Bewegung, Onkel Sergëi kommt aus seinem Zimmer.

Sein Zimmer neben dem Saal ist ganz apart. Er schläft darin, sitzt den ganzen Tag hinter seinen Rechnungen, überschlägt die Einkünfte und erledigt die schwierige, komplizierte, nur ihm verständliche Buchführung.

In dieses Zimmer muß man schnell eintreten und geschwind die Tür hinter sich zuschlagen, damit unterdes keine Fliege hineinschwirrt. Der Fliegen wegen werden die Doppelfenster nie herausgenommen, und kein anderer als Onkel Sergëi räumt darin auf.

Man freut sich über unser Erscheinen und nimmt uns freundlich auf; Onkel Sergëi aber beginnt alsbald Papa von seinen wirtschaftlichen Mißerfolgen zu erzählen. „Du hast es gut; bist wie ein Vogel unter dem Himmel, säest nicht, erntest nicht, schreibst einen Roman und kaufst dir in Samara Besitzungen. Solltest aber einmal hier wirtschaften!

Ich habe wieder meinen Verwalter fortgejagt. Der bestahl mich auf Schritt und Tritt. Jetzt hat Wassili wieder die Wirtschaft, und wir sind ohne Kutscher."

Papa lächelt und lenkt das Gespräch auf einen anderen Gegenstand.

Wunderbar, wie sehr Onkel Sergëi in manchen Zügen an den alten Fürsten Wolkonski in „Krieg und Frieden" erinnert. Kein Zweifel, daß diese Figur nach ihm geschaffen ist. Doch war Onkel Sergëi, als Papa „Krieg und Frieden" schrieb, noch ein junger Mensch.

Ich sprach hierüber mit seiner ältesten Tochter Wjera, und wir beide wunderten uns über die prophetische Gabe meines Vaters, der das Verhältnis des Fürsten zu seiner Lieblingstochter Fürstin Marie genau nach dem Onkel Sergëis zu Wjera gezeichnet hatte. Dieselben Mathematikstunden, dieselbe schüchterne, zärtliche Liebe unter dem Schein der Gleichgültigkeit und häufig äußerer Grausamkeit; dasselbe tiefe Verständnis ihrer Seele und derselbe unbezwingliche Herrenstolz, der sich und sie durch unübersteigliche Schranken von der übrigen Welt abschließt.

Bei seiner ungewöhnlichen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit verbarg Onkel Sergëi nur eine Eigenschaft: das war sein zart empfindendes Herz. Wenn dieses bisweilen zum Vorschein kam, geschah es stets gegen seinen Willen und höchst selten.

Er besaß besonders ausgeprägt einen Familienzug, den auch mein Vater zum Teil hatte: eine schreckliche Zurückhaltung im Äußern irgendwelcher Zärtlichkeit oft unter dem Schein von Gleichgültigkeit, bisweilen auch Schärfe.

Dafür war er im Sarkasmus ungewöhnlich scharfsinnig und selbständig.

Nach einem historischen Konzert Anton Rubinsteins, das Onkel Sergëi mit seinen Töchtern besucht, kam die Familie zu uns zum Teetrinken.

Vater fragte ihn, ob ihm das Konzert gefallen hätte.

„Erinnerst du dich, Leochen, des Leutnants Himbut, der in der Nähe von Jassnaja Oberförster war? Ich fragte ihn einst nach dem glücklichsten Augenblick seines Lebens. Weißt du, was er mir antwortete?

‚Als ich Kadett war, legte man mich einst über die Bank, zog mir die Hose stramm und prügelte mich ganz gehörig. Prügelte immerfort. Als man damit aufhörte — das war der glücklichste Augenblick meines Lebens.‘

In den Pausen, als Rubinstein aufhörte zu spielen, — da fühlte ich mich am wohlsten.“

Er schonte auch Papa nicht.

Als ich einst in der Nähe von Pirogowo vor dem Hunde jagte, kehrte ich zur Nacht bei Onkel Sergëi ein. Beim Tee kam die Rede auf Papa. Ich weiß nicht, aus welchem Anlaß es geschah, aber Onkel sagte, Papa sei hochmütig.

„Er predigt so viel von Demut und Unterwerfung und ist dabei selbst hochmütig.

Mascha hatte einen Diener Thomas. Der betrank sich einmal, legte sich unter die Treppe, streckte alle Viere von sich und blieb so liegen. Kommt jemand: ‚Thomas, die Gräfin ruft dich‘.

Er: ‚Soll sie doch selbst kommen, wenn sie etwas will.‘

So ist Leo. Als Dolgoruki seinen Beamten Istomin zu ihm schickte, um ihn zu einer Unterredung über den Sektierer Sjutajew zu sich bitten, weißt du, was er jenem da antwortete: ‚Mag er doch selbst kommen‘. Ist das nicht Thomas? Nein, Leo ist sehr stolz; er geht um keinen Preis, und so muß es auch sein; Demut ist hier nicht angebracht.“

In den letzten Lebensjahren Onkels war Vater sehr mit ihm befreundet und teilte ihm gern seine Gedanken mit. Einst gab er ihm eine seiner philosophischen Abhandlungen und bat, seine Meinung darüber zu äußern. Onkel Sergëi las das ganze Buch gewissenhaft durch und sagte bei der Rückgabe: „Weißt du noch, Leo, wie wir mal im Herbst mit Postpferden fuhren? Der Schmutz war zu Klumpen gefroren. Du sitzt im Reisewagen auf hartem Gestell; es stößt dich bald gegen den Rücken, bald in die Seite, der Sitz springt unter dir hoch, du hast keine Kraft mehr — da plötzlich kommst du auf die glatte Chaussee, man stellt dir eine herrliche Wiener Equipage mit vier schönen Pferden zur Verfügung . . .

So war mir, als ich dein Buch las, nur an einer Stelle zumute. Gerade als ob ich in der Equipage säße. Das war die Seite, die du aus Herzen zitierst. Alles übrige aber — Holperwege im Reisewagen!“

Es war wirklich schwer, einen unerwarteteren Vergleich anzustellen, und natürlich wagte kein anderer als er, Papa solche Dinge zu sagen.

Einst erzählte er, er hätte in der Eisenbahn eine unbekannte Dame, von der Sorte der aufdringlichen Waggonnachbarinnen, getroffen.

Als sie erfuhr, daß Graf Tolstoi, der Bruder des berühmten Schriftstellers, mit ihr reise, setzte sie ihm mit Fragen zu, was Leo Tolstoi jetzt schriebe und ob Onkel Sergëi auch die Feder führte.

„Was mein Bruder schreibt, weiß ich nicht. Ich aber, gnädige Frau, schreibe außer Telegrammen gar nichts," erwiderte Onkel Sergëi kurz, um sich irgendwie aus der Affäre zu ziehen.

„Ach, wie schade! Ja, es kommt oft im Leben vor, daß einem Bruder alles gegeben ist und dem anderen nichts!" meinte die Dame teilnahmsvoll und schwieg.

Die Frage, die in der Eisenbahn an Onkel Sergëi gerichtet wurde, drängte sich vielen Leuten auf, die den ungewöhnlich klugen und eigenartigen Mann kannten. Er hätte wirklich, wenn er zur Feder gegriffen, viel geben können. Jahrelang in seinem Zimmer sitzend dachte er fortwährend und lebte sein eigenes, in seinem Innern verschlossenes Leben. Oft begann er ganz plötzlich, ohne jede Ursache laut zu stöhnen und zu schreien: „Ach, ach, ach!" Die Hausbewohner hörten dieses Stöhnen mehrere Zimmer weit und wußten, daß es „nichts" war, d. h. er dachte über etwas nach.

Nur ganz selten, wenn jemand von seinen Vertrauten kam, ließ er sich hinreißen und entwickelte in lauter, bilderreicher Rede seine Gedanken und seine stets originellen, treffenden, wohldurchdachten Beobachtungen.

Er kannte nicht das Gefühl der Befriedigung, das ein Schriftsteller empfindet, der seinen Überfluß dem Papier anvertraut, und ohne dieses Sicherheitsventil überlud er sich und wurde ein Verstandesasket.

A. A. Fet charakterisiert in seinen „Erinnerungen" alle drei Brüder Tolstoi ungewöhnlich treffend:

„Ich bin überzeugt, daß der Grundtypus aller drei Brüder Tolstoi identisch ist, wie der der Ahornblätter trotz aller Abweichungen im Umriß. Wenn ich die Aufgabe hätte, diesen Gedanken zu entwickeln, würde ich zeigen, in welchem Grade allen drei Brüdern die leidenschaftliche Hingabe eigen war, ohne die in einem von ihnen, in Leo Tolstoi, der Poet nicht zum Durchbruch gekommen wäre. Der Unterschied in ihrem Verhältnis zum Leben besteht in der Art und Weise, wie jeder nicht zu verwirklichenden Träumen entsagt. Nikolas kühlte seine Begeisterung in skeptischem Spott, Leo entsagte den Träumen mit stummen Vorwürfen, Sergëi mit krankhafter Misanthropie.

Je mehr ursprüngliche Liebe solche Charaktere besitzen, um so stärker ist, wenigstens zeitweise, ihre Ähnlichkeit mit Timon von Athen."

Im Winter 1901—1902 war mein Vater in der Krim und lag dort lange zwischen Tod und Leben.

Onkel Sergëi, der sich schon schwach fühlte, konnte sich nicht entschließen, Pirogowo zu verlassen; er verfolgte von dort aus besorgt den Verlauf der Krankheit nach den Briefen, die einige Familienmitglieder ihm sandten, und nach den Zeitungsbulletins.

Als Vater auf dem Wege der Besserung war, fuhr ich nach Hause und kehrte unterwegs in Pirogowo ein.

Ich weiß noch, mit welcher Freude und Dankbarkeit er mich empfing.

„Ach, wie schön, daß du kommst. Nun, erzähl, erzähle. Wer ist bei ihm? Alle? Aber wer pflegt ihn am meisten? Haltet ihr der Reihe nach Wache? Auch nachts? Kann er nicht aufstehen? Ja ja, das ist das Schlimmste.

Ich muß nun auch bald sterben. Ein Jahr früher oder später, das ist nicht von Bedeutung; aber so hilflos daliegen, allen zur Last, daß man alles für dich tut, dich aufhebt, hinsetzt — das ist schrecklich!

Wie erträgt er es denn? Du sagst, er hat sich daran gewöhnt? Nein, ich kann mir nicht vorstellen, daß Wjera mir die Wäsche wechselt, mich wäscht. Sie wird natürlich sagen, daß ihr das nichts ausmacht, aber für mich ist es schrecklich.

Hat er denn Angst vor dem Tode? Man sagt: nein? Vielleicht — er ist ja stark und besiegt vielleicht die Todesfurcht, ja, ja . . . Vielleicht hat er keine Angst, aber trotzdem . . .

Ich wollte zu ihm fahren, aber dann dachte ich: Was soll das? Hole mir selbst noch etwas weg, und dann sind statt eines Kranken zwei da.

Onkel Sergëi starb 1904 am Gesichtskrebs. Tante Maria Nikolajewna erzählte mir von seinem Ende folgendes:

Er war fast bis zum letzten Tage auf den Beinen und erlaubte niemandem, für ihn zu sorgen. Er war bei voller Besinnung und bereitete sich bewußt auf den Tod vor.

Alle legten sich die bange Frage vor: wird der Sterbende vor seinem Tode das Abendmahl wünschen?

Eingedenk des Unglaubens Onkel Sergëis wagte niemand mit ihm hierüber zu sprechen, und die unglückliche Tante ging in Qualen und betend vor seinem Zimmer auf und ab.

Mein Vater, an den man einen Extraboten nach Jasnaja gesandt hatte, wurde ungeduldig erwartet; insgeheim aber fürchtete man seinen Einfluß und hoffte, Onkel Sergëi würde vor Vaters Eintreffen einen Priester kommen lassen.

„Aber wie groß war unser Erstaunen und unsere Freude," erzählte Tante mir, „als Leo aus seinem Zimmer kam und sagte, der Kranke bäte, zu einem Priester zu schicken. Ich weiß nicht, was sie vordem gesprochen; aber als Sergëi sagte, er möchte das Abendmahl nehmen, antwortete Leo, das sei sehr schön, und kam sofort zu uns und teilte uns den Wunsch mit."

Der Vater blieb ungefähr acht Tage in Pirogowo und reiste zwei Tage vor Onkels Tode ab. Als er ein Telegramm erhielt, daß das Befinden sich verschlimmert habe, reiste er wieder zu ihm, traf ihn aber nicht mehr am Leben.

Er trug Onkels Leichnam auf seinen eigenen Armen aus dem Hause und trug ihn selbst in die Kirche.

Nach Jasnaja zurückgekehrt, erzählte er mit rührender Zärtlichkeit von seinem Abschied von diesem „unerreichbaren, teuren" Bruder, der ihm ganz fremd und gleichzeitig unendlich nahe und verwandt gewesen sei.

(Ein zweiter Teil folgt in späteren Heften.)

Weihnachtliche Rundschau.

Romane und Novellen.

Seit der ebenso tiefschürfenden wie mühevoll bezwungenen Tragik des „Begrabenen Gott", unter deren Wucht er schier zusammenbrach, hat sich Hermann Stehr von dem Überdruck seiner Empfindungen in glücklicher Weise befreit. Die dumpfen Spannungen seiner gewaltsam ringenden Phantasie, die um die Urgründe des Lebens kreist, haben ihre natürliche Auflösung in den musikalischen Stimmungen seines neuen Romans „Geschichten aus dem Mandelhause" (S. Fischer, Berlin) gefunden. Ohne Zweifel kommt er dem Herzen der Dinge näher als mancher spielend Schaffende. Aber gerade in seiner unbestechlichen Innerlichkeit liegt die Gefahr herber Verschlossenheit und Wortkargheit. Denn wir pflegen das Letzte, was wir zu sagen haben, nur noch zu stammeln oder das Unaussprechliche zu singen. Und wenn sich daher Hermann Stehr der „Harmonie der schwingenden Körper" hingibt, so haben wir keinen Grund, hartnäckig auf der Harmonie der geraden Linie zu bestehen. Es klingt in seiner Dichtung wie Musik aus dem Erdinnern, er lauscht den unterirdischen Quellen, die ihm im Ohre summen, die Luft hängt voller Lieder und Träume. Das ist die Welt, in die ein kleiner Musiker hineingeboren wird. Er war schon lang ersehnt, aber das Schneiderlein Christoph Eusebius Mandel hatte das Zachariasschicksal, das ihm erst spät den Sohn gönnte, und ein noch härteres, da die Mutter bei seiner Geburt das Leben lassen mußte. Nun wird die stumme Maruschka dem Knaben zur Pflege bestellt. Seine wahre Mutter aber träumt in seinem Blut und vergoldet seinen Schlaf mit himmlischen Lichtern. Doch wenn er erwacht, starrt ihn wieder das stumme Rätsel an. Alles um ihn her ist seltsam und rätselhaft: Tagaus, tagein hockt der Vater, das bewegliche graue Männchen, unruhig neben der Schneiderhölle und gestikuliert heftig mit seiner Nadel. Plötzlich flattert er mit den Händen durch die Luft und unterhält sich erregt mit dem „König von Preußen" und mit „Napoleon", die man nicht sieht. Und wenn die stumme Mutter eintritt, wird er so sonderbar verwirrt und hastig und redet unverständliches Zeug. Da schleicht denn Amadeusla hinaus, sitzt mit seinem übervollen kleinen Herzen im Dunkeln vor der Tür und wartet darauf, daß sich der Himmel öffnet und seine Traummutter auf silberweißer Straße zu ihm herabschwebt. In seiner hilflosen Einsamkeit und Furcht im Dunkeln sucht das Bürschchen eine einzige greifbare Wirklichkeit inmitten all diesem uferlosen Leid und der Fremdheit der fragwürdigen Umwelt, er schließt die Augen und hängt seine kleine geängstete Seele mit Inbrunst an die Töne, die aus seiner Kehle kommen. Indessen gibt die schwarze Maruschka dem Schneidermandel keine Ruh, er unterliegt, aber nicht lange, denn der Mund seines kleinen Vogels schweigt in stummer Verzweiflung. Maruschka muß gehen. Da öffnet sich wieder der kleine Gottesmund und bannt mit seinen Tönen die bösen Geister.

Ein Buch von Hermann Hesse wird man stets mit besonderer Freude in die Hand nehmen, schon um des seltenen Genusses wegen, unsere Sprache in solcher Natürlichkeit dahingleiten zu hören. Man spürt keine Feder, keinen Schreiber, nur

Wohllaut und warme Vertrautheit. Dagegen scheint seine dichterische Eigenart auf den ersten Blick dem neuen Werk „Roßhalde" (S. Fischer, Berlin) zu fehlen. Es ist fast, als sei er nicht ganz dabei, oder es klingt doch wenigstens wie eine ferne Erinnerung an längst vergangene Schmerzen. Eine stille Resignation gibt zwar den Vorzug schlichter Objektivität, läßt uns aber vielleicht die warmen Herztöne vermissen. Und doch werden wir bei aufmerksamem Hinhorchen die ganze Skala der Hesseschen Tongebung entdecken, wenn auch gedämpft, was die Eigenart des Themas hinreichend begründet. Es ist der Schluß einer Tragödie, deren letzter Akt zwanzig Jahre zu spät gespielt wird. Inzwischen ist Resignation schon Sache der Gewohnheit geworden. Den Maler Veraguth haben die langen Jahre einer unglücklichen Ehe gegen sein Schicksal wehrlos gemacht. Sein Dasein ist mehr „Erleiden" als „Erleben", darum sucht er vergebens Befreiung in seiner Kunst. Denn er ist nicht mit Notwendigkeit Künstler, aber er findet in seiner Arbeit die Möglichkeit, ein Unglück zu ertragen, das er selbst als „Schande" empfindet. Ohne Entschiedenheit ist sogar die Liebe zu seinem kleinen Sohn, um deswillen er in so unwürdigen Verhältnissen lebt. Und es ist von herbsüßer Tragik, wie er eigentlich erst am Kranken- und Totenbette des Kleinen zu vollem Bewußtsein erwacht, daß diese Liebe die einzige Wirklichkeit in seinem Leben gewesen ist. Dieses Mysterium von den letzten Dingen zwischen Menschen zu dichten ist eigens der Kunst Hermann Hesses vorbehalten.

„Vor dreißig Jahren, als auf dem Rheinstrom noch die Wirtshausromantik mit Gesang und Böllerschüssen spazieren fuhr, kam mit dem Abendschiff von Bingen abwärts ein junger Basler, der in Bonn studieren sollte und — seit dem Morgen auf der Flucht vor seinem Hauslehrer — diesen Schwall betrunkener Fröhlichkeit viel heftiger als andere empfand." Wer gleich Wilhelm Schäfer in seiner Erzählung „Die unterbrochene Rheinfahrt" (Georg Müller, München) in so vollendeter Form zu exponieren versteht, ist ein Meister des Stils und der Erzählung. Und er ist es noch dazu in jenem althergebrachten Sinne, daß er stets der freundliche Vermittler zwischen Begebenheit und Zuhörer bleibt. Was uns seine Vermittlung aber besonders wünschenswert erscheinen läßt, ist seine vornehm schlichte Menschenfreundlichkeit, die ihn zu so vielseitigem Verstehen befähigt. Diesmal hat er sich mit ebensoviel Zuneigung wie Einfühlungsgabe der unreifen Jungmannesseele zugewandt und begleitet mit sichtlichem Vergnügen die abenteuerlichen Folgen eines unbedachten Schrittes, der die Freiheit bringen sollte und ein wahres Fastnachtstreiben von Zuchtgeistern entfesselt. Dabei läßt sich Wilhelm Schäfers Gemessenheit zu lustiger Verwegenheit fortreißen, die bisweilen die schwindelnde Fabel bis an die Grenze der Unwahrscheinlichkeit führt. Rhythmus und Bildwerk seiner Sprache kommen in Bewegung, die Phantasie läßt er munter treiben und genießt schelmisch ihre freundlich überwachte Willkür. So danken wir ihm eine Erzählung von anmutiger Gebundenheit.

Auch Alfons Paquet hat sich zu einer Meisterschaft in der Novelle entwickelt, die sein erster Roman „Kamerad Fleming" nicht in dem Maße vermuten ließ. Doch ist der Ursprung dieser Kunst ein wesentlich anderer als bei Schäfer. Sein neuester Novellenband „Erzählungen an Bord" (Literar. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) zeigt neben mehreren in einen Rahmen zusammengefaßten Skizzen hervorragende Stücke novellistischer Kunst. Bei der Lektüre der frischen Skizzen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob die Wirklichkeit hier der eigentliche Dichter wäre und Paquet der berufene Berichterstatter. Ohne Zweifel hat sich seine Kunst aus seiner Fähigkeit zu frischem Erleben, ja sogar zum Abenteuer entwickelt. Wo aber ein schlichter Vorgang seine Erzählungskunst heraus-

fordert, erreicht er eine Vollendung, die man klassisch im Sinne der Goetheschen Novelle nennen kann.

Klara Viebig hat in ihrem neuesten Novellenband „Heimat" (Egon Fleischel & Co., Berlin) sich mit Erfolg auf ihre Uranfänge besonnen. Die Rückkehr zur Heimat hat eine Reihe ungemein starker Bauernnovellen zur Folge gehabt, die Schicksale der Eifelkinder mit erstaunlicher Kraft typisch gestalten. Wir erleben die Tragik des unglückseligen Kindes, das keinen anderen Vater kennt als die Gemeinde, das Elend der verlassenen Mädchen und die Verzweiflung eines jungen Weibes, das an einen älteren Mann gekettet ist, das Unheil des Aberglaubens und der Heiratsfallen, dank ihrer echten und wahrhaftigen Darstellung in eindrucksvoller Weise, und die verborgene menschenfreundliche Tendenz wirkt so diskret, daß der künstlerische Charakter dadurch noch gewinnt.

Kunstgeschichte.

Die liebevolle Pflege, die erfreulicherweise in wachsendem Maße der Kunst und Kunstgeschichte zuteil wird, hat die Entwicklung eines neuen Sondergebietes gezeitigt. Dieses Gebiet ist unsere moderne, man muß im engeren Sinne sagen, deutsche Museumskultur. Wie haben sich unsere Museen in den letzten zwei Jahrzehnten verwandelt! Aus unübersichtlichen, ermüdenden Stapellagern sind herrliche, wohnliche Räume geworden, die den Beschauer rasch in Wesen und Kultur einer anderen Zeit versetzen. Heute sind wir soweit, daß uns ein Buch über dieses Thema interessiert, wie es Valentin Scherer unter dem Titel „Deutsche Museen" herausgegeben hat (Eugen Diederichs, Jena). Der Verfasser gibt darin in fesselnder Darstellung einen Überblick über die Entwicklung unserer Sammlungen von ihren frühen Anfängen an, von den Kunst- und Wunderkammern des 16. und 17. Jahrhunderts, den Gemäldegalerien und Antikenkabinetten des 18. Jahrhunderts bis zu den gewaltigen Schöpfungen unserer heutigen Museumsleitungen. Eine Anzahl sehr schöner Abbildungen erhöhen den Wert des Buches, das in die Bibliothek jedes Kunstfreundes gehört. Dort dürfte auch Schubrings „Hilfsbuch zur Kunstgeschichte" (2. Auflage) Platz finden, obwohl es schon mehr dem engeren Kreis der Kunststudierenden und Kunstschriftsteller zugedacht ist. Ein gutes Nachschlagebüchlein, das dem Kunsthistoriker die Mühe erspart, ein Heer von Daten, Namen, Orten, Legenden, Fachausdrücken beständig aufmarschfähig in seinem Kopf herumzutragen.

Während die bekannten kunstgeschichtlichen Handbücher von Woermann, Springer und Lübke dem Leser größtenteils nur eine Menge ihm häufig wesenloser Namen und Daten bieten, beschränkt sich Karl Voll in seiner „Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen" (1. Band: Altniederländische und altdeutsche Meister. Süddeutsche Monatshefte, München) von vornherein auf eine geringe Anzahl charakteristischer und deutlich reproduzierter Einzelbilder, die äußerst praktisch so angeordnet sind, daß man sie während des Lesens beständig vor Augen haben kann. Auch will der Verfasser weniger Geschichte lehren als in der Betrachtung alter Bilder unterweisen, Genuß und Freude an ihnen vertiefen. Da aber vor einem Bilde alle Ausdrücke der Betrachtung relativ sind, so ergeben sich ganz natürlich aus der Einzelbehandlung auch Beziehungen der besprochenen Werke untereinander, und bei richtiger Auswahl und Anordnung, wie sie hier getroffen sind, kommt eine Entwicklungsgeschichte heraus, deren Aufbau der Leser gleichsam selber miterlebt. Volls eminente pädago-

gische Begabung zeigt sich in diesem Buche glänzender als je, er bevormundet nie, sondern erregt Aufmerksamkeit, läßt den Leser selbst finden oder ergänzen und macht es ihm auf diese Weise möglich, auch andere, ihm bekannte Bilder in den gegebenen Zusammenhang selbständig einzuordnen. Und niemals ist es ihm um bloße Exemplifizierung ästhetischer oder historischer Tatsachen zu tun. Werke wie Art der Künstler sind mit einer besonnenen, männlichen und dauerhaften Liebe erfaßt, und die aus der Tiefe dieser Empfindung gehobene, bedachtsam gewählte, von unfruchtbarer Ästhetisiererei wie dilettantisch begeistertem Gerede gleich entfernte Ausdrucksweise ist besonders geeignet, im Leser des vortrefflich ausgestatteten und nicht teuren Buches ein Echo verständnisvoller Liebe und bewundernder Schätzung für alte Kunst zu erwecken.

Man wird nicht oft an Essaybänden eine so ungetrübte Freude wie an Karl Schefflers „Henry van de Velde" erleben (Leipzig, Inselverlag). Selten ist auch eine so kluge, klare und gerecht abwägende Charakteristik eines lebenden, noch in voller Entwicklung begriffenen Künstlers gelungen. Sehr richtig ist in van de Velde das Individuell-Problematische, das tendenziös Herausfordernde, der Hang zum Artistischen, geistig Überkultivierten, aber auch das Zukunftsreiche, Fortwirkende, Mitreißende hervorgehoben, so daß wir infolge der umsichtigen Behandlung fast so etwas wie eine kleine Monographie der modernen Kunstbewegung bekommen. — Georg Dehios Aufsätze über Denkmalspflege („Kunsthistorische Aufsätze". R. Oldenbourg, München und Berlin) sollte jeder Laie kennen, dem eine würdige Erhaltung alten Kunstbestandes am Herzen liegt. Die übrigen Abhandlungen, obwohl durchweg von allgemeinem Interesse, setzen nachdenkliche und gut vorgebildete Leser voraus und zeigen einen strengen Fachgelehrten, der aus klaren Grundanschauungen mit Energie erfaßte Gedanken erfreulicherweise in vortrefflicher Form wiederzugeben weiß.

Verschiedenes.

Ein natürlicher Instinkt nötigt uns, gegenwärtig mehr denn je der Vergangenheit zu gedenken. Denn: „das Beste, das wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt". Um so dankbarer werden wir uns von einem temperamentvollen Interpreten wie Max Lenz fortreißen lassen, dessen „Kleine Historische Schriften" (R. Oldenbourg, München und Berlin) nunmehr in zweiter, um wertvolle Beiträge vermehrter Auflage vorliegen. — Ein Meisterstück im historischen Aufklärungsdienste ist „Die Genesis der Emser Depesche" von Richard Fester (Gebrüder Paetel, Berlin). Die scharfsinnigen Untersuchungen haben bei ihrer ersten Veröffentlichung in diesen Blättern berechtigtes Aufsehen erregt, doch dürften wir erst nach den Erfahrungen dieses Sommers zu ihrem vollen Verständnis reif geworden sein. Mit der kleinen Schrift kommt der Geist Bismarcks über uns, dessen hundertster Geburtstag vor der Tür steht. Daran möchte „Das Bismarckjahr" erinnern. So nennt sich eine hervorragende Sammlung von Abhandlungen namhafter Gelehrter (Max Lenz, Erich Marcks u. a.), die es sich zur Pflicht gemacht haben, das Festjahr würdig zu begehen (Verlag Broschek & Co., Hamburg).

Angesichts der großen Erlebnisse unserer Tage hat ein beträchtlicher Teil der gewohnheitsmäßigen Lektüre, weil aus Eitelkeit und Eigenliebe gewoben, nicht standhalten können. Das ist kein Schade, zumal wenn man bedenkt, wieviel vortreffliche Werke ihretwegen zurückgesetzt worden sind. So droht zum Beispiel die Samm-

lung „Thule", altnordische Dichtung und Prosa, herausgegeben von Professor Felix Niedner (Eugen Diederichs, Jena), aus Mangel an Beteiligung einzugehen, obschon sie besonders dem gegenwärtigen Bedürfnis nach gesunder Nahrung entgegenkommt. Diese ersten Novellen der Weltliteratur, die isländischen Sagas, aus vorchristlicher Zeit, ergreifen durch ihre biblische Einfachheit und Größe und sprechen gerade heute so unmittelbar zu uns, nicht als literarische Dokumente, sondern kraft ihrer Gradheit und ihres germanischen Wesens. Wir werden nicht verfehlen, sie demnächst in eingehender Weise zu würdigen. Ähnliches gilt, wenn auch nicht in gleichem Maße, von dem finnischen Nationalepos „Kalewala", das in der Übertragung Anton Schiefners (1852), von Martin Buber mit einem gehaltvollen Nachwort versehen herausgegeben wurde (Georg Müller, München). — Von der Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur" (Eugen Diederichs, Jena) sind weitere Bände erschienen, unter denen die „Plattdeutschen Märchen" Erwachsene durch ihren urwüchsigen, wenn auch oft derben Humor erfreuen werden. Recht ungeschickt erscheint dagegen die Auswahl „Russischer Märchen", während die „Chinesischen Märchen", teilweise außerordentlich charakteristisch, etwas starke Anleihen in der Mythologie machen.

Die Neuausgaben der Klassiker werden in diesem Jahre besonderen Zuspruch finden, da wir uns ernstlicher auf unsere nationalen Güter besinnen lernten. Die vornehme Gesamtausgabe von Brentanos Werken (Georg Müller, München) ließ zwei Bände Märchen folgen. Im selben Verlage bringt die monumentale Propyläenausgabe Goetheschen Werke die Aufzeichnungen des Jahres 1814 in einem Bande vereint. Der Inselverlag bietet den zweiten Band Hölderlin in hervorragendem Druck. Von Kants Werken (Bruno Cassirer, Berlin) liegen bislang vier Bände vor. Wir werden der vornehmen und preiswerten Ausgabe nach Erscheinen des Schlußbandes eine besondere Aufmerksamkeit widmen. — Außerordentlich willkommen werden die billigen Taschenausgaben von Storms Werken sein (Gebrüder Paetel, Berlin), von denen bereits drei Meisterstücke „Renate", „Carsten Curator" und die „Geschichten aus der Tonne" erschienen sind. — Auch die neue Auflage der „Dorf- und Schloßgeschichten" von Marie von Ebner-Eschenbach (Gebrüder Paetel, Berlin) dürften unser unvermindertes Interesse beanspruchen.

Die Kriegsliteratur hat bis auf den Tag leider noch wenig Erscheinungen von dauerndem Wert gezeitigt. Die hitzig auf den Markt geworfenen aktuellen Broschüren können uns wesentliche Bereicherung nicht bieten, denn sie tragen zu deutlich das Merkmal der Flüchtigkeit, und nationale Begeisterung ist hierfür keine Entschuldigung. Darunter leiden auch die politischen Flugschriften „Der deutsche Krieg", herausgegeben von Ernst Jäckh (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin), unter denen die wertvollen Beiträge von Hermann Oncken („Deutschlands Weltkrieg und die Deutsch-Amerikaner") und Gustav Roloff („Deutschland und Rußland im Widerstreit seit 200 Jahren") Ausnahmen sind. Viel mehr Gewinn werden wir von solchen Schriften haben, die uns wie „Im Julifeldzug 1913 auf dem Balkan" von Ludwig Schliep (Gebrüder Paetel, Berlin) eine anschauliche Vorstellung des modernen Krieges vermitteln. Wer sich jedoch im vollen Ernste über die Mittel der Kriegführung orientieren will, wird in dem Bande „Technik des Kriegswesens" aus der Hinnebergschen Enzyklopädie „Die Kultur der Gegenwart" gewissenhafte Belehrung finden.

Uhlands Briefwechsel. Im Auftrag des Schwäbischen Schillervereins herausgegeben von Julius Hartmann. Dritter Teil: 1834 bis 1850. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1914. (Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins, Band VI.)

Diesmal hat es zwei Jahre gedauert, bis dem zweiten Bande der dritte nachfolgen konnte. Er enthält wieder über 800 Nummern, nicht ganz die Hälfte Briefe Uhlands selbst; diese sind wie in den früheren Bänden vollständig gegeben, die Briefe an Uhland im Auszug, vollständig neu da, wo Inhalt oder Ausdruck einem Briefe ganz besondere Bedeutung verleihen. Der Dichter Uhland hat in dem ersten Jahre, das in diesen Band fällt, in dem herrlichen Sommer 1834 die reichste und glänzendste Nachblüte seiner Dichtung erlebt, zwanzig Lieder und Balladen, die zu seinen schönsten zählen: die Briefe reden kaum davon. Wohl aber ist von Uhlands Dichtung die Rede in der lebhaften Korrespondenz mit Cotta, der Jahr für Jahr, mitunter mehrmals, für eine neue Auflage der Gedichte zu sorgen hatte; diese geschäftsmäßigen Zeilen sind Zeugnis für ein auf beiden Seiten gleich erfreuliches Verhältnis zwischen Schriftsteller und Verleger — aber auch ein Zeugnis gegen die gehässige Bemerkung Robert Mohls, Uhland habe von dem Gelde seiner Frau gelebt, denn bei ihm hat sich wirklich das Gold der Dichtung in metallisches umgesetzt. Aber auch über den Gebrauch der reichlichen Einkünfte zu Zwecken edler Wohltätigkeit erfahren wir gelegentlich etwas, gewiß weit seltener, als solcher Gebrauch wirklich gemacht worden ist. So hat Uhland mehrmals bedürftigen Fachgenossen ausgeholfen; daß die Pfarrerstochter Luise Pichler in Möfsingen zur Schriftstellerin wurde, um ihrem kranken Vater zu helfen, hatten wir gewußt, nicht aber, daß Uhland nach dessen Tode auf die Bitte der Tochter, eine Schuld des Vaters zu stunden, den Schuldschein kurzerhand zurückgegeben hat. Dagegen war er nicht ebenso entgegenkommend, wenn junge Poesiebeflissene mit der Bitte um Empfehlung an ihn kamen. Bald hat er sich auf eine Beurteilung ihrer Versuche eingelassen, bald nicht: öfters zur Veröffentlichung in Zeitschrif.en, nicht in Gedichtbänden geraten; immer aber von der Ergreifung des schriftstellerischen Berufs abgeraten — er hatte an sich selbst erfahren, wie bald der poetische Quell versiegen mochte. Eine Mahnung an einen Schweizer Dichter ist vielleicht zurzeit nicht unwert, wiederholt zu werden: „Es ist natürlich, daß ein Dichter dieser Kriege die für ihre Freiheit kämpfenden Schweizer zu seinen Helden macht, allein diese können nicht gewinnen, wenn ihre Gegner gar keines Kampfes wert erscheinen, wenn dort alles herrlich und tadellos, hier alles verächtlich ist." Das Hauptinteresse des Bandes (von Persönlichem abgesehen, das uns zum guten Teile schon durch das Gedenkbuch von Uhlands Frau bekannt war) beansprucht die große Arbeit an der Volksliedersammlung, wegen deren Uhland so manche Reisen gemacht und noch mehr Briefe geschrieben hat; daneben zu Anfang noch die Sagenforschungen; es mag erwähnenswert sein, daß Uhland schon 1842 bei der Erkenntnis angelangt war, daß in der Siegfriedsage kein Naturmythus zu finden sei. Weniger Raum als früher beansprucht die Politik; auch die landständische Arbeit von 1833 bis 1838 tritt in den Briefen wenig hervor, auffallend wenig auch die Frankfurter Tätigkeit 1848 f. mit ihrem Nachspiel 1850. Man glaubt zu sehen, daß Uhland schon sehr resigniert ist, seine Pflicht unerschütterlich tut, aber wenig oder nichts mehr hofft; wie er denn auch alle Aufforderungen zur Beteiligung an Vereinen, Zeitschriften und dergleichen höflich-gemessen abgelehnt hat. Daß doch alle so viel Selbsterkenntnis hätten wie er, der 1849 auf das Ansinnen, an seines Freundes Duvernoy Stelle Minister des Innern zu werden, geschrieben und unterstrichen hat: „kein Zoll zu einem Minister!" Von wichtigeren Korrespondenten des Bandes mögen erwähnt sein: Uhlands Frau, seine Schwäger Meyer und Noser; von Freunden tritt Kerner, wie schon im zweiten Bande, stark zurück neben Schwab und Mayer, dem vielleicht in allen Dingen nächststehenden Genossen; bedeutend ist die Zahl der Gelehrten, mit denen Uhland Briefe gewechselt hat, es mögen genannt sein: A. Keller, Stälin, Laßberg, beide Grimm, Lachmann, Haupt, Franz Pfeiffer, Ferdinand Wolf, Schreiber, Schorn, Orelli, Götzinger, Böhmer, Joachim Meyer. Bewundernswert, wie immer, ist die Menge der reichsten und reifsten Anmerkungen, mit denen der Herausgeber als ein wahrer Pantokrator der Uhlandkunde großes und kleines erläutert und uns lebendig gemacht hat. Auch der Bilderschmuck des Bandes darf erwähnt werden: fünf Bildnisse des Dichters selbst, ein weiteres mit seiner Frau; entfernter gehören her: Kerner, Schwab, Varnhagen, Pfeiffer, Georg von Cotta; Uhlands Wohnhaus (von 1836 an) besieht man sich um so lieber, als seine heutige Nachbarschaft wesentlich verändert ist — wär doch seine vorhergehende Wohnung in der Münzgasse auch gegeben worden an Stelle des allbekannten phrasenhaften Triumviratsbildes Uhland – Schwab – Kerner! – Der vierte Band wird uns höchst erfreulicherweise schon für 1915 versprochen; er soll

den Lebensabschluß von 1851 bis 1862 enthalten nebst einem ausführlichen Register zu allen vier Bänden. Möchten über seinem Erscheinen glückliche Sterne leuchten! *qp.*

Das moderne Portugal. Von Gustav Diercks. Veröffentlichungen des Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur (E. V.), Abteilung 38, Band 1. Berlin, Hermann Paetel Verlag. 1913.

Es läßt sich ohne wesentliche Übertreibung sagen, daß der Portwein und Eröning Manuel ungefähr das einzige sind, was man in Deutschland von dem modernen Portugal kennt. Über seine ruhmreiche Vergangenheit, seine großen Seefahrer und allenfalls auch über den Dichter der Lusiaden, Camões, ist man freilich zumeist ein wenig unterrichtet. Von den Ursachen seines Verfalls weiß man soviel, daß der Klerikalismus und die Vertreibung der Juden dabei eine Rolle gespielt haben. Im allgemeinen ist aber wohl in Deutschland Portugal der unbekannteste europäische Staat. Die Lektüre des Dierckschen Buches hat daher fast den Wert einer Entdeckungsreise. In klarer und vornehmer Sprache und mit feinem Verständnis für die portugiesische Eigenart gewährt uns der Verfasser einen umfassenden Überblick über das Land und seine materielle und geistige Kultur. Das hübsch ausgestattete Buch ist ein populärwissenschaftliches Werk im besten Sinne des Wortes: weder eine der üblichen auf flüchtigen Eindrücken aufgebauten Reisebeschreibungen noch eine rein kompilatorische Arbeit, sondern eine Darstellung, die offenbar auf eingehenden eigenen Studien des Verfassers beruht. Man bedauert es daher fast, daß keine Literaturangaben beigefügt sind, die dem Werke auch äußerlich den Stempel strenger Wissenschaftlichkeit aufgedrückt hätten. *ew.*

Nikolaus von Philippowich. Das Leben und Wirken eines österreichischen Offiziers. Wien, Herold. 1913.

In diesem mit 15 farbigen Bildern und 17 Schwarz-Weiß-Zeichnungen geschmückten Buch erzählt Eugen von Philippowich die Geschichte seines Vaters Nikolaus (1795–1858). Dieser hat als junger Offizier 1826 den See-Zug gegen die Piraten des Mittelmeeres mitgemacht, ist auf Bitten des Sultans Mahmud der hohen Pforte als Festungsbauer zur Verfügung gestellt worden, hat den Kaiserstaat in Belgrad vertreten und das erste Dampfschiff durch das eiserne Tor geführt. 1848–1851 kämpfte er als General gegen die Magyaren, wurde mit dem Rothschen Korps zur Übergabe genötigt (wodurch übrigens 6000 Mann vor der Wut des Volkes gerettet wurden) und erlangte nach Görgeis Kapitulation bei Vilagos die Freiheit wieder. Eine Untersuchung über die Vorgänge endigte mit Niederschlagung, was aber sowohl Roth als Philippowich ungnügend, ja als eine Schmach empfanden, weil das Rothsche Korps vom Hauptheer im Stich gelassen und so dem Verderben überliefert worden war. Nachher wurde Philippowich zum Feldmarschalleutnant und Divisionär in Siebenbürgen ernannt, mußte aber wegen Krankheit den Abschied nehmen und starb an den Folgen eines Schlaganfalls. Im Lebenslauf des trefflichen, auch künstlerisch veranlagten Mannes spiegelt ein Stück interessanter Zeitgeschichte. *s.*

Deutschland im Orient nach dem Balkankrieg. Von Dr. Ernst Jäckh. München, Martin Mörike. 1913.

Diese dem Gedächtnis des Staatssekretärs Alfred v. Kiderlen gewidmete Schrift eines Mannes, der den Orient und die Türken aus eigener wiederholter Anschauung kennt, sucht die große Bedeutung, welche der Orient für unser Wirtschaftsleben hat, an der Hand politischer und wirtschaftlicher Momente klar zu legen. „Wenn ich ein Deutscher wäre, hat der Engländer Johnston gesagt, so würde ich in meinen Zukunftsträumen ein großes deutsch-österreichisch-türkisches Reich sehen, mit vielleicht zwei Haupthandelshäfen: der eine Hamburg, der andere Konstantinopel." Wie richtig diese Zukunftsperspektiven an sich sind, wie eng unser nationales Gedeihen mit dem Bestand einer unabhängigen und blühenden Türkei verkettet ist, das hat sich in dem furchtbaren Weltkrieg von 1914 handgreiflich der Welt aufgedrängt; in diesem Verhältnisse liegt einer der Gründe des Krieges. Darum ist die Schrift auch jetzt noch lesenswert, auch in den dem Balkankrieg und seinen Greueln gewidmeten Partien. Dagegen stellt es dem politischen Scharfblick des Verfassers kein ganz günstiges Zeugnis aus, daß er Seite 137 schreibt: „Der Dreiverband lockert, der Dreibund festigt sich." Bekanntlich hat der August 1914 das genaue Gegenteil erwiesen. *ys.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Dietrich. — Betrieb-Wissenschaft. Von Rudolf Dietrich. 801 S. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1914.

Eißfeldt. — Israels Geschichte. Von Lic. Otto Eißfeldt, Pastor und Privatdozent in Berlin. (Praktische Bibelerklärung, Reihe VI, Heft 4.) 52 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1914.

Eucken. — Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes. Von Rudolf Eucken. (Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, Heft 8.) 23 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1914.

Fernau. — Die französische Demokratie. Sozialpolitische Studien aus Frankreichs Kulturwerkstatt von Hermann Fernau. 351 S. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1914.

Franke. — Deutschland und England in Ostasien. Von Otto Franke. (Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren.) 23 S. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1914.

Freiheit und Arbeit. Ein Dichterbuch. Mit Selbstbiographien, 31 Bildnissen und Faksimiles sowie einem Kunstbilde von J. Répin. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Fresa. — Der Wiener Kongreß. Nach Aufzeichnungen von Teilnehmern und Mitarbeitern herausgegeben von Friedrich Fresa. 367 S. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Frölich. — Die Stellung der deutschen Maschinenindustrie im deutschen Wirtschaftsleben und auf dem Weltmarkte. Von Dipl.-Ing. Fr. Frölich. 51 S. Berlin, Julius Springer. 1914.

Fulda. — Amerikanische Eindrücke. Von Ludwig Fulda. Dritte und vierte, vermehrte Auflage. 320 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

Ganghofer. — Eiserne Zither. Kriegslieder von Ludwig Ganghofer. 94 S. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 1914.

Grothe. — Deutschland, die Türkei und der Islam. Ein Beitrag zu den Grundlinien der deutschen Weltpolitik im islamischen Orient. Von Hugo Grothe. Leipzig, S. Hirzel. 1914.

Kalewala, das National-Epos der Finnen. Nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner. 482 S. München, Georg Müller. 1914.

Keller. — Meister Frantzn Schmidts Nachrichters inn Nürmberg all sein Richten. Nach der Handschrift herausgegeben und eingeleitet von Albrecht Keller. Leipzig, Wilhelm Heims Verlag. 1913.

Lilienfein. — Die Herzogin von Palliano. Ein Drama in drei Akten. Von Heinrich Lilienfein. 128 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

Losch. — Englands Schwäche und Deutschlands Stärke. Von Hermann Losch. (Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, Heft 10.) 28 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1914.

Mackay. China, die Republik der Mitte. Ihre Probleme und Aussichten. Von Dr. V. v. Freiherr v. Mackay. Mit 19 Nachbildungen chinesischer Originale. 264 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

Marti. — Die liebe alte Straße. Roman aus der neueren Kulturgeschichte der Schweiz. Von Ernst Marti. 275 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Mohr. — Feldbriefe von Heinrich Mohr. Dritter Brief: An unsere Helden im Feld. 16 S. Vierter Brief: Von unsern Toten. 16 S. Fünfter Brief: An unsere Helden im Lazarett. 16 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbandlung. O. J.

Nilsson. — Die volkstümlichen Feste des Jahres. Von Professor Martin P. Nilsson in Lund (Schweden). (Religionsgeschichtliche Volksbücher, Reihe III, Heft 17/18). 76 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1914.

Oncken. — Deutschlands Weltkrieg und die Deutschamerikaner. Von Hermann Oncken. (Der Deutsche Krieg, Heft 6). 23 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Roelli. — Die Geschichte des Jochem Steiner. Nach Tagebuchblättern und Aufzeichnungen des Jochem Steiner, herausgegeben von Hans Roelli, St. Gallen. 252 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Roloff. — Deutschland und Rußland im Widerstreit seit 200 Jahren. Von Prof. Dr. Gustav Roloff. (Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, Heft 9.) 31 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1914.

Rosen. — Der große Krieg. Ein Anekdotenbuch. Herausgegeben von Erwin Rosen. Erster Teil. 296 S. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Schillerverein, Schwäbischer. Marbach-Stuttgart. Achtzehnter Rechenschaftsbericht über das Jahr 1. April 1913/14. 132 S. Marbach a. N., A. Remppis. 1914.

Schmidt. — Die russische Sphinx. Von Axel Schmidt. (Der Deutsche Krieg, Heft 7.) 32 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1914.

Sebastian. — Wach auf! Weckruf an das deutsche Volk. Von P. Sebastian von der O. S. B. 18 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbandlung. O. J.

Sosnosky. — Die Balkanpolitik Oesterreich-Ungarns seit 1866. Von Theodor von Sosnosky. Zweiter Band. Mit einer Karte. 405 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1914.

Storm. — Geschichten aus der Tonne. Von Theodor Storm. Taschenausgabe. 173 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Herausgegeben von Professor Felix Niedner. Einleitungsband: Felix Niedner, Islands Kultur zur Wikingerzeit. Mit 24 Ansichten und 2 Karten. 188 S. Erster Band: Edda. Erster Teil: Heldendichtung; übertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Andreas Heusler. 192 S. — Dritter Band: Die Geschichte vom Skalden Egil; übertragen von Felix Niedner. 268 S. Vierter Band: Die Geschichte vom weisen Njal. Mit einer Karte; übertragen von Andreas Heusler. 392 S. — Fünfter Band: Die Geschichte von dem starken Grettir, dem Geächteten; übertragen von Paul Herrmann. Mit 8 Ansichten und einer Karte. 257 S. — Sechster Band: Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswasserial. Mit zwei Beilagen; übertragen von Rudolf Meißner. 237 S. — Zwölfter Band: Sieben Geschicht n von den Island-Familien; übertragen von Gustav Neckel. 161 S. — Dreizehnter Band: Grönländer und Färinger Geschichten; übertragen von Erich von Mendelssohn. 355 S. Jena, Eugen Diederichs. 1912—1914.

Uhlands Briefwechsel. Im Auftrag des Schwäbischen Schillervereins herausgegeben von Julius Hartmann. Dritter Teil. 1834—1850. 480 S. (Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins.) Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

Vogt. Durch Kampf zum Sieg! Deutsche Worte für den deutschen Krieger. Gesammelt und herausgegeben von Wilhelm Vogt. 39 S. Hirschberg i. Schl. Kühn'sche Buchhandlung. 1914.

Weltpolitik. Deutsche, und kein Krieg! Von ***. 97 S. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1913.

Winterstetten. — Berlin—Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. Von Dr. K. von Winterstetten. 7. Auflage. 80 S. München, J. F. Lehmann's Verlag. 1914.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.161

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY